

Klingsor

SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT

GELEITET VON HEINRICH ZILLICH

DRITTES JAHR

JANUAR BIS DEZEMBER

1926

Klingsor-Verlag Kronstadt

Inhaltsverzeichnis

Gedichte, Sprüche, Aphorismen

Áprily Ludwig, Zwei Gedichte 211
Basil Otto, Dorfkirche 87
Behrens Ruth, Spukhafte Nacht 292
Blaga Lucian, Im großen Vergehen 1
Draser Julius, Haus im Herbst 436
Folberth Otto, Gedanken 111
In deines Atems Tau 140
Du und ich, Vier Sonette 478
Forek Karl, Die Einsamkeit flieht 13
Geist Rudolf, Das Brothaus 64
Hajek Egon, Gedichte 325
Huchel Helmut, Abend der Empfängnis 99
Käſtner Viktor, Wäjelid 461
Klöß Hermann, Neue Psalmen 45
Kühlbrand Ernst, Kurzschlüsse 245
Ludwig Hans, Resignation 23
Maurer Georg, Gedichte 135
Meschendörfer Adolf, Gedichte 125
Gedichte 474
Nußbächer Konrad, Tömöschland 336
Orend Misch, Sprüche 149
Reményik Alexander, Oft ist mir bang 205
Silex Konrad, Epigramme 486
Schmidl Leo, Klage 73
Sturmann Manfred, Kindheit 33
Mittag 264
Wühr Hans, Der Zaungast 275
Zarek Kurt, „Revolution“ 154
Zillich Heinrich, Gedichte 171
Siebenbürgische Großbauern 285
Zintz Heinrich, Gedichte 375

Skizzen, Erzählungen, Novellen, Schilderungen

Capesius Bernhard, Der Gang der Zeit 457
Carlyle Thomas, Unmöglich 154
Dostojewski F. M., Aus einer Rede des Staretz Sossima 112
Folberth Otto, Genezareth 247
Gyallay Dominik, Das letzte Gefecht 205
Hajek Egon, Fragment aus einem siebenbürgischen Roman: Bakfark . . . 327

Seite
Jekelius Ernst jun., Siebenbürger Rumänen 183
Klöß Hermann, Joseph der Träumer 413
Kühlbrandt Ernst, Der Kettenhund 246
Leip Hans, Der tote Matrose 330
Marlin Josef, Dichterjugendland, Des Dichters eigene Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß, veröff. von K. K. Klein 64, 88, 140, 183, 228
Plato, Eros 235
Plattner Johann, Siebenbürgisch-sächsische Gestalten 165
Schuster Dutz, Der Amerikaner 373
Seidl Florian, Die Beichte 50
Sturmann Manfred, Krankheit 85
Wittstock Erwin, Wäschestrick und Friedenspfeife. 2
Erinnerungen zu Viktor Kästners 100. Geburtstag 463
Zarek Kurt, Bruder Matteo und Bruder Franz, Alten Quellen nacherzählt 265
Zillich Heinrich, Der Bauernpräfekt 286

Aufsätze, Essays, Sonstiges

Bickerich Viktor, Waldemar von Baußnern 73
Brandsch Heinz, Kleinarbeit im Rahmen des Allg. Sieb. D. Jugendbundes 301
Brandsch Rudolf, Politische Umschau 192
Capesius Bernhard, „Jon" von Rebreanu, Ein Beitrag zum Siebenbürgischen Menschen 271
Döpp-Vorwald Heinz, Gymnastik und Tanz 24
György Ludwig, Die geistige Lage der siebenbürgischen Ungarn seit 1919 . 257
Haas Hermann, Die Operette als Kunstgattung 108
Hajek Egon, Die Magie der Sprache, Eine Ergänzung als offener Brief an Erwin Reisner 105
Vom siebenbürgischen Menschen 137
Herrmann Alfred, Vom Industriemenschen 340
Der Brudermensch 434
Zusammenklang 487
Honigsheim Paul, Traum und Tragik deutscher Jugendbewegung 100
Jekelius Ernst jun., Sonnenthal in Hermannstadt 149
Klein Karl Kurt, Siebenbürgisch-Sächsische Volkskunde 345
v. Kleist Heinrich, Gebet bei Beginn einer Zeitung 252
Kereßtury Alexander, Die kulturelle Lage der Siebenbürger Rumänen in der Gegenwart 376
Lemeny Jon, Die Persönlichkeit Siebenbürgens 221
Was die Siebenbürger Rumänen von den Sachsen und Ungarn halten . 343
Ligeti Paul, Gebäudekritik 475
Möckel Konrad, Die Jugendfrage 296
Orend Misch, Die Volkslyrik der siebenbürgischen Zigeuner 223
Der Expressionismus und seine Überwindung 305
Petranu Coriolan, Die kunstgeschichtliche Stellung der rumänischen Denkmäler Siebenbürgens 173
Pomarius Alfred, Philosophie und Leben 29
Rasse und Kultur 266
Wesen und Formen unserer Religiosität 389, 427, 480

Seite
Rajka Ladislaus, Was die Ungarn von den Siebenbürger Sachsen halten. . 212
Reisner Erwin, Die Magie der Sprache 18
Ein philosophischer Präraffaelit 56
Christentum und Utopie 214
Bemerkungen zur neuen Körperkultur 309
Kirche und Staat als legitime Mächte, mit Nachwort von Paul Walser . 394
Rundfrage über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ 353
Schwarz Hans, Das Brukenthalmuseum, was es ist und was es sein könnte . 420
Sindel Ewald, Zu Erwin Reisners Ablehnung der neuen Körperkultur . . 437
Wildebrandt Arthur, Das „Besser-Machen“ 276
Wühr Hans, Die Zinne und die Kronstädter Maler 128
Zillich Heinrich, Zur Frage des deutschen Theaters in Rumänien 13
Panait Istrati 181
Die Jugendbundtagung in Heltau (26.—29. Juni) 292
Über Eduard Schullerus 337
Siebenbürgisch-Deutsche Presse 362
Was die Siebenbürger Sachsen von den Rumänen halten 384
Das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt und wir 445

Rundschau

Capesius Bernhard, Dr. med. Anghelescus „Privatschulgesetz“ 115
Eine sächsische Nummer des „Universul literar“ 199
Folberth Otto, Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ Eine Kritik . . . 276
Helikon 369
H. H. Die Baußnern-Feier 197
Hajek Egon, Paul Richters 3. Symphonie in g-moll. Uraufführung . . . 491
Klein K. K., Die Rundfrage über das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt . . 406
Krottmayer Robert, Kunstbrief 450
Ludwig Hans, Der Film und das Theater 35
Maurer Robert, Marosvécser Helikon 367
Menschendörfer Adolf, Der Pädagogische Kurs 370
Morres Eduard, Zum lithurgischen Kurs in Heldsdorf 317
Netoliczka Oskar G., Ausstellung Hans Eder 37
Ausstellung Lucia Demetriade Bălăcescu in Kronstadt 199
Ausstellung Josef Strohbach in Kronstadt 406
Nußbächer Konrad, Deutsches Operngastspiel in Rumänien 490
Orend Misch, Goethe in der ländlichen Fortbildungsschule 36
Zugewanderte 37
Der Dorfsäuerling 77
„Warum haben wir den Krieg verloren?“ 78
Unsere „Volksgestalter“ 116
Kunstüberschuß 156
Die Stipendien und die Theologiestudierenden 452
Pomarius Alfred, VII. Deutscher Ferienhochschulkurs in Hermannstadt . . . 404
Reisner Erwin, Die Sonntagsbeilage des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts 110
Hermann Plattner 449
Schiel Helene, Bemerkungen zum neuen Volkschullehrplan 407

Seite
Sindel Ewald, Die Hermannstädter Tagung des Bundes der deutschen Akademiker in Rumänien 451
Sigerus Fred, Glänzende Armut 453
Zillich Heinrich, „Der sächsischen Frau die sächsische Tracht" 34
Ostland 76
Die Hermannstädter 16 78
An den Herrn Stadtpfarrer von Kronstadt Dr. Viktor Glondys 114
Zur Schulreform 155
Welt und Tracht 155
Hans Eder 156
Jugendbundbewegung und Jugendbund 197
Siebenbürgische Diskussion 237
Vereinzelung unserer Geistigen 237
Sächsische Antisemiten 315
Rassentheoretiker 316
Die echte Tracht 316
„Bücher-Bund" 316
Heimatbuch 370
August Schuster, der praeceptor artium 408
Die Vertreterversammlung des Jugendbundes in Keisd 452
„Eine letzte Erwiderung an Klingsor" 492
Durch N. Jorga 494

Bücherbesprechungen

Beginnen auf den Seiten: 39, 79, 117, 157, 200, 239, 279, 318, 370, 411, 454, 494

Mitteilungen der Schriftleitung

Auf den Seiten: 44, 84, 124, 164, 204, 244, 284, 323, 372, 412, 456, 496

Bildbeilagen

Seite
Csaki-Copony Grete, Holzschnitt 1
Holzschnitt 285
Dürer Albrecht, Das tanzende Bauernpaar 85
Eder Hans, Holzschnitt 45
Nagy Imre, Holzschnitt 205
Bildnisse von: Bernhard Capesius 457
Hajek Egon 325
Klöß Hermann 413
Kühlbrand Ernst 245
Meschendörfer Adolf 125
Plattner Johann 165
Schuster Dutz 373

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR JANUAR 1926 HEFT 1

Im großen Vergehen

Von Lucian Blaga

Sonne im Zenite hält des Tages Wage.
Tief nach unten verschenkt sich der Himmel den Wassern.
Mit klugen Augen betrachten die Tiere
schreitend dahin und furchtlos
im Spiegel des Flusses den eigenen Schatten.
Gewölbe aus Laub überschwingen
ein volles Märchengefilde.

Nichts will anders sein, als es schon ist.
Nur mein Blut schreit in die Wälder
seiner verschollenen Kindheit nach,
wie ein alter Hirsch
nach der Hindin schreit, die im Tode entschwand.

Brach sie vielleicht unter Felsen zusammen,
ist sie vielleicht in die Erde versunken.
Kunde erwart ich vergebens von ihr.
Höhlen nur hallen,
Bäche verrinnen zur Tiefe.
Blut ohne Antwort —
O, wäre es Stille, ich hörte die Hindin
den Tod durchschreiten.

Weiter und weiter schwank ich des Weges —
und wie der Mörder mit einem Tuch
den besiegten Mund erstickt —
verstopfe ich mit der Faust alle Quellen,
damit sie für immer verstummen,
damit sie verstummen.

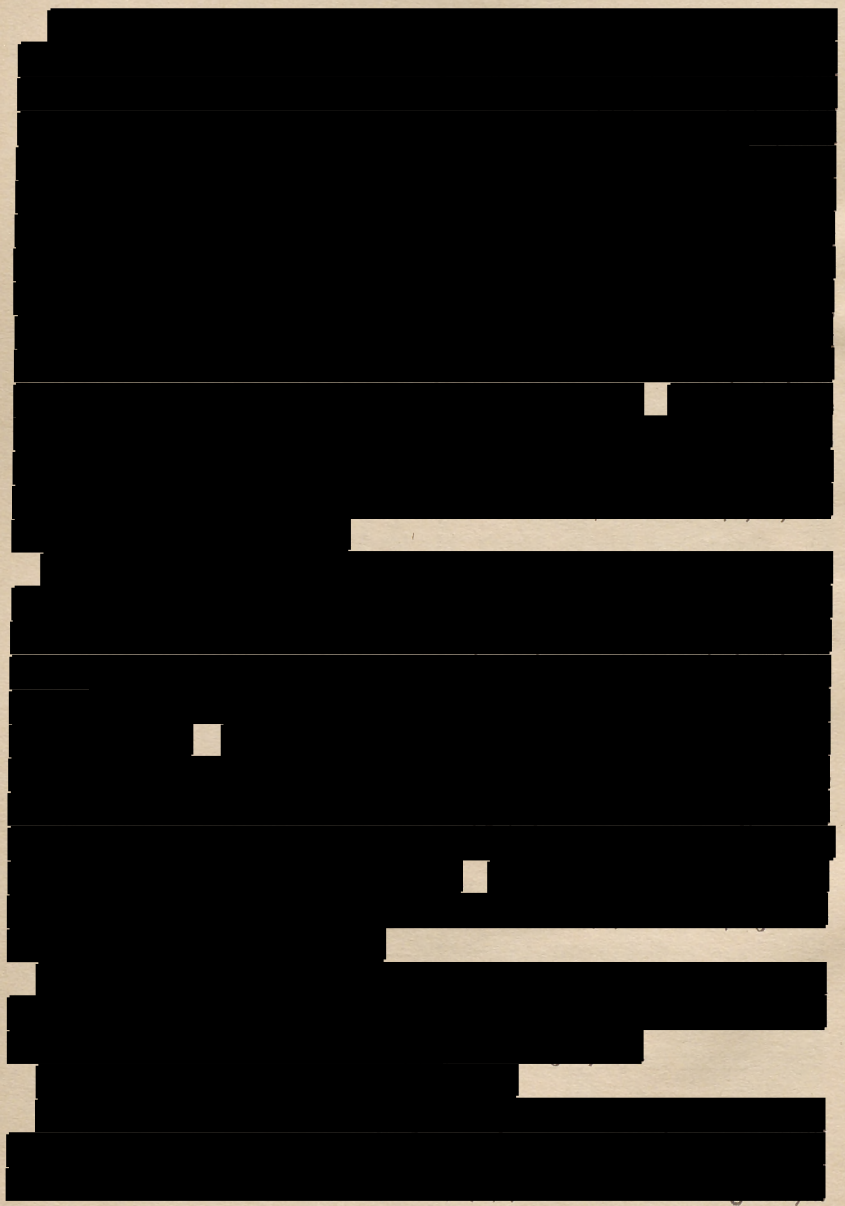
(Deutsch von H. Zillich)

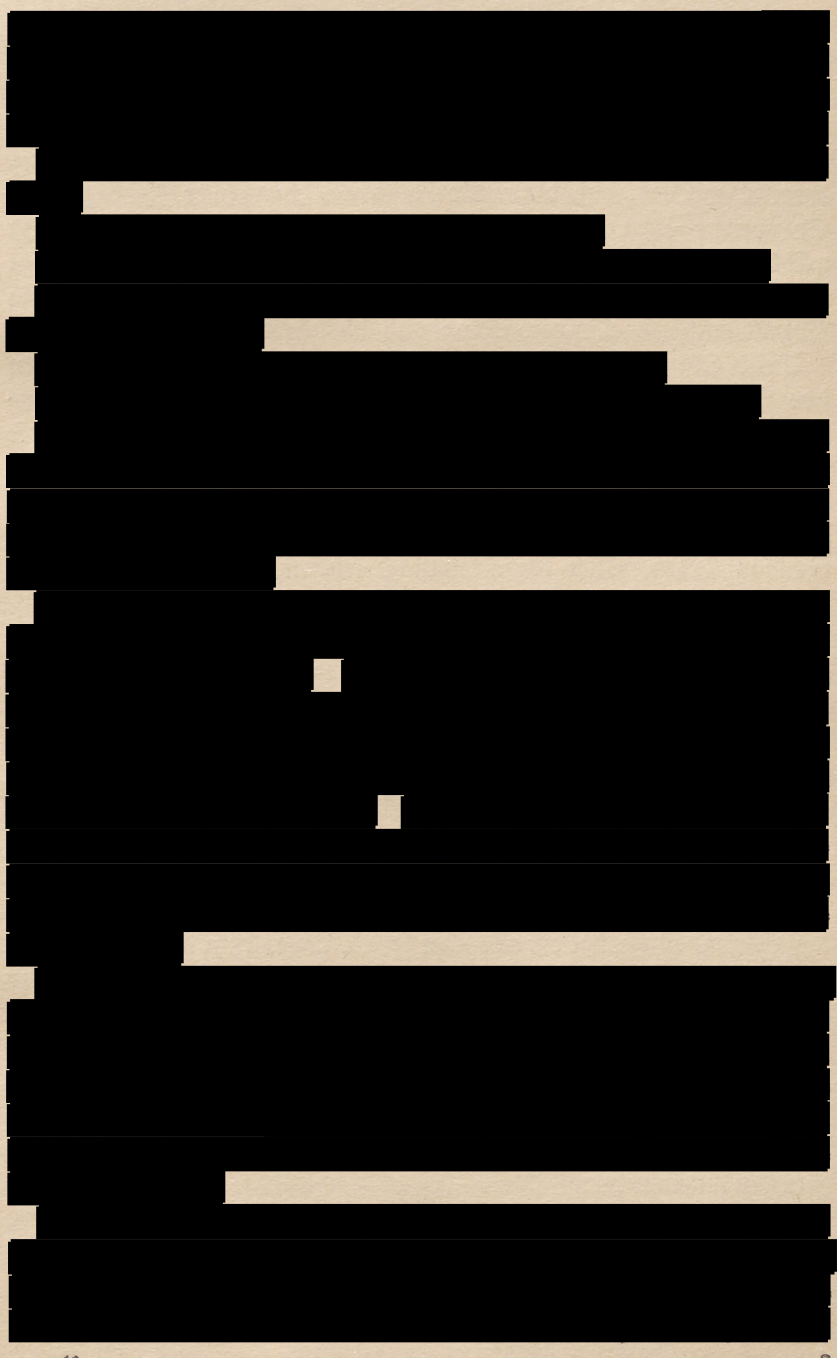
Markusdruckerei, Schäßburg

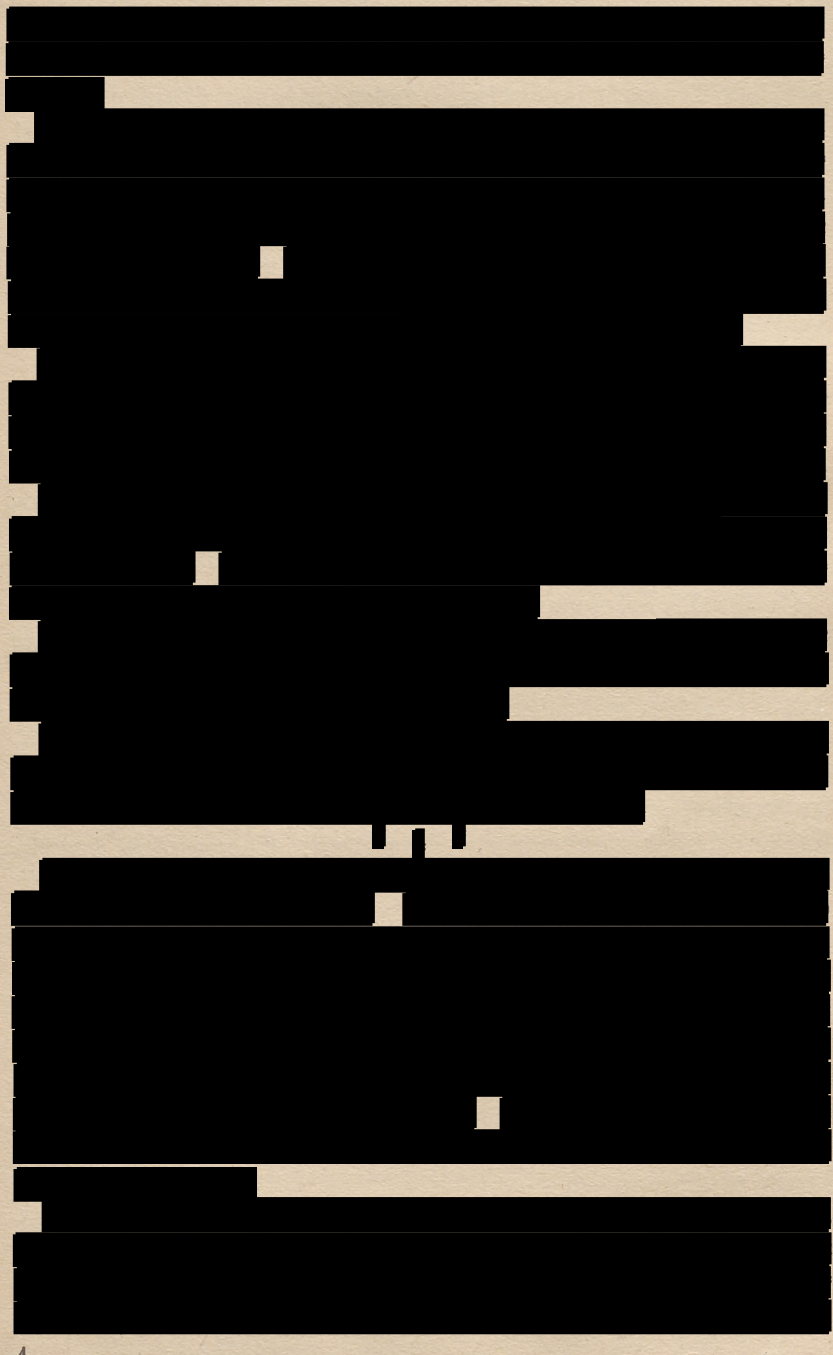


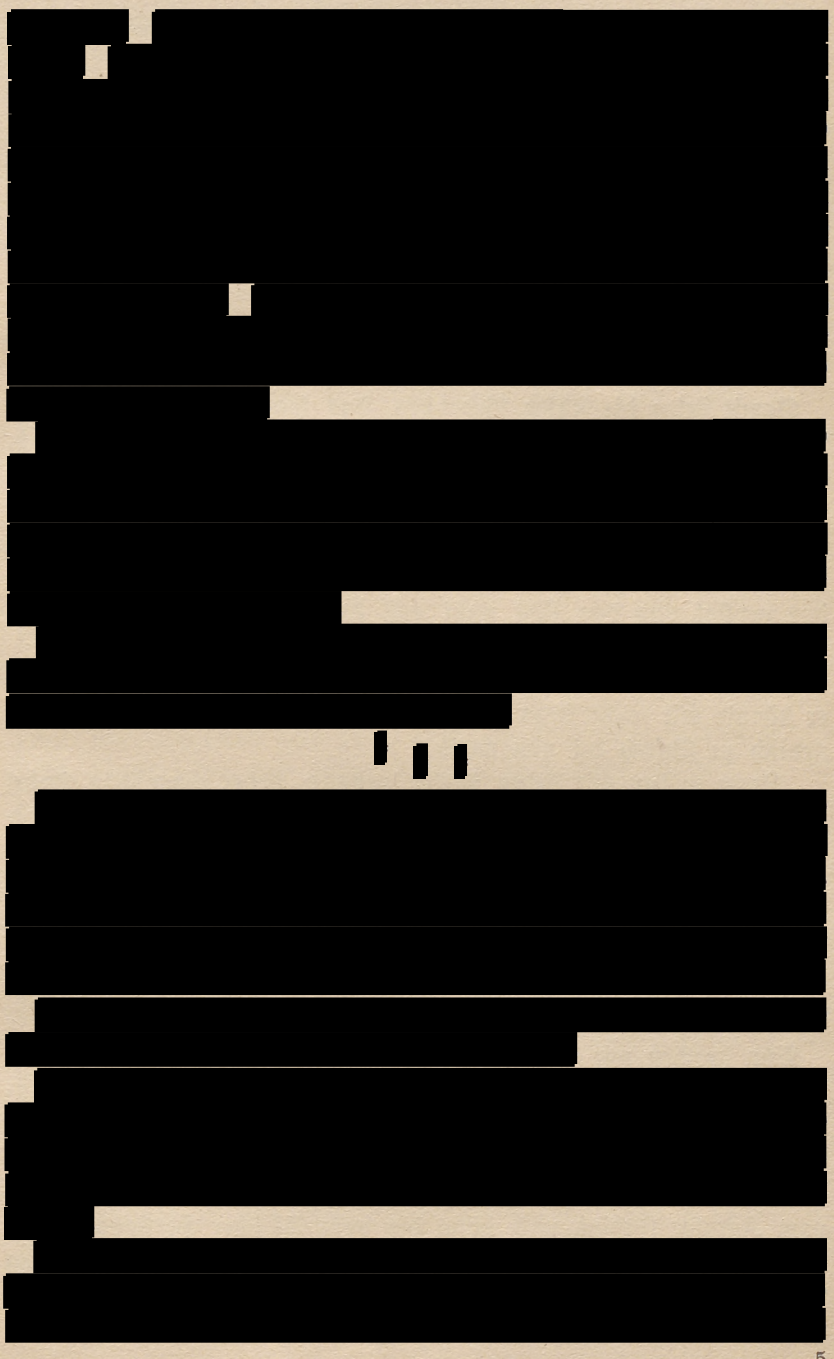
Wäscheſtrick und Friedenspfeife

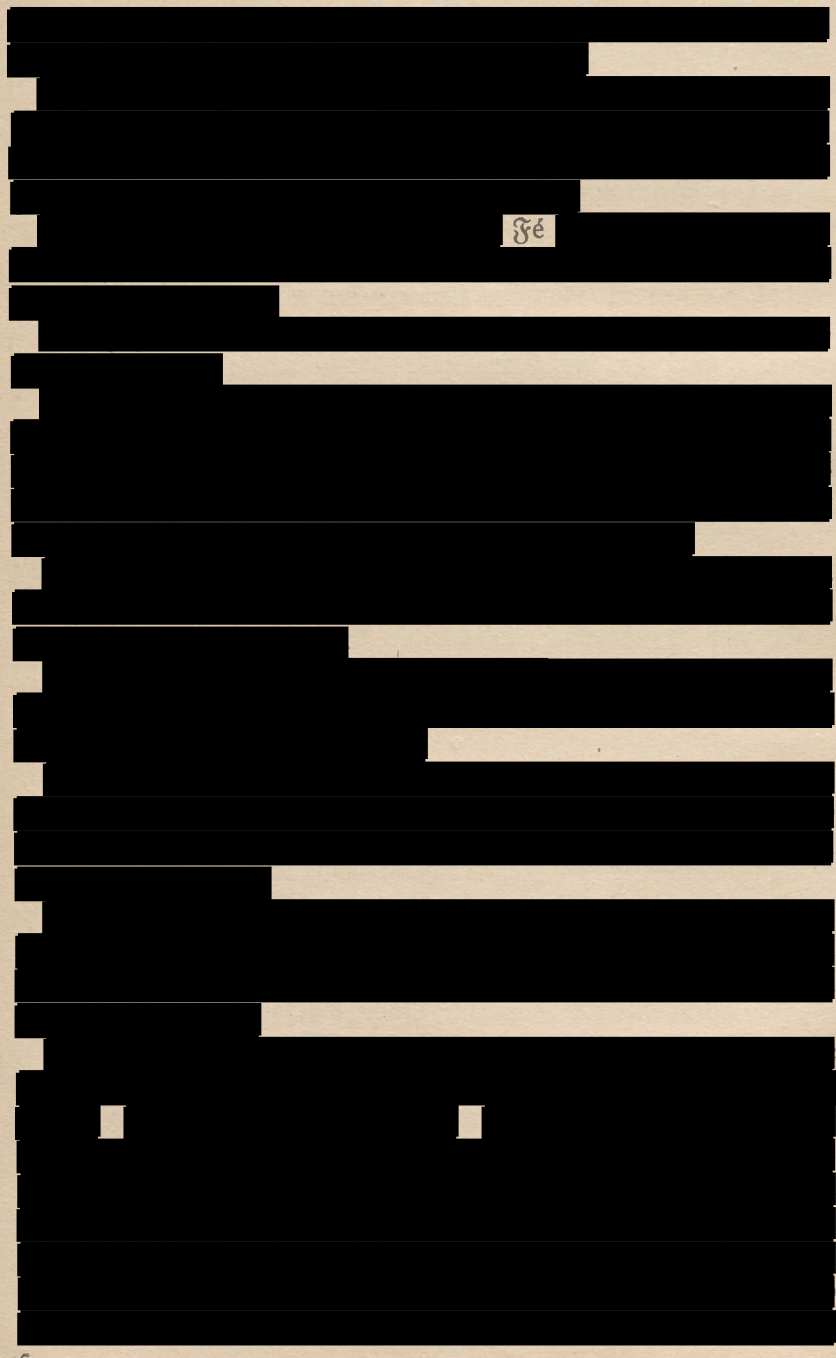
Von Erwin Wittſtock



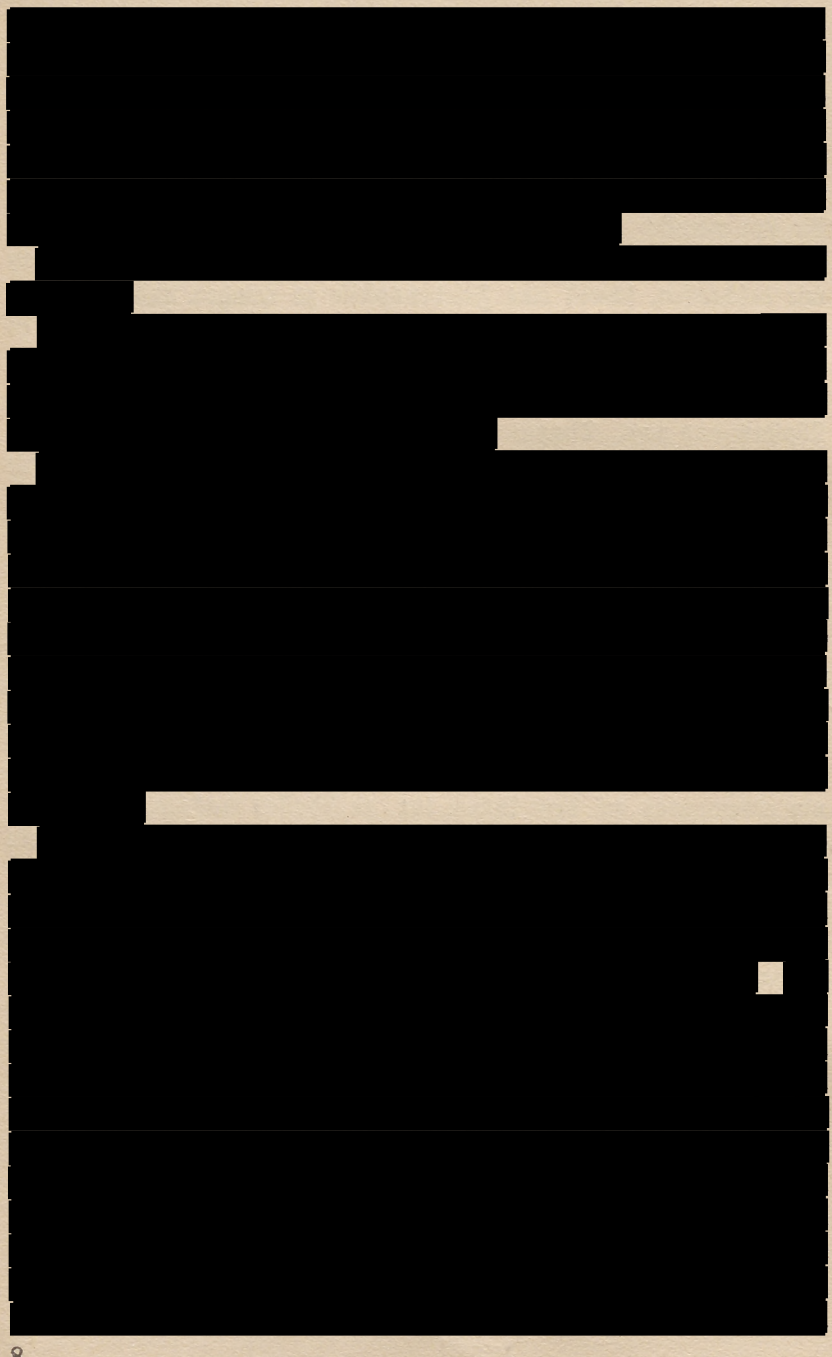


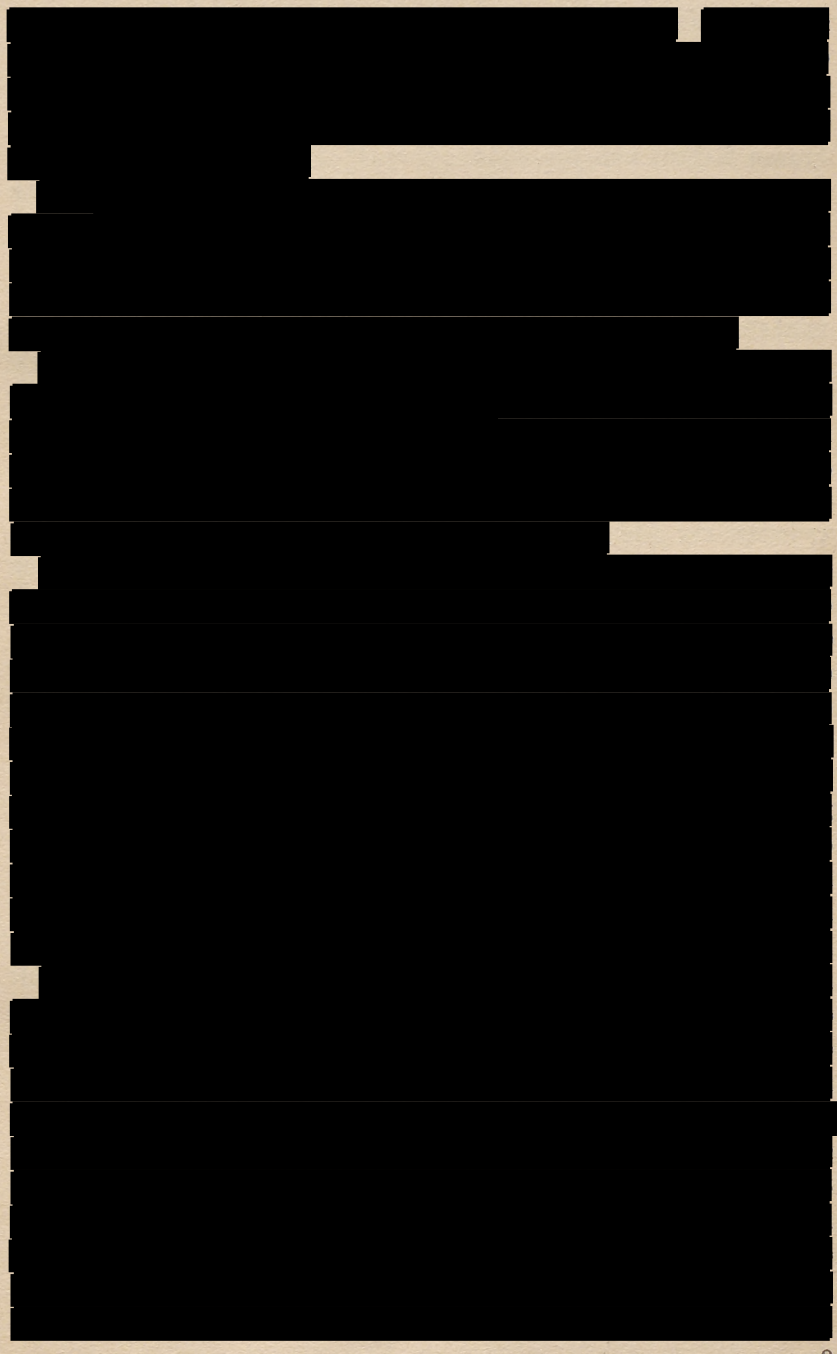


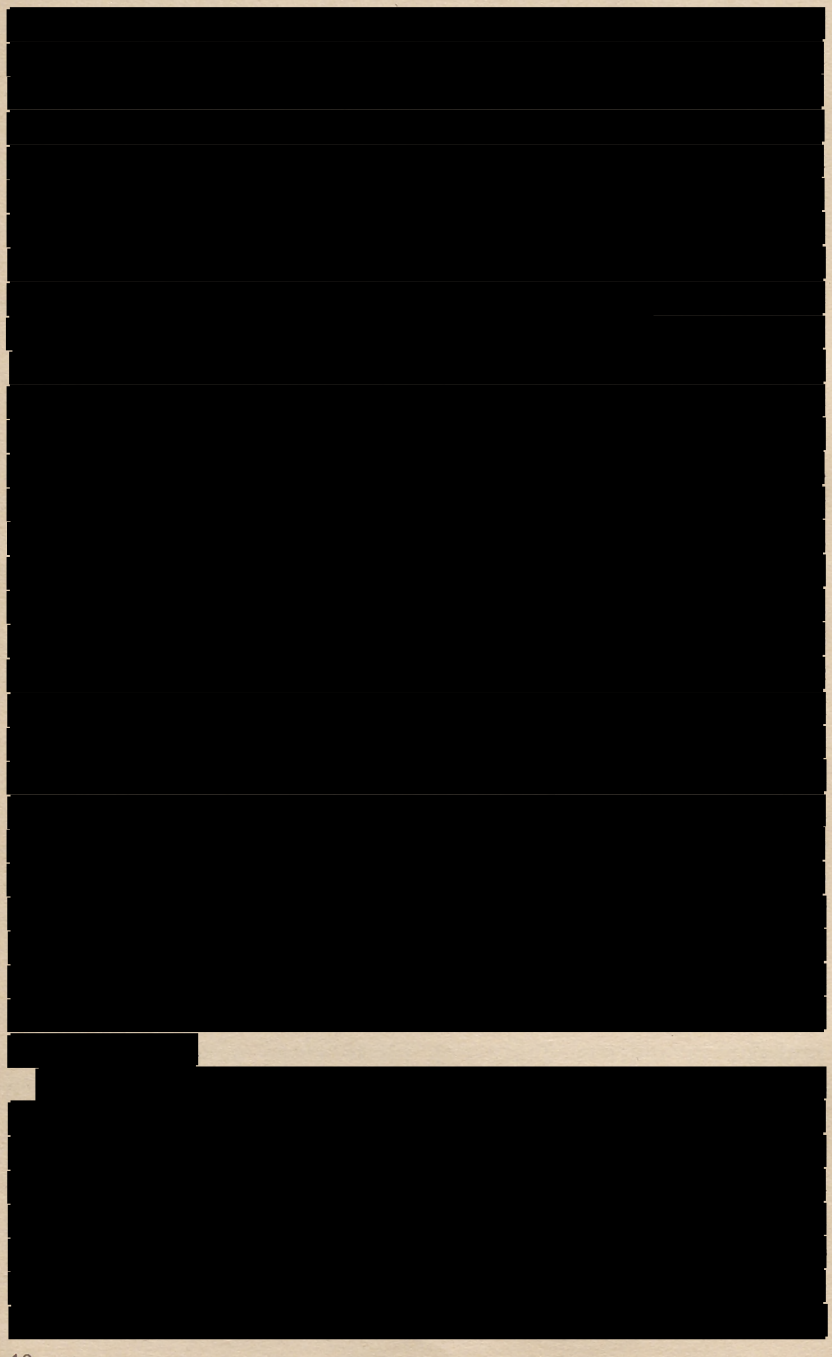


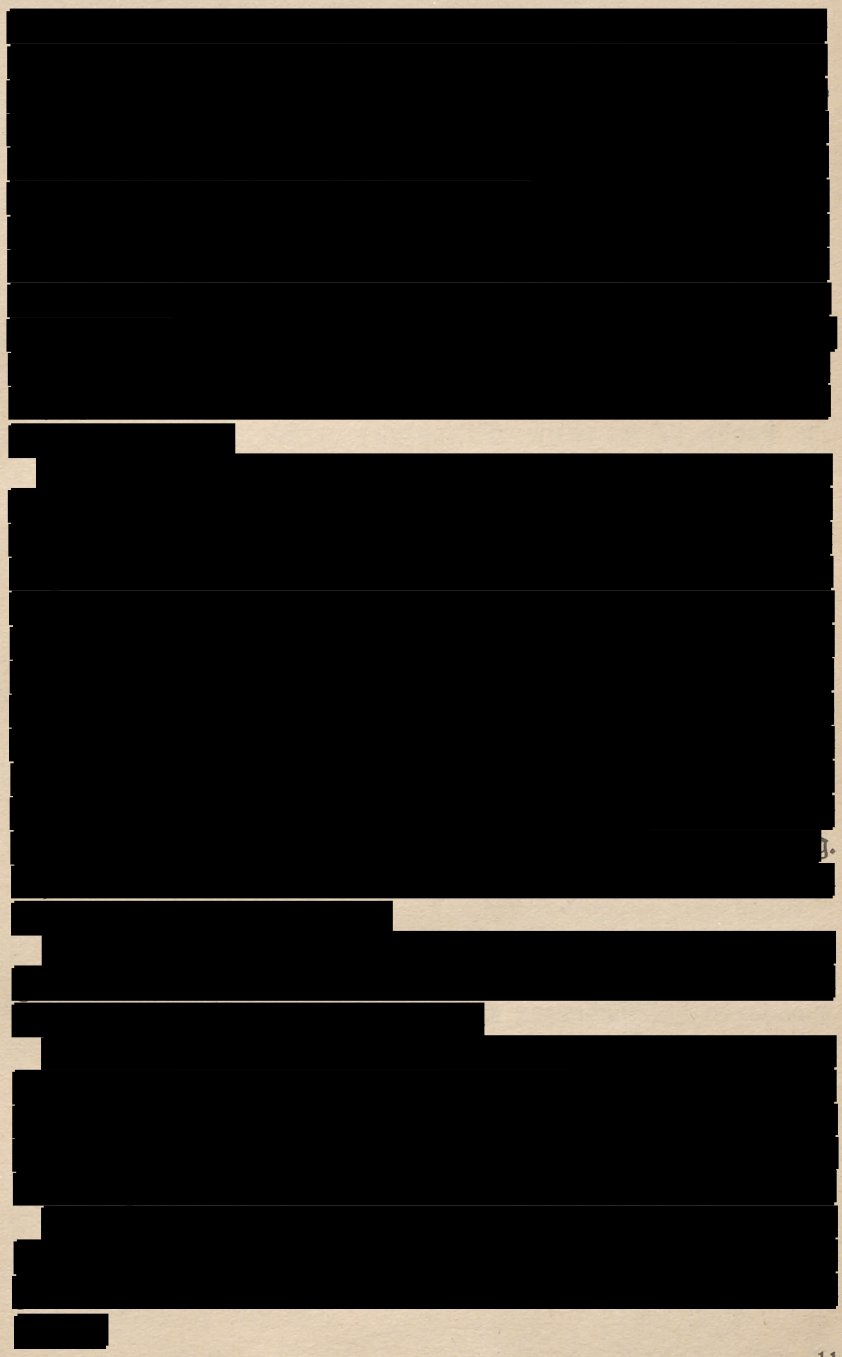

Fé

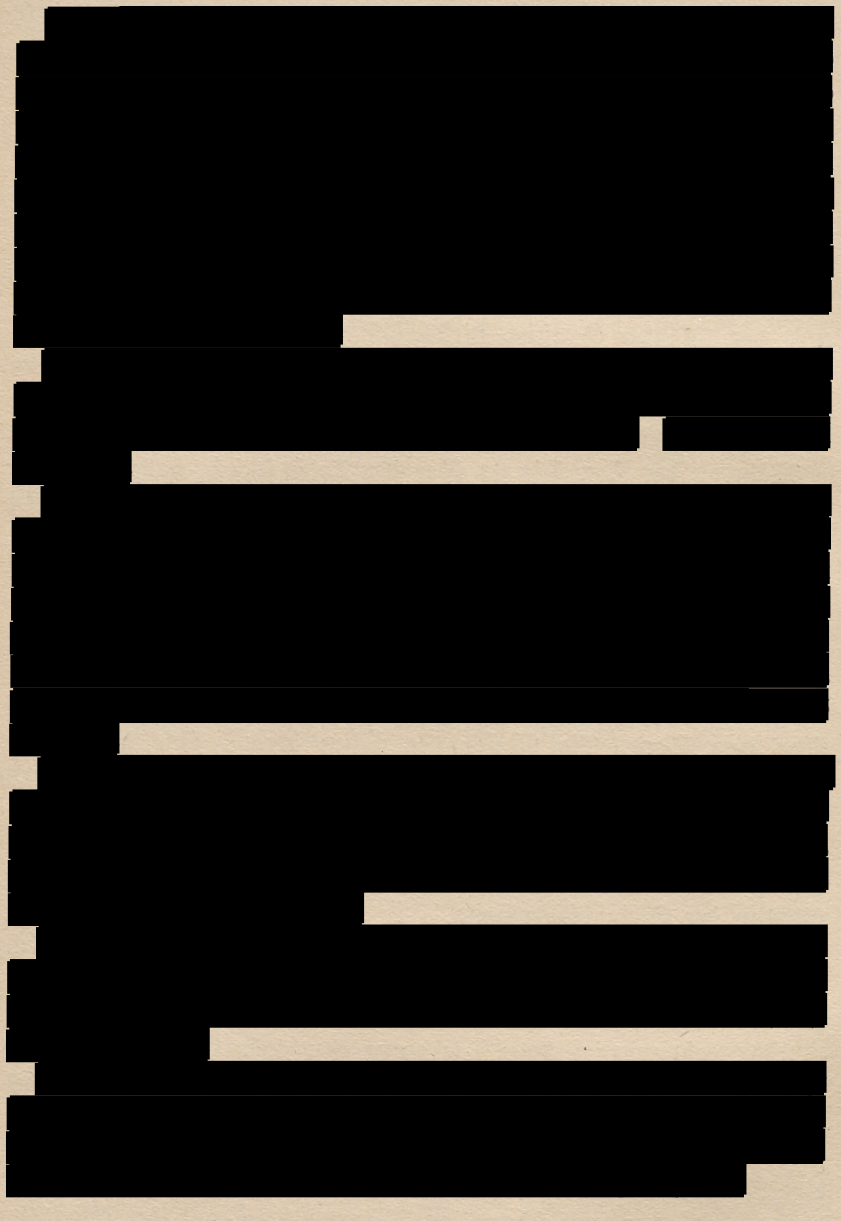
[redacted]











Die Einsamkeit flieht

Von Karl Forek

Ein Birkenbaum träumt, —
Eine Welle vergeht,
Und die Einsamkeit flieht,
Das Leben verweht —
Und die Mauer stürzt ein,
Mein Herz steht still,
Ich bin nicht mehr Ich,
Weil Gott es so will. —

Zur Frage des deutschen Theaters in Rumänien

Von Heinrich Zillich

Ehe die gegenwärtige Spielzeit des Schauspiels beurteilt wird, ist es notwendig festzustellen, welchen Aufgaben das Theater bei uns zu dienen hat. Unser Publikum erfährt — wie Dr. Jekelius schon ausführte (Klingsor II. 12.) — sehr selten Eindrücke, die es künstlerisch fördern. Nur musikalische Darbietungen stehen auf wertvoller Höhe. Ja, es ist dreist zu behaupten, daß jeder große Sänger oder Instrumentalkünstler der Gegenwart auch in Siebenbürgen konzertiert, dank den Bemühungen privater Unternehmer. Unsere Musikvereine wurden durch diese Veranstaltungen befruchtet, unser Publikum, zum mindesten in Hermannstadt und Kronstadt, einer guten Tonkunst gewonnen.

Die anderen Darbietungen aber sind — meist von politischen oder kulturellen Organisationen vorbereitet — ungleich wertloser. Es handelt sich da, abgesehen vom Theater, um Vorträge reichsdeutscher Dutzendschriftsteller, die nationale Gedichte schmettern, um Detaillisten der patriotischen Konfektion, die von einigen unserer Politiker für bedeutende Dichter ausgerufen werden. Zwar erkennen die besten Teile des Publikums instinktiv das Wertlose auch auf nicht musikalischem Gebiete und bleiben (in Kronstadt) solchen Darbietungen fern;[1]) an ihre Stelle aber drängen die Massen der naiven Besucher vor, die wohin immer geführt werden können.

[1]) Was umso leichter ist, als die Kunstbegeisterung der Politiker, die für diese Veranstaltungen sowohl Ankündigung als Kritik selbst verfassen, als Warnungssignal wirkt.

Wohin sollen sie geführt werden?

Ein Volk ohne inneres Leben geht unter, mag seine politische Leitung noch so geschickt die äußeren Verhältnisse zu seinen Gunsten beeinflussen. Fehlt ihm Tiefe, wird Sitte und Lebensfreude erstarren, zur Formel. Die äußere Hülle verhärtet, der Kern schrumpft zusammen, bis plötzlich auch die Schale einbricht. Jede seelische Erschütterung gibt Leben, zwingt zum Denken, treibt den menschlichen Geist über die gegenständliche Umwelt hinaus, während der Materialist an der Umgebung klebt, in ihr versinkt und bewegende Kraft einbüßt. Religion in erster Linie schenkt innere Erfülltheit, die dem Volke Bestand gewährt. Hier verleiht aber auch die Kunst, sofern sie dem Einzelnen nicht bloß Ergötzen, sondern auch Besinnung wird, Kraft. Der Weg für den Politiker liegt klar. Er muß die Verinnerlichung der Masse begünstigen, um ihres äußerlichsten, aber dauernden Heils willen. Sein Standpunkt ist nicht der edelste, er widerspricht der Religion, die weltliche Vorteile zu erstreben verbietet, aber er ist der einzig mögliche für ihn und trifft sich mit dem reinen Kulturwillen, der dem Einzelnen zu helfen bemüht ist, Leben und Sein bedeutsam zu erleben.

Wohin also soll unser Publikum durch künstlerische Darbietungen geführt werden?

Zur Kunst, jedes Einzelnen und des Volkes Vorteils wegen. Der Wege sind viele. Das Wesentlichste für alle ist: daß die Masse erzogen werde zu tieferem Fühlen und Denken. Keine Hysterie, keine Verlockung des Hörers zu der ihm gewohnten niedrigen Auffassung des Lebens als Stätte der billigsten Befriedigung. Aber auch keine Unterstützung seiner veräußerlichten Moral oder gar deren Beschönigung. Überall sei er gezwungen, Wahrheit zu erfahren! Gewiß, ihm werden oft Worte und Taten begegnen, die ihn fremd anmuten, — das schadet nichts, wenn ihn Menschliches rührt, mitklingen läßt, erschüttert. Doch das vermag nur große Kunst!

Nun trägt jeder Mensch eine geheime, offen nie gezeigte zweite Auffassung des Lebens in sich, die von seiner bewußten Lebensanschauung, die das Erleben gebildet hat, erheblich abweicht und die, mehr Wunsch als Gestalt, ihm das Dasein von der einfachsten Seite darstellt. Alles Schicksal, alle Dämonie, jeder Sinn ist darin beiseitegeschoben. Übrig bleibt bloß eine ewig lustige Vorstellung, die dem eigenen Ich schmeichelt. Diese Lust am Gedankenlosen und Sinnlosen, am Blödsinn, wird vom Leben, das nun einmal jeder leben muß,

eingedämmt. Sie zieht sich zurück, um dann — wenn sie von außen angerührt wird wie zum Beispiel durch die moderne Operette — in einer grauenhaften Ekstase hervorzubrechen, ihren Träger zu übermannen, ihn, der am hellichten Tage vor solchem Unsinn davonjagen würde. Das Gefühl der Leere, das den Besucher der schlechten Operette schließlich ausfüllt, ist das Prägemal ihrer Bedeutung. Wer das Leben, das er lebt, innerlich durchfühlt, dem wird diese Lust verdächtig und unmöglich, weil sie unwahr ist, weil sie eine Flucht vor dem Sinnvollen in die undämonischen, plattesten Hintergründe der Seele bedeutet. Nur jener Heiterkeit, die in alten guten Operetten schwingt, die als Scheinwelt noch voll Tiefe ist, die aus dem Leben selbst bricht, nicht aus der Lebensfeigheit, wird er nachgeben.

Die städtischen Massen, die keine klare Lebensauffassung mehr haben wie der Bauer, hungernd nach Eindrücken, in den Tag lebend, verfallen der Operette aus zwei Gründen, aus der eben genannten Lust: einmal so blöde sein zu dürfen, wie es ihr innerster unbewußter Wunsch verlangt, und dann, weil sie dieser Lust keine tieferen seelischen Erlebnisse entgegensetzen können. Wären sie im Banne eines stark gefühlten Lebensbildes wie im Mittelalter, sie hätten Freude am Volksspiel, an der bedeutsamen Posse, sie könnten, selbst ohne andere künstlerischen Eindrücke, ihr eigenes stark empfundenes Leben dem Blödsinn entgegensetzen; er ergriffe sie nicht.

Ist diese Masse gar in der Provinz, wo sie selten vor der Bühne sitzt, wirkt der Eindruck der Operette dauernd auf sie. Er dringt unmerklich ins Leben ein, er überzuckert die gewohnte Anschauung, entwurzelt, ohne neues Erdreich zu schütten.

Die Aufgabe des Kulturpolitikers in solchen Gebieten kann deshalb nur sein, jene Eindrücke zu verringern und die großen lebenswahren der Kunst zu vermehren. Die einfachste Entscheidung — sollte man meinen.

Statt dessen ist unser Operettentheater nicht bloß mit guten Spielern versehen und das Schauspiel mit schwachen — wie in diesem Jahre — sondern das Schauspiel, das ohnehin in die zweite Reihe gedrängte, noch durch einen verantwortungslosen Spielplan zu einem Operettentheater ohne Musik gemacht.

Es sind heute rund drei Wochen seit der letzten Aufführung des Schauspiels, der ich beiwohnte, verstrichen — ich habe nicht die geringste Erinnerung mehr an einen Abend. Ich weiß bloß, daß Lisl Schefranek, Hermann Czell und mitunter Oskar Hugelmann

gut gespielt haben — das ist alles. Ich blättere in den Theaterzetteln und finde unter elf gespielten Stücken drei ernste.[1]) Und da erinnere ich mich der festlichen ersten Aufführung in der vorjährigen Spielzeit. Direktor Lenz hatte schon früher öffentlich seine Ziele mitgeteilt, er trat vor den Vorhang, sprach einige Begrüßungsworte, erfüllt von der eigenartigen schweren Aufgabe, der in Rumänien ein deutsches Theater zu dienen hat. Ich war Zeuge der Bedenken, die jedes neue Werk in ihm erregte, die der Regieführung, Ausstattung und Spielweise galten. Ich fühlte, wie hier an jedem Abend ein Wille hinter den nicht übermäßig begabten Schauspielern gebot, wie Einheit erstrebt, ja manchmal erreicht wurde — und denke der ersten Vorstellung in diesem Jahre: Der Vorhang hob sich, ein Schwank erfüllte mit leeren Worten die Bühne. Alle, alle richtigen Wege, die im Vorjahr tastend angeschritten wurden, sind vergessen. Wir haben ein Nichts.

Um den Abstieg zu erfassen, um gleichzeitig auch jenes besseren Publikums, das ich anfangs erwähnte, zu gedenken, erinnere ich mich der leeren Zuschauerräume und erkenne, daß der Blödsinn, allein auf das Wort gestellt, sich gar zu öffentlich verrät, um unserem Publikum zu entgehen. Als dann die erste ernste Vorstellung stattfand — ein Abend mit schlechten Strindberg-Einaktern — drängten sich die Leute, um durch die Darstellung enttäuscht zu werden. Aber daraus erkannte ich wieder: Unseren Zuschauern fehlt wohl Blick und Verständnis, sie haben aber Ehrfurcht vor großen Namen, sie könnten geführt werden. Sie wollen Erschütterung, immer noch, nach Jahrzehnten der Operette, wollen sie: Kunst. Ob sie aber, wenn der jetzige Operettenkult auch im Schauspiel weiter erhalten bleibt, nach einigen Jahren noch Kraft dazu haben, entscheide ein anderer. Schon dringt auf vielen Gebieten — Dr. Jekelius schrieb darüber — der Geist dieser Belustigungen ein.

Man fühle bei den Gymnasiasten[2]), noch mehr bei den jungen

[1]) Und dies in Kronstadt, der einzigen Stadt, wo sich das Schauspiel im Vorjahr auch Geldgewinn holte, wo in diesem Jahre das Vorabonnement auf das Schauspiel nicht nur größere Erträge abwarf als das Abonnement auf die Operette, sondern auch mehr einbrachte als der gesamte übrige Kartenverkauf, der durch die schlechten Stücke gering blieb. Wieder ein Beweis dafür, daß unser Publikum gutes ernstes Theater will. In Hermannstadt, Czernowitz, Temesvar mag das Publikum, erzogen durch Wiener Kitsch, etwas flacher sein.

[2]) Es bliebe noch zu untersuchen, inwieweit diese Entwickelung von einer nach außen gerichteten Schulerziehung gefördert wird, die viel an altsiebenbürgischen Freuden, das Studentengetue der Gymnasiasten, das mich noch hinreißen durfte, beschränkt hat, indem sie für lebendige Begeisterung an Dichtern und Lebensgefahren, Abenteuern und Sünde, die uns allen genützt hat, Abstinenz und Sport zum Ersatz (o dieses Wort der rationellen Wirtschaft!) bot.

Mädchen, bei den Frauen, in den Zeitungen, wie die geistige Tiefe, wie die Erlebnisfähigkeit nachläßt und verflacht.

Ich konnte noch begreifen, daß man mir früher entgegenhielt, die Operette sei aus geschäftlichen Gründen notwendig, um das Schauspiel zu unterstützen. Aber dieser Einwand verliert jede Berechtigung, seitdem das Schauspiel zum Operettentheater entartet ist. Es genügt nicht, ein Theater zu haben. Was es treibt und daß es seine Aufgabe nicht wahrnimmt, möge die Oberleiter unseres Theaterwesens, die Spieltage und Kassengelder zählen, stutzig machen.

Soll nun in dieser Zeitschrift, wo schon so oft Wege zur Veredelung unseres Theaters aufgezeigt wurden, wieder ausgesprochen werden, daß aus den einfachsten Gründen der Volkswohlfahrt, wenn aus keinen tieferen, ein gutes Schauspiel nötig ist? Soll es wieder gesagt werden müssen, daß man für die hohen Gagen, die die Operettenspieler einstreichen, verhältnismäßig viel bessere Schauspieler verpflichten kann? Soll nochmals betont werden, daß der Spielplan gewissenhaft aufgestellt werden muß, nicht wie der heurige, der das Publikum unterschätzt? Soll auf das Publikum gezeigt werden, dessen wertvolle Teile ernste Stücke wollen und Lustspiele nicht besuchen, aber jede hundertmal früher gesehene Klassikeraufführung überfüllen? Behauptet man immer noch, es wolle bloß belustigt werden? Und da man nun gewagt hat, die Fehlbeträge eines schwachen Schauspiels zu decken, warum wagt man nicht ein gutes Schauspiel? Ich bin überzeugt: es wird — man werbe es an, indem man die Operette in die zweite Reihe zurückdrängt — auch geldlichen Erfolg haben. Unser Publikum ist zur Operette erzogen worden. Erziehen wir es für das Schauspiel. Die Mühe ist nicht aussichtslos. Daß es gute Kunst verstehen kann, hat es auf musikalischem Gebiete bewiesen.

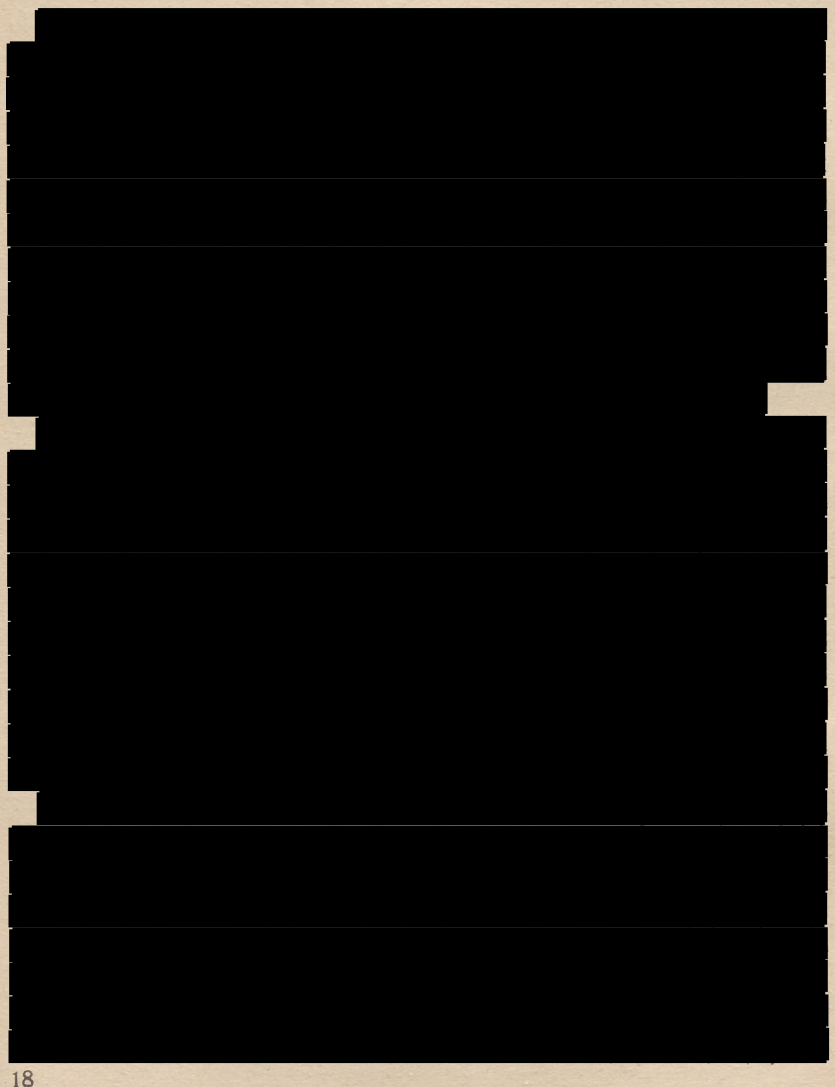
Mag auch die Operette noch bestehen bleiben müssen, um besonders den Banater Schwaben, die den schlechten ungarischen Operetten ausgeliefert sind, deutsche Wörter vorzusingen, so richte sich doch unser Blick auf ein erstrebenswerteres Ziel. Es gilt dem einzelnen Menschen. Und so wahr weder Operette allein, noch Kunst den einfachen Mann klein oder groß zu machen vermag, so wahr helfen sie ihm zur Verflachung oder zur Vertiefung. Woher aber soll die tätige Kraft der Gesamtheit erwachsen, wenn nicht aus der Reife des Einzelnen! Kein Volk leistet Großes, dessen Teile sich nicht der Größe beugen.

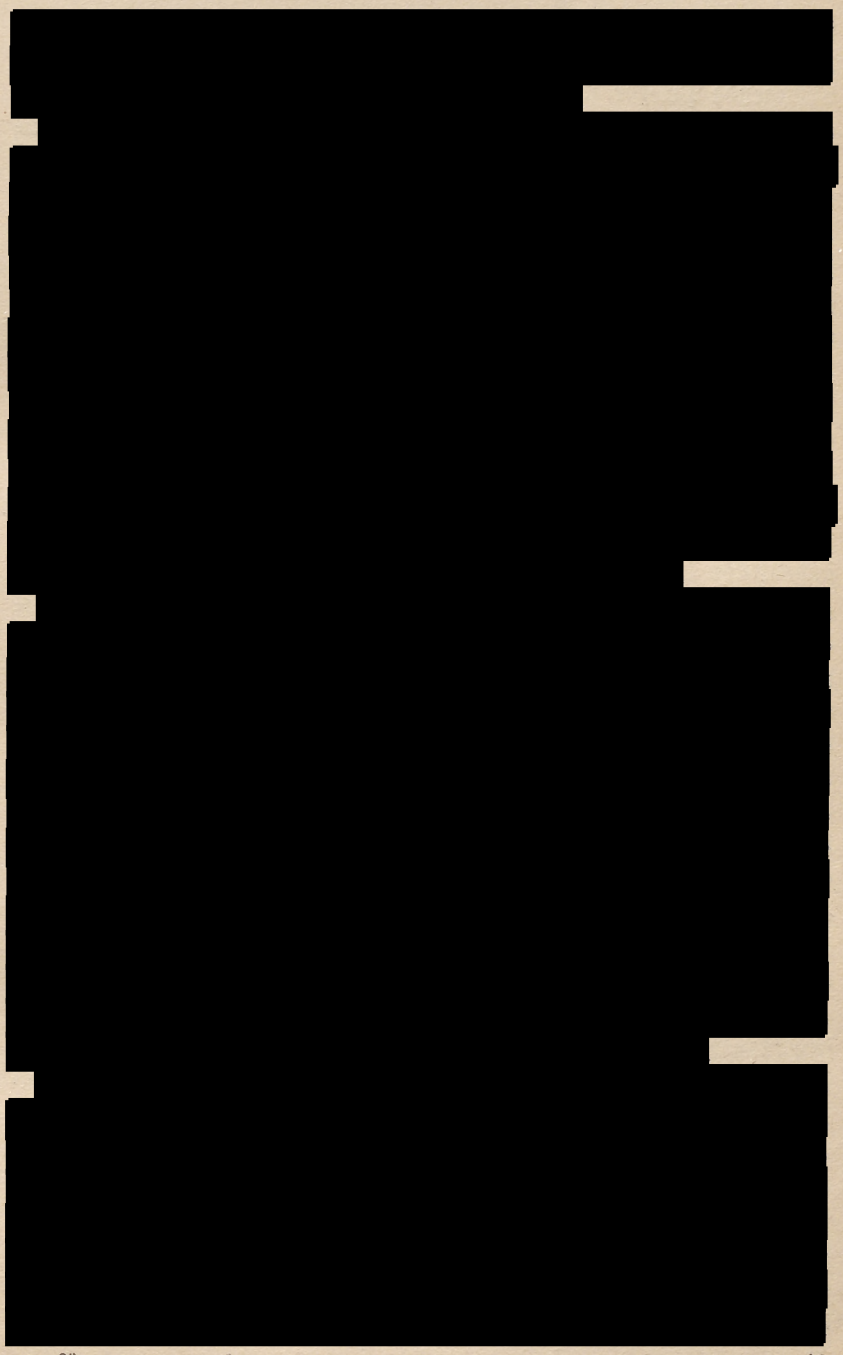
Die Magie der Sprache

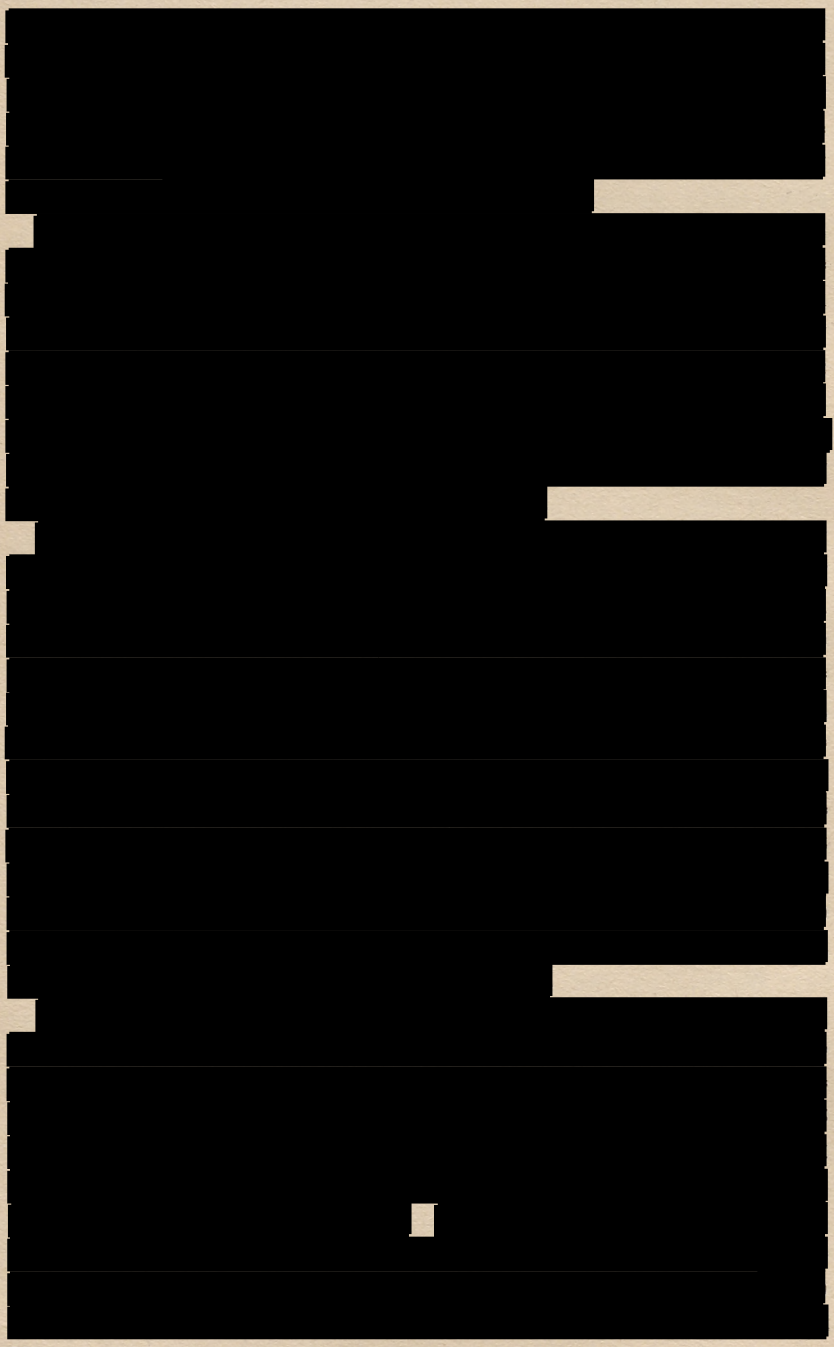
Von Erwin Reisner

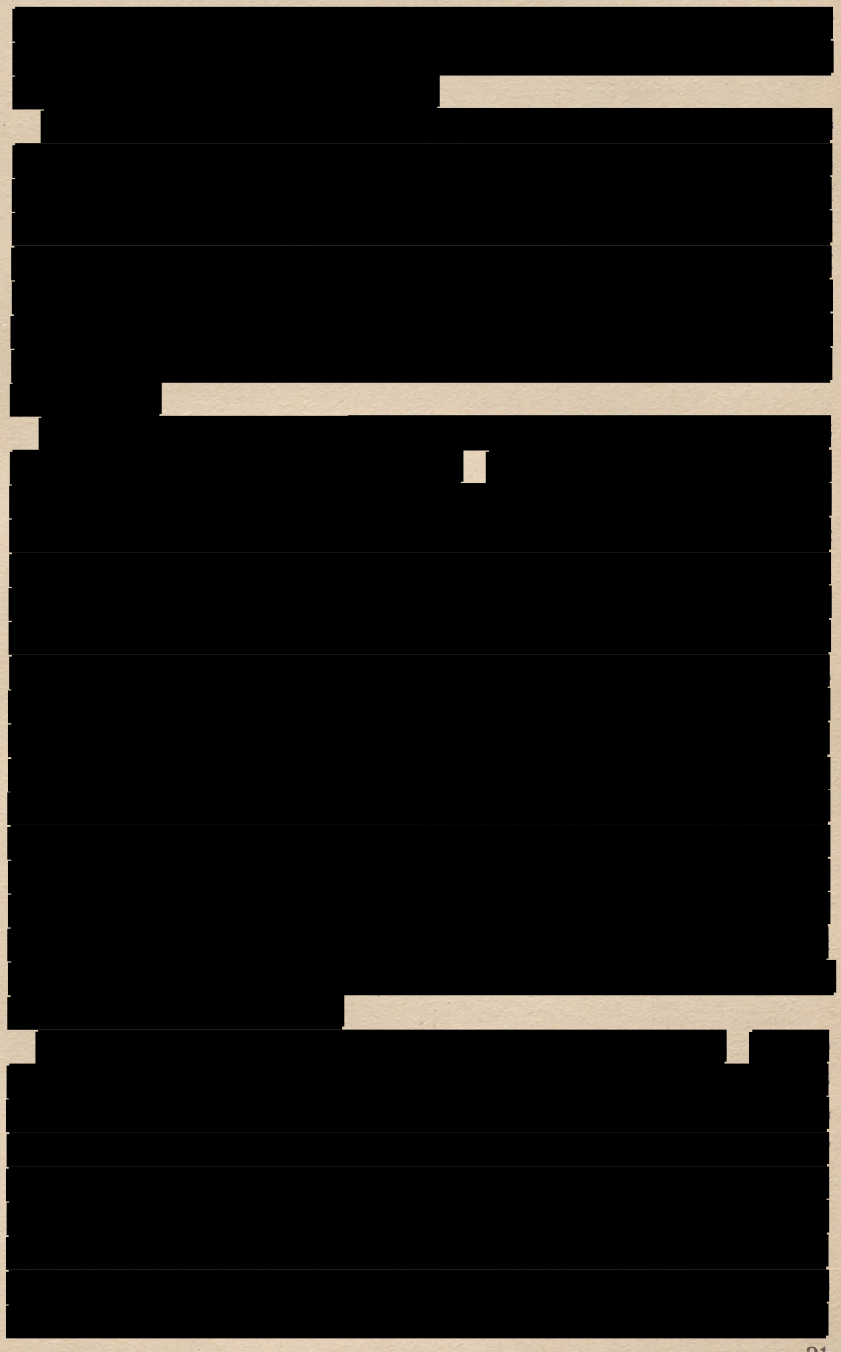
Der folgende Aufsatz entspricht in den Hauptlinien unseren Ansichten. Doch zwingt uns die Tatsache, daß die Gegenwart dichterisch sehr bedeutsame Romane und Novellen hervorbringt, an die Schöpfungskraft der Sprache weiter zu glauben, für die allerdings die Masse kaum noch ein tieferes Verständnis hat.

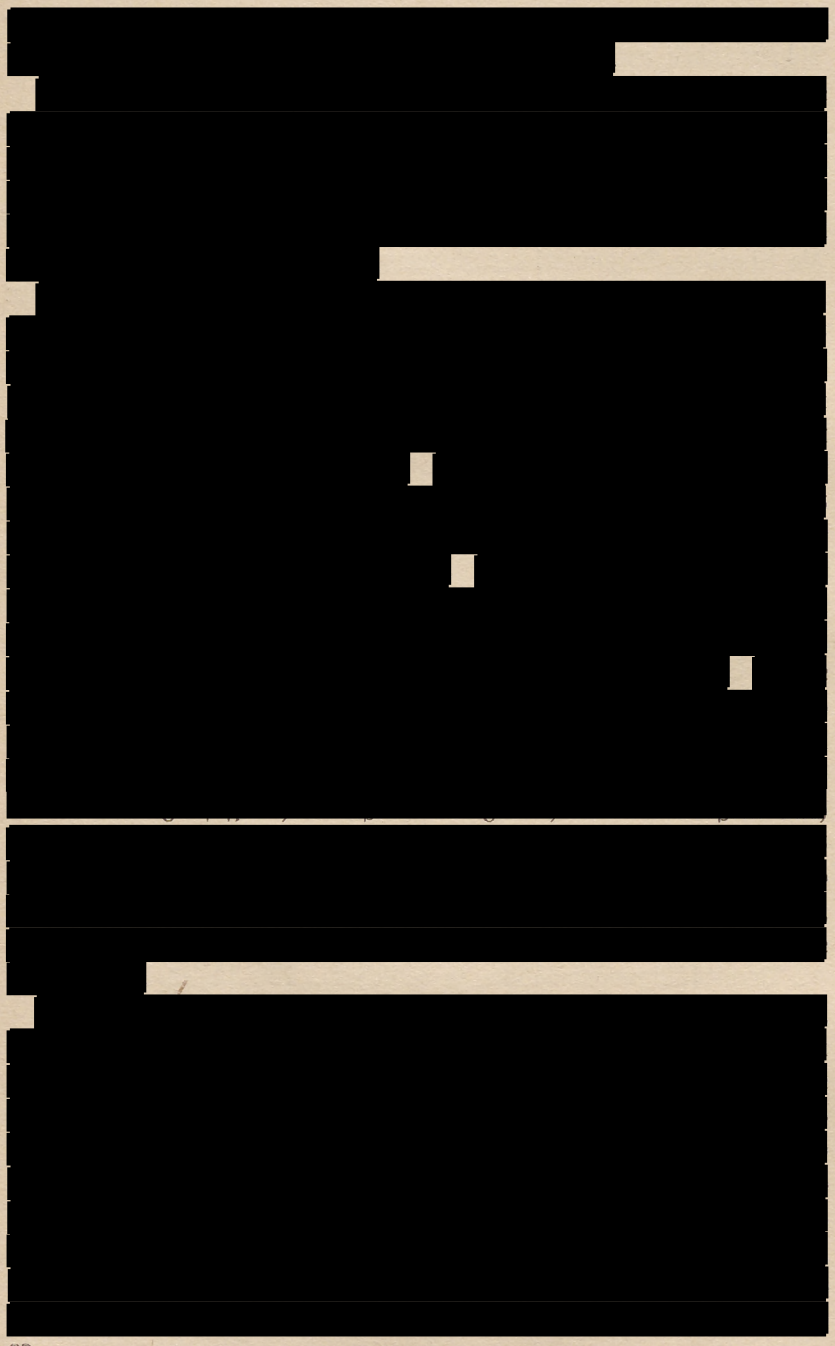
Die Schriftleitung













Resignation

Von Hans Ludwig

Der Kuchen steht auf dem Tisch,
Und der Kaffee ist kalt.
Mir gegenüber ist leer der Stuhl.
Die Rose müd und verwelkt,
Die deine Brust schmücken sollte.
Leise tönt der Regen ans Fenster,
Und letzte Kohle liegt verglüht im Ofen.
Du kommst nicht mehr;
Selbst das Klingeln erschreckt mich nicht.
Wollt, du fändest mich
Dumpf auf dem Boden.

Gymnastik und Tanz

Von Heinz Döpp-Vorwald

Es ist für den Laien, d. h. für den Menschen, der von außen mit den neuen gymnastischen und tanzkünstlerischen Bestrebungen in Berührung kommt, sei es im Theater oder in Zeitschriften oder von der Frage her, welches „System" er selbst treiben solle, noch immer schwer, sich in der Fülle der Erscheinungen zurecht zu finden, weil ihm der Maßstab des Wertens fehlt, der hier angelegt werden muß. Zwar wird der Unverbildete und nicht durch irgendwelche Theorien Voreingenommene instinktiv mit seinem Urteil das Richtige treffen, aber auf die präzise Frage, „worauf es dennei gentlich dabei ankomme?" wird sich nur in den seltensten Fällen eine überzeugte und überzeugende Antwort finden lassen, von dem „Eingeweihten" erst recht nur in den wenigsten Fällen, da alle die theoretischen Erörterungen über diese Dinge in Zeitschriften, auf Tagungen und in zahllosen Büchern zum größten Teil nur dazu geführt haben, intellektuelle Vorurteile und Besserwissen und eine literarische Kliquenwirtschaft herbeizuführen.

Worauf kommt es denn nun eigentlich an? In der Tat ist die Fülle der Erscheinungen eine so erdrückend große, daß es für den, der von außen hineinschaut, wohl Mühe kosten mag, sich zurecht zu finden. Und doch geht durch alle Einzelerscheinungen ein einheitliches Gesetz, das ihre Stelle, ihren Wert und Unwert bestimmt. Ist es hygienischer Art? Will die Gymnastik gesundheitlich fördernd wirken? Gewiß, das will sie auch, aber das ist nicht ihr vornehmster Zweck. Dafür hatten wir ja das Turnen, dafür war da die schwedische Heilgymnastik, dafür gibt es zahllose Arten des Sports, die sehr wohl dieser Aufgabe dienen können. Und wenn auch in der neuen Gymnastik eine Methode gefunden wäre, organischer als alle früheren viel mehr vom vitalen Erleben des gesundheitfördernden leiblichen Tuns ausgehend — und diese neue Einstellung ist wirklich gefunden —, so würde das noch kein Grund sein, soviel Aufhebens davon zu machen. Man müßte es als das hinnehmen, was es ist, als das Allerselbstverständlichste und die primitivste Errungenschaft, daß der Mensch etwas für seinen Leib und seine Gesundheit tut, wie man ja auch von Turnen und Sport nicht soviel tiefsinnigen Aufhebens macht. Es wäre kein Grund, soviel ernstgemeinte Bücher darüber zu schreiben, in denen mit diesen Dingen die schwerwiegendsten Worte: Seele, Kultur, Kunst,

Theater in einem Atem genannt werden, und es ist nicht einzusehen, warum man dann den Bühnentanz, den „Neuen Tanz" damit hätte in Verbindung bringen sollen.

Hier beginnt das Problem sich zu entwirren, denn daß ein innerer Zusammenhang wirklich besteht, ist auf den ersten Blick klar. Zugleich aber beginnt hier die Verwirrung, denn das, was unter der einen Flagge „Neuer Tanz" und „Tanzkultur" segelt, ist so verschiedener Art, daß es erst recht die Orientierung schwer macht und wieder die Frage aufwirft, „worauf kommt es an, und wie stehen zu diesen Dingen des Tanzes die neuen Gymnastikbestrebungen?"

Der neue Tanz erhebt mit Recht den Anspruch, eine souveräne und unabhängige Kunst zu sein. Was ist das Kennzeichen einer solchen? Nachdem jahre- und jahrzehntelang, vor allem in populären Schriften von der Ungebundenheit der Kunst, vom autonomen Schaffen des Künstlers, der nur sich selbst und seinem inneren Drange gegenüber verantwortlich sei, geredet worden ist, ist es nötig, einmal wieder auf die Bindungen hinzuweisen, die in jeder Kunst gegeben sind. Sie sind nicht formaler und schematischer Art, sie sind so eigenartig, daß sie sich schwer fassen lassen, aber sie sind da. Man wird es wissen, was gemeint sei, wenn wir hier auf die Gesetzmäßigkeit im Reiche der Töne deuten, auf die ewigen Gesetze der Zahl und Harmonie, die im Reiche der Klänge ihre Geltung haben. Sie kehren wieder als Raumgesetzlichkeiten der Architektur und Plastik und als Farbengesetzlichkeiten in der Malerei. Jedes Ausdrucksmittel hat seine innere Gesetzmäßigkeit, die zwar nicht grob greifbar ist, gegen die der Künstler aber niemals verstoßen darf. Im Gegenteil, gerade das macht den Künstler, daß er es versteht, sein Eigenstes nnd Freiestes in diese Gesetze zu bannen, und das macht das Kunstwerk, daß nach dem inneren Gesetze seines Gestaltungsmittels in ihm durch diese Bindung das individuell Schweifende und ans Licht Drängende aus dem Chaotischen sich zur Form und Einklang erlöst hat. Und jede Kunst ist insoweit „souverän", als sie ihre eigensten und innersten Bindungen und Gesetze erfüllt.

Und da ergibt sich nun die weitere Frage, wo sind diese autonomen Gesetze des Tanzes zu suchen, und wie sind sie beschaffen? Kommt es also doch nicht nur auf die Technik an und darauf, daß diese und jene Tänzerin uns ihre Gefühlchen recht deutlich und sentimental vorhüpfe und in hübschen Bildern vorführe? — — Das Mittel des Tanzes ist der bewegte Menschenleib, der sich im Raume zeitlich

bewegt. Und aus diesem Ineinandergreifen von Bewegung, von räumlicher und zeitlicher Gliederung ergeben sich seine Gesetze, die Ausdrucksgesetze des bewegten Leibes. Sie sollen hier nicht im einzelnen auseinandergelegt werden, und es ist gut, wenn man nicht immer an sie denkt. Es soll nur der Blick dafür geschärft werden, daß sie das erste und wichtigste sind. Was geht uns das Gefühl der Tänzerin X an, wenn es sich auch in einem noch so schönem Kostüm produziert, wenn es nicht wahrhaft Form wird dadurch, daß es wie hineingeboren eingeht in die ewigen Gesetze, an die der leibhafte Ausdruck bildhaft gebunden ist. Was durch sie geschieht, ist folgendes, daß in ihrem Geltungsbereich — und nur insoweit sie in diesen Geltungsbereich eingegangangen ist — die leibhaftige Bewegung zu einem Ausdrucks- und Darstellungsmittel wird, voll Lebendigkeit und zugleich voll Gesetz, ein innerer Aufbau, wie er sich analog im Reiche der Töne darstellt. Dort war er als solcher immer anerkannt, aber für die Bewegung war den Menschen unserer Zeit — deren eigenes Tun exakt und abgebrochen geworden war, wie das ihrer Maschinen —, die nie mehr einen Körper in freier Bewegung zu sehen bekamen, der Sinn ganz abhanden gekommen. Daß aber der Mensch die Bewegung seines Leibes wieder bildhaft sehen lerne, als ein nach ewigen Gesetzen mit Ausdruck geladenes Bild, in dem, nicht chaotisch und zufällig, sondern in einem Kosmos geordnet sein inneres Leben zur Wirklichkeit wird, daß sein „Bewegungssinn" wieder lebendig werde, das ist von höchster Wichtigkeit, weil sich ihm dadurch ungeheure Möglichkeiten des Erlebens erschließen; denn — wie hier nicht weiter ausgeführt werden kann — nicht nur sein räumliches Erleben, sein ganzes Erleben, in allen seinen Teilen, ist zutiefst daran gebunden.

Damit haben wir das innere Maßgesetz, „worauf es ankommt", für den Tanz wie zugleich für die Gymnastik charakterisiert. Für den Tanz kommt es nicht mehr auf die hübsche, sentimentale oder dämonische Bewegung an, die innere Schau muß eingehen in das Formgesetz, um Tanz zu werden. Zweifellos ist dieses Prinzip in den letzten Jahren an vielen Stellen verwirklicht worden. Jeder wahre Tänzer hat es eben in sich, so wie jeder wahre Maler die Kompositonsgesetze der Farben, wie umgekehrt auch dem Tanze gegenüber das unvoreingenommene und freie Urteil des Schauenden das rechte zu finden weiß. Am deutlichsten und vollendetsten tritt es vor uns in den Schöpfungen des Mannes, der diese Gesetze mit einer ungeheuren Klarheit auch begrifflich faßte, indem er sich

ihnen hingab, und darauf wie die Harmonielehre der Musik, seine Bewegungslehre aufbaute, Rudolf von Labans und seiner Schülerin Warry Wigman.

Durch die Schaffung dieser Bewegungslehre, die er im Suchen nach der Tanzkunst herausarbeitete, hat Laban zugleich für die erzieherischen Auswirkungen das Wichtigste getan, denn durch seine Arbeit und sein Schaffen nur ist eine Klarheit über das Gesetz der Gymnastik, wie es oben angedeutet wurde, ermöglicht worden. Nicht die Gesundheit ist das, worauf es eigentlich ankommt, sie stellt sich während der körperlichen Arbeit von selbst ein; auch nicht, daß Kinder lernen ihr Gefühlchen rhythmisch auszuleben, kann ein Bedeutendes sein; aber daß der Mensch seinen Körper als bildhaftes Ausdrucksmittel erlebe, daß er wieder sehe, wie nach ewigen großen ehernen Gesetzen dem Oben das Unten, dem Weiten die Enge, dem Schnellen das Langsame entspricht und seinen eigenen Ausdruckswert hat, und daß er die Bewegung in dieser ihrer bildhaften Seite beherrschen lerne und aus diesen Elementen aufbauen könne Bewegungsbilder und Bewegungsabläufe und -motive und wisse, was Tanz sei und daß eine Tanzkunst möglich ist, das ist der letzte Sinn der Gymnastik und von höchster Wichtigkeit, weil es dem Menschen mit seinem Körper zugleich die reichste Seite der Welt erschließt. So ergibt sich der Aufbau der Gymnastiksysteme eindeutig und klar. Die rein hygienischen Systeme und die anderen, die, gleichsam in einer höheren Art von Hygiene, die vitalen leiblichen Kräfte, das Gefühl des eigenen Leibes und das Mitschwingen im eigenen Atem und der „richtig" ablaufenden Bewegung wollen, sind nur der Unterbau und liefern das Material, auf dem die Gestaltung der Gymnastik aufbaut. Die Erkenntnis dieser Zusammenhänge liegt in ihrer Klarheit in der Labanschen Bewegungslehre vor, und wenn auch an anderen Stellen manches Gute in dieser Richtung geleistet ist, so wird doch dort die Eindeutigkeit der Grundgegebenheiten durch jene andern Prizipien der Hygiene und des beglückenden Erlebnisses, gesunder und richtigfunktionierender Körperlichkeit verwischt, ganz zu schweigen von der theoretischen Verwirrung, die überall durch eine beliebte, willkürliche und mysteriöse Verwendung des Rhythmusbegriffes und durch das Hineintragen unausgeglichener Sentimentalität Platz gegriffen hat.

Von Labanschülern sind in den letzten Jahren in mehreren größeren Städten Deutschlands Schulen gegründet worden,

in denen im Geiste des Meisters gearbeitet wird. Hand in Hand mit einer gymnastischen und technischen Ausbildung, die aber dem Sinne nach nur eben die Vorbedingung ist und die Grundlage, die nur das geschulte und willige Material liefert für das eigentlich Bewegungsmäßige, wird dort die Harmonielehre der Bewegung aufgebaut. Und zwar wird der Schüler hineingestellt in den Raum und lernt erleben, wie über den „richtigen" vitalen „Ablauf" hinaus seine Bewegungen durch die Verwobenheit in das räumliche Ganze zu bildhaften Ausdruckelementen werden. Aus der dreidimensionalen Gliederung des Raumes ergibt sich so, analog der Tonskala in der Musik, die Grundskala der sechs Schwünge, die eindeutig dem Hoch und Tief, Rechts und Links, Vorn und Hinten des lebendigen, bildhaften Raumes zugeteilt sind, und die sich, entsprechend dem Aufbau der menschlichen Gestalt um einen inneren Kugelmittelpunkt zu den zwölf Schwüngen differenzieren. Das sind die Grundelemente, von denen ausgehend der Schüler nun lernt, Bewegungsabläufe bildhaft zu erleben und zu gestalten und Bewegungsmotive aufzubauen. Zugleich wird der Schüler in die Gruppe hineingestellt und lernt sich als Glied eines übergeordneten Ganzen fühlen, in dem genau wie in der Erscheinung des einzelnen, die Elemente von Richtung und Gegenrichtung, Schnelle und Langsamkeit, Spannung und Schlaffheit, Hoch und Tief sich zu seelenhaltiger, einheitlicher, bildhafter Wirkung vereinen.

Und auf diesem Wege wird der Lernende zu selbständigen Kompositionen geführt und findet so, wenn das seine Berufung und seine Begabung ist, einen Zugang zu dem Sinn und der Gestaltung des künstlerischen Tanzes. Doch das ist nicht das ausgesprochene Ziel dieser Ausbildung. Im Gegenteil, im Menschen wieder den „Bewegungssinn" rein als Erlebniskraft lebendig zu machen, ist die erste und wichtigste Aufgabe, weil die Zukunft der Tanzkunst davon abhängig ist, in welchem Maße dieses gelingen mag. So ergibt sich denn eine doppelte Gliederung der Ausbildungsarbeit in Berufsausbildung für Tänzer und Lehrende und in die Ausbildung all derjenigen, die ihren Bewegungssinn schulen wollen, welch beide Seiten aber ihrem Wesen nach eins sind. Die Menschen, die aus Freude an der Bewegung und Bewegungsgestaltung arbeiten, schließen sich zusammen in „Bewegungschören" (wieder eine Parallele zur Musik, dem Gesangschor), deren Sinn es ist, sie durch gemeinsame Arbeit am Erleben und an der Gestaltung der Bewegung zu Gemeinschaften zusammenzuschließen, — zu wahren Gemeinschaften der Arbeit, jenseits

von aller Sentimentalität und Ideologie, — die ihren höchsten Ausdruck finden im „Fest", in dessen Mittelpunkt ein Bewegungskunstwerk steht, das als krönender und beglückender Abschluß im gemeinsamen Ringen um die Gestaltungsgesetze der Bewegung erarbeitet wurde.

Philosophie und Leben

Von Alfred Pomarius

Es ist schwer die Beziehungen zwischen Philosophie und Leben eindeutig und klar darzustellen. Das liegt an der Vieldeutigkeit des Wortes „Leben". Geht man den Bedeutungen desselben im Zusammenhange des obigen Problemes nach, so findet man als den weitverbreitetsten Begriff des Lebens, denjenigen, der die Philosophie von sich ausschließt, dem sie sich als etwas Lebensfernes, Lebensjenseitiges darstellt, ungefähr in dem Sinne wie ihn das mephistophelische Wort ausspricht: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum".

Doch bei diesem Lebensbegriff kann man nicht stehen bleiben. Man wird von selbst dazu gedrängt, auch jene höchste intellektuelle Sphäre in der Philosophie entsteht, „Leben" zu nennen. Ist nicht der philosophierende Mensch in einem höchsten Sinne „lebendig"? Ist Philosophie nicht die Blüte eines höchstgesteigerten Lebens?

Den ersten Schritt zur Lösung dieses Widerspruches kann man tun durch die begriffliche Scheidung zweier Sphären des Lebens, einer individuell-sinnlichen und einer überindividuell-geistigen. Von der ersteren Sphäre gesehen ist alles Geistige jenseitig und lebensfremd, denn es trägt den Keim zur Auslöschung des Individuellen in sich. Diese Art der Lebensfremdheit teilt die Philosophie mit allen anderen Erscheinungsweisen der höheren Geistesbetätigung, also mit der Wissenschaft, der Kunst, der Sittlichkeit, der Religion. Sie alle überwinden das Individuum. Wissenschaft und Philosophie lösen es auf, jene in einen Schnittpunkt von Naturgesetzen, diese in einen Knotenpunkt überindividueller Welten, die Kunst vergißt es im Anschauen des Schönen, die Religion verstößt es entweder um der Sünde willen, oder sie versenkt es ins Göttliche um der Erlösung willen, und endlich die Sittlichkeit opfert es um das Gute zu tun. Das ist selbstverständlich nicht das alltägliche Gewand, in dem diese geistigen

Verhaltungsweisen einhergehen, aber es sind mögliche Höhepunkte der geistigen Lebenssphäre, an denen ihr Gegensatz zu der individuell-sinnlichen Sphäre am schärfsten zu Tage tritt. Denn *diese* bewegt sich unabänderlich um die *Erhaltung* des Individuums.

Noch aber ist die Analyse des Lebensbegriffes nicht weit genug getrieben, um besonders die Stellung der *Philosophie* zum Leben klarer hervortreten zu lassen. Zwar rechnet man alle höheren Geistesgebiete, die Philosophie inbegriffen, zum „Geistesleben", aber einem tieferen Eindringen ergeben sich eigenartige Unterschiede zwischen ihnen. Besonders fällt die verhältnismäßige Lebensnähe der Sittlichkeit und der Religion und die verhältnismäßige Lebensferne der Philosophie auf. Worauf beruht dies?

Geeignet, die verwickelten Verhältnisse, die hier herrschen, zu entwirren, ist der Begriff des *Schaffens*. Wenn wir uns besinnen, was uns bewog, den ursprünglich engeren Begriff des Lebens auch auf das höhere geistige Sein auszudehnen, so erkennen wir, daß dies geschehen mußte, weil sich auch hier in hervorragendem Masse das schöpferisch-schaffende Tätigsein findet, daß wir als ein Hauptmerkmal des „Lebendigen" im weitesten Sinne Ansehen müssen. Schaffen läßt sich von Lebendigsein nicht trennen, der Geist, der schafft, ist lebendig.

Damit ist ein neues Gegensatzpaar gegeben. Wenn Schaffen ein Hauptkennzeichen des Lebens, besonders des Lebens im geistigen Sinne ist, dann ist offenbar Geschaffensein, Produktsein, das Kennzeichen des Lebensfremden, Lebensjenseitigen. Daraufhin können wir die eigenartige Feststellung aussprechen, daß im weitest gefaßten Kreise des menschlichen Lebens alles in dem Masse, als es geschaffen, bedingt, produziert ist, in einem ganz bestimmten Sinne jenseitig, fremd dem es schaffenden Prinzip gegenüber steht.

Es gibt nun von dem so aufgedeckten Verhältnis eine engere und eine weitere Bedeutung. Die engere Bedeutung wird offenbar, wenn man auf den Gegensatz zwischen Philosophie einerseits und Philosophieren andererseits reflektiert. Das, was im eigentlichen Sinne Philosophie schafft, das Philosophieren, die philosophierende Tätigkeit des Geistes, ist auf alle Fälle „Leben" in dem höheren geistigen Sinne, den wir festgestellt haben. Die Philosophie, das System, als das niedergelegte, in starre Formen gegossene *Ergebnis* jener Tätigkeit, ist als das vom lebendigen Schaffen Abgelöste notwendig lebensjenseitig. Dadurch tritt nun scharf zu Tage, wie sich in dem Worte

„Philosophie" ein lebensvolles und ein lebensfremdes Moment kreuzen, die gewöhnlich durchaus nicht auseinandergehalten werden. Dasselbe gilt in derselben Schärfe von der Wissenschaft und der Kunst. Die Theorie, das Naturgesetz, das Kunstwerk stehen in demselben Verhältnis zum wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffen, wie die Philosophie zum Philosophieren. Viel weniger gilt das für die Sittlichkeit und für die Religion. Die Sittlichkeit fällt mit dem guten Willen selbst zusammen, steht also im Vorhofe des Schaffens und ihre Erfüllung bringt nicht ein Losgelöstes in dem Sinne, wie das Kunstwerk oder das philosophische System zu Stande, sondern fällt in das Schaffen selbst hinein. Jenseitiger schon ist die Religion, die wesentlich im Gefühl verankert, gleichermassen in das Schaffen eingeht, wie sie über ihm schwebt. Es lassen sich also alle diese Geistesgebiete in eine Reihe anordnen, in der Sittlichkeit sich am wenigsten, Wissenschaft sich am meisten vom Leben entfernen kann, wenn man Leben im Sinne des geistigen Schaffens versteht; zwischen beiden stehen Religion und Kunst, die erstere der Sittlichkeit, die letztere der Wissenschaft näher.

Man kann nun, wenn man dem Verhältnis zwischen Schaffendem und Geschaffenem eine weitere Bedeutung gibt es auch auf die Beziehungen zwischen individuell-sinnlicher und geistiger Lebensstufe übertragen. Dann erscheint der Gegensatz zwischen beiden Sphären, der früher durch das Begriffspaar indididuell-überindividuell gekennzeichnet wurde, durch eine viel ursprünglichere Kategorie erfaßt:

Die ganze geistige Sphäre steht zu der individuell-sinnlichen in einem Verhältnis des Geschaffenseins, wenn auch in einem mittelbareren Sinne, als er für die inneren Gebiete der Sphäre selbst gilt. Alles höhere Geistesleben wächst organisch aus dem praktischen Leben der Erfahrung heraus, es entzündet sich an ihm, es bedarf seiner als einer notwendigen Voraussetzung, gewissermassen als eines Sprungbrettes, an dem der Geist sich abstößt, um sich auf die höhere Stufe hinaufzuschwingen. Hieraus folgt nun, ganz natürlich die Lebensfremdheit, die alles höhere Geistesleben für den annimmt, der in der tieferen Sphäre des praktischen Erlebens drinnen steht; es ist das Geschöpf das Abgeleitete, Losgelöste dieser Sphäre, daher das von ihr Abrückende, ihr Jenseitige.

Einzigartig in dieser Hinsicht unter allen betrachteten geistigen Tätigkeitsgebieten, ist die Philosophie. Sie ist nämlich in demselben Sinne, in dem die ganze geistige Sphäre der individuell-sinnlichen gegenüber

jenseitig ist, jenseitig der Wissenschaft, Kunst, Religion und Sittlichkeit gegenüber. Philosophie ist bildlich ausgedrückt um zwei Schritte vom praktischen Leben und erst recht noch um einen Schritt vom übrigen Geistesleben getrennt. Sie ist also das Jenseitigste des menschlichen Erlebens. Sie ist nicht nur „Produkt" des Alltagslebens, sondern auch „Produkt" des Geisteslebens; sie ist nicht bloß Philosophie der Lebens und Weltanschauungslehre, sondern auch Wissenschaftslehre, Philosophie der Kunst, Ethik und Religionsphilosophie.

Es war nicht zu vermeiden, daß aus dem bisherigen Gang der Untersuchung, wo der Schwerpunkt auf dem Begriffe des Lebens lag, die Philosophie mit einem gewissen negativen Wert behaftet hervorging. Er strahlt unwillkürlich von dem Worte „lebensfremd" aus, das einen Schein des Nutzlosen, Überflüssigen, Feindseligen und Toten auf alles wirft, dem es beigelegt wird. Unmittelbare Erfahrungen widersprechen aber diesem letzteren auf das Entschiedenste; sie lehren, daß alles höhere Geistesleben und seine Erzeugnisse, so auch Philosophie ungemein lebenfördernd auftreten können. Der großartige Beleg für diese Behauptung ist das, was wir Kultur nennen. Was ist Kultur in ihrer Entstehung anders, als ein fortwährendes Befruchtetwerden des Lebens durch die Errungenschaften des höheren Geisteslebens, ja gewissermaßen ein Eindringen und Einschmelzen derselben in die Sphäre des individuell-sinnlichen Erlebens?

Damit scheint alles bisher Festgestellte umgeworfen und die gefundene Beziehung zwischen Philosophie und Leben aufs neue in Frage gestellt. Erst wenn auch dieser Wiederspruch verschwindet, kann das Problem als geklärt angesehen werden.

Er löst sich dadurch, daß die Philosophie zwar in ihrer erstarrten Form als Gedankenniederschlag, als System, notwendig anders ist, als jedes lebendige Geschehen in seiner aller festen Form spottenden unendlichen Veränderung; wenn sie ihm aber für immer notwendig fremd bleiben muß, muß sie doch dem Sinn nicht fremd bleiben, der sich in diesem Geschehen ausdrückt. Dieser Sinn ist zeitlos und er kann sich als ein Geschehendes ebenso aussprechen, wie als ein Nichtgeschehendes. Als Geschehendes ist er das Leben in seinen beiden Stufen des naturhaften und geistigen Tuns, als Nichtgeschehendes ist er Naturgesetz, Kunstwerk, religiöse Versenkung, philosophisches System.

Jetzt erst können wir die Stellung der Philosophie zum Leben endgültig in eine Formel fassen, und sie lautet: Philosophie ist not-

wendig geschehensfremd, aber nicht notwendig sinnfremd allem Lebendigen gegenüber.

Damit wird dann sowohl das farbenreiche Wider- und Gegeneinanderspiel von Philosophie und Leben verständlich, wie es das Entstehen und Blühen der Kulturen erfüllt, als auch die weltentrückte, überirdische Ferne, in die sie den denkenden Geist entrücken kann. Philosophie ist die höchste Sinn-Schau des Menschengeistes; in der unendlichen Wandelbarkeit des unmittelbar sinnlich Gegebenen in unendliche Vielheit gespalten, verdichtet sich der Sinn des Lebens und der Welt auf der Stufe des Geistigen zu den Werten der Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion. Über alle hinaus aber geht der Blick der Philosophie, zu sehen, ob sie all diese Werte in eine große Einheit zusammenschauen- und denken könne. Und dort wo Philosophie den wahren Sinn des Lebens ergreift, dort erscheint Philosophie als wahre Deutung des Lebens, das Leben als die Erläuterung der Philosophie. So kann sich die Lebensjenseitigkeit hier wie auf allen geistigen Gebieten in eine wunderbare Lebensnähe verwandeln, und andererseits kann das lebendige Geschehen von sich aus den Sinn so rein aussprechen, daß es die Werte des Geistigen realisiert.

Kindheit

Von Manfred Sturmann

Ich habe nie mein Auge den Gräsern geschenkt,
Sah nie, wie die Spitzen sich neigten im Winde,
Ehe der Sichel hastiger Mord sie gesprengt.

Nie rührte mein Finger an Erde und Rinde;
Denn der Sommer war nur ein eilendes Hirtenlied,
Man sang es vor Zeiten dem lauschenden Kinde.

Und Sehnen war an der ängstlichen Stirne erwacht,
Der Traum so geweitet und lud zu goldenem Spiele
Und trieb in den Schlaf einer heißen starrenden Nacht.

Rundschau

„Der sächsischen Frau die sächsische Tracht". Seit Monaten versuchen einige Frauen in den sächsischen Städten eine neue Bürgertracht zu schaffen. In Zeitungsaufsätzen erklären sie, daß die moderne Frauenkleidung bei bestimmten Gelegenheiten, zum Beispiel bei Festen, Bällen oder „bei kleineren Spaziergängen in der Nähe der Stadt" durch eine billige sächsische Nationaltracht abgelöst werden müsse. Zu diesem Behufe entwerfen sie in Anlehnung an altsächsische Vorlagen eine „Tracht", die keineswegs den strengen Charakter der ehemaligen Patrizierkleidung besitzt, sondern ein Mittelding zwischen Ball- und Touristenkleid sein soll: ein Tausendsasa unter den Gewändern. Sie erlassen eine Kleiderordnung gleichwie im Mittelalter und verkünden: „Wir haben jetzt eine sächsische Tracht — Auf sächsische Frauen.."

Was an dieser Bestrebung fesselt, sind die Beweggründe. Da finden wir in den Aufsätzen viele Worte über die nationale Bedeutung der Tracht. Es ist unleugbar, daß die Trachten unseres Bauers, die in Jahrhunderten geworden sind, erhalten werden sollen, weil sie zu ihm gehören, Teil seines Wesens sind. Aber nur solange, als sie ihm gemäß bleiben. Der burzenländer Bauer ist sicherlich nicht unnationaler, ja eher volksbewußter als der altländer und trägt doch seine Tracht seltener als dieser.

Jede Tracht hat einen Geist. Es ist der bäuerische Geist des Erben, der aus dem Ererbten Macht und Verpflichtung erhält, der aber auch etwas vererben muß. Gelangt nun der Bauer zur Einsicht, daß nicht das Ererbte, sondern das Selbsterworbene, das im Gegensatz zur Arbeitsweise des Vaters nach neuer Arbeitsmethode Erworbene förderlicher ist, wird er, der sich nun ständig Wandelnde, auch die Tracht nicht mehr tragen. Und so sehen wir unseren fortgeschrittensten Bauer, den burzenländischen, allmählich von der ererbten Tracht abgehen. Es mag damit manche schöne Vorstellung, schwinden, aber zu Traktoren passen eben keine Borten.

Und nun frage man sich, ob zu einer Klavierlehrerin oder Fabrikantin eine Tracht innerlich paßt, ob sie, die moderne Städterin mit Radio und Auto, in der Tracht, nein, in diesem in Konventikeln entworfenen Gewand nicht wie in einem Faschingskostüm herumlaufen wird, sie deren Ahnen die Tracht ablegten, weil sie innerlich nicht mehr zu ihnen gehörte.

Jede Tracht brachte wirtschaftliche Vorteile für den Besitzer. Sie war teuer und haltbar, deshalb vererbte sie der Vater dem Sohn, die Mutter der Tochter. In ihrem Stoffe schon drückte sich das Bleibende, Wertbeständige des Ererbten aus. Hier aber wird versucht, ein billiges Kleidungsstück zu schaffen; es ist dadurch nichts Bleibendes mehr, nichts Praktisches.

Gesetzt den Fall: die neue, ungewordene „Tracht" siegte, sie wäre so billig wie ihre Schöpferinnen es wollen, was ergäbe sich für die Bauerntracht? Die Bäuerin würde versuchen, sich ihrer zu entledigen, um die unechte, neue Tracht zu kaufen. Sie täte es, weil das Kleid billiger und, als von der Städterin benützt, „feiner" wäre. Und damit wäre auch Vätergut durch „nationale Begeisterung" endgültig verschleudert im Dienste des Scheins, so wie einst der alte Kachelofen durch die häßlichen Fabrikserzeugnisse verdrängt wurde.

Bedenkt man dies, erhebt sich noch zwingender als eingangs die Frage nach dem Anlaß der Bewegung. Weshalb eine Stadttracht? Weshalb gerade jetzt? — Das nationale Argument dafür ist leer, ist Ausfluß der bei uns so oft angewandten Methode, durch Anruf der Volksliebe einer Wichtigtuerei zum Erfolg zu helfen. Aesthetische Gründe anzuführen, ist ebenso verfehlt, weil Schönheit wahr sein muß. Dem inneren Wesen der Tracht widerspricht aber das bewußte Erfinden ihrer Bestandteile und widerspricht das innere Wesen des heutigen Städters. Die Tracht ist ihm nicht zweckhaft. Berufskleider kann man erfinden, Sportanzüge bis ins Kleinste vorschreiben; der Zweck, dem sie dienen, gibt ihnen Schönheit, sofern ihm aufs Ehrlichste gedient wird. Wer aber lachte nicht, wenn man dem Lokomotivführer ein Flügelhorn zu blasen beföhle, weil sein Vorfahr, der Postillion, ein Posthorn bließ! — Weiter wurde gesagt, es sei der sächsischen Frau unwürdig, die modischen kurzen Röcke zu tragen, als ob es nicht genug deutsche Volkstrachten mit noch kürzeren Kitteln gäbe und als ob die Würde der Frau an der Länge ihres Rockes meßbar wäre. — Nein, ich weiß nicht, weßhalb die Bewegung nötig ist, wenn nicht, um von Kleidern zu Leuten gemacht zu werden.

Es ist eine Frauenbewegung mit allem lustigen Brimborium, deren heiterste, aber auch aufschlußreichste Einstellung — denn sie zeigt, wie unlebendig die ganze Angelegenheit ist — der Männerkleidung gilt, auf die jene Frauen völlig vergessen haben. Ihr Instinkt sagte Ihnen, daß ein Photograph mit Säbel, Schaftstiefeln und Marderfellmütze, verschnürtem Rock und verschnürter Hose eben ein kostümierter Photograph ist, aber mit weiblicher Logik reden sie trotzdem ihren Genossinnen ein, Gretchen könnte ins Gewand der Vorzeit o h n e Blamage tauchen, während Faust im Frack wie ein Lohnkellner daneben steht, (wenn er nicht, um eine Tracht anzudeuten, das Hemd über die Smokinghose hängen läßt, was auch der Forderung auf Billigkeit entspräche).

Aber da alle Schreckbilder, die diese Frauenvereinsbewegung vor uns hinzaubert, schließlich Heiterkeit auslösen — witzige Kerle wußten zu melden, eine geniale Frau in dem Alter, wo man für Modekleider nur mehr sittliches Interesse aufbringen kann, habe die nationale Kleidersucht bewußt hervorgerufen, um ihre kräftigen Waden unter dem völkischen Kittel zu verstecken — sei den Frauen Gerechtigkeit zuteil: denn die meisten von ihnen sind durchaus nicht gewillt als lebendes Museumsstück der eigenen durch Ersatzstoffe schlecht dargestellten Vergangenheit ein unechtes Dasein zu führen. Warum sie den Ratgeberinnen, deren manche auch bloß mittun, weil sie in einem Vereinsausschuß wie in einer Zwickmühle stecken, nicht folgen, — ja, das liegt in ihrer Natur, wie sie sein soll.

Denen aber, die mich wieder einmal als Volksverräter herumflüstern werden, sei noch gesagt, daß auch ich es für hübsch finde, wenn bei sehr seltenen Festen etliche Frauen die alte ererbte Patriziertracht anlegen, denn sie tragen sie dann ohne Anspruch auf den Geist, der jeder Tracht eignet, tragen sie, um zu zeigen, was einmal war, als Kostüm zum Fest, nicht als Kostüm im Leben, als Erinnerung, und tragen sie auch nur, wenn sie ihnen gut zu Gesichte steht.

Heinrich Zillich

Der Film und das Theater. Was ist Kunst? Kunst ist der Ausdruck eines Erlebnisses, eines Gefühls. Und ist das erfüllt, so ist jede Ausdrucksform Kunst, ob es sich nun um eine Faserpuppe der Fidschiinsulaner oder ein Gemälde mit höchster Maltechnik handelt, Es wäre also ebenso falsch zu sagen, der Film sei keine Kunst,

wie: der Roman, das Gedicht sei keine Kunst. Weil in keiner Form soviel gesündigt wird, behauptet man: sie kann nicht ernst zu nehmen sein. Zumindestens aber kann der Film Kunst sein, und ist es schon in einigen Werken. Hier muß, trotz der landläufigen Meinung, darauf hingewiesen werden, daß diese Filme kaum in Deutschland — nichts der letzte Produktion widerlegt das — sondern vor allem in Amerika, in Schweden und selbst in Frankreich (Jaques Fehder) entstanden sind. Der deutsche Film hat noch nicht die Schlichtheit, ist noch nicht frei vom „Kunstmachenwollen" wie der jener Länder.

Es ist unrichtig, das Theater gegen den Film auszuspielen und umgekehrt. Das wäre dasselbe wie zu behaupten, Goethe sei nichts gegen Beethoven. Wir kennen die Vorteile des Theaters gegenüber dem Film. Darüber braucht also hier nicht gesprochen zu werden; weniger nachgedacht hat man aber über die weiten, besseren Ausdrucksmöglichkeiten des Films.

Betrachten wir einen Lehrfilm. Wir werden gleich erkennen, wie sehr er mit dem Spielfilm zusammenhängt. Wir sehen meinetwegen, wie Ratten einen alten Hund angreifen, wir belauschen ein Stück sich unbeobachtet glaubender Natur, wir sind erschüttert, erleben den hilflosen Blick des verendenden Hundes und wissen, das ist ungestellte, grausame Wirklichkeit. So ist das Tier, das sich nicht stellen läßt, ein ganz großer Darsteller, oder besser Nichtdarsteller. Nur da, wo Tiere, wider ihre Natur dressiert, menschliche Züge ausdrücken sollen, wie in sogenannten Affen- oder Hundekomödien, wirken sie peinlich. Der Regisseur eines guten Lehrfilms hat eigentlich nur entdeckt und nicht produziert.

Dasselbe gilt vom Spielfilm. Keine Schauspieler, im Gegensatz zum Theater, sondern jene wirklichen Menschen sind zu finden, die das Manuskript verlangt! Der Regisseur — er ist der große, umfassende Künstler des Films — muß auch hier wie im Lehrfilm den Rhythmus des echten, wahrhaftigen Lebens festhalten. Er zeigt uns von wirklichen Leidenschaften entstellte Gesichter. Das, was Dostojewsky, was ganz wenigen gelang darzustellen, findet der Regisseuer fertig auf der Straße, auf dem Lande, in den Lasterhöhlen, er braucht nur zu photographieren. Reinhardt sagte einmal: Wohl die Hälfte aller Menschen sind schauspielerisch begabt. Für den Film trifft das bestimmt zu. Man sehe sich doch nur die Bauernphysiognomien aus einem Schwedenfilm an. Das ist Leben! Deshalb erschüttern auch die ganz großen Amerikaner, weil diese Menschen tatsächlich von den Trieben zerfressen sind, die sie darstellen. Leben im Objektiv auffangen ist Filmkunst!

Ein solcher Film ist Dichtung, ist Malerei, ja kann auch Musik sein.

Nicht gegen das Theater, nicht gegen irgend eine Kunst soll sich dieser Aufsatz richten. Er will nur gerade in jenen Kreisen für den Film eintreten, deren Ablehnung schuld an seinem heute immer noch niedrigem Niveau ist.

Hans Ludwig

Goethe in der ländlichen Fortbildungsschule. Man sollte glauben, daß die verschiedenen Stellen, die Lehrpläne herausgeben, die psychischen Grundbedingungen derer kennten, die gelehrt werden sollen, daß also Stadtschulen sich wesentlich unterschieden von Landschulen, städtische Fortbildungsschulen einen andern Grundton hätten, als die ländlichen, eben den Schülern angepaßt. Nun wird diesen Winter in einer Gegend Siebenbürgens Goethe gelesen und zwar ausschließlich Goethe — in der ländlichen Fortbildungsschule.

Mit lyrischen Gedichten und Balladen fängt man an — das würde noch angehen — dann aber folgen die „Römischen Eligien", „Die Brautnacht", „Gott und die Bajadere", „Wilhelm Meister". Die Bauernburschen und Bauernmädchen sind äußerst bildungssüchtig; man muß aber auch von Goethes Leben etwas wissen. Grete, Lotte usw. beleben sich vor den wißbegierigen Augen der Zuhörer (man bedenke, sie stehen alle in der Pubertätszeit), es folgt das Verhältnis zu Frau von Stein, — und das noch eigenartigere Verhältnis zu Christiane Vulpius, und den Abschluß bildet der Faust.

Die Burschen und Mädchen lesen, lesen und wissen nicht, was mit ihnen geschieht: Hier wird in Goethe gemacht! Die motorische Arbeit der Augen und der Ohren wird als Kulturarbeit ausgegeben, ein sonderbares Kulturflöten. Instinktlos setzt man diesen jungen, in einer, seit aliersher bestimmten geistigen Umgebung aufgewachsenen Leuten eine Kunst vor, die eine geistige Tätigkeit erfordert, für die der Lehrplanschmied kein Verständnis hat. Solchen Menschen, die nicht reflektieren, eine Kunst vorsetzen, die sehr bewußt ist und vollgetränkt mit Hintergedanken, zeigt zumindest von Instinktlosigkeit und Unpädagogik, wie sie nur Bildungsphilistern zu eigen ist. Jeder, auch das Volk, versteht nur das, was er erst selber schafft. Und so hat auch das Volk in die Volkskunst all das, was es lebt und erstrebt, hineingelegt. Volkstümliche Kunst aber hat gerade das deutsche Volk in Überfülle und darum wird gerade Goethe in den ländlichen Fortbildungsschulen gelesen.

Zugewanderte. Wenn ein Volk sich absondert gegen andere Völker und sehr bewußt seine Art pflegt, so kann dies ein starkes Rasseempfinden sein, ein Wissen um den Wert dieser Rasse und ihrer angeborenen Kräfte, eine Pflege dieser Kräfte. Aus diesem Instinkt heraus nannten die Griechen alle andern Völker, die nicht wie sie nach maßvoller Schönheit und Güte in allen körperlichen und geistigen Dingen strebten, Barbaren und hielten sie sich vom Leibe. Aus diesem Instinkt heraus verliehen die Römer, ihrer Art entsprechend, nicht jedem Provinzialen das Bürgerrecht. Aus diesem Instinkt heraus erfanden die Inder ihre Kasten.

Wenn nun bei uns Absonderung und Grenzsetzung geübt wird, so spricht hier unsere Eigenart und will sich selber bewahren und dies ist nützlich, so lange vernünftige Grenzen eingehalten werden. Man läßt nicht jeden sich in seinem Heim breit machen. Kommen aber Gäste und stellen ihre Kräfte, sich ganz uns zur Verfügung, so behandeln wir sie als Gäste und freuen uns, daß sie freiwillig zu uns fanden und in Allem mit uns gleichen Schritt halten wollen — so sollte man meinen.

Da findet man aber so viel gekränkte Eitelkeit und kleinliche Eifersucht und noch kleinlichere Mittel, in denen sie sich äußern, daß man sich verzweifelt fragen muß: Sind dies die Nachkommen derer, die einst einem Sachs von Harteneck (und vielen anderen) die größten Ehren darbrachten und ihm die höchsten Würden verliehen? Und Zaban war ein — Slovake. Doch die hatten damals noch Instinkt im Leibe — und heute . . .?

Misch Orend

Ausstellung Hans Eder: [redacted]

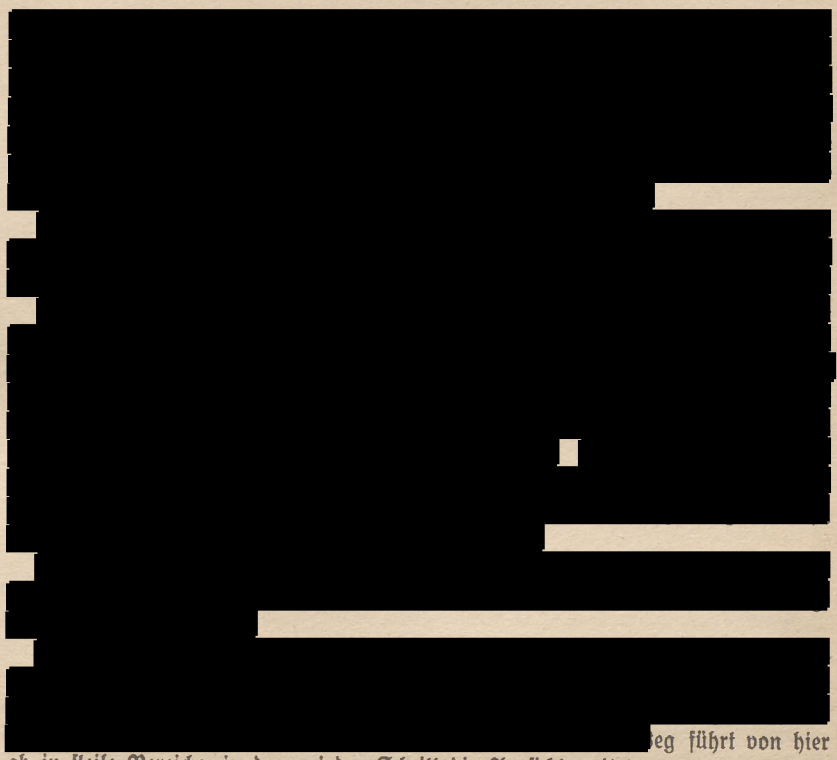
[redacted]

troffen:

[redacted]

ß [redacted] zu ihnen

[redacted]



eg führt von hier ab in steile Bereiche, in denen jeder Schritt die Aussicht weitet.

Oskar G. Netoliczka

Neue Bücher und Schriften

Meinrad Inglin, Über den Wassern. (Grethlein & Co., Leipzig.)

Welches Erleben kann auf hundert Seiten gestaltet sein, welche Stille, welcher Gesang! Nichts, worüber Bericht erstattet werden könnte. Ein Mann erlebt das Gebirge, wohnt hirtenhaft mit Hirten in der großen Natur — dies das Äußerliche. Aber ihm wird in der Ruhe des weiten Bezirks Abend und Stunde, Gewitter und Tag zum Glücke. Die Vollendung und Erfülltheit dieser Welt, deren Teil er war, gießt er um in eine von innerster Ruhe edle Sprache, die seiner Dichterschau würdig ist. Wirklich „eine Symphonie auf die Erhabenheit der Bergwelt".

Ernst Weiß, Tiere in Ketten. — Nahar. Zwei Romane. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Der erste Roman ist die Geschichte eines Mädchens, das vom Geliebten zur Bordelldirne gemacht an ihrer Liebe zugrunde geht, mordet, wahnsinnig, zum Tiere wird. Das Ungewöhnliche der Darstellung steigert sich erst im zweitem Werke zum Außerordentlichen. Der Verfasser gestaltet keine Welt, ist nicht objektiv, er läßt eine

Dirne schreien. Seitenlang tobt uns immer wieder ein entfesseltes Gefühl seine Gesichte entgegen, sinnlos und phrasenhaft, gestaltlos in seiner überhetzten Sprache, deren Worte Wörter sind. Der Stoff ist ein Novellenstoff, einer klar zufassenden Erzählungsweise gefügig, aber zu spröde und zu karg für diese gedichthafte Litanei. Im zweiten Werk, in der Geschichte einer Tigerin (die unnötigerweise die wiedergeborene entsühnte Dirne des ersten Romans sein soll) ist Sprache und Inhalt zur Einheit gediehen. Hier erlebt die Weiß eigentümliche Art der Darstellung ihre Rechtfertigung. Hier ist sie episch und ist Gedicht. Der Urwald rauscht, die Büffel trampeln durch den Busch, der weiße furchtbare Mensch erscheint. Dies lebt alles, dies ist wahr.

Gerhart Hauptmann, Fasching. Mit Zeichnungen von A. Kubin. (S. Fischer, Berlin.)

Das Dämonische, das der Geschichte des lustigen Segelmachers, der aus fröhlichster Gesellschaft vom Tode überrascht wird, zugrunde liegen soll, findet in den Zeichnungen Kubins eine Verkörperung, in der Novelle selbst ist es gedacht, nicht aber zu erfühlen

Orell Fueßli Almanach 1926. (Orell Fueßli Verlag, Zürich.)

Dieser Verlagsalmanach hat insoweit Wert, als er uns eine gute Auswahl schweizer Dichter vorführt, die zum Teil, wie der begabte Ramuz, noch zu wenig bekannt sind. Der Inhalt des schönen Buches, das viele Abbildungen zieren, ist reich und gediegen, ein geeigneter Führer in das moderne geistige Leben der Schweiz.

Paul Ernst, Geschichten aus dem Süden. (Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin.)

Paul Ernst, dessen Dichten in klarste Form gefaßt ist, die manchmal kalt erscheinen mag, enthüllt sich dem Stillen. Er gibt sein Tiefstes durch diese formale Fesselung (seine Kunsttheorie darüber interessiert hier nicht). Völlig von ihr gefesselt überwältigt uns erst, was zur Fessel lebendiges Recht gab. Die Form ist blutvoll durchströmt, ist natürlich gewachsen. Wie selbstverständlich, wie nüchtern dem oberflächlichen Blick, ist die Darstellung in diesen Novellen (die mit einer Ausnahme alten italienischen Stoffen, die in der Cento novelle amorose schwulstige Verkörperung fanden, mit Absicht eine dichterische Neugeburt schaffen) und wie schlägt dem Horchenden dahinter vernehmlich das edle Herz der Welt, dessen Künder dieser Dichter ist. Die Handlung ist seltsam, im Goethischen Sinne Novellenstoff, aber durch das Ereignishafte spürt man immer eine unsäglich gebändigte und vertiefte Weltdeutung, eine religiöse (aber unchristliche) Auffassung des Daseins, die am fühlbarsten in der Novelle: „Die selige Insel", der Kunst des Paul Ernst eine zukunftskräftige Bedeutung verleiht.

E. Sigerus, Durch Siebenbürgen. (Verlag Jos. Drotleff, Hermannstadt.)

Die dritte Auflage dieses Bilderbuches siebenbürgischer Landschaften und Eigentümlichkeiten liegt vor und führt hauptsächlich den Süden des Landes in Photographien vor Augen. Es wäre zu wünschen, daß auch die anderen Gebiete Berücksichtigung fänden, um den Reisenden, denen die Veröffentlichung dient, ein vollständigeres Bild zu bieten.

Manfred Sturmann, Althebräische Lyrik. (Allg. Verlagsanstalt, München.)

Es mag ein gewagtes Unternehmen sein, nach Luther die Zahl der Nachdichtungen biblischer Lyrik zu vermehren, wenn nicht jede Zeit — wie St. Zweig in seinem Vorwort zu diesem Bande sagt, — in den alten Versen ihre eigenste Interpretation zu erleben begehrte. Hier ist das Wagnis geglückt. Die Gedichte, Psalmen, Klagelieder, Lieder, fanden eine Formung, die dem Gedichte näher steht als der religiösen Inbrunst und in manchen Fällen überraschend wortgewaltig ist. Heinrich Zillich

Ludwig Stirner, Siebenbürgische Geschichten. Druck und Verlag von Friedr. J. Horeth, Schäßburg, 1925. 268 S.

Als Klingsor mich um die Besprechung von Ludwig Stirners Siebenbürgischen Geschichten bat, machte er im Begleitschreiben eine Andeutung, daß sich hinter dem Schriftstellernamen Stirner ein hochgestellter sächsischer Beamter berge. Das ist dem Rezensenten zu wissen angenehm, weil er überzeugt ist, daß ein Sachse, der es unter den heutigen Verhältnissen als Staats- oder als Privatbeamter zu etwas bringt, nur ein sehr tüchtiger Mann sein kann; so kann er mit leichtem Herzen und dürren Worten das ihm zur Besprechung überlassene Buch für schlecht erklären. Trotzdem er ausführliche Besprechungen nicht gern an schlechte Bücher wendet, wird man es ihm zu gute halten, wenn er auf Stirners Geschichten etwas näher eingeht. Sie stellen nämlich einen in der deutschen Literatur Siebenbürgens bisher wenig vertretenen Typus dar: Jene Art verlogener Zuckerwasserromantik, die vor Jahrzehnten in Deutschlands Daheimen und Gartenlauben ein beneidenswert bevorzugtes Dasein führte und von tausend und abertausend im Lesefieber glänzenden Augen verschlungen zu werden pflegte. Die Welt ward inzwischen alt und ward wieder jung — aber noch florieren in und außerhalb Siebenbürgens die Courths Mahler und Lola Stein. Ihrem Geschlecht ist Ludwig Stirner entsprossen. Kein Zweifel, daß er gleich jenen (so weit das in unseren beschränkten Verhältnissen möglich ist) Erfolg haben wird. Zumal in Schäßburg, dessen hübsche Federzeichnung auf dem Vorschlagblatt des Buches andeutet, daß die „kleine Stadt", die zu fast allen Erzählungen den Hintergrund liefert, keine andere ist als das lieblich gelegene Kokelstädtchen, wird manches romantische Backfischherz in Stirners Buch wehmütiges Ergetzen finden; selbst Tränen sind nicht ausgeschlossen. Das wäre aber nur ein Beweis mehr *gegen* den Wert des Buches; denn seit es Dichter und Dichtung gibt, hat der literarische Geschmack der Menge das wahrhaft Künstlerische mit erschreckender Regelmäßigkeit verkannt und die Bulpius, Marlitts, Eschstruths, bestenfalls Kotzebues, Dahns und Kellermanns gehätschelt.

Ludwig Stirner besitzt eine gewisse schriftstellerische Gewandtheit des Ausdrucks, doch bleibt er unrettbar im Kitsch stecken: Er benützt die ihm zur Verfügung stehenden Farben nur dazu, süßlich-konventionelle Bilder in Buntdruckmanier auszuführen. Ihr Gegenstand ist, bei treuer Wahrung des Schäßburger Lokalkolorits, durchwegs dem Beamtenleben entnommen. Der Verfasser kennt augenscheinlich die Seelen- und Lebenserscheinungen aller Kreise vom Volksschullehrer bis zum Hofrat; aber er widersteht der Versuchung nicht, diese Kenntnis, indem er sie literarisch verwertet, mit einem syrupdicken Zuckerwasserguß zu umkleistern, dessen widrige Süßlichkeit dem Leser nur zu rasch den Magen verdirbt. Allen seinen windigen Helden: Karl Schobel, der an der russischen Front in den Tod rennt, weil er als Gymnasiast an dem Abend, wo er die „himmlische Schönheit" (warum nicht himmlisch? Nun ja, warum sollte die Schönheit nicht himmlisch sein?) seiner Minna zum erstenmal küßte, sich angeblich besoff und randalierte (—doppelt tragisch, daß das nicht einmal zutrifft!); Herrn Robert Wermescher, Gymnasiallehrer aus Bistritz, so edel und gut, daß seine unerhörte Tugendhaftigkeit selbst mich ergriffen; heiratet aber seine Lotte nicht, denn er sorgt für jüngere Geschwister; Herrn Professor Grunert, Herrn Lindner, Herrn Reinert und allen anderen, die in sommerwarmen Frühlingsnächten mit Vorliebe und weicher Baritonstimme ergreifende Lieder singen wie: „Der Sang ist verschollen..." — — ihnen allen möchte man ein bißchen, ein ganz klein bißchen Mark und Bein und Blut wünschen, um sie von ihren bleich-

süchtigen Gefühlen zu erlösen, rütteln möchte man sie, um sie aus ihrer Unwirklichkeit zu erwecken und aus sentimentalen Schemen zu lebendigen Menschen zu machen. Das kann aber nicht gelingen; denn über ihnen schwebt das Wohlbehagen satter Bürgerlichkeit, die ihre „gute Stube" (die ist das Symbol dieser Art von Dichtung) bis zum letzten Atemzug verteidigt. In Süddeutschland hat man für dergleichen einen trefflichen Ausdruck: Schmalzig. Warum ihn nicht nach Siebenbürgen verpflanzen?

Am lobenswertesten ist an Stirners Schriftstellerei der durchdachte Aufbau seiner Geschichten. Gerne verwendet er das Schema der umgekehrten Exposition: Uns unvermittelt in ein fortgeschrittenes Stadium der Handlung mitten hineinzuversetzen und die Vorgeschichte ausführlich nachzutragen. Die Verbindung mit der dergestalt sich ergebenden Rahmenerzählung (wobei Rahmen und Erzählung natürlich aus der gleichen Handlung geschmiedet sind) ist nicht immer glücklich hergestellt. Man erinnere sich etwa an Stellen wie: „Wir hatten den namenlos unglücklichen Tugut bis zur Höhe der Promenadeanlagen begleitet, wo er sich auf eine Bank niederließ. Er hatte hier etwa eine halbe Stunde lang gesessen. . ." usw. (Der Kassenkontrollor") — — „als" . . . ergänzt unfehlbar der Leser die Verknüpfung der Fabel und Vorfabel und sieht vor seinem geistigen Auge wieder die verstaubten Gartenlauben mit „Goldelschens Traum", Heimburg und Konsorten aufsteigen.

Der geduldige Leser, der mir halb zustimmend, halb ablehnend bis hierher gefolgt, fragt, ob es notwendig war, die Geschichten Stirners, der gewiß ein braver Mann ist, so zu „zerreißen". Ich gebe zu, daß man sie auch milder hätte beurteilen können. Aber eben, weil der Verfasser als braver Mann gilt, mag er ruhig hören, daß er ein schlechter Schriftsteller ist. Mit Augenzudrücken ist weder ihm, noch unserem Schrifttum gedient.

Der Verlag verdient für die mit einfachen Mitteln geschmackvolle Ausstattung des Buches alles Lob. Karl Kurt Klein

Upton Sinclair, 100%. Roman. (Der Malik Verlag, Berlin.)

Es wird gut sein, sich bei der Beurteilung dieses Buches des sehr bekannten amerikanischen Schriftstellers jeder romantischen Parteinahme zu entschlagen, die vom Stofflichen des Werkes beeinflußt sein könnte. Die Schilderung der sicherlich wahren Greul, die in Amerika bei Bekämpfung der sozialistischen Bewegung von seiten des Staates und der Kapitalisten verübt wurden und werden, fordert — wie die große Verbreitung des Buches beweist — zu jener unkünstlerischen Parteinahme heraus. Der agitatorische Wert des Romans ist bedeutend. Überdies ist das Buch mutig, ist — möchte man sagen — sogar objektiv, wenn nur das engbegrenzte geschilderte Milieu der Spitzelagenturen und Sozialistischen Zentralen auch wirklich die lebendige Breite des sozialen Kampfes darstellte. Der Mangel an Objektivität liegt aber gerade in dieser Verengung, die nichts über den lebendigen Wert der Bewegung und Gegenbewegung aussagt. Sie könnte es nur, wenn die Menschen rund und voll gestaltet würden, die sich in ihr bewegen, und sich nicht bloß um eine Unzahl von „Tatsachen" scharten. Gewiß! Der Hauptheld lebt, ist gut gezeichnet, wenn auch nicht bis zur Tiefe enthüllt, noch einige Frauen, einige Agenten daneben, aber kein einziger Sozialist ist glaubhaft, alle sind Idealgestalten, nicht verzuckert und erlogen, durchaus nicht, ihr Handeln ist klar, aber ihr Sein ist unbekannt. Daran krankt das Werk. Es hat eine unkünstlerische Aufgabe: das amerikanische Spitzeltum zu enthüllen. Die Aufgabe wird erfüllt. Nach der Lektüre kennt man bestimmte Verhältnisse und bleibt unerschüttert,

weil eine einzige Träne, die in diesem Buche so sichtbar nacherlebt wäre, daß ich sie sehe, alle Millionen Tränen aufwöge, von denen gesprochen wird.

Eduard Reinacher, Elsässer Idyllen und Elegien. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Wenn ich dem Dichter, der in manchen deutschen Zeitschriften außerordentlich gelobt wird, keine große Bedeutung zuerkennen kann — denn ich finde, im Ohre noch den Klang aus „Hermann und Dorothea", kaum einen neuen Ton in seinen breiten und ruhigen Versen — so erfreut doch die freundliche, verinnerlichte Gesinnung und die Würde der Darstellung.

Arno Holz, Neun Liebesgedichte.

Dieses in großem Formate gedruckte Werk erlesenster Buchdruckerkunst bringt die Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei zu Leipzig ihren Mitgliedern als Jahresgabe 1924, gleichsam zum Entgelt für die Vereinsbeiträge, dar. Im Buchhandel erscheint der Prachtband nicht. Die neun Gedichte sind dem Phantasus entnommen, aber einer Neufassung unterzogen worden. Eine Einführung von Dr. Hans W. Fischer erhellt das rhythmische Gesetz der Holz'schen Lyrik, die in diesen Gedichten überquellender, sprachreicher und tiefer Fülle hinreißender ist als jemals.

Fritz Heinz Reimesch, Deutsche Männer in Siebenbürgen. (Koehler & Amelang, Leipzig.)

Auf knappem Raume werden, hauptsächlich für Reichsdeutsche bestimmt, die wichtigsten Abschnitte der sieb.-sächs. Geschichte beleuchtet: die Ansiedlung, dann die Figuren und die Zeit des Georg Hecht, Markus Pemfflinger, Michael Weiß, Sachs von Harteneck und Brukenthal. Die Veröffentlichung beweist wieder, daß sich Deutschland für uns zu interessieren beginnt; sie ist in ihrer frischen und nur auf das Hauptsächlichste gerichteten Darstellung geeignet, diese Anteilnahme zu verstärken und — das Selbstlob ist begründet — zu rechtfertigen. Heinrich Zillich

Richard Gleim, Aus meinem Tal. Gedichte. (Verlag Gustav Zikeli, Bistritz 1925. Preis 50 Lei.)

Ich gestehe, nicht ohne Voreingenommenheit zu den Gedichten Richard Gleims gegriffen zu haben. Kurz vorher hatte ich die vom ihm verdeutschten nösnischen Volkslieder und Reime („Alte Edelsteine", Verlag Drotleff, Hermannstadt) in den Händen gehabt und dem von der Kritik allseits gelobten schmächtigen Büchlein wenig abgewinnen können. Vielleicht trifft dieser Tadel weniger den Übertrager als den Verleger, der auf die Schönheit der Fassung der allen Ruhmes werten wunderlichen „Edelsteine" d. i. auf die äußere Form des Büchleins gar zu geringes Gewicht gelegt hatte. Auch Zikeli hat beim neuen Gedichtbändchen an Druck und Papier gespart — siebzig, zum Teil längere Gedichte auf weniger als ein halbes Hundert Seiten zu umbrechen, ohne die Ansprüche eines durch die buchtechnische Vollendung Deutschlands verwöhnten Leserkreises zu verletzen, ist eine Kunst, die kein siebenbürgischer Metteur kann —, immerhin ohne daß man an der Ausstattung Anstoß nähme; und das ist als Negativum zunächst auch von dem Inhalt des Büchleins auszusagen. Positiv läßt sich das Urteil dahin erweitern, daß Gleims Gedichte nach Form und Inhalt typische sächsische Gegenwartslyrik um ein weniges über dem Gegenwartsdurchschnitt sind. Auf diesen Typus verweist schon das Fehlen jeglicher Erotik, die doch in der Lyrik außerhalb Siebenbürgens zum mindensten den gleichen Platz behauptet, wie die Naturbetrachtung und das Streben nach philosophisch-religiöser Welterfassung.

Gleim beschränkt sich auf die beiden letzteren. Das siebenbürgisch-sächsische Erleben spielt sich räumlich und geistig in so engen Grenzen ab, daß Liebeslyrik aus Gründen seelischen Feingefühls in sächsischen Gedichtsammlungeu selten zu ihrem Rechte kommt. Das ist die Regel, von der Gleim keine Ausnahme macht. Nicht der Liebe Kampf und Not, kein faustisches Streben und Ringen zittert in seinen Gedichten, sondern die Freude am Überwunden-Haben, am Besitzen. In stiller Pfarrhausseligkeit

Vergessen ist die Predigt
Und das Ornat hängt selig
Im Kleiderschrank.
Herr, hab du Dank
für deine Güte, die uns liebt . . —

(Gottlob, daß es das in Siebenbürgen noch gibt!) läßt er das friedferne Leben an seinem Tal vorüberbrausen und entnimmt seinen Spiegelungen in dem Gang des Naturgeschehens nur die Tatsache der „Liebe des Herren der Welt, der uns voll Güte dies Wunder bestellt". Fast ist man erstaunt, neben Naturbetrachtungen, Gottesgedanken, Dorferleben und Abendsonneglühen in dem Büchlein ab und zu auch Klänge von gequältem Leben, Resignation und Tod zu finden. Sie sind indessen nicht imstande, die behagliche Idyllenstimmung des Ganzen zu stören, geschweige denn sie zu sprengen. Auch Lieder von Volk und Heimat fehlen nicht, wie es sich in sächsischen Gedichtsammlungen ziemt — auch diese sparsam gewählt, sodaß sie aus dem allgemeinen Rahmen nicht herausfallen. Als eines der wertvollsten von Gleims Gedichten erscheint mir das Gedicht „Ostern", in dem sich mir Elemente des deutschen Volksliedes und solche Südosteuropas zu durchdringen scheinen. Ich setze es ganz hierher.

„Ihr roten Tulpen mit goldenem Rand,
mein Heiland zu Ostern den Tod überwand!
Ihr Veilchen blau und ihr Lilien weiß,
mein Heiland lebt, Gottvater zum Preis!
Ihr Narzissen gelb, ihr Hyazinthen blau,
mein Heiland grüßt aus der Himmelsau!
Ihr Knospen zart, so golden und Grün!
Einst werd' ich zum ewigen Leben erblühn!"

Karl Kurt Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

Der Holzschnitt dieses Heftes ist von Grete Csaki-Copony.

Wir bitten um Zahlung der Abonnementsbeträge. Der Bezug des Halbjahrs kostet 220·—, des ganzen Jahres 440·— Lei, im Ausland 10·— und 5·— Mark.

Wer bis zum 10. Januar sein Abonnement nicht gekündigt hat, gilt als Abnehmer des laufenden Jahrgangs.

Zum Binden der Hefte des Jahrgangs 1925 werden Einbanddecken angefertigt, deren Fertigstellung und Preis an dieser Stelle noch mitgeteilt wird.

Unser Verlagswerk K. K. Klein „Ostlanddichter" erscheint erst Mitte Januar.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR FEBRUAR 1926 HEFT 2

Neue Psalmen

Von Hermann Klöß

I.

Trägt wer den Helm so hochbuschig kühn
wie dies Waldwiesenfleckchen seine rings
im Wind sich dachenden Tannen?
Sonne sticht drein, ficht drein
mit halb an Stamm-, Ast-, Nadelwerk
gebrochnem Speer;
daß Lichtsplitter, Schattenfetzen
zerstreut über den Grasgrund sich gießen
wie Stahlspäne während der Schlacht
ins Haupthaar des Ritters.

Kampfbild; dazwischen trompetenstoßgleich
aus dem Versteck wo Habichtsschrei,
wild uns zum Kräftenmessen fordernd,
zu Krieg, lusterhitzt, tränenlos.

Du nur im Trauerschleier, Frau,
des Dunkel bleischwer dir zum Fuß fällt,
huschst Wege, Büsche furchtbenommen
wie ein erst angeschossner Vogel ab,
Blätter, Zweige scharf
mit Herbstwind Zause-Sausewut kahlstreifend,
daß drunter im Trocknen
düsterfarbig geborgne Waldblümlein
sich spät noch schütteln vom Naß deiner Tränen.
Weinst um den Sohn, der sich zu Tod' focht,
des Helm im Krieg hochfirnig ragte
in Lanzenflugwirrwarr
wie Waldtannenwipfel ins Lichtspeerzucken
des Morgenrots —


EX LIBRIS: HERMAN FRAETSCHKES

und klang stahlhell, glockenfeierlich,
wenn ihn ein Wurf traf, Fechter lockte
Gläubigenschar um sich,
mutentfacht zu streiten, sterben,
als wär' Schlacht, Tod blos Knabenspiel
Sonnentanz durch Schattendickicht
Gottgefallen . . .

End' dein hastend Trauern, Wehklagen, Weib!
Krieg ist heiter, Tod will nicht Tränen,
doch schimmernd rätselumwirkt Gedenken,
wie sich im Grasgrund Kampfblitzen
des Asthelms gegen Sturm und Licht droben
silbernetzig spiegelt.

II.

Wo enden des Buchenwalds helltorige Gänge?
Bergein führt's, wolkenentgegen
wie die vom Sturm hochgebauschte Meereswelle,
daß die Mähder in seinen grünen Randbuchten
weit zurückbleiben, winzig
gleich fern hinsinkenden Schifflein,
ihrer Sensen Dengeln verklingt wie Grillengezirpe
ins mächtige Windwehn, Blätterrascheln, Asteknacken,
des Buchenwalds Lied, sein Hallellujah;

Lob der Sterne, des Weltraums:
Blauwiege für Wolken, Mückenschwärme,
Lebensraub- und Zeugung,
Schwalbenflug, gott- und sündhafte Gedanken....

Ich wandre hastig Stamm nach Stamm vorbei
viel scheu Getier rasch überholend
ausgangsüchtig;
wo Sonne sich ins Dickicht zwängt, stromgleich
dunkle Ufer auseinanderbiegend,
täuscht sie mir Waldrand vor
mit Sensedengeln, Mähderruf,
Wohnstättennähe
für Baumreihn, endlos gestellt,

so scheint's, bis zur Erdgrenze.
Wer löst mich aus Buschfesseln, Stämmegitter,
das mir verstrickt hält Haar, Knie, Herz,
Schritt lähmt, Flug —
aus Sturmschaukeln des Zweigwerks um mich
Tosen der Unendlichkeit
Waldflut, drin ich stecke?

Ins Moos werf' ich mich langhin,
spähend durch Laubritzen im Weltraum
nach Schwalbenzug, Schöpferspur, Sündzeichen
mir vertraut schon,
aus Wohnstätten, Waldrandbucht aufgestiegen,
Mähderkehlen, Heumägdetollheit —
jauchze frei über ernst drohend' Wipfelschütteln,
Totstille der streng in sich gekehrten Buchenhallen
ins gott- und sündverfallne Leben.

III.

Wolke löst wie Rauch stoßweise
sich vom Waldkamm, zieht sonnevorüber,
liedschmetternd Schwalben mit ihr
als Saum, Geleit,
mir Schattennetze ins Haar werfend.

Könnt' ich Schwalbe sein, Wolke sein,
nachrücken ihrer Spur im Blauen droben,
Erdgewicht abstreifen, Lehmschollen
Slimmengemisch der Knechte, Mägde
ihr sich Rufen,- Schelten,- Kirren
Vorspiel zur Paarung!
Und muß mich wurmgleich winden
im Weg fort durch's Leutegedräng
Erwerbende, Bauer, Bürger geldhungrig
wie das Eichkätzchen eichelhungrig,
ihm nach hüpfend, kletternd, wagend
Todessprung gar?
Soll Aug' aufreißen, Schritt anspannen
jedem Trupp Bursch mit Magd gemengt nach,

ins Buschwerk brechend, lichtscheu,
überwallende Sinne in Walddämmerung zu bergen
Weltentsunkensein, Rausch?
Tanz' ich in Stadtsälen gepaart,
dreh' Kreis nach Kreis zum Taumeln
zwischen hastig Gewoge, Geschiebe
von Mann, Frau, heiß ineinander atmenden,
zu Klumpen geballt dampfend
wie Waldblätter von frischem Regen
vor aufgewühlter Lust?

Nur Jeder tanzt um Weib, Gold, Sünde
bald rasend, bald gemächlich
wir Erdbesessenen,
ob Gott drin sei wie Feuer im Kies versteckt.
Wolke auch unter Regengerieſel
senkt sie sich abends in's Laub, auf Dächer
Schwalben mit ihr, stillgeworden, nestbedürftig
aus warmem Lehm geknetet,
zur Scholle, der sündigen,
die Gottesmacht in sich hält, Schöpferkeim,
der Himmel Hoheit.

IV.

Stangen schlagen in die Aste;
auf steilgestellten Leitern, straff zurückgebeugt
ihr markiges Rückgrat, Bauernknechte
hohlfäustig wie unter'n Schurz der Magd
nach den Apfeln greifend.
Ihr Kreischen dazwischen, kratzig rauh Gerufe
ins Zweigwerk des nächsten Baums, Hänge, Gärten
zu End', weckt Echo, aufzuckende Lustleute
der drunten in hochgeraffte Kittel
Fallobst sammelnden Mädchen, verwächst rasch
wie Bussardschrei, mit Windklang, Holzknacken, Spechthämmern,
Herbstgetön des Tals.

Was sinnst du, süßer Himmel, leuchtend
über Obsternte, warmem Scheitel der Erntenden?
Ob ihr Glück echt sei, ihr Lachen unverfälscht

aus quellsicherm Blut?
Wie schallt an Bergwände, in Waldschluchten ihr Lärmen
gleich Gebirgsbachtosen im Felsenrinnsal;
kaum gilt Finkenstimme, zänkisch Gekrächz der Eichelheher
Blumenschaukeln, Buschraunen noch
gegen ihr urwüchsig, herrschgewohnt sich Gebärden!..
Bis sie, Sack über'm Nacken, zwerggekrümmt
sich heimscheren,
den Weg auch heiter, scherzaufgelegt,
daß ihre Last tanzt auf Buckel, Steiß,
bald abgeworfen wird, sie nichts hemmt
auszuschwärmen, Nacht suchen, dunkle Tornischen
zu Liebeszwiesprach, wortlos stumm, Schoß in Schoß,
Dankjauchzern frühen Schöpfergefühls
stolzer Erdenhaftigkeit.

So Tag samt Abend vollgespendet
wie Kleeblüte dem Bienenvolk,
daß wir Honig kosten, neigeleer
— für Bauernurwuchs, uns Weltreife gleichermaßen —
aus süßem Himmelskelch, blau, schachttief,
Schöpfertrieb anfachend in Mark, Geistesbereich uns
lodernde, lustgeschürte Feuer
Mitzeugeglut an der Erde Werken.

V.

Wenn einst des Todes Schnitt hier saust
durch Stämme wie Grashalme knirschend,
daß Tann' nach Tanne fällt, sich quer stülpt
über Eingang, Weg, Bank,
drauf ich saß, Netze spann zwischen Stern und Erdscholle
flink zu gleiten auf ab wie am Drahtseil
Geisteswelfahrten —
sperrt dürrnadlig Geäst, im Sturz
zu wirren Lanzenknäueln verwickelt,
gleich Riegeln die Waldpforten.

Ich hör' nicht Krachen, Splittern, Sterbeächzen
der Umsinkenden, das aufscheucht nestwarme Vogelbrut

zu ängstigem Geflatter, Wehlauten,
als wär der Wald Brandstätte, rauchender Rest
von Stall, Scheune, dran sie klebend genistet,
eh' Feuersglut sie fortstöberte ...
Trümmer häufen sich; vom Feind zerschossner Stadt
gleicht mein Wald so lebenenthaucht,
verwüstete Gassen, Sturmlöcher rechts links,
zackige Baumstümpfe aus bleichgestreckten Stämmen ragend
Totenknochen, Gerippanger.
Umsonst wollt' ich eindringen, alte Vertrautheit
auffrischen mit Waldzauber, Waldwirklichkeit —
lauter Säcke voll von Geheimnissen
an jeden Stamm gelehnt, daß sie sich mir ausschütteten,
ich hingerollte Weisheit auflese' wie Zigeuner Pilze
aus knöcheltiefem Nadelboden, Hexenringen,
mondrund drin wachsend, der Schöpfung Sinn verratend:
wie Baum, Mensch, Pilz auch Kreis will
Gassen bauen, Hand reichen — es springe über
der Freudenfunke ....

Längst bin ich dann lehmverschüttet wo,
Stamm- und Astwerkresten, Waldeinsturz
grabtief vorausgesunken —
ob wir uns aufrichten, Baumreihn, grünes Zweigwerk,
Laubdom, Buschkämmerchen wieder, ich drin,
unter bald entwöhntem Erd-Sonnesummen
zuschauend Hoch- und Niederstieg
grab-himmelwärts keimenden Lebens?

Die Beichte

Florian Seidl, München

Winter.

Verschneit der Wald, Berg und Tal. Verhangen der Himmel, darunter die weite weiße Fläche sich dehnt, glanzlos und öde.

Hoch am Berg liegt einsam ein Hof. Der Bauer steht unter der Türe und blickt gegen das Tal. Kein Weg gebahnt. Es wird Schnee geben, denkt er und geht mit schweren Schritten zum Schuppen.

Drinnen in der Stube wimmert das Weib im Sterben. Beichten will sie, noch einmal beichten. Eine schwere Sünde habe sie mit sich getragen all die Jahre her, die müsse los, eher könne sie nicht sterben, sagt sie.

Bis er den Geistlichen aus dem Tale holt, vergehen Stunden und so lange dauert es nicht mehr mit ihr.

So zieht er den breiten, schweren Holzschlitten aus dem Schuppen und schiebt ihn vor die Haustüre. Dann packt er das Bett der Bäuerin darauf und trägt endlich die Kranke selbst heraus und bettet sie auf den Schlitten. Zwei-, dreimal schlingt er das Seil darüber und zieht den Knoten fest an, daß die Stricke tief in die Kissen schneiden. Damit die Frau und das Bett nicht abrutschen auf der abwegigen Fahrt.

Dann zieht er das Weib zu Tal, zur letzten Beichte.

Stille ist es. Die Vögel haben sich versteckt. Alles weiß; Wege, Steine und Erdrinnen tief vermummt, als wollten sie nichts mehr sehen von dieser Erde. Nur die Spitzen des Jungholzes, durch das ihn sein Weg führt, heben sich aus dem Boden. Keines Menschen Tritt ist vor ihm durch den Schnee gestapft. Wie unentweiht liegt die weiße Decke vor ihm. Knietief sinkt der Mann ein bei jedem Schritt. Schwer stemmt er sich nach rückwärts gegen den Schlitten, daß der sich nicht losreißt zu sausender Fahrt. Kein Laut, nur das durch den Schnee gedämpfte Stampfen des Mannes und das Weib stöhnt hin und wieder leise.

Als sie halbwegs sind, wo der Feldweg in den ebenfalls völlig verschneiten Gemeindeweg läuft, sagt die Frau: „Bauer, ich muß sterben, ich komm nicht mehr zum geistlichen Herrn."

Der Bauer hält einen Augenblick an und wischt sich den Schweiß von der Stirn, dann will er weiter ziehen.

Sie aber sagt: „Ich komm nimmer hin, ich muß sterben." Und mit einem tiefen Seufzer: „Beichten möcht' ich."

Da hält er inne, setzt sich zu ihr auf den Schlitten und sagt: „So beichte mir. Denk, ich sei der Herr Vikar. Unserm Herrgott wird es wohl recht sein und ich kann es dem Herrn Vikar ja nachträglich überbringen."

Sie will nicht. Dann aber, sie hat nicht mehr viel Zeit, richtet sie sich mit Mühe in die Höhe, stützt sich auf die Ellbogen und beichtet. Trostlos stille ist es um die beiden, sie ganz allein, nichts Lebendes regt sich, als wär die ganze Welt erstorben. Ein Pfahl, davon die Wegtafel längst vermorscht zu Boden gesunken, ragt neben dem Schlitten

auf. Wohin der Weg? Er sitzt neben der Frau. Die Pelzmütze hat er abgenommen und preßt sie zwischen den Händen. Sein Kopf ist tief auf die Brust gesunken.

Die Bäuerin beichtet. „Die rote Kathrein", sagt sie und jedes Wort fällt ihr schwer, „hab ich vom Hof gejagt. Mit dem Hunde. Damals, als ihr sie andern Tags aus dem Wildbach zoget. Ich fürchtete, du gewännest sie lieb . . ."

Er will auffahren: „Weib!" aber er tut's nicht, unbeweglich sitzt er, als tobte nicht der Sturm in ihm. Nur die Mütze preßt er in den Fäusten. O, er hat nichts vergessen von allem, was damals war, trotz der vielen Jahre, die dazwischen liegen. Wie es nun wieder aufsteht in ihm! Wie heute weiß er es noch, wie wenn's heute geschehen wäre. Die Kathrein war Dirn bei ihnen und sie hatten sich lieb! Eine Herbstnacht war's und das wilde Gejaid über dem Tal, daß das Tosen des Wildbaches unterging im Geheul des wütenden Sturms. Er war im Dorfe gewesen und als er spät nachts nach Hause kam, war sie fort. Andern Tags fanden sie sie am Bach. Er wähnte, seinthalb wär sie ins Wasser. Sie hatten sich lieb und sie trug ein Kind von ihm. Sein Weib brachte ihm keine Kinder. —

„Bauer", sagt die Frau und hebt bittend die hageren Hände und klagt sich weiter an, denn hinter ihr steht der Tod und preßt aus ihr, was sie ein Leben verschwieg, „den Hund hetzte ich auf sie, denn sie ging nicht. Das könne ich nicht bestimmen, sagte sie. Der Hund wollte nicht, da schlug ich ihn, bis er anging. Und ich sagte, es wär dein Wille. Da ging sie".

Sein Wille! Da ging sie . Da . . ging . . sie . .

Kathrein! Und er zieh sich der Schuld, klagte sich an, zwang es nieder in sich und konnte doch nicht zur Ruhe kommen! So also war es damals, so also!

„Bauer", sagt das Weib und sinkt zurück.

Da wendet er sich zu ihr, streichelt ihr mit der zittrigen, abgearbeiteten Hand über das runzelige Gesicht, macht das Zeichen des Kreuzes über sie und spricht: „Absolve te, ich sprech dich los." Und sie lächelt und stirbt.

Er sitzt auf dem Schlitten in der großen Einsamkeit des Winters neben der Toten, die geschwiegen ein Leben lang, immer mit der Sünde auf der Brust. So waren sie neben einander hergegangen, hart, karg, verschlossen, jedes für sich. —

Schwer erhebt er sich, klopft von einem Weidenast den Schnee,

schneidet ein Zweiglein ab und drückt es ihr zwischen die erstarrten Finger. Ein anderes legt er darüber zur Kreuzesform. Nun hält sie stille und wird nie mehr reden.

Darauf wendet er den Schlitten und zieht ihn langsam und müde den Berg hinauf; dem Hofe zu. Dort wird er sie aufbahren und wird dann ins Tal gehen den Pfarrer zu holen und die Verwandten und in drei Tagen wird er wieder hier vorbei kommen und sie zu Tal bringen.

Inzwischen hat es zu schneien begonnen. Die Flocken sinken nieder, weich und lind und breiten leise, leise auch über den Schlitten und die Tote darauf ihre weiche weiße Decke, wie über Felsen, Wald und Bach und über die klaffenden Schollen, die darunter begraben liegen, als sollte nimmer daraus neues Leben sprossen.

Baukunst und Gegenwart

Von Otto Braatskoven

Die Baukunst als künstlerisches Objekt hat im 19. Jahrhundert fast ganz an Bedeutung verloren. Diese nicht von der Hand zu weisende Tatsache hat symptomatischen Charakter: mit dem schöpferischen Überwiegen der bisher untergeordneten Künste, der Malerei und Plastik, verkümmerte die Baukunst zu einer Beschäftigung der Architekten, die an die Stelle baukünstlerischer Ideen, also eines organischen Eindringens in die Zeit und in neue technische Möglichkeiten, das von verschiedenen Seiten diktierte Wissen um historische Stilformen setzten.

Das unerfreuliche Resultat ist bekannt. Ohne die geringste Bindung an die volkliche oder nationale Tradition — das sonst am wenigsten eigenschöpferische England ist in seinen Wohnbauten vielleicht die einzige Ausnahme! — pfropfte man allen Baugattungen jeden nur erdenklichen und bekannten Stil nach Mode und Laune auf. Die Neo-Klassik, weniger dagegen die Neugotik eines Schinkel, bedeutet noch den letzten Rest einer inneren Gesetzmäßigkeit; was später folgt ist bestenfalls eine sinnlose Anwendung historischer Formelemente, die im Gegensatz zur rationalen Ausgeglichenheit der reifen griechischen Tempelbauten, zur Massigkeit romanischer Dome, zur Eigenwilligkeit deutscher Renaissanceschlösser, ganz aber im Vergleich mit den Schöpfungen zweier deutscher Baukünstler schönster Prägung, Erwin von Steinbach und Johann Balthasar Neumann, wie eine Maskerade

wirkt. Analog der Entwicklung der Arten konnten alle diese Bauten nur wie die verkümmerten Lebewesen überflüssigen Daseins wirken. Man operierte mit Fassaden und Ornamenten, deren wesenhafter und handwerksmäßiger Gebrauch nicht mehr bekannt und mit den neuen technischen Möglichkeiten nicht mehr im Einklang standen. Außerdem verfälschte man die Behandlung des Materials bis zu einem Grade, wo das schlechte materielle Mittel nicht mehr gegensätzlich überbietbar gegenüber der verlogenen Fassadenbehandlung war. Ein später kursierender Witz, daß es in Berlin ein Warenhaus (Messels' Wertheimbau am Leipziger Platz), das ein Dom, einen Dom gäbe, der ein Warenhaus sei, wirft auf die Situation das beste Schlaglicht.

Kurz vor dem Ende des 19. Jahrhunderts erst regten sich in den mit der Atelierkunst unzufriedenen Künstlerkreisen, keineswegs jedoch unter den Architekten, die ersten Auflehnungen gegen den Verfall der Baukunst und des Kunstgewerbes. Eine erste Reaktion war der nachmalig vielgelästerte Jugendstil. Gegen die bisherigen und wenig einwandfreien Fassadenkünste konnte er allerdings auch nur eine, wenn auch in ihrer Art wieder selbständige, Schauflächenkunst bieten, die wohl den Versuch unternahm, den räumlichen Charakter des Hauses neuartig auszubilden, die aber dennoch über die ersten Anfänge nicht hinauskam, was ihren tieferen Grund in dem Fehlen einer organisch gewachsenen Baukultur hatte. Immerhin brachte der Jugendstil zwei wirklich bedeutende Künstler, Josef Olbrich und Henry Vandervelde, hervor, auf die es stets hinzuweisen gilt, sofern man auf Rechnung des Jugendstils nur die plumpen Nachahmungen der Folgezeit zu setzen beginnt. Später proklamierten die gleichen Gruppen und einige neue Männer die puritanische Konstruktionsklarheit. Zwei grundverschiedene Vertreter dieser Anschauungen waren Otto Wagner und Peter Behrens. Der damals gegründete Werkbund hob diese Prinzipien zu einer bis in die geringsten Objekte des Kunstgewerbes sich auswirkenden künstlerischen Anschauung und legte den Grundstock zu sachlichen Ehrlichkeiten, die der materiellen Gegenwart, vom künstlerischen Standpunkt aus gesehen, die sinnvolle Zweckmäßigkeit gaben. Noch andere Gruppen versuchten an den Stil um 1800, vornehmlich an das Biedermeier, anzuknüpfen, um auf diese Weise eine Durchgängigkeit des Stilablaufs zu erreichen, wobei die Zwischenzeit mit ihrer Gründer-Architektur als zeitweilige Verwirrung ausgemerzt werden sollte.

Kurz vor dem Kriege hatte man das überraschende Schauspiel,

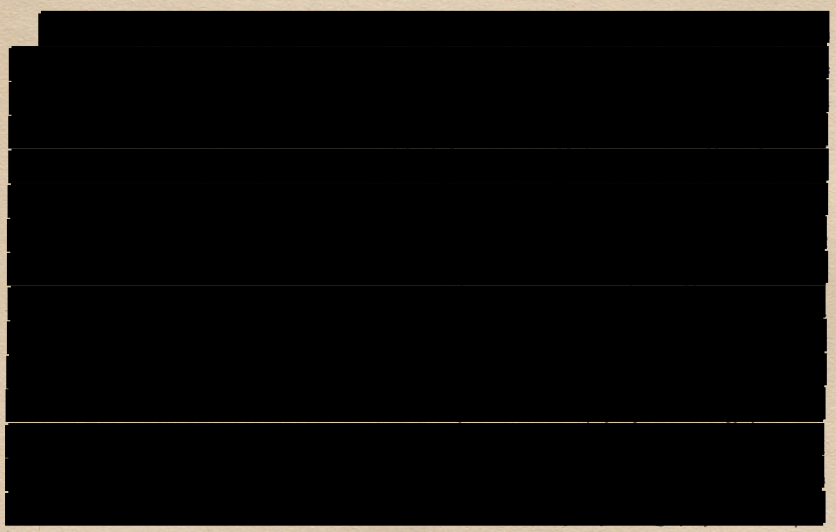
daß die reinen Zweckbauten, konstruktiv gedacht und allein auf die Zusammenwirkung von kubischen Massen gestellt, die künstlerisch wirksamsten waren. Fabriken, Ausstellungshäuser, Bahnhöfe, Bürobauten, Geschäftshallen und Getreidesilos, von dem unbefangenen Willen eines Baumeisters durchdacht, nicht von einem lauen Architekten auf Wunsch hergestellt, läuteten ein wieder ehrlich werdendes Jahrhundert ein. Natürlich wirkten noch alte Geschmacksreste nach, aber die in ihren Massen und Formen umgewandelten Schmuckmotive konnten an der nüchternen und doch heroischen Konstruktiviertheit dieser Bauten wenig ändern. Von den Deutschen sind die Namen Poelzig und Muthesius, Peter Behrens und Tessenow, Bruno Taut und Walter Gropius bedeutendes Symbol. Ihre Bestrebungen fanden in Frankreich, Belgien, Holland und in den nordischen Ländern gleichgerichtete Bewegungen.

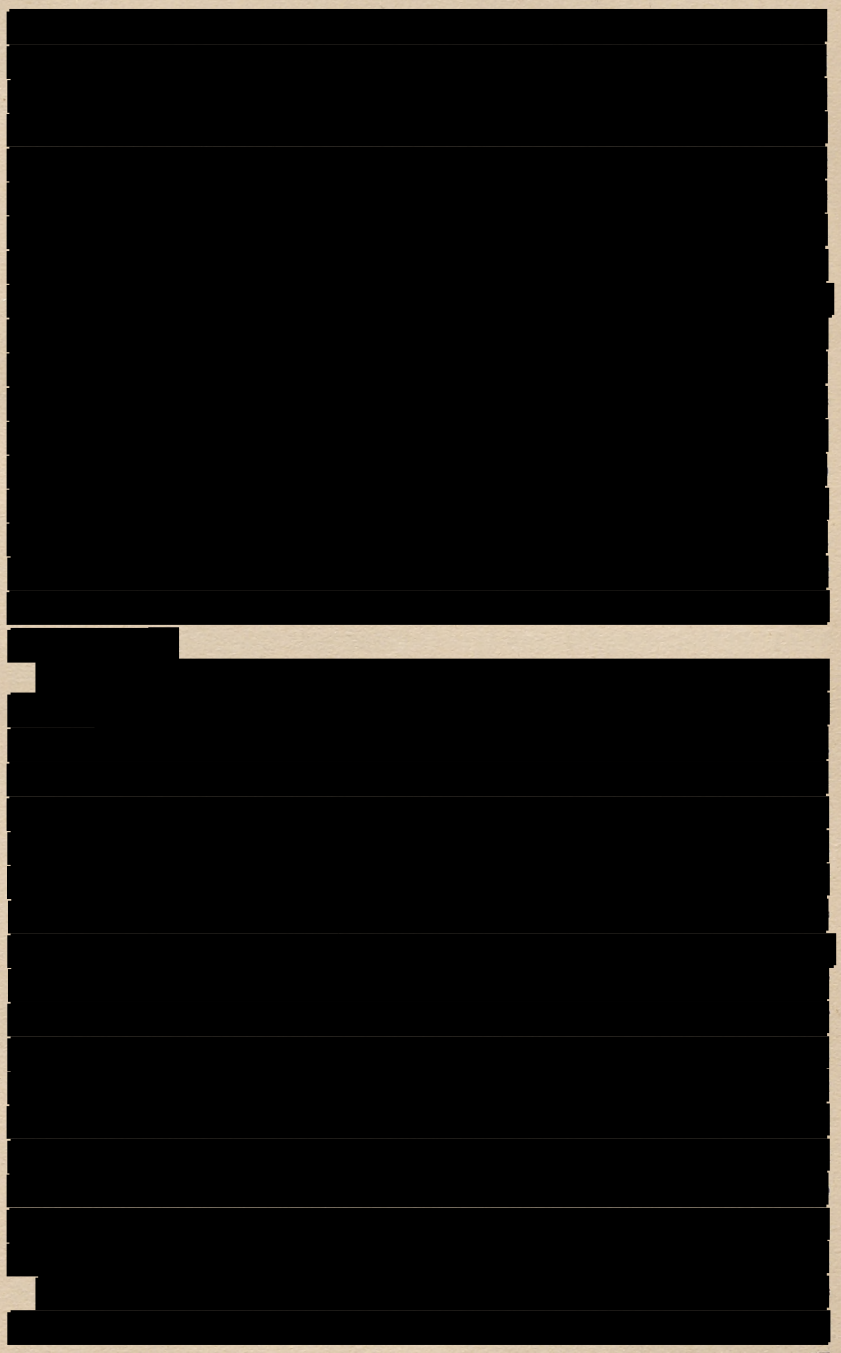
Nach dem Kriege wurde die Baukunst als reale Auswirkung in Deutschland vorläufig unterbunden. Eine seltsame Bewegung setzte nach der notwendigen Verhaltenheit während des Krieges ein. Da man fast ausschließlich nur theoretisch arbeiten konnte, ließ man die reine Phantasie spielen, die die modernen Materialien, Stahl, Beton und Glas, in Architekturträume einbezog. Einige junge Vorläufer dieser Art, Dullo und Kaldenbach, waren schon im Krieg gefallen. Poelzig, Max und Bruno Taut erschöpften sich in der andeutenden Skizze, Erich Mendelsohn, die Gebrüder Luckhardt und Hablik werteten die Reisbrettzeichnung zu einer plastischen Form aus, während schließlich die Farbe in den Entwürfen von Crayl, Finsterlin und Gösch Paraphrasen über architektonische Probleme und Gestaltungsmöglichkeiten bot. Der Sinn dieser Überschwenglichkeiten war notwendig im Hinblick auf die baukünstlerische Ertüchtigung. Das Resultat, der immer noch theoretische Formwille, wurde der Übergang von der reinen Statik in eine Dynamik, die die elementaren Kräfte wieder freimachen mußte. Mit der jetzt allmählich fortschreitenden Wiederaufnahme baulicher Aufführungen hat sich die Situation in ein klareres Blickfeld geschoben. Mit der Erkenntnis der Möglichkeiten ist die Gesamtzahl der bedeutenden Architekten Deutschlands wieder sachlicher, klarer und übersichtsvoller geworden. Man strebt zu einer geschlossenen Form, sucht die konstruktiven und statischen Elemente in ein einfaches Schaubild einzuordnen und bemüht sich um eine plastisch-abgerundete Gesamtheit, die ohne angeklebtes Schmuckwerk rein aus sich einen künstlerischen Charakter bezieht. Neben den alten Erscheinungen ist eine große

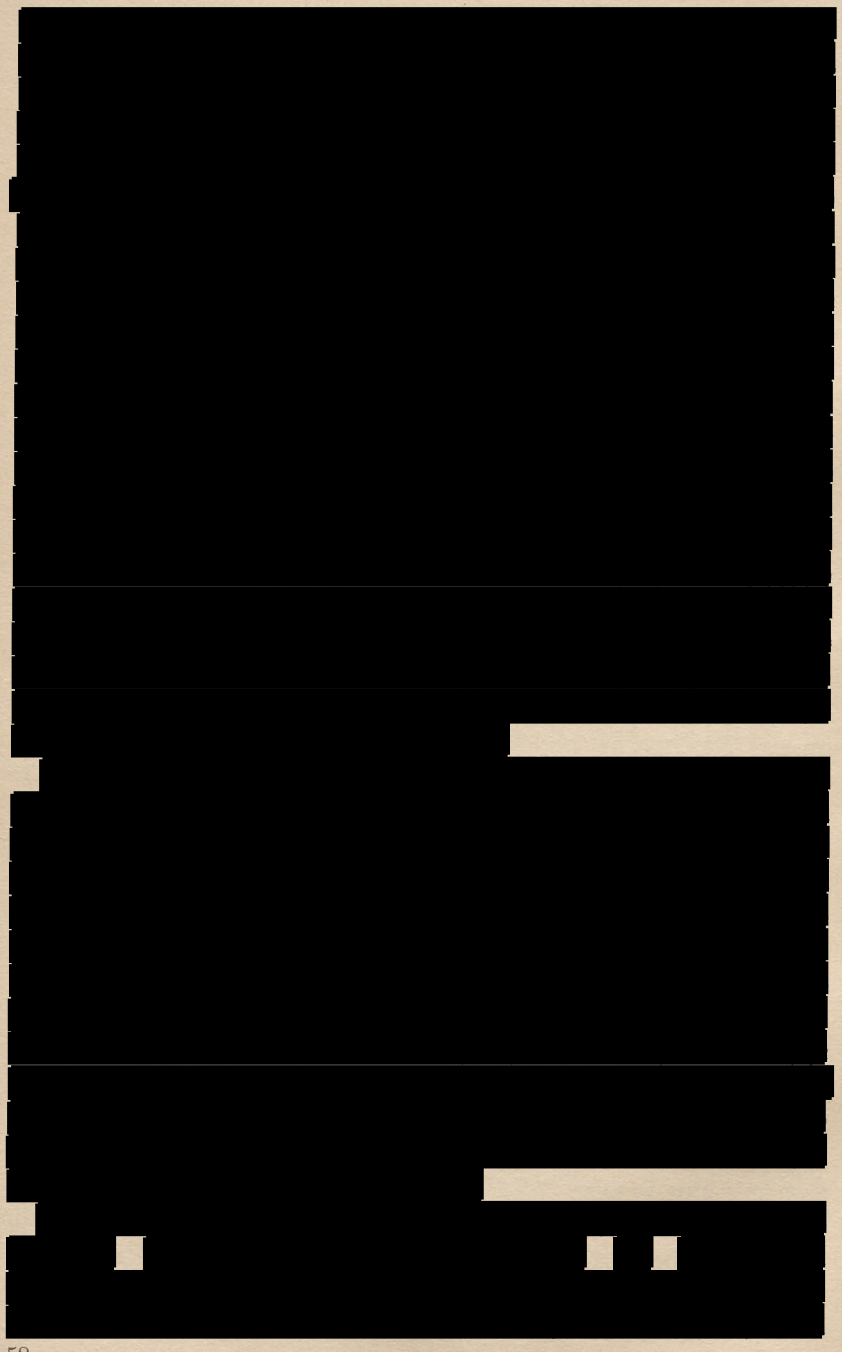
Anzahl neuer Talente aufgetaucht, die, eingeordnet in eine Gesamtbestrebung, dennoch nichts von disziplinierter Eigenwilligkeit aufgegeben haben. Einige bauliche Spielereien, so die vielgenannte Drehscheiben-Innenarchitektur in einigen Bauten von Erich Mendelsohn werden die Ernsthaftigkeit des Gesamtstrebens nicht stören. Man bemüht sich fast durchgängig und mit Entschiedenheit um eine der Gegenwart entsprechende, nicht mehr auf alte Stilformen gestützte Architektur, die teilweise schon in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist und endlich auch wieder Interesse über die Fachkreise hinaus gefunden hat. In neuerstandenen Bahnhöfen, Hochhäusern und Fabrikbauten hat man beispielsweise die plastische Massenform mit einem bestimmten Rhythmus zu einer suggestiven Wirkung gebracht, die selbst für den naivsten Betrachter zwingend ist. Der besondere Charakter aller dieser Bauten liegt in einer organischen Verbindung von Außen- und Innenform und in einer kunsthistorisch unbeschwerten Zwecksetzung, die erst einmal die übliche Schönfärberei überwinden muß und die allein für die kommende Baukunst Selbständigkeit und entsprechenden künstlerischen Ausdruck verspricht.

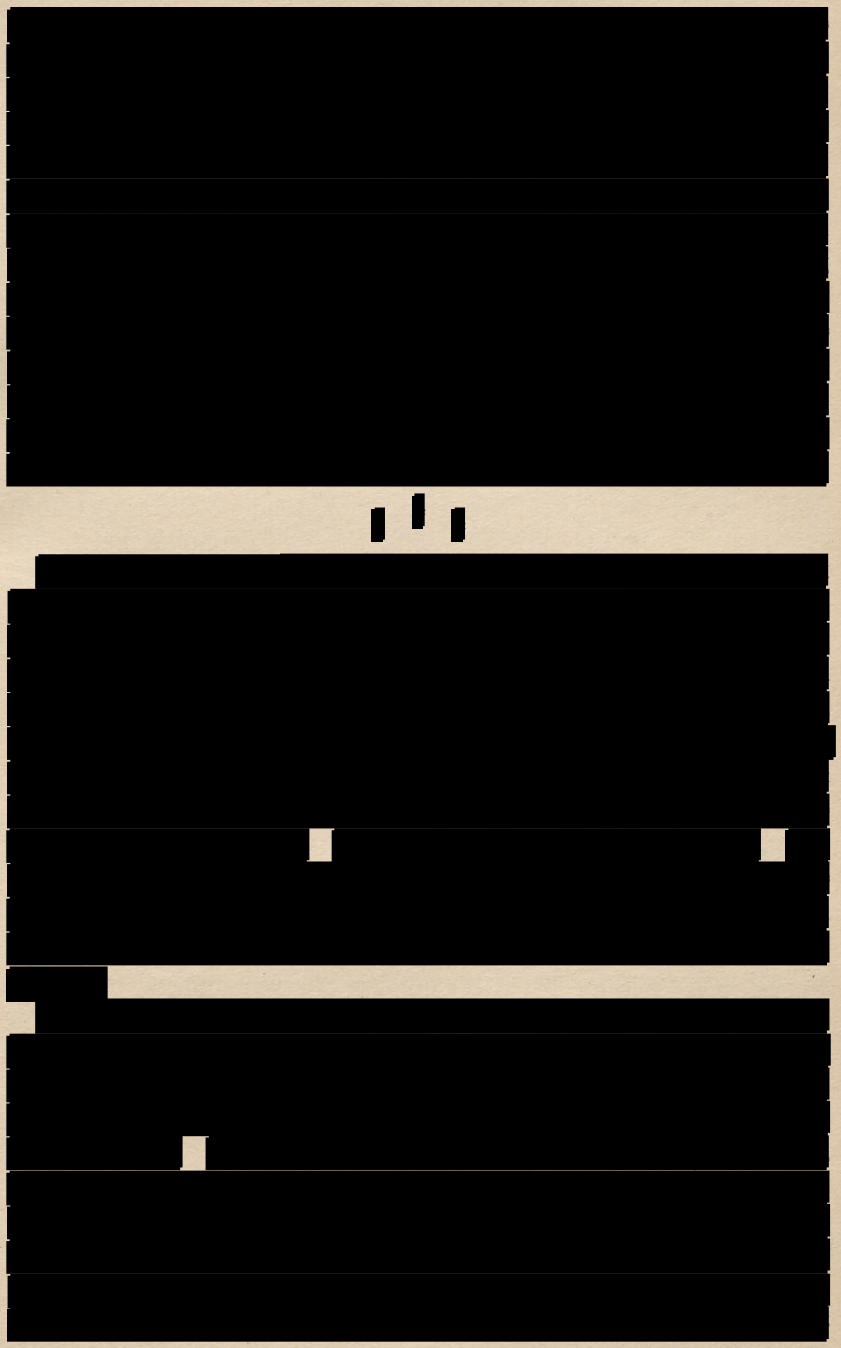
Ein philosophischer Präraffaelit

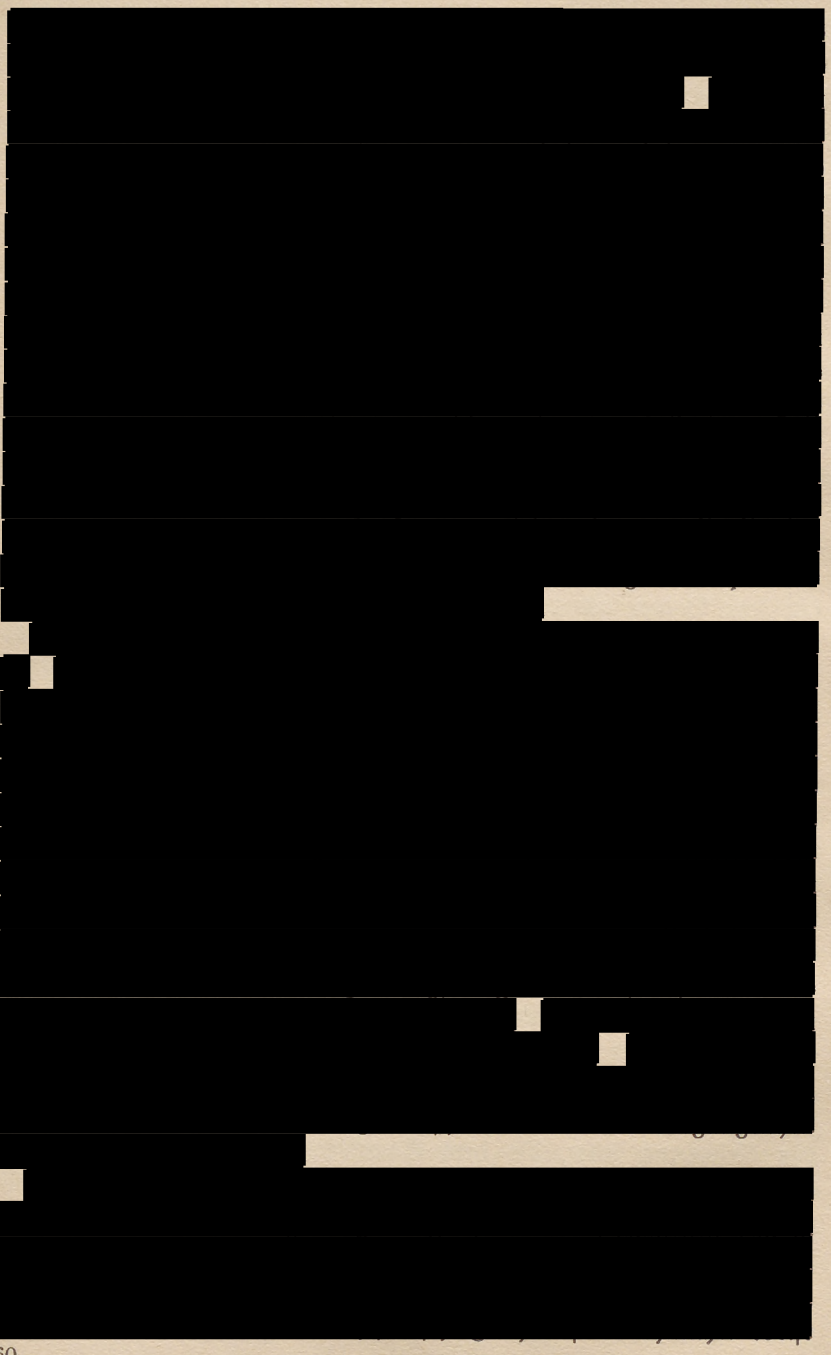
Von Erwin Reisner

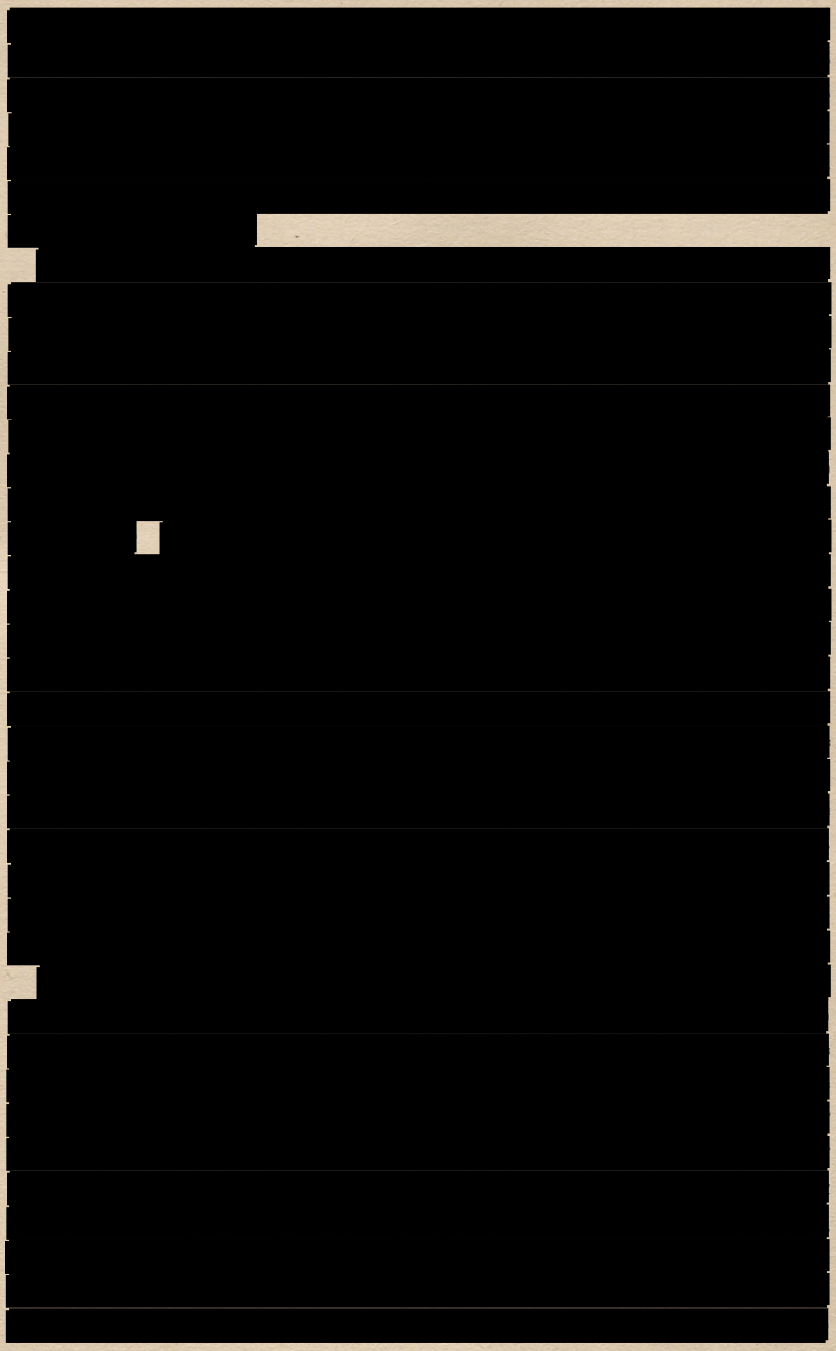


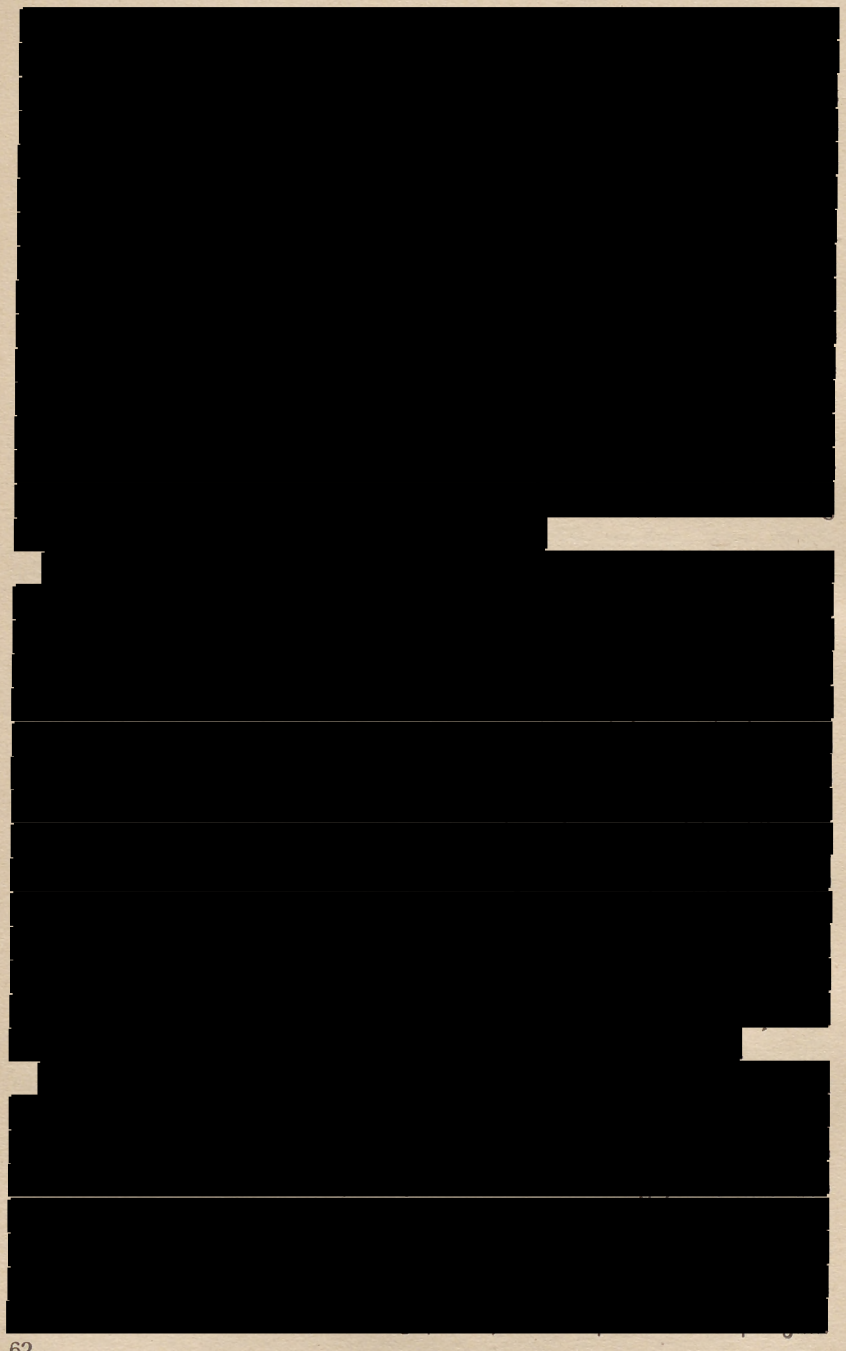


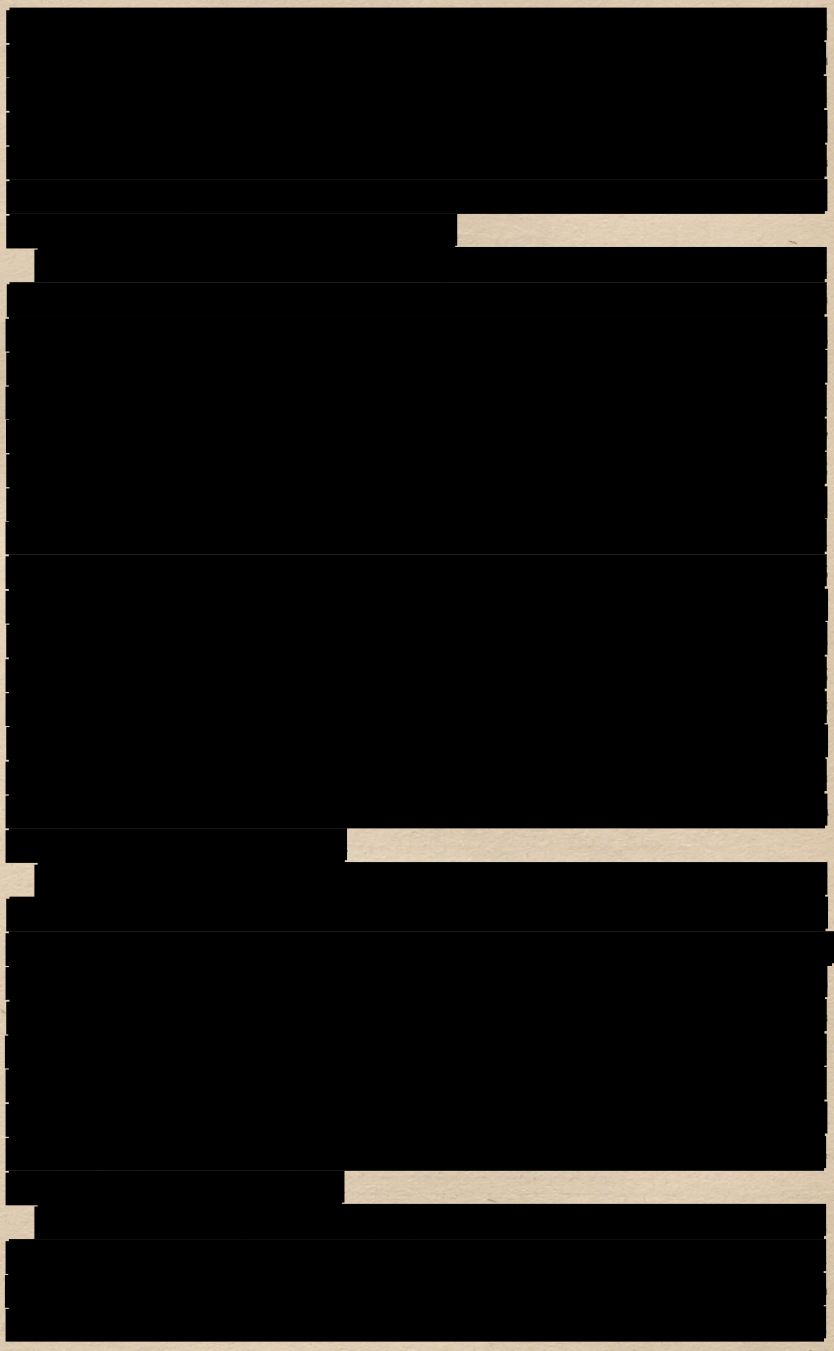












[redacted]

Das Brothaus

Von Rudolf Geist

Einst war es strohbepackt, nun hat es Schinden,
ein Landhaus, wo sie einst das Brot gebacken.
Auf einem Hag, gegrüßt von hellen Winden,
dort ist es Ehre, Brotmehl auszusacken.
Es brennen in den Herden Buchenscheiter,
so ist es täglich, Ende eines Lichtes,
das einst ein Wald war und unendlich heiter.
Es wird das Brot im Schweiß des Angesichtes.
So wird des Brotes Rinde von den Rinden,
das Lebensbrot vom Leben eines Baums,
und beider Ursprung sind die Gottesäcker.
In Dunkelheit bäckt Brot der weiße Bäcker.
Und immer dampft es, Dampf des Hefeschaums,
der Dampf von Holz und Brot und Strohgebinden.
Drei Kannen Mehl, zwei Kannen Wasser geben
mit Sauerteig und Salz das ganze Brot.
Das Lot von Salz ist Farbe des Gesichtes.
Aus süßem Korn wird es den Glanz noch heben —
seht nach, ob nicht die Süße es bedroht!
Und schon verkohlt der Laib im Druck des Lichtes.

Dichterjugendland

Kindheit und Jugend Josef Marlins

Des Dichters eigene Aufzeichnungen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht

von Karl Kurt Klein-Jassy

Geleitwort.

Josef Marlin ist für unsere Zeit nicht mehr als ein toter Name. Daß er eine Persönlichkeit war, die, strebend und irrend, den Mut der eigenen Überzeugung in einem Masse besaß, wie es bei uns

Siebenbürger Sachsen kraft eines ausgeprägten Gemeinschaftsgefühls kaum je der Fall ist; daß er für diese Überzeugung mit heißem Wollen und dem Schwung einer Feuerseele sich einsetzte; als Siebenbürger Sachse sein Leben ganz der Dichtkunst und seiner Feder anzuvertrauen wagte, als Nationalgardist der madjarischen Freiheitsbewegung im Jahre 1848 das kaisertreue sächsische Volk auf die Seite der Madjaren zu ziehen versuchte, wo er die Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit sah, daß er, der Sachse im madjarischen Lager; als Prophet und Verherrlicher eines dritten Volkes, dem man zu jener Zeit kaum den Namen eines solchen zuerkennen wollte, des rumänischen, auftrat — — wer weiß das heute?

Daß Josef Marlin, der Abstammung und Gesinnung nach Siebenbürger Sachse von reinstem Wasser, ein Dichter war, der, hätte ihn nicht 27jährig die Cholera dahingerafft, sein Land und Volk als Künstler vor Europa gebracht hätte, in dem aber der Funke des Genies, der selbst in seinen dilettantenhaftesten Jugendarbeiten glüht, durch allzufrühen Tod nicht zur Flamme auflodern konnte; daß Marlins sprühendes Temperament den Menschen und Dichter fern der Heimat, in Ofenpest und Preßburg, zum Mittelpunkt geistig reger Gesellschaften machte; daß ein Künstler von Rang mehr als drei Jahrzehnte nach Marlins Tode dessen unveröffentlichte Werke wie Offenbarungen „moderner" Kunst las und keinen Anstoß nahm, einen Roman Marlins unter seinem Namen auf den deutschen Büchermarkt zu bringen — — wer weiß das? Wer besitzt heute Marlins Werke? Wer kennt sie? In Doktordissertationen und literarhistorischen Abhandlungen leben sie ein papierenes Dasein; der Stern der Ungunst, der Marlin seinem Leben und Schaffen zu früh entriß, waltet über ihnen. Selbst was Marlin an Schriften hinterlassen, soweit es in Preßburg aus den Händen derber Soldaten gerettet werden konnte, die sie achtlos zerstreuten und sich Fidibusse daraus drehten, galt, nachdem noch Oskar Wittstock sie bei der Abfassung seiner Marlinstudie [1]) hatte benützen können, Jahrzehnte hindurch als verloren.

Diesem Nachlaß, der wiederaufgefunden und mir vom Landeskirchensekretär Karl Fritsch zur Benützung freundlichst überlassen wurde, ist die folgende Selbstlebensbeschreibung entnommen. Marlin begann mit ihrer Abfassung, wie aus der Zueignung hervorgeht, im Juni 1845,

[1]) Josef Marlin. Ein Beitrag zur sächsischen Literaturgeschichte der vierziger Jahre. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 1895, 26. Band, 3. Heft, S. 435—521.

also 21 jährig („am Schlusse meiner fast kindlichen Jugend, am Anfang einer neuen Lebensepoche"); er beschreibt mit aller Ausführlichkeit seinen Lebensgang bis Frühling 1844. Die nach Monaten geordneten Anmerkungen („Momente"), die bis zum Februar 1848 reichen — die Revolutionsunruhen, die in den Märztagen 1848 begannen, ließen offenbar keine Muße mehr, angesichts eherner Ereignisse der Weltgeschichte ein kleines persönliches Schicksal aufzuzeichnen — beweisen, daß Marlin die Selbstlebensbeschreibung fortzuführen gedachte; man darf aus verschiedenen Gründen annehmen, daß sie für die Veröffentlichung bestimmt war. So werden denn die 28 vergilbten Blätter, auf denen Marlin „Kindheit und Jugend" seines Lebens der Nachwelt aufbewahrte, drei Menschenalter nach seinem Tode ihrer Bestimmung zugeführt. Es geschieht das nicht nur, um unserer heimischen Literaturgeschichtsschreibung Material zu liefern,[1]) das bisher zu wenig ausgeschöpft war, es geschieht noch mehr, um einen toten siebenbürgisch-sächsischen Dichter, der wirklich Dichter war, lebendig zu machen und, sei's auch nur in der eigenen Beschreibung seiner Jugend und Kindheit, unmittelbar zu uns sprechen zu lassen.

Wir erteilen ihm, ohne uns durch Bemerkungen und Erläuterungen, für die sich vielleicht an anderer Stelle Gelegenheit bietet, vorzudrängen, selbst das Wort.

Kindheit und Jugend

Zueignung im Juni 1845

Jetzt denn, mein Freund, jetzt an dem Schlusse einer fast kindlichen Jugend, an dem Anfange einer neuen Lebensepoche, jetzt folge mir, rückwärts gehend, in das heitere Land meiner Kindheit, jetzt betrachte mit dem Auge der Freundschaft die unschuldigen, ungetrübten, lächelnden Gestalten jenes Alters und suche in ihnen die Grundzüge des Bildes deines Freundes.

[1]) Wittstock stand bei der Abfassung seiner Marlin-Monographie dieses Material zwar zur Verfügung, doch schöpfte er es, meist indem er größere Teile der Selbstbiographie wörtlich abdruckte oder auszog, nur unvollständig aus, da seine Arbeit zum großen Teile schon vollendet war, als ihm Marlins Nachlaß zugänglich wurde. Die anderen Literarhistoriker, die sich mit Marlin befaßten: Adolf Schullerus in seiner Michael-Albert-Monographie, Egon Hajek in seiner Dissertation über den sieb.-sächsischen Roman um die Mitte des 19. Jahrhunderts und in einem dem Andenken Marlins gewidmeten Sonderheft der „Karpathen" (auch Teutsch in der „Allgemeinen Deutschen Biographie") kannten Marlins Nachlaß nicht oder nur mittelbar aus der Arbeit Wittstocks.

Es ist nicht lange her, daß wir uns zum ersten Male sahen; in dieser kurzen Zeit hab ich meine Seele vor dir ausgebreitet und ich denke, du kennst und liebst diese Seele. Aber was jenseits dieser ringenden, unzufriedenen, leidenschaftlichen Jahre, fern drüben im Garten der Kindheit liegt, das weißt du nicht, davon erzählte ich dir nur abgebrochene, knappe Umrisse. Von Neuem will ich jetzt den Lauf beginnen und langsam betrachtend alle halbdunkeln Bilder der Kindheit vorbeiziehen lassen, gleichsam Heerschau haltend über die verbleichten Figuren. Sieh doch, wie mein Gedächtnis sie alle heraufbeschwört! sie kommen alle, die Vergessenen! Die alten Farben erfrischen sich, die alten Töne hallen noch nach in meiner Brust, die alte Wonne zieht ein, winkend und lächelnd voll ungetrübter Heiterkeit.

O laß mich alle ansehen, lange und brünstig ansehen! Die Puppen, die selbstgeschaffenen Armeen, die geliebten Menschengestalten, bald liebreiche Männer und frische lärmende Jungen, bald milde, verzeihende Frauen und lächelnde, heitere Mädchenbilder, früh schon hineinlugend in das junge Leben des Kindes! Wie sie wimmeln und jubeln und mir so bekannt zuwinken! so traulich und lang, lang schon geliebt! Manche sind schon hinab ins unfreundliche Grab und sind vergessen und verblichen — in mir aber leben sie noch mit den alten, freundlichen Zügen, wie sie mich einst heiter umstanden im Glanz des Lebens! Alle, alle sind sie da und mein Auge wählt gierig unter den Bildern und gebietet dem Kiel, sie mit freundlichem Bestreben zu versichtbaren.

An dieser Marke stehe mir, mein Freund! Vor meinen Augen erhebt sich ein Leben, bewegt, rauh, fantastisch, breit und unermeßlich, so daß mir fast graut vor diesem Chaos! Aber ich will mein Herz an schönern Gestalten erquicken, eh' ich dies ernste Reich betrete.

1.

Am 27. August 1824, gerade als die Sonne im Zenith stand, d. h. zwischen zwölf und ein Uhr, grüßte ich die Welt, ohne zu schreien, mit behaglicher Säuglingsfreude. Solches hat man mir erzählt, anderer Säuglings-Gewohnheiten nicht zu gedenken, die ein Erbteil der Nachkommen Adams sind.

Vergessenheit liegt über den ersten Jahren meiner schmerzlos begonnenen Erdenwanderung. Das erste Abenteuer, der erste Stoff für das Gedächtnis ist eine Tatsache, die mit drohender Stirn noch jetzt am Schlußpunkt meiner Erinnerungen steht.

Zwei ungeheure Spiegel, alte Erbstücke, hingen im schönsten Zimmer des weiten, hellen Vaterhauses. Unter dem einen stand ein Sopha, wo wir Kinder d. h. ich und eine etwas jüngere Schwester zu spielen pflegten. An einem schönen Nachmittage sollte uns die Magd in den Garten führen. In Abwesenheit der Hausfrau sperrte die Magd die außerhalb befindliche Speisekammer ab und gab mir den Schlüssel mit der Weisung, ihn in das innere Zimmer zu tragen und dann ihr, die mit der Schwester langsam vorausgehen wollte, zu folgen. Von der Begierde zu folgen erhitzt, schleuderte ich den Schlüssel, in der Tür stehend, in der Richtung des bewußten Sophas ab und wandte mich eilig um — aber wie ward mir, als ich den schweren eisernen Schlüssel in den Spiegel rasseln und sogleich den Fall klirrender Glasstücke hörte! Stumm vor Schrecken wandte ich mich um, warf einen Blick auf die Zerstörung und wankte hinaus, der Magd meine Tat zu gestehn. Ich hatte keine Tränen, das Herz war mir zugeschnürt, doch spürte ich einige Erleichtung, nachdem ich meine Tat vorläufig der Magd bekannt hatte. Im allgemeinen tat ich dies auch in späterer Zeit, so oft ich gefehlt hatte. Die Last meines Fehlers schien mir dann gleichsam nicht mehr nur auf den eignen Schultern zu ruhn, und ich sah der Strafe gefaßter entgegen.

Es kam nicht, wie ich fürchtete. Kleinere Vergehen hatte mein Vater oft mit Strenge bestraft; dieses in meinen Augen ungeheure Verbrechen wurde gar nicht gerügt, sondern man überließ die Strafe dafür gänzlich meinem kleinen Gewissen, welches denn durch den stummen Unmut des Vaters und die heimlich weggewischte Träne der Mutter um den schönen Spiegel hinlänglich gequält wurde.

Dergleichen Beispiele von schädlichem Leichtsinn tauchen schon aus jener Zeit mehrere vor meinem Gedächtnis auf; doch sei's genug mit dem einen.

Meine Kindheit, vorzüglich die erstern Jahre derselben verstrichen mir beinahe nur in den Gemächern, dem Hof und Garten des väterlichen Hauses.

Es war ein schönes, massives Gebäude, unser Haus, nächst dem Stadthaus das größte des ganzen Städtchens. Braune Feuermauern schlossen das hohe, nach alter Sitte mit einem doppelten Dach versehene Haus ein; der weite Hof war bei Alt und Jung als der geräumigste bekannt, und aus allen Fenstern des Hintergebäudes hatte man eine schöne, freundliche Aussicht auf viele aneinander gereihte Gärten und über diese hinüber auf ferne, blaue Gebirge und weite Wiesenflächen.

An das Hauptgebäude, einem breiten, kräftigen Bau, schlossen sich rechts und links Flügelgebäude an, auf eine Art, daß der hintere Teil des Hauses ein tiefes Viereck bildete, dessen vierte Seite jedoch, von dem äußersten Punkt des einen Flügels bis zu dem des anderen offen stand. Längs den Flügeln lief eine hölzerne Galerie, welche mit einer Treppe, die am Hauptgebäude hinlief, in Zusammenhang stand. Treppe und Galerie waren breit, hell, luftig, der angenehmste Spielplatz für uns Kinder. Meine Eltern bewohnten nur einen kleinen Teil des Hauses. Der größere Teil war vermietet, und da dieser namhaft war, so herrschte im ganzen Hause durchaus ein reges, lustiges Leben, welches uns Kinder unterhielt und das wurde, was wir damals die Welt nannten.

Wie gesagt also, es war ein schönes Gebäude, unser Haus und früh schon schloß ich die geräumigen Zimmer, die hellen Gänge, die bequemen Treppen, die dicken, schützenden Mauern ins Herz, und zwar mit so lebhafter Empfindung, daß ich noch heute, und heißer als damals, die Stätte meiner Vorfahren und die Stellen meiner harmlosesten Freuden mit einer Art Verehrung betrachte und bittern Schmerz fühlen würde, wenn die gute, alte, treue Heimat in fremde Hände käme, die Heimat, auf die ich als Knabe und selbst als Jüngling mit einem Stolz blickte, der mit nach und nach eine Art religiöser Liebe für dieselbe in mein Herz legte.

Ich sagte religiös, denn das Haus war mir eine geweihte Stelle, eine Stelle, die ich mir gern unter dem Schutze eines höheren Wesens dachte, in welchem Glauben mich lange Zeit ein rührendes Märchen befestigte, welches Gottes unmittelbaren Schutz für das Haus ansprach.

Ich war etwa 8 Jahre alt, als in Mühlbach, in der Gasse, wo unser Haus stand, ein fürchterliches Feuer ausbrach. Es war Palmsonntag, an einem heiteren Tage, zur Zeit, wo alle Bewohner des Städtchens beim Mittagstische saßen. Niemand war vorbereitet; in einer Viertelstunde stand die halbe Gasse in Flammen! Meine Mutter ergriff mich und meine Schwester an der Hand und eilte mit uns wehklagend die Gasse hinauf, um in einer andern eine Zuflucht für uns zu erbitten.

Der Anblick war schrecklich! Hoch empor prasselten von allen Dächern die Flammen und lohten hinauf in die heitere Luft, in den blauen Himmel! Mit unaufhörlichem Getöse erfüllte die Luft das Krachen der Balken, der Fall der Ziegeln, das Rollen der Feuer-

spritzen, das Geschrei der Bewohner. Diese Szene steht mir frisch und klar im Gedächtnis, als sei sie gestern vorgefallen.

Endlich erreichten wir ein sicheres Haus, aus dessen Fenstern wir jedoch die unglückliche Gasse übersehen konnten.

Meine Mutter zog mich auf die Knie nieder und ich betete zitternd und unverständlich für jeden Umstehenden, aber verständlich für den, der allein helfen konnte.

Mit jeder Viertelstunde kamen Nachrichten von dem Fortschreiten des Feuers. Plötzlich hieß es, das Feuer habe unser Haus erreicht. Meine Mutter sank leblos auf einen Stuhl — aber in dem Augenblick stürzte ein Knabe, der zu den Einwohnern unseres Hauses gehörte, herein und meldete, das Feuer habe wunderbarerweise unser Haus übersprungen und die jenseits stehenden Nachbarhäuser ergriffen. Bald kamen auch mein Vater und mehrere Einwohner herbei und bestätigten mit Freudentränen die Nachricht des Knaben.

Mir aber kam diese Rettung wunderbar vor und ich nahm den Knaben bei Seite, um ihn zu fragen, wie das gekommen sei. Der Knabe erzählte zu meiner großen Verwunderung, der liebe Gott sei auf einem rosenroten Wäglein mit schneeweißen Pferden in unseren Hof herabgefahren und habe solange daselbst verweilt, bis alle Gefahr für das Gebäude vorüber gewesen sei.

Das Sonderbarste war, daß ich kein Wort von der Sache glaubte und dennoch diesen unmittelbaren göttlichen Schutz als unserem schönen Hause gebührend betrachtete und nicht unterließ, mich so oft als möglich desselben zu rühmen.

Diese Rettung hatte unser Haus, beiläufig gesagt, seiner wichtigen Lage zu danken. Geriet nämlich das ungeheure Dach desselben in Flammen, so war die höchste Gefahr für die nahe Kirche vorhanden, welche, da sie in der Mitte des Städtchens stand, den Brennstoff sodann nach allen Seiten verstreut hätte. Dies einsehend, bestiegen die tüchtigsten Einwohner die Aufstube des Hauses, schleppten Wasser hinzu und mittels ihrer Sorge und der hohen Feuermauern des Hauses gelang es, den Brand abzuwenden. —

In diesem mir so teuren Hause begann ich ein Dasein, welches heiter und sorglos war, wenngleich meine Eltern nur auf eine mäßige Wohlhabenheit Anspruch machen durften!

Die nächste Umgebung war, wie natürlich, äußerst gefällig gegen mich, die äußere kümmerte mich nichts. Ein kleiner, aber sehr kleiner

Despot war ich, doch besaß ich zuviel Gutmütigkeit, um zu tyrannisieren, und hatte schon damals eine große Neigung zu höflichen Leuten.

Viele Gegenstände tauchen aus jener Zeit mir empor, aber sie schwanken in meinem Gedächtnis herum und vermischen sich mit einander auf eine Weise, daß ich die Zeitfolge derselben zu bestimmen nicht mehr im Stande bin.

Vorzüglich aber erinnere ich mich eines Kutschers, der mir die langen Winterabende mit mannigfachen Erzählungen zu verkürzen wußte, worüber er jedoch zu meinem steten Ärger einschlief. Auch wußte er aus Papier menschliche Figuren zu schneiden, deren Glieder er vermittelst eines Bindfadens zu meinem hohen Ergötzen und zum heimlichen Grausen der Mägde gräulich zu verzerren verstand. Während dessen körnten dieselben Maisähren, und das einförmige Geräusch dieses Geschäftes, die trübe Beleuchtung des Gemachs, das Sieden der Töpfe am Herde paßte nicht übel zu den Mordgeschichten des Kutschers, die er mit einer schaurigen Langsamkeit vortrug, indem er inzwischen rauchte, Maisähren körnte, die Mägde neckte und dergleichen Unfug trieb, den ich ihm seines schönen Erzählertalentes wegen nachsah.

Meine Mutter selbst wußte uns Kindern viele schöne Geschichten zu erzählen, wozu sie den Stoff aus ihrer häufigen Lektüre nahm. Ich sah ihr dies ab und griff ebenfalls nach den Büchern.

Zu der Zeit war ich etwa zehn Jahre alt und las, wie natürlich, fertig vom Blatt. Die ersten Werke, die mir zu Händen kamen, waren Ivanhoe von Skott und dessen Geschichte Napoleons. Natürlich ging mir das meiste verloren, doch gab es ja manches, was auch dem Kinde faßlich war. Mit tiefem Staunen erfüllten mich diese Geschichten und stracks ergriff mich der Trieb, diese Kämpfe sichtbar darzustellen, zu meinem und meiner Umgebung Vergnügen; damals begann ich auch die Römer- und Griechengeschichte kennen zu lernen. Verwirrt mischten sich nun in meinem Kopf durcheinander die Feldzüge, die Elephanten Hannibals, mit den Kriegen Napoleons und seinen zahllosen Kanonen, mit den Panzern und Speeren der Tempelritter, mit der großartigen Macht Roms und den kleinen, aber tapfern Republiken Griechenlands.

Ich mußte Soldaten haben, Kanonen, Elephanten, Festungen Schiffe — aber woher das alles?

Von meinen Eltern erhielt ich nie dergleichen Geschenke; so mußte also meine Phantasie herhalten. Mit unendlichem Eifer schnitt ich — Kartenfiguren aus, klebte sie an kleine Brettchen, pappte Kanonen, Wagen,

Schiffe, Festungen; — aber sie waren mir nicht massenhaft genug, die Armeen überstiegen nie 30—50 Mann und ich konnte nie mehr als zwei Völker bilden.

Eines Tages sah ich meine Mutter Fisolen pflanzen. Die mannigfachen Farben gefielen mir; ich sammelte etliche, ich betrachtete sie lange; plötzlich sah ich meine Verlegenheit zu Ende, meine Krieger in die Tausende gewachsen! Stracks sammelte ich so viel Fisolen, als mir möglich war, teilte sie nach den Farben in Nationen, erhob die am schönsten Gezeichneten zu Feldherrn und machte aus einer eigentümlichen sehr dicken Gattung derselben Kanonen! Nun führte ich Massen von vielen Hunderten gegeneinander; meine Kommandoworte leiteten die Scharen; meine Finger trommelten, meine Lippen musizierten; die Legionen flogen gegeneinander, hoch aufspritzten die runden Soldaten, immer von neuem drangen sie aufeinander los, dazu trommelte, trompetete ich, stampfte mit Händen und Füßen, jauchzte, kommandierte, rückte auf dem Stuhl herum, bis mein Vater hereintrat und halb zürnend, halb lachend den höllischen Lärm verbot.

Am ärgsten lärmte ich, wenn ich den furchtbaren Tamerlan mit über 1000 Fisolen wider Deutschland führte. Die Deutschen, immer die schönsten Fisolen, kaum einige Dutzend stark, machten sich frischweg über die Mongolen her, und da mir der Gedanke einer Niederlage Deutschlands entsetzlich war, so wurden die unzähligen Asiaten immer furchtbar geschlagen und viele derselben durch meinen patriotischen Eifer im eigentlichsten Sinne des Wortes zermalmt. Den blutigen Tamerlan faßte ich zwischen die Zähne und biß ihn grollend durch und durch....[1])

Poetischer und abenteuerlicher waren die Spiele mit den Kartenfiguren. Hier waren schöne Frauen, heimliche Überfälle, Bündnisse, Gastereien, prachtvolle Lager, Manöver, stundenlange Kriege, Festungen, Städte und Dörfer. Ferner Fußvolk und Reiter, Bürger und Militär, bald ländliche, halb kriegerische Geschäfte; endlich Helden und Heldinnen, welche das Ganze zu vollständigen Romanen machten. Der Held war gewöhnlich ein Parteigänger, der aus eigenen Mitteln eine Schar schuf und diesem oder jenem Kaiser sich als Feldherr anbot. Natürlich war sein Mut heldenhaft und seine Kämpfe gewaltig und lange.

Diese Abenteuer aber wurden von keinem Humor geschaffen. Sie waren tragisch diese Kämpfe. Oft stellte ich an der Spitze eines kleinen, aber tapferen Volkes einen Helden dem Andrang kolossaler Mächte

[1]) In der Originalvorlage ein Blatt herausgeschnitten.

entgegen. Riesenhaft war der Kampf, aber mit herzzereißender Natürlichkeit ließ ich das Heldenvolk untergehen, und wenn der Führer gefallen war, dann sank mein Haupt in meine Hände und bittere Tränen weinte ich dem unglückseligen Liebling nach.

Das erste Lustrum meines Lebens endigte unter diesen Spielen.

Ich war damals ein ungeselliger Knabe, schüchtern und still, ohne Interesse für die roheren Knabenspiele. Ich spielte fast stets allein, und die Knaben der Einwohner des Häuses waren meine einzigen Gesellschafter, und obgleich ich die öffentliche Schule besuchte, so wollte sich doch kein innigeres Verhältnis zwischen mir und meinen Altersgenossen bilden. Zudem war ich damals häufig krank — ein Grund mehr, warum ich das väterliche Haus selten verließ.

Eine Veränderung hierin trat ein, als ich ungefähr elf Jahre alt war.

(Fortsetzung folgt.)

Klage

Von Leo Schmidl

Ob auch ein Blutstrom Leides aus dir bricht;
der Mensch zu dem du sprichst versteht dich nicht.

Und sprächst du eine Sprache mit dem All,
es bliebe ihm banaler Worte Schall.

Entsetzlich ist der Menschheit neuer Fluch:
die Sprache hat der Seichtigkeit Geruch.

Weh, wenn ein Gott in dieses Zeitgesicht
das Evangelium der Tiefe spricht!

Waldemar von Baußnern

Von Viktor Bickerich

Vor zwei Jahren disputierte ich mit einer ungarischen Pianistin über die kulturelle Kraft des sächsischen Volkes. Sie bestätigte den hochstehenden Durchschnitt der allgemeinen Bildung, vermißte aber die schöpferischen Fähigkeiten der Einzelnen: „Nennen Sie mir einen Komponisten, dessen Wirkung über die Grenzen der sächsischen Vereine reicht und der kein Fremder war wie Bella, Kirchner, Bönicke usw.! — Ich konnte

ihr damals nicht dienen. Ich wußte nicht, daß Waldemar von Baußnern, der in Berlin geborene, sächsischen Geblütes ist.

Waldemar von Baußnern ist in seiner Heimat seltsamerweise fast unbekannt. Und doch spricht der nun bald 60jährige Meister mit lebendiger Begeisterung von seinen siebenbürger Jugendjahren. Er kennt die Gassen in Hermannstadt, wo er zur Schule ging, er beschreibt die Lage Kronstadts unter der herrlichsten Zinne. Er hat noch die Csardas-Melodien der Zigeuner im Kopf und erzählt von den Ahnen seiner Familie, dem großen Epitaph in der evangelischen Stadtpfarrkirche in Hermannstadt und der Baußnernschen Fahne in der Rüstkammer.

Der Komponist Baußnern, der seit lange in Deutschland bekannt und geachtet ist, kommt erst jetzt bei uns zu Wort. In diesen Tagen sollen großzügige Konzertzyklen, die in fast allen sächsischen Städten angekündigt sind, uns ein Bild seines Werkes geben.

Es ist nicht meine Absicht, mit den vorliegenden Zeilen in Plan und Aufbau dieser Konzerte aufzuführen; das wird Sache der Programme und Tageszeitungen sein. Ich will den Künstler auch nicht billig loben; das hat er nicht nötig. Ich will nur aus Gelesenem und Erlebtem einen kurzen Überblick geben über das ganze große Lebenswerk und die Persönlichkeit, die es schuf.

Waldemar von Baußnern wurde am 28. November 1866 in Berlin geboren[1]). Der Knabe verlebte seine Jugend in Siebenbürgen, wo sein Vater Karl von Baußnern österreichischer Steueramtsoffizial war. Mit 16 Jahren kam er als Schüler Friedrichs Kiels und Waldemar Bargiels auf die k. Hochschule für Musik in Berlin. Nach Abschluß der Ausbildung wurde er Dirigent mehrerer bedeutender Musik- und Gesangvereine in Dresden, Mannheim und Köln. Im Jahre 1906 rückte er in eine führende Stellung des deutschen Musiklebens, indem er als Nachfolger E. W. Degners Direktor der großherzoglichen Musikschule in Weimar wurde. Im Jahre 1915 wurde er in gleicher Eigenschaft an das berühmte Dr. Hochsche Konservatorium nach Frankfurt a. M. berufen. Seit wenigen Jahren lebt Baußnern wieder in Berlin, ist Professor der Komposition an der staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik und Mitglied der Akademie der Künste.

Als Komponist wurde Baußnern zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgestellt durch Hans von Bülow, der seinen „Gesang der Sappho"

[1]) Ich entnehme die Daten einem Büchlein, das Max Chop als Analyse zu Baußnerns „Hohem Lied vom Leben und Sterben" im Jathoverlag in Berlin herausgab.

(für Altstimme mit Orchester) uraufführte. Seitdem haben sich die besten deutschen Dirigenten, voran Willem Mengelberg, Fritz Busch und Richard Strauß für sein Werk eingesetzt. Gerade in letzter Zeit kamen wieder Nachrichten über zwei bedeutsame Uraufführungen: „Die himmlische Orgel" (für Bariton und Orchester) in München und die „Hymnischen Stunden" (für Streichorchester) in den Leipziger Gewandhauskonzerten.

Es würde zu weit führen, alle Werke des Meisters aufzuzählen. Ich greife nur die wichtigsten heraus. Es gibt kaum ein kompositorisches Gebiet, von der großen Oper angefangen bis zum schlichten dreistimmigen Liedersatz, das Baußnern nicht bereichert hätte. Außer fünf eigenen musikdramatischen Werken, die in Weimar, Mannheim und Frankfurt ihre Uraufführungen erlebten, verdanken wir ihm auch die Ergänzung und Instrumentation der Oper „Gunlöd" von Peter Cornelius. Die Orchesterwerke umfassen außer 6 Sinfonien, von denen die zweite, dem Andenken Johannes Brahms gewidmete, auch hier in Siebenbürgen zur Aufführung kommen soll, Stücke für Streichorchester allein und Sologesang mit Orchester. Besondere Liebe wandte Baußnern an die Kammermusik, wovon eine Fülle von Trios, Quartetten und Quintetten zeugen. Er bevorzugt dabei ungewöhnliche Besetzungen, indem zu den Streichinstrumenten häufig die Harfe oder ein bis zwei Holzblasinstrumente treten. Ein Oktett für Klavier, drei Violinen, Flöte, Klarinette, Cello und Kontrabaß trägt den Titel „Dem Lande meiner Kindheit".

Die großen Chorwerke zeigen den Meister auf stolzer einsamer Höhe. Mit eingehender Kenntnis wählt er seine Texte aus den edelsten Schöpfungen der deutschen Literatur. Die kommenden Baußnerntage werden uns gerade davon eine schöne Auswahl bieten, von der einfacheren Christmotette (für kleinen Chor, Solostimmen, Soloinstrumente und Orgel) an bis zu seinem größten Werke, der gewaltigen dreiteiligen sinfonischen Kantate „Das Hohe Lied vom Leben und Sterben" (für Chor, Solostimmen, großes Orchester und Orgel). Unserer Chorvereine harren da bedeutende und dankbare Aufgaben, die nicht nur gelegentlich der Festtage erfüllt werden sollten, sondern zu einer dauernden Bereicherung führen müßten. Es ist damit nicht alles getan, wenn wir nun endlich den Komponisten Baußnern kennen lernen werden. Das soll nur ein Anfang, eine Anregung sein, die weiterwächst und zu ständigem Besitze führt. Waldemar von Baußnern zu feiern, ist unser allererster Anrecht; doch geschieht das

nicht in 10 bis 12 Konzerten, die ihm zu Ehren in vierzehn Tagen veranstaltet werden. Der Meister selbst sagte kürzlich: „Ich will in meiner Heimat nicht nur, so schön das auch ist, einmal gefeiert werden, ich will dort lebendig bleiben!"

Rundschau

Ostland. Vom geistigen Leben der Auslanddeutschen. 1. Jahr. 1. Heft (Ostland-Verlag, Hermannstadt. Herausgegeben von Dr. R. Csaki, geleitet von Dr. K. Nußbächer. Monatschrift.) — Einer Zeitschrift, die in solcher Nähe herausgegeben wird, völlig gerecht zu werden, ist nach einem Hefte nicht möglich. Was sich bei fremderen Organen schon durch den Ton und das Vorwort einer Nummer bedeutsam genug zum Urteil bietet, liegt wohl auch hier offen, erschwert mir aber die Stellungnahme, weil ich Herausgeber und Leiter persönlich kenne. So ist mir in den Worten der Einführung Dr. Nußbächers Stimme bekannt. Das Bewußtsein von der Sünde unserer Zeit, dem Sieg der Zivilisation über die menschliche Seele, das zwingend zur Kritik führt, um sich selbst zu läutern (denn wir stehen bloß im Übergang), jenes Bewußtsein, das — noch unfähig zur letzten positiven Leistung: zur Durchdringung jeder Lebensäußerung mit neuem seelischen Inhalt[1]) — vorerst immer und immer wieder zur Wertung bereit sein muß, vorerst überall überall das Wahre zu erkennen verpflichtet ist, dieses Bewußtsein, mir schmerzlich bekannt, weil es den „Klingsor" begründete, klingt aus der Einleitung, aber nicht so klar wie aus früheren Arbeiten Nußbächers. Beinahe schüchtern vor der Fülle der greifbaren Ziele der Zeitschrift meldet es sich, wenn es sich versetzt: Alle positiven Bestrebungen der ostdeutschen Siedlungen von Riga bis zum Schwarzen Meer zu unterstützen, denn es sei besser, jenem zu helfen als das Schlechte zu bekämpfen. Niemand wird dies bestreiten, solange eben „positive" Bestrebungen des Positiven nicht entbehren. Positiv, menschlich fördernd ist nicht das, was da ist als Organisation, weil es organisiert wurde, sondern aus sich lebt. Solche In-sich-Bezogenheit geht sehr vielen unserer Organisationen ab, mögen sie uns auch „national" kräftigen.

Ob es gelingen wird, immer das Wesenhafte und nicht das Organisierte zu unterstützen, wird die zukünftige Gestaltung der Zeitschrift lehren. Nahe liegt nach ihrem Programm die Gefahr, daß die Flut der Bestrebungen, die sich national nennen lassen, von der Betrachtung des wahrhaft Notwendigen hinwegleitet, weil sie sichtbar ist, nahe liegt die weitere Gefahr, daß bei einseitiger Einstellung auf die Lichtseiten des lebendigen So-seins des Volkes vergessen wird in einer Atmosphäre von Wünschen und Programmen. Und dies umso eher, da das räumliche Gebiet, für das die Zeitschrift Geltung beansprucht, sehr groß und in seiner innersten Verfassung und unendlichen Verschiedenheit von einem Punkte, und gar von Hermannstadt, nicht zu überblicken ist; wird es aber von mehreren Seiten beleuchtet, kann die Zeitschrift allzuleicht versucht sein, die verhängnisvolle Rolle eines Sammelorgans zu übernehmen, dem einheitliches Wollen fehlt und das voll Unlebendigkeit und Berichterstattung wohl ein Archiv, aber keine Zeitschrift ist. Der Herausgeber ist der Leiter des Kulturamtes,

1) darum verhältnismäßig negativ gerichtet ist und bloß in der künstlerischen Arbeit zum Schaffen findet.

als solcher eine offizielle Persönlichkeit. Damit ist aber die Zeitschrift gebunden an das Anerkannte, Zensurierte, Repräsentative. Solche Bindung kann nicht nur zur Kälte führen, sondern auch zum bewußten Verschweigen anderer Leistungen, die auf freiem Acker wachsen.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergaben sich die mitgeteilten Bedenken. Sie gelten der Redaktionsarbeit und werden durch den Inhalt des 1. Heftes nicht beseitigt (ein Heft ist, wie erwähnt, als Grundlage des Urteils zu wenig). Wichtiger ist die Frage nach dem Ziele selbst.

Mit Ausnahme des Ostlandliedes haben die Ostdeutschen keinen lebendigen Zusammenhang. Daß sie unter ähnlichen äußeren Verhältnissen leben, bringt sie innerlich nicht näher, höchstens zwingt es sie politisch zusamen. Aber da verkehren auch bloß die Spitzenorganisationen miteinander, die zudem fast niemals organisch aus dem Volke erwachsen, sondern Amtstellen sind. Diese politische Notsympathie, der als wirklich positive Tat ein politischer Schutzbund der Minderheiten in den Oststaaten oder denen der kleinen Entente vorschweben könnte, in einen geistig wirksamen Zusammenhang umzusetzen, der mehr bedeutete als der ohnehin schon gegebene des gemeinsamen Deutschtums, ist unmöglich. Die Verhältnisse erscheinen bloß äußerlich ähnlich (deshalb politisch benützbar), innerlich sind sie es nicht. Zum Stamme wird man nicht durch das ähnliche Erleben, sondern durch das gleiche, und weniger durch das Erleben als durch das Zusammenleben (und so ist uns der siebenbürger Szekler und Rumäne in mancher Hinsicht näher als der Banater Schwabe). Unsere Verbindung mit den übrigen Ostdeutschen ist, abgesehen von den rein politischen Interessen, höchstens so stark wie mit allen anderen Deutschen, ja oft noch geringer, denn die geographischen Richtungen der deutschen geistigen Strömungen gehen aus dem Herzen Deutschlands aus wie die Speichen eines Rades. Dem Österreicher sind wir nahe verwandt, jedenfalls näher als dem Balten, aus dessen äußerlich (und auch da nur sehr verschwommen) ähnlichen Geschichte wir eine Verwandtschaft mit uns ableiten. Schon daß wir diese Verwandtschaft immer wieder feststellen müssen, zeigt, wie unbekannt sich die Vettern sind.

Es scheint mir unmöglich, diese vielen Verwandten in einen geistigen Hausstand zu bringen. So wird sich die Zeitschrift eben auf das Mögliche beschränken müssen: Organisationsfragen besprechen, Ratschläge zu politischer und kulturpolitischer Kleinarbeit erteilen. Damit wendet sie sich an einen engen Kreis von Fachleuten, sie wird „trocken", wie es das 1. Heft zum Teil ist.

Und da schließt sich auch der Ring meiner Betrachtung. Ich habe die Gefahren für die Redaktion gezeigt und halte ihr Ziel nur für durchführbar bei einer Gestaltung der Zeitschrift als Fachorgan, das sich an wenige Stellen richtet wie die „Deutschen politischen Hefte" und andere Blätter, die dem Menschlichen nicht unmittelbar dienen.

Heinrich Zillich

Der Dorfsäuerling. Er tritt überall auf und ist gar nicht auf dem Dorf geboren. Kleinstadtbürger durch und durch, voll kleiner moralischer Grundsätze, die ihm das Leben sauer machen, voll Feigheit und Neid, wenn er irgendwo fröhliche und übersprudelnde Menschen sieht. Da rafft er sich zu Zeiten zusammen, wenn er einen Funken Mut in seinem Seelchen spürt und spuckt nach allen Seiten, sodaß sogar Zeitungen seinen Geifer ansaugen. Einmal mag er es nicht sehen, daß auch auf dem Dorf zu Sylvester junge und ältere Leute ihre gewöhnlichen Hemmungen abstreifen und aus

voller Seele das neue Jahr begrüßen, dann tobt er, weil junge Soldaten zum erstenmal sich ihres Mannestums bewußt werden und mit Übermut dem zahmen Bürger im gedrängten Zug auf die Hühneraugen treten. Ein andermal sollen die Hochzeitsfestlichkeiten aus völkischen Rücksichten eingeschränkt werden und die erbgesessenen Bauern sollen bei Limonade ein neues Geschlecht begründen, während im Keller die Weine gären, und bei all dem sollen sie jammern und klagen wie alte Weiber, beständig den lieben Gott im Munde führen und täglich dreimal auf den Knien liegen.

Es ist nur gut, daß gerade diese erbgesessenen Bauern zwei Ohren haben, zwischen denen ein viel härterer Kopf steckt, als die Säuerlinge ahnen. Mit ernstem Gesicht sagt der Bauer Ja zu dem Geschwätz und mit viel schalkhafterem tut er: nein.

Misch Orend

Die hermannstädter 16 Otto Kosch gleichzusetzen, wie es in einem sächsischen Blatt getan wurde, beleidigt O. Kosch zu Unrecht, denn dieser ist ein Opfer seiner Einbildung, das viele Worte macht, jene 16 aber sind Handelnde, die sich an das rumänische Parlament mit einer Eingabe gewandt haben, worin sie um Beschränkung der kirchlichen Steuerhoheit ansuchen. Die Minderheiten besitzen in der Kirchensteuer die einzige Möglichkeit, größere Geldsummen für ihre Zwecke einzutreiben. Die Kirchensteuer nährt ihre lebensnotwendigste Organisation: die Schule. So ist die Tat der 16 Sachsen, die zur Knebelung ihres eigenen Volkes das rumänische Abgeordnetenhaus aufrufen, ein Verbrechen, völlig gleich dem der rheinischen Separatisten, ja noch schwerer, da weder Not noch Krieg, weder Armut, sondern gerade Wohlstand die 16 zu diesem Schritt vermocht hat. Es sind Fabrikanten, aber keine Bauern, Kaufleute, aber keine Arbeiter, Theologen, aber keine Zöllner, ein ehemaliger Bürgermeister, aber kein Amtsdiener, es sind Bürger, die ihres Sachsentums sonst schmalzig bewußt in der Parlamentseingabe demütig vorschlagen, daß die orthodoxe Staatskirche jener Beschränkung nicht unterworfen werde, die uns die Kehle zudrücken würde.

Heinrich Zillich

„Warum haben wir den Krieg verloren?" Das Beiblatt der „Landwirtschaftlichen Blätter" vom 3. Januar 1926 weiß zu berichten, warum wir angeblich den Krieg verloren haben. Schuld daran sind die deutschen Soldaten, vor allem die Marine, weil sie so schrecklich gesoffen haben und sich nicht genierten, sich „Spitzenhöschen" anzuziehen. Nun wissen unsere Bauern, warum wir den Krieg verloren haben, denn Ludendorff hat sogar seinen Namen darunter gesetzt. Eine ganze Marinedivision lag in Albert besoffen und statt „nach Amiens durchzudrücken", zog sie sich Spitzenhöschen an und trug in ihren Armen — Sekt, so daß diesem „abusus" unsere Niederlage zu verdanken ist.

Dies schreibt ein deutsches landwirtschaftliches Beiblatt 1926 — also nicht 1918, auch nicht in Frankreich oder England, sondern in Siebenbürgen, also hier, wo man sich als die „deutschesten der Deutschen" bezeichnet!

Aber lüften wir den Schleier und sehen wir uns die siebenbürgischen Antialkoholapostel an, die dahinter stehen. Sie haben den Mut, unsere Bauern mit einer der schändlichsten Kriegslügen am deutschen Volke irre zu führen, sie wagen es, auf solch bodenlos unverschämte Art für ihre Zwecke zu werben, indem sie unser Volkstum in ihren Sumpf zerren. „Wir benutzen jedes Agitationsmittel, das anständig ist" — hier aber noch von Anständigkeit zu sprechen, versagt mir die Stimme.

Ich bin irre geworden, ob die „Landwirtschaftlichen Blätter" noch zurecht ihren Titel führen, ob sie also zur bessern Pflege des sächsischen Bodens und dessen Er-

zeugnisse, auch des Weines, erscheinen, oder ob sie eine Guttempler-Zeitschrift geworden sind; weiterhin, ob der verantwortliche Schriftleiter mit Absicht oder aus Unvorsichtigkeit diesen Hetzartikel abgedruckt hat.

Es steht zu erwarten, daß dieser Kriegshetzaufsatz und Verleumdungsartikel im Beiblatt der „Landwirtschaftl. Blätter" widerrufen wird. Man muß nicht Soldat gewesen sein, um beim Lesen solcher Aufsätze und solcher Alkoholgegnerlockmittel in hellen Zorn zu geraten. Misch Orend

Neue Bücher und Schriften

Hans Lienert, Im heiligen Ring. Ein Bauernroman aus Siebenbürgen, Hermannstadt 1925, Heimatverlag. 195 S.

Vor etwa Jahresfrist kündigte die Tagespost einen neuen sächsischen Roman, der in ihren Spalten erscheinen sollte, mit viel Wohlwollen an; die Vorbesprechung erweckte die Erwartung, daß Hans Lienerts Heimatsroman „Im heiligen Ring" zum mindesten jene allbekannte Eintönigkeit vermeiden werde, infolge deren „den Erzeugnissen heimischer Literatur, mögen sie aus welchem Gebiete immer herstammen, etwas (in der Tat: etwas!) Langatmigkeit und Ausführlichkeit anhaftet". Während des fortsetzungsweisen Erscheinens der Erzählung im Romanteil der Zeitung konnte man den Eindruck, daß diese Eintönigkeit vermieden sei, keineswegs gewinnen. Beim Lesen des Romans in Buchform erhält man ihn noch weniger. Es fällt mir nicht leicht, das zu sagen und zu schreiben, denn ich halte Lienert für eine Hoffnung unserer sächsischen Literatur, aber ich glaube, es ist eine unbedingte Pflicht der kritischen Ehrlichkeit.

Der Inhalt des Romans von Lienert wäre an sich nicht uninteressant. Der Landmann Georg Barth hat — unschuldig — eine Gefängnisstrafe verbüßt, weil seine Frau den Versuch einer Fruchtabtreibung mit dem Leben bezahlte. Unter dem seelischen und körperlichen Leiden der Gefängniszeit ist der früher religiös gleichgültige Mann zum Frömmling geworden, und mancherlei Umstände im Dorf und in der Familie verstärken den Hang des nach Hause Zurückkehrenden — hier setzt der Roman ein — zur Absonderung. Mit seinen religiösen und politischen Auffassungen — in das im Szekler Grenzgebiet liegende sächsisch-rumänische Dorf bringen Nationalitätenfragen Unruhe und Zwist — bleibt Barth immer mehr allein; und als er zugunsten seiner Szekler Haushälterin, die er schließlich heiratet, seine legitimen Kinder enterbt, wird er von der „Gemeinde", in deren Gemeinschaft er wie jeder Sachse mit allen Fasern seines Herzens hineingewachsen ist, ausgeschlossen. Allmählich zermürbt der Harte. Die Erkenntnis, daß ihn seine Frau mit dem Müller des Dorfes hintergeht, wird zum äußeren Anlaß des durch eine erschütternde Predigt seelisch vorbereiteten Zusammenbruches: Im Fieberwahn beschließt Barth sein Leben durch einen Sturz von der Kanzel. Mit Barth erlischt nicht auch sein Stamm. Eine seiner Töchter, nach manchen äußeren und inneren Nöten mit ihrem tüchtigen Manne in treuer Ehe vereint, wird ihn in einem neuen, tüchtigen Geschlecht fortführen.

Wenn die Voranzeige rühmte, daß der Roman nicht nur jene Probleme berühre und aufwerfe, die wir als die spezifisch sächsischen kennen, sondern daß auch jene sich hervorwagen, die die Kriegszeit und die Nachkriegszeit für uns und die

Welt aufgeworfen habe, so muß auch diese Feststellung auf das ihr zukommende Maß der Richtigkeit eingeschränkt werden. Wohl klingt in dem Roman ein Motiv an, das in unserer Literatur sonst wenig hervortritt: das Wechselspiel der zwischen drei Völkern (Rumänen, Sachsen und Szeklern) bestehenden Beziehungen; dies Motiv ist aber nicht mehr als ein aus der Lokalisierung des Romans zwanglos sich ergebendes stoffliches Moment. Das Problem des Romans, in der Ueberschrift und durch das vorangestellte Motto angedeutet,[1] ist in unserer Literatur durchaus nicht neuartig, im Gegenteil gehört es zu den von sächsischen Dichtern am häufigsten behandelten Problemen. Dagegen kann Lienert eine gewisse Neuartigkeit in der Behandlung des Problems zugestanden werden; den Hauptfehler der siebenb.-sächsischen Epiker und Romanschriftsteller überwindet er indessen, wie oben schon angedeutet, auch nicht: die ermüdende Breitspurigkeit. Seine Schilderungen, die im einzelnen manchen Reizes nicht entbehren, ziehen sich endlos in die Länge; wo uns der Verfasser erleben lassen müßte, wird er redselig; wo er schildern sollte, schweigt er, weil das Wort ihm versagt. Lienert kennt die Materie seines Romans, aber er beherrscht sie nicht; sie bleibt unter seinen Händen ungestaltete Wirklichkeit, sie erlebt keine Neugeburt aus dem Geiste des Dichters. Lienert läßt seine Bauern sprechen, wie sie es in Wirklichkeit tun; eine wissenschaftliche Abhandlung über die hochdeutsche Sprache im Munde des siebenb.-sächsischen Bauern könnte für Morphologie und Syntax des sächsischen Bauerndeutsch aus Lienerts Roman wie aus einem lebendigen Quell der Volkssprache schöpfen; das ist aber ein volkskundliches, kein dichterisches Lob. Überhaupt Lienerts Sprache! Sie ist so einfach, daß sie oft edel wirkt; gewöhnlich aber wirkt sie platt. Und was heißen Läppischkeiten wie z. B. das so oft wiederkehrende „Baukünstler“[2] für Baumeister (oder Architekt)? Bei unseren größten deutschen Dichtern sehen wir Provinzialismen und Neologismen ungern. Ein siebenbürgischer Dichter aber, dessen Worterneuerungen kaum Aussicht haben, den Wortschatz der deutschen Sprache zu bereichern, als „Entwelscher“ ist keine gelungene Figur! Mag er die Übertriebenheiten dieser (gewiß notwendigen und an anderer Stelle auch von mir gebilligten) Arbeit ruhig andern überlassen! Obwohl ich mich damit im Gegensatz zu einer ernsten Richtung unserer heimischen Kritik weiß, möchte ich doch der Vermutung Ausdruck geben, daß Lienert den Anforderungen künstlerischer Durchbildung der deutschen Sprache noch nicht gewachsen ist. In der Mundart drückt er sich mit unnachahmlicher Leichtigkeit und Treffsicherheit aus; die Einfachheit, in die er seine Schriftsprache preßt, raubt ihr den besten Teil ihrer Lebendigkeit und Pointiertheit. Man denkt an ein Bild aus Goethes Frühzeit: Friederike in Sesenheim und Friederike in Straßburg.

An Lienerts Roman ist manches zu loben. Der folgerichtig-knappe Aufbau verrät die dramatische Schulung. Die seelische Erfassung der Charaktere ist für Lienert, den vollendeten Kenner des sächsischen Bauern, fast Selbstverständlichkeit; die dichterische Gestaltung der Charaktere aber mißglückt, denn Lienert erklärt fortwährend, wo

1) Auch hier kann dem Verfasser ein Einwurf nicht erspart bleiben. Der Roman ist seiner ganzen Einstellung nach nicht nur für den siebenbürg.-sächsischen, sondern für einen weiteren Leserkreis bestimmt (das beweist unter anderm die Tatsache, daß er in dem „Büchereinlauf“ einer der bedeutendsten Berliner Tageszeitungen angezeigt war). Was sagen aber dem nichtsächsischen Leser die aus Michael Alberts bekanntem Gedicht „Eisen sind auch Wort und Feder ...“ als Motto herausgegriffenen, zudem noch aus dem Zusammenhang gerissenen vier Zeilen? Jedenfalls nicht einen Bruchteil des Gefühlsinhaltes, der sich uns Sachsen mit diesen Zeilen verbindet und uns in ihnen und im Titel des Romans den Grundton des Romans erkennen läßt.

2) Wobei dem Wort an sich, in anderem Gebrauche, Lebensberechtigung nicht abgesprochen werden soll.

er fühlen lassen müßte. Das ist auch der Grund, warum die zahlreichen Neben- und zweiten Hauptheiden in diesem Roman: Barths Tochter und Schwiegersohn, der Pfarrer, „Baukünstler" Wagner u. a. ein blutloses Schattendasein leben. Am lebendigsten werden dem Leser die kleinen Nebenfiguren: Barths Sohn, Esthers Bruder, der biedere Szekler, der Vater Fischers u. a. Wieviel der Umstand, daß der Roman in zwei Etappen (1913 und 1917/18) geschrieben wurde und infolge der geänderten politischen Verhältnisse mit starken Kürzungen veröffentlicht werden mußte, dazu beigetragen hat, daß die disiecti membra poetae zusammen kein rundes Ganze geben, weiß ich nicht zu entscheiden. Das Stoffliche dieses Romans ist mit soviel Liebe und eindringender Kenntnis des siebenbürgisch-sächsischen Bauern erdacht, daß man bedauern muß, Lienert, der daraus vielleicht eine Tragödie, die erste sächsische Mundarttragödie hätte gestalten können (— denn diese Romanhandlung ist in ihren Grundzügen mehr als traurig, sie ist tragisch im besten Sinne —), an den mancherlei Klippen, deren oben einige erwähnt sind, scheitern zu sehen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist unbefriedigend. Dieses Debut des Hermannstädter „Heimatverlages" ist geradezu kläglich: Ungeleimtes, schlechtes Papier, eine alle Grundsätze des künstlerischen Buchdrucks und guten Geschmacks verleugnende Satzanordnung, gröbste Drahtheftung. Dabei ist auch in Siebenbürgen der Fall schon dagewesen (etwa mit Cavesius' Roman „Im Alten Land", Verlag Krafft, Hermannstadt), daß mit Zeitungssatz und einfachen Mitteln ein in der Ausstattung auch höheren Ansprüchen genügendes Buch hergestellt wurde. Karl Kurt Klein

Otto Piringer, Bum klene Piter uch senger Wält. Hermannstadt 1926, bei W. Krafft. 77 S. — Seit Lessing ist uns der Gedanke vertraut, daß der Titel eines schriftstellerischen Produktes durchaus nicht immer dessen Inhalt „im Auszuge" enthalten oder verraten müsse. Wenn aber ein Verfasser uns durch einen Titel so irreführt, wie Piringer in dem Buch vom kleinen Piter und seiner Welt, so erregt er nicht nur den in seinen Erwartungen getäuschten Leser zum Unmut, sondern offenbart auch eine Formverkennung und dadurch einen künstlerischen Mangel. Denn die neun nur lose zusammenhängenden Geschichten, die an dem roten Faden einer Pfarrerwahl Leben und Treiben im sächsischen Dorfe mit dem Augenzwinkern des Humoristen schildern („Aem Hiftkwatir", „Aen der Rokestuw", De „Farrschwuel", „Wä em de nae Farr bruecht", „Aen der Schilpräfung", „Af der Geminarbet", „Schwer Adwänt", „Sanktich"), entstammen nicht der Welt des kleinen, sondern der des großen „Piter". Für den Verfasser bestanden zwei Möglichkeiten, diese Zwiespalt auszugleichen: Entweder mußte er als Erzähler sich zu erkennen geben und uns wie in eine fremde Welt einführen — das tut er nicht, sondern versetzt uns auf Seite 1 mitten in die Beratung der „Japaner" beim Flischer Mierten —, oder er stellte die Ereignisse statt aus dem Gesichtswinkel des Erzählers aus dem des kleinen Piter dar. Piringer wählt den letzteren Weg, aber nur halb. Er fällt aus seiner Rolle immer und immer wieder heraus. (Ganz drastisch etwa auf Seite 25: „Wat mer ist sälwest erlievt hun än jange Johren, äs ängden hescher uch sannijer, wä dat, wat de enztich Jugend erlievt. Wat vergangen äs, wid än der Eränneerung hescher" — so spricht kein kleiner Piter! oder Seite 71: „Nät ämsonst kangde sich de Lekt nor schwer dru gewunnen, wä de „Musiken" uefku sen. Nor nelich gaf der alt Henrich, wä ech än un em grißen helijen Dach frecht: „Wä huet ich hekt der Gesang gefallen?" zer Antfert: „Fräher macht em Musiken. Na na tchiauen

nor e puer Medcher vum Geläter!") und der kleine Piter figuriert mehr oder weniger als äußerliches Bestandteil, nicht als bewegende Ursache der Ereignisse.

Auch sprachlich scheint mir der zwischen der bürgerlichen Person des Erzähler und dem bäuerlichen Stoff klaffende Zwiespalt nicht überwunden. Piringer schreibt eine von Neologismen durchsetzte städtische Halbmundart, die sich in dem Munde der Bauern oft wunderlich ausnimmt, so wenn die Frau des Kirchenvaters sagt (S. 15): „Ech kan hekt ameglich zer Kirch kun", oder S. 24: „Net gral, Motter!", klang et ous dem Dirrche zeräck, — und ewech wor e!" — „und weg war er!" Das ist sächsisch gesprochen, aber deutsch gedacht. Wenn Wörter wie „Naraf", „Schink" u. a. in Gänsefüßchen gesetzt sind, so markiert der Verfasser dadurch den Abstand, der ihn von ihnen, die im Munde des Bauern nicht nur volles Heimatsrecht, sondern auch Allgemeinverständlichkeit haben, trennt. Dagegen kann man füglich bezweifeln, daß Bildungen wie „Glihweng" (für gewöhnl. „Glähweng") „Ferdäpel" (für Krumpirn") u. a. so große Verbreitung besitzen, daß sie im Druck festgehalten zu werden verdienen.

Läßt sich dergestalt manches gegen Piringers Geschichten vorbringen, so haben sie auch unbestreitbare Vorzüge, vor allem den in unzähligen wirkungsvollen Tischreden erprobten liebenswürdigen Humor des Verfassers und eine anmutige Leichtigkeit des Fabulierens. Ultra posse nemo obligatur. Aber unter Piringers Erzählungen möchte man im ganzen am liebsten die Note setzen, die Josef Haltrich unter die Aufsätze unseres Michael Albert zu schreiben pflegte: „Die Fahne höher!"

Karl Kurt Klein

„Europäische Revue", herausgegeben von Karl Anton Rohan; Verlag Der neue Geist, Leipzig. — Das vorliegende Dezemberheft dieser Zeitschrift wird durch einen „Paneuropa" betitelten Aufsatz von Alfred Weber eingeleitet. Der Verfasser beurteilt die Ideen Coudenhove-Kalergis zwar sehr skeptisch, vertritt aber nichtsdestoweniger selbst den gesamteuropäischen Gedanken, der ja auch das Leitmotiv der Zeitschrift ist. Gegen die einzelnen Beiträge kann, was ihr Niveau betrifft, nichts eingewendet werden. Die Mitarbeiter sind fast durchwegs führende Männer unseres heutigen politischen und literarischen Lebens. Eine andere Frage ist die, ob durch die konglomeratartige Aneinanderreihung von Meinungsäußerungen deutscher, englischer, französischer, italienischer, tschechischer und verschiedener anderer Politiker das wechselseitige Verständnis der Völker für einander wirklich gefördert und der vom Herausgeber erwähnte gemeinsame europäische Nenner gefunden werden kann. Im vorliegenden Heft sprechen sich der österreichische Altbundeskanzler Seipel und der protestantisch-preußische konservative Graf Dürckheim über die Zukunft Deutsch-Oesterreichs und das Anschlußproblem aus, beide in einer Weise, die ihre geheime Abneigung gegen den Anschluß deutlich verrät. Der Eine ist vor allem Katholik und Oesterreicher, der Andere Protestant und Preuße. Den gemeinsamen Nenner des Deutschtums hat keiner gefunden. Da muß man sich doch wohl fragen, woher Leute, die noch nicht einmal den eigenen nationalen Schwerpunkt kennen, das Recht ableiten wollen, nach dem gemeinsamen Nenner Europas zu suchen.

Erwin Reisner

Ham F. K. Günther: Kleine Rassenkunde Europas. Verlag J. F. Lehmann München 1925. Preis geh. 6·—, geb. 8·— Mark.

Günthers Buch ist im hervorragendem Maße geeignet in den Stand der rassenkundlichen Erforschung Europas einzuführen. In knapper klarer Darstellung unterstützt von einem reichen vorzüglichen Bildermaterial entrollt der Verfasser das

Rassenproblem Europas mit all den Zusammenhängen, die von ihm aus zur Geschichte und Kulturgeschichte unserer Erdteile hinführen. Es war ein glücklicher Gedanke, das in dem großen Werk „Rassenkunde des deutschen Volkes" niedergelegte Material in dieser übersichtlichen Weise anzuordnen und dadurch weiteren Kreisen die wichtigen Probleme der Rassenforschung zugänglich zu machen. Über das Ergebnis Günthers, daß die Völker Europas ein Gemisch von 5 Rassen u. zwar der nordischen, ostischen, westischen, dinarischen und ostbaltischen Rasse seien, fachmännisch zu urteilen, steht mir nicht zu. Jedenfalls ist das beigebrachte Material von einer überzeugenden auf langer mühsamer Forschung beruhenden Reichhaltigkeit. Einiges aber sei zu den Folgerungen bemerkt, zu denen Günther auf Grund seiner Rassenerkenntnis nun bezüglich der Kulturgeschichte gelangt. Die ganze Kulturentwickelung Indiens, Kleinasiens, der Antike und des abendländischen Europa ist nach Günther das Werk der nordischen Rasse also des blonden, hochgewachsenen, helläugigen, schmalgesichtigen Menschen, als dessen seelische Haupteigenschaften Günther Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft nennt. Diese Rasse ist als Träger dieser „Führereigenschaften" gleichzeitig Hervorbringerin der schöpferischen Kulturleistungen. Das Auftreten nordischer Rasse gibt das Zeichen zu jedem Kulturaufstieg und das Versiegen des nordischen Blutes die „Entnordung" gibt das Zeichen zu jedem Knlturniedergang. Damit will Günther die Ursachen jener Erscheinungen aufgedeckt haben die Spengler in seinem Werk „Der Untergang des Abendlandes" als Aufblühen und Untergang der Kulturen beschrieben hat. Hiezu ist kritisch folgendes zu bemerken. Mann kann bei strenger Prüfung aus Günthers Ausführungen eigentlich nur herauslesen, daß die nordische Rasse mathematisch gesprochen eine notwendige Bedingung dessen ist, was man Kultur im Spenglerschen Sinne nennt, nicht aber auch die allein zureichende Bedingung. Denn tatsächlich entsteht nach Günthers eigenen Ausführungen Kultur dort, wo sich nordische Stämme vor einigen Generationen oder Jahrhunderten einer andersrassigen Unterschicht aufgelagert haben. So ist es in Indien, in Griechenland, in Rom, so im Italien der Renaissance einige Jahrhunderte nach der germanischen Überschwemmung des Landes durch die Völkerwanderung. Die notwendige und zureichende Bedingung für das Aufblühen einer Kultur scheint also nicht bei der nordischen Rasse allein zu liegen, sondern irgendwie in ihrem Zusammentreffen mit andern Rassen. Wäre die nordische Rasse allein zureichende Bedingung für das Entstehen der Kultur, so müßten die schöpferischen Leistungen eines Volkes in direktem Verhältnis zu seinem Prozentsatz an nordischer Rasse stehen: z. B. müßten für die abendländische Kultur Skandinavien, Nordwestdeutschland und Schottland von einer alle anderen Länder überragenden Bedeutung sein. Das ist aber durchaus nicht der Fall, vielmehr beginnt die abendländische Kulturentfaltung im südlichen Europa und in Frankreich und dann bewegt sich das schöpferische Zentrum nach dem Norden also nach Deutschland, während der Süden zurücktritt. Es hat also den Anschein, als ob das schöpferische Zentrum einer Kultur parallel mit einer gewissen Entnordung ginge. Es ist hier mit Kultur selbstverständlich nicht die Gesittung des primitiven Naturvolkes gemeint, die bei den nordischen Völkern höher gewesen sein mag, wie bei andern, sondern die geistigen und politischen Vorgänge völker- und erdteilumspannenden Charakters, wie sie insbesondere Spengler beschreibt. Diese sind Ausdruck einer übervölkischen geistigen Einheit. Von einer rassenkundlichen Erforschung dieser Einheit kann aber nur dann die Rede sein, wenn außer den seelischen Eigenschaften der Angehörigen eines Kultur-

kreises, die Spengler zu erforschen unternahm, nun auch die körperlichen Eigenschaften nachgewiesen werden. D. h. es müssen z. B. alle Menschen, die dem abendländischen Kulturkreis angehören, außer den Merkmalen der östlichen, westlichen, nordischen Rasse irgendwelche gemeinsamen abendländischen Körpermerkmale aufweisen. Tatsächlich scheint ein solcher Nachweis — wenigstens heute — auch nicht einmal für die tiefern geistigen Einheiten der Völker und Nationen möglich. Wenn man fragt, was die geistige Einheit der europäischen Nationen bedingt, erhält man von Günther zur Antwort: die Sprache. Eine solche Antwort deutet darauf hin, daß die seelischen Eigenschaften der Rassen viel schwankendere sind als die körperlichen, daß sie sich von den letztern in hohem Grade loslösen können, um eigene Wege zu gehen. Im weitern Verlaufe wird es dann fraglich, ob man Fragen der geistigen Entwickelung wie Volk, Nation, Kultur mit denen der Rassenkunde als körperliche Konstitutionslehre zu sehr verkoppeln darf. Schließlich kann auch Günther die Ursache einer Kulturentfaltung nicht in die nordische Rasse allein, sondern in die nordische Rasse innerhalb einer bestimmten Umwelt, verlegen. Damit unterscheidet er sich aber sachlich wenig von Spenglers „müttetlicher Landschaft". Eine „rassenkundliche Geschichtsbetrachtung" wie Günther sie schaffen will, wird also zuerst das Verhältnis der körperlichen Konstitutionsmerkmale zu den geistigen Eigenschaften und Entfaltungsmöglichkeiten jener Träger genauer feststellen müssen, als dies heute der Fall ist, bevor die Frage „Rasse und Kultur" erledigt werden kann.

Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

Der Holzschnitt dieses Heftes ist von Hans Eder.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im Januar fanden in Kronstadt zwei Lichtbildervorträge Hans Lienerts über Amerika statt.

Tanzabend: Elsa, Bertha und Martha Wiesenthal
2. Februar in Hermannstadt
3. „ „ Schäßburg
4. „ „ Kronstadt
5. „ „ „

Klavierabend Leo Sirota am 13. Februar in Kronstadt.

In Vorbereitung: Tournee der Pianistin Selma Honigberger.

*

Vielen Wünschen entsprechend wird von unserem Verlagswerk „Zillich, Siebenbürgische Flausen" eine billigere Ausgabe hergestellt, die in kurzer Zeit fertig ist (Preis Lei 250·—).

*

Das vielfach angekündigte Werk „K. K. Klein, Ostlanddichter" kann technischer Schwierigkeiten wegen erst im Februar erscheinen (Preis Lei 250·—).

Wir bitten unsere Abnehmer, Einbanddecken für den Jahrgang 1925 von unserer Geschäftsstelle gegen Voreinsendung von Lei 20·— zu bestellen.

Druckfehlerberichtigung: Januarheft, Seite 38, Zeile 13 von unten statt „heranzufragen" lies „heranzutragen".

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR MÄRZ 1926 HEFT 3

Krankheit

Von Manfred Sturmann

Die Tage lächelten ihn durch das Fensterkreuz an. Er lag wie hinter Gittern versunken. Wenn die Stürme heulten, oder die Tauben lachten, tippte sein Finger gegen die Augenlider: er begriff die Bewegung nicht mehr.

Nachts hörte er die Menschen heimkehren — oder das Bellen der wachenden Hunde, oder eine ferne Sonntagsmusik. Dann wandte er sich wohl, schob den Arm hinter den Nacken und verschloß das Gesicht.

Manchmal besah er sich seine Hände; sie waren ihm fremd, als hätte er sie durch einen Tausch erhalten. Die Haut wurde weißer mit jedem Tage und die Adern liefen wie erhabene Flüsse dem Zentrum seines faulendes Blutes zu.

Zuweilen kannte er die Gnade des Schlafes. Er entglitt in Versunkenheit wie ausgelöscht. Festliche Morgen waren es, wenn er nach einem Traume erwachte. Er lag, noch gehalten von der Unwahrscheinlichkeit seiner Gesichte, aber es war doch nur eine kalkige Wand, Gläser und Flaschen mit farbigen Aufschriften; eine Papptafel, auf der die Spuren seines Fiebers aufstiegen und zurücksanken wie der Hang eines zerrissenen Gebirges: er sah das nur, doch ein Rest von Köstlichkeit frohlockte irgendwo in ihm. Träumend war er über blühende Gefilde geflogen, er war aufrecht zwischen der Grenzenlosigkeit gewölbter Wolken gestanden, er hatte Sterne wie Blumen gepflückt...

Regelmäßig kamen die Besuche. Man setzte sich ihm ans Bett und knöpfte die Mäntel auf, weil das Zimmer überheizt war. Man fragte mit schleppenden leisen teilnehmenden Lauten. Manchmal schloß er die Augen, seine Wangen fielen ein und wurden zwei Löcher. Dann antwortete die Pflegerin für ihn. Er hörte wie der Besuch ging. Die Sohlen scharrten über die Dielen, man flüsterte, die Türe schloß sich.

Oder der Arzt erschien. Dann wurden ihm Kissen ins Kreuz geschoben. Eine hohe Stirne neigte sich über seine Brust. Spitze Finger schoben das Hemd beiseite. Der kleine Hammer schlug gegen ihn, als wollte er ihn zersprengen. Eine winzige Nadel raubte ihm Blut.



Autotypie nach dem Reichsdruck 367, Dürer: Das tanzende Bauernpaar

In die Brille des Arztes verfing sich ein Fetzen Sonne. Aber dahinter war alles ernst: die Augen prüften und waren zur Hälfte zugekniffen. Die Schwester verbreiterte das Gebirge auf der Fiebertafel um einen Strich.

Der Arzt ging.

Einmal war seine Mutter gekommen. Sie mußte von weither herbeireisen.

Man hatte ihm das Bett mit kühlem Linnen bezogen und langkelchige Lilien auf die Platte des Nachttisches gestellt. Man hatte ihn geschmückt für diesen Besuch.

Die Mutter hatte nur das Haupt geschüttelt und leise gesprochen. Ihr grauer Scheitel bebte wie eine erschütterte Ebene, und ihre Hände zitterten auf der Bettdecke.

Er hatte sich aufrichten wollen um sie anzuschauen. Blaue Striche waren an seine Stirn getreten vor Anstrengung. Dann war er zurückgefallen, schreiend, der Kopf sank zur Seite, zwei winzige Ströme Blutes schossen aus seinen Nasenlöchern auf die Brust herab.

Die Mutter wurde hinausgetragen. Sie war vom Bettrand geglitten wie ein leeres Gewand.

Lange durfte er keine Menschen sehen. Sein Körper war wund gelegen, Beulen bildeten sich und brachen auf. Manchmal klebte ihn der Eiter an das Laken fest... Dann mußte man ihn mit heißem Wasser loslösen. Die Pflegerin hatte eine sanfte Hand, aber sie tat ihm wehe dabei, daß er weinte und nicht aufhörte, auch wenn der Schmerz vorüber war.

Wenn er ins Bad getragen werden sollte, wurde er in Tücher gehüllt wie eine Leiche. Er fühlte, daß die Luft kühler wurde um ihn. Es ging über Korridore und gebogene Treppen, an milchigen Türen vorüber und an wartenden Kranken, die ihm nachsahen und erschraken.

Es gab Tage, die ihn kahle Stellen dünkten. Er hörte nichts und hielt die Augen geschlossen. Er fühlte ganz ungewiß, daß man ihn berührte, der Fiebermesser lag wie ein Dolch in seiner Achselhöhle, Stimmen surrten um ihn. Fremder Atem schlug gegen sein Gesicht. Er wußte, daß man ihn anstarrte. Dann kreisten blaue Ringe an ihm vorbei, es stach in den Handgelenken und nichts war mehr da.

Er erwachte und wußte nicht, ob es Tag oder Nacht war. Das Licht stand bläulich vor den Scheiben, kam es vom Monde, vom Schnee, von Sommersonne? Er mußte mit den Fingerspitzen gegen die Augenlider stoßen, sonst hoben sie sich nicht...

Die Pflegerin trat zu ihm. Sie fragte etwas. Er fühlte Wasser über die Kehle rinnen.

Er zog die Hände unter der Decke hervor und suchte sie zu spreizen. Sie waren kalkig wie die Wand und liefen spitz zu wie Schlachtmesser.

Das Haar fiel ihm in die Stirn. Man hatte es gewagt, ein Fenster zu öffnen. Ein Lufthauch hatte die Strähne herabgeweht.

Die Pflegerin machte ihm die Stirne frei und öffnete das Hemd am Halse. Sie war über ihn geneigt.

Seine Augen schlugen sekundenlang auf und fragten, ohne daß er es wußte.

„Es ist Ostersonntag!" sagte die Pflegerin.

Dorfkirche

Von Otto Basil

Für Alexander Lernet-Holenia

Durch dieses Tor tritt ein, du zage Seele,
und werde fromm; aus dunklem Holz die Bank
dort drüben trägt nun Mutterglück und Dank;
so kniee hin und schau nach diesem Glücke.

Ach, Nachtviolen blühn aus armem Samt,
der Abend selbst webt diese Weihedecke,
und unter einer wunderbaren Blumenhecke
geht Christus langsam und noch sehr verkannt.

Wer ahnt die Einfalt dieser Blumenbänder,
von bäuerlichem Rot und Grün umkränzt?
Und wer — (im Schranke dort und ausgeglänzt)
das Weiß und Gold der steifen Meßgewänder?

Nichts stört das Schweigen; wenig hütet es;
doch dieses Eine, das dich sanft umschließt:
das Weib, sein Mutterglück und seine Bürde,
sieht es und gibt's in seiner Würde.

Dichterjugendland

Kindheit und Jugend Josef Marlins

Des Dichters eigene Aufzeichnungen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht

von Karl Kurt Klein-Jassy

(Fortsetzung.)

2.

Es schien als wollte mein Wesen, zum Ersatz der früheren stillen Jahre, nun desto ungezogener werden. Ich war nicht just ein wilder, aber ganz gewiß ein mutwilliger Knabe!

Das wilde Wesen der anderen Knaben erstreckte seinen Einfluß endlich auch über mich. Ohnehin unter keinem sonderlichen Zwang von Seiten meiner Eltern stehend, ward mir eine gewisse Ungebundenheit in Rede und Tat bald eigentümlich.

Das erste Abenteuer dieser Art lehrte mich zugleich zum erstenmal ein gewisses Wohlgefallen an einem Mädchen empfinden. Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Unser Nachbar hatte Kinderlosigkeits halber ein Mädchen adoptiert, welches ein Jahr etwa jünger als ich war. Das Mädchen war aus einer entfernten Gegend und daher für den Anfang eine fremde Erscheinung. Zudem war sie ziemlich unartig bei den Besuchen, die ich und meine Schwester ihr machten. Das verwunderte mich und ich dachte häufiger an sie.

Unwillkürlich galant warf ich ihr oft Blumen zu, da unser beiderseitiger Aufenthalt gewöhnlich die nebeneinander liegenden Gärten waren. Nachgerade überstieg ich die Planken und setzte mich neben sie und sah ihr zu, wie sie meine Blumen zu netten Kränzen zu verarbeiten verstand. Sie ließ es mürrisch zu, ward aber dennoch immer freundlicher. Die Szene war idyllisch genug; sie, von Blumen umgeben, wand singend ihre Kränze, ich in ungezwungener Ungezogenheit der Länge nach im hohen Grase liegend, warf ihr von Zeit zu Zeit eine Spinne an den Hals oder flocht ihr Grashalme in die langen Haare, indem ich mich nicht wenig an ihrer Angst und ihrem Ärger ergötzte.

Der Himmel bewahre jedes Mädchen vor einem ähnlichen Liebhaber!

Aber es sollte noch ärger kommen. An den niederen, zerbrochenen Planken stand ein Aprikosenbaum, welcher meinem Vater die größte Freude gewährte und welchen in Ehren zu halten und unter keiner

Bedingung zu benaschen ich frühe schon angehalten wurde. Man stelle sich mein Entsetzen vor, als ich eines Tages, durch den Garten wandelnd, leise Schläge an den Baum und zugleich den Fall mehrerer der bereits reifen Früchte vernahm. Leise schlich ich an den Baum und gewahrte mit Erstaunen die Dame meines Herzens, wie sie die gelben Früchte in ihre Schürze las, mit Behagen kauend an einer bereits angebissenen! Der Fall war klar, die Verbrecherin in facto delicti gefunden und daher das Standrecht am Platze. Eine unreife Frucht schleuderte ich an ihr schönes Haupt und goß sodann meinen Zorn in zahllosen Worten über die Schuldige. Den ersten Teil meiner ihr zubestimmten Strafe empfing sie mit einem lauten Wehgeschrei, den zweiten mit maßlosen Tränen.

Aber ich hatte mir eine furchtbare Feindin geweckt! Ihre Stiefmutter, eine lange, dürre Frau mit verwelkten, verschossenen Zügen, aber mit einer Zunge versehen, die ihres Gleichen suchte unter den Schwätzerinnen, die der Kaffé entflammt, war in der Nähe und stürzte bei dem Geschrei ihrer Tochter herbei.

Sie sprach viel, diese Frau! sie tobte, sie schimpfte, sie weinte, sie hätte mich gekratzt, gebissen, gezwickt, aber die Planken standen hindernd dazwischen! Wenn aber meinen Antworten die Fülle ihres Stiles mangelte, so erreichten sie sie doch an Impertinenz! Für mein Leben hätte ich nicht einen ihrer Schimpfnamen unerwidert gelassen; und ich reizte sie daher in einem fürchterlichen Grade auf.

So war ich bei aller meiner Schüchternheit und meinem bescheidenen Wesen so ungezogen als der wildeste Knabe, ein Beweis wie sehr ich daran gewöhnt war, von keinem Menschen — um mich eines gemeinen Ausdrucks zu bedienen — etwas einzustecken.

Die Sache hatte keine weiteren Folgen von Seiten der wütenden Frau. Etliche Tage später aber warf ich ihr unvorsichtiger Weise ein Fenster entzwei. Nun kam Klage vor meine Eltern, worauf ich einen Verweis erhielt.

Das doppelte Ärgernis wurmte mich. Ich beriet mich mit meiner Schwester über die Art meiner Rache, und wir unschuldigen Kinder, die wir von dergleichen gehört hatten, verfaßten — ein Pasquill! Ein weißes Blatt Papier wurde mit den Umrissen einiger Tiere geschmückt und darunter standen etliche Reime, welche die Personen nannten, deren Bildnisse durch jene Tiere dargestellt wurden. Der Nachbar, die Nachbarin und ihre Tochter waren natürlich die Originale dazu. Das Blatt wurde an einem Pfahl befestigt, so daß man es

aus dem Nachbargarten vollkommen gut lesen und nach Bedünken auch abnehmen konnte. Wir hefteten es ohne Herzklopfen an und erwarteten den Ausgang mit einer Freude, welche mehr leichtsinnig als boshaft war.

Welch! ein Schreck aber für mich, als meine Mutter eines Tages hereinstürzt und mir die bittersten Verweise gibt, woraus denn endlich hervorgeht, daß, wofern ich den Nachbar nicht augenblicklich um Verzeihung bäte, er gesonnen sei, bei meinem Lehrer zu klagen, auf daß ich eine öffentliche Züchtigung erleide.

Lange widersetzte ich mich; aber die Bitten der Mutter und die öffentliche Züchtigung im Hintergrund überwanden endlich meinen Trotz. Halb mürrisch, halb zerknirscht stieg ich zum Nachbar hinauf und bat ihn um Verzeihung, die er mir dann, nachdem er das Pasquill zum ewigen Andenken in seinen Kasten versorgt, auch angedeihen ließ. Darauf schied ich, dem Nachbar grollend und vorsichtiger, aber kaum besser geworden, denn mein eigensinniger Kopf wollte die Schändlichkeit des Streiches durchaus nicht begreifen.

Mittlerweile war ich in den Schulen ziemlich vorgerückt, wodurch ich denn auch mit meinen Altersgenossen in freundschaftlichere Verhältnisse trat. Doch waltete ein eigener Unstern über diesen zum Teil neuen Bekanntschaften. Meine fleißigsten Besuche zu der Zeit waren die trägsten, ungezogensten Knaben. Die Folgen dessen zeigten sich zum großen Verdruße meiner Eltern. Es war eine ziemlich lange Zeit, in der ich in gleichem Maße faul und ungezogen war. Es war der Kulminationspunkt der Lümmeljahre!

Damals sammelten sich viele Knaben bei mir, und wir errichteten mit nach und nach aus eigenen Mitteln eine vollständig equipierte Armee. Mehrere von uns pappten Helme und Patrontaschen, andre schnitzten Säbel, Flinten, andre endlich brachten ihre Spielsachen von Hause mit, worunter blecherne Schwerter und lederne Husarentaschen.

Täglich beinahe sammelten sich diese wilden Schaaren im geräumigen Hof meines Vaterhauses, und manövrierten schlecht, so wie sie tüchtig dreinschlugen, wenn eine Schlacht beschlossen war.

Andre gemeinschaftliche Spiele waren allgemeine Cavalkaden, wo ein Einziger Kutscher war und die Übrigen an langen Bindfäden trabend zu ihrem großen Behagen Pferde vorstellten.

Auch kamen wir durch ein anderes Spiel mit der löblichen Polizei in Konflikt. Durch das Städtchen strömte ein Kanal, welcher, kaum einen halben Fuß tief, sich trefflich zur Anlegung von kleinen Mühlen,

Häfen, Dämmen 2c. schickte. Schiffe von Holz und Papier ließen wir da einhersegeln, oft das ganze Städtchen neben ihnen durchlaufend. Behufs der Häfen und Dämme rissen wir das Pflaster auf, hinderten den Fluß des Kanals, führten Lehm und Sand herbei, kurz gaben so lange öffentliches Ärgernis, bis ein sehr dicker, sehr wichtiger und lächerlicher Mann uns diesen Unfug ein für allemal verbot.

Im Winter gaben Schnee und Eis Gelegenheit genug zu wilden Gesundheitsübungen und endlich sogar zu Kinderbällen. Doch von dieser Zeit an begann eine neue Umänderung meiner selbst.

Ich mag dreizehn Jahre alt gewesen sein, ein Alter, in dem ich nun bald in die Humanitätsklassen promoviren sollte, als unsere Eltern uns eine Freude bereiteten, die wir bis dahin nicht kannten.

Ein Kinderball ist sowohl für die Eltern, als auch für die Kinder selbst ein großes Vergnügen. Jene bewundern die puppenähnlich geschmückten Sprößlinge, diese essen Torten, freuen sich der vielen Lichter und des schimmernden Gewühls, springen und tanzen und tun nach Belieben, denn sie haben Saturnalien, und weder Erzieher noch Kindermädchen, noch strenge Väter stehn mit gerunzelter Stirne neben ihren Freuden.

Nun hatte ich aber in meinen Büchern gar viel von schönen Frauen, von Abenteuern und Liebe gelesen, so daß ich mit einem Schauer des Entzückens den hellen Saal betrat, mit Herzklopfen Abenteuer und Liebe erwartend. Der erste Eindruck war zauberisch!

Mein glückliches Kinderherz faßte den Glanz der Erscheinung allein auf und entzückte sich an diesem niegesehnen, wunderbar hervorgebrachten Bilde.

Noch fehlte die Fee, welcher meiner Ansicht zu Folge dies Alles nur zur Folie diente. Ich erwartete sie mit Zagen und mein Auge blieb blöde niedergeschlagen in all dieser Pracht.

Aber sie kam, diese Fee, in Gestalt eines herzigen Kindes von zehn Jahren, welches mir Backwerk anbot. Entzückt und verlegen zugleich über diese Artigkeit staunte ich das kleine Mädchen an, und in der Tat, obwohl mir das Backwerk trefflich mundete, so vergaß ich doch nicht, das hübsche Gesicht der kleinen Fee zu bewundern. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr alles auf dem Balle sagte, und was ich Alles begann, aber ich weiß, daß, als sie im nächsten Frühjahr starb und wir Knaben der Leiche der kleinen Therese folgten, ich mir eine Träne aus dem Auge wischte, und das kleine Mädchen noch lange im Gedächtnis bewahrte! Es war das erstemal, daß ich ein

liebes Geschöpf verlor und mein anfängliches, ungläubiges Staunen über die Abwesenheit der kleinen Therese war mehr rührend als lächerlich.

Diese Bälle hatten zur Folge, das Knaben und Mädchen häufiger zusammenkamen und die Sitten der Letzteren (!) in allgemeinen gesänftigt wurden.

Unter denen, die diesen Einfluß fühlten, stand ich obenan. Ich fand den größten Geschmack an diesen niedlichen Geschöpfen, die so zierlich taten und sprachen, sich so unschuldig küssen ließen, uns wilde Knaben so lieb hatten, so sanft und friedlich waren und so sehr bemüht zu sein schienen, uns Knaben zu vergnügen. In behaglichem Mutwillen flatterte ich von einer zur andern, brachte aus meinen Romanen die tollsten Dinge zu Markt, gab häufiges, verstelltes Ärgernis durch eine maßlose Kühnheit, und vergnügte im Ganzen die Mädchen so sehr als mich selbst.

Mit nach und nach begann ich mich von neuem von meinen Altersgenossen zurückzuziehn, suchte die alten, geräuschloseren Spiele wieder hervor und verschlang von Tag zu Tag mehr Bücher ohne Auswahl und in einer solchen Masse und dermaßen unsystematisch, daß vielleicht mein klares Denken in einem ähnlichen Grade litt, als meine Fantasie sich bereicherte.

In diese Zeit, an den Schluß meines dreizehnten Jahres fällt mein erster schriftstellerischer Versuch. Es war eine schaurige Sage, ähnlich denen meines Freundes, des Kutschers. Ich teilte sie in Kapitel, deren ich immer eine gleiche Anzahl für einem Band wählte: Jeder Band wurde einzeln geheftet und mit einem Umschlag von buntem Papier versehn. Das Ding umfaßte indes schwerlich zwei Bogen und und ging, nachdem es meine Schwestern höchlich vergnügt hatte, verloren.

In den Sommer dieses nähmliches Jahres, wo ich die Humanitätsstudien begann, fällt ein äußerst unheimlicher Eindruck. Es war dies das unheilvolle Jahr, wo die Cholera Siebenbürgen heimsuchte.

In Mühlbach bestand der Gebrauch, daß die Schulknaben jede Leiche mit Gesang begleiten mußten. Dieser Gebrauch wurde drückend, als die Cholera jeden Tag ihres Wachstums mit Leichen bezeichnete. Mit einem unheimlichen Gefühl wohnte ich der Beerdigung der ersten Opfer bei. Dumpfe Angst sowohl als Mitleid preßte nach jeder Bestattung meine Seele. Da wurden meine Eltern durch amtliche Geschäfte veranlaßt, nach Hermannstadt zu reisen. Mit freierm Auf-

atmen vernahm ich die Nachricht, welcher die Abreise auf dem Fuße folgte.

In Hermannstadt war noch alles ruhig. Wir verbrachten einige heitere Wochen daselbst, nach deren Verlauf mein Vater wieder nach Hause entlassen wurde. Eh' wir aber noch abreisten, brach die Seuche auch daselbst aus, und zwar desto schrecklicher für den Anblick, da die volkreiche Stadt zahlreiche Opfer der Erde zu übergeben hatte. Wir reisten ab; es waren herrliche Augusttage. Die Dörfer, die wir passierten, lagen in dumpfer Stille da.

Die Glocken läuteten zwar fast ununterbrochen, aber die Einwohner hielten sich verborgen, niedergedrückt von der Gegenwart des Todes. Dieser blaue Himmel, diese freundliche Sonne, die grünen Flächen, diese Gärten so reich an Obstbäumen und schon reifenden Trauben, kurz all dieses frische Leben der Natur machte einen traurigen Gegensatz zu der Todesstille der Dörfer, zu den niedergedrückten Gestalten, die hie und da über die Gasse schlüpften, dem einförmigen Sterbgeläute.

Als wir in Mühlbach ankamen, tönte uns von neuem Geläute entgegen! Aber es war das letzte Opfer! Wir fanden das Städtchen ruhig, wieder aufatmend in freier Lebensluft, denn man zählte bereits mehrere Tage, wo keine Opfer gefallen waren. Wenige Wochen und der Beginn des Herbstes mit seinen Vergnügungen verjagte die letzten trüben Wolken von Unruhe aus dem Städtchen. Doch blieb die schreckliche Seuche noch lange in traurigem Gedächtnis, da sie ja fast alle Familien eines geliebten Mitgliedes beraubt hatte.

Die Humanitätsstudien begannen nun, und mit ihnen Stil- und Gedankenübungen, deren Letztere mir reichlicher zuflossen, als der Erstere mir zu Gebote stand. Das gesamte Studium wurde nun wissenschaftlicher, freier, anziehender. Mythologie, Geschichte und Geographie gewährten mir das höchste Intresse; diese Sagen, fantastisch und sinnlich, die Geschichten verschollener Helden und herrlicher Völker, Erzählungen vom Treiben von Menschen in fernen Teilen der Erde nährten meine Einbildungskraft und unterhielten meinen Geist.

Daher waren Reisebeschreibungen, Robinsonaden und dergl. hauptsächlich meine Lektüre. Eine andere Lektüre aber begann schon damals der erstgenannten Abbruch zu tun. Diese war das Drama.

Wie dies kam will ich erzählen.

Ein Liebhabertheater, welches mehrere Jahre früher bestand, hatte veranlaßt, daß Dramen jeder Gattung von allen Mitgliedern der kleinen Bühne gesammelt und bei meinem Vater als dem Direktor

derselben niedergelegt wurden. Nach der Auflösung der Gesellschaft blieben die meisten dieser Bände in einer Art Rumpelkammer liegen, wo ich sie nach dergl. stöbernd, auffand.

Es waren zumeist Bände der deutschen Schaubühne, Lust- und Schauspiele von Iffland, Jünger u. a., ferner Kotzebues sämtliche Werke, viele Räuberdramen, worunter auch das Original der Übrigen; die Räuber Schillers, und endlich Lessings Nathan der Weise und eine Fortsetzung desselben von unbekannter Hand, die mir seitdem nie in die Hände gekommen, so wie Julius von Tarent.

Es war in all diesen Stücken so viel Intrigue, so viel Stoff, so viel lebendige Handlung, daß ich ihnen den unbedingtesten Vorzug vor meinen Romanen gab.

Dazu kam, daß ich während meines Aufenthaltes in Hermannstadt ein oder zwei Stücke gesehn hatte, welche mich so weit mit der Bühne bekannt gemacht hatten, daß ich alle Stücke, die ich nun immer wieder las, mir sogleich auf den Brettern vorgestellt dachte. In Folge alles dessen nun ergriff mich der alte Trieb, alle meine Gedanken und Empfindungen über diesen Gegenstand auf irgend eine Weise wahrnehmbar zu machen, und nach langem Grübeln fiel ich endlich auf das Mittel, selbst Theater zu spielen.

Mehrere meiner Kartenfiguren waren nicht übel geeignet, Personen der Stücke vorzustellen; gab es doch dort wie bei mir Fürsten, schöne Frauen, Krieger, Bauern usw.; Koulissen pappte und malte ich fleißig, kleine Wachslichtchen schenkte mir meine Mutter, die Kameradinnen meiner Schwestern waren friedliche Zuhörinnen, und so begann ich meine Laufbahn.

Viele Stücke hatte ich so oft gelesen, daß ich sie auswendig konnte. Nun rückte ich meine Figuren vermittels dünner Drähte in die Szene, rezitierte sodann die Auftritte, warf oft mehrere Stücke durcheinander, erklärte über die Kulissen hinüber meinen über dies Verfahren erstaunten Zuhörerinnen den Fortgang des Stückes, was denn vor allen Dingen nötig war, denn fast durchaus nur monologisierte ich grimmig in die Kulissen hinein, wechselte so oft als möglich die Dekorationen und ließ jedes Stück mit gräulichen Schlachtszenen enden. Wie immer aber, die Sache gefiel den Zuhörern, und ich selbst war immer der Entzückteste.

Dies alles entfernte mich von meinen wildern Spielen nachgehenden Altersgenossen und machte mich immer einsamer und ungeselliger, woraus denn in kurzer Zeit eine große Reizbarkeit

erwuchs, die mir die Gegenwart mehrerer Menschen wahrhaft peinlich machte. Es gab so Vieles, was ganz anders war als in meinen Büchern, es gab so Weniges, was mich freuen konnte, und gab wieder so Vieles, was mich anwiderte, kränkte, schmerzte. In dieser mir peinlichen Umgebung mußte ich aber Tag für Tag die meisten Stunden zubringen und selbst im elterlichen Hause ging es mir nicht schonend genug zu Wege, dazu kam, daß wir damals Knaben und Mädchen zusammen, die langen Winterabende hindurch in der französischen Sprache Unterricht genossen, und diese häufige Annäherung mich nur mehr verletzte, so wie die Gegensätze zwischen Knaben und Mädchen die Letzteren immer mehr in meiner Gunst steigen machten. Je mehr aber meine Gefühle für die Letzteren an Deutlichkeit gewannen, desto scheuer fühlte ich mich und schüchterner in ihrer Nähe und führte so, angezogen abgestoßen, ein elendes, unglückseliges Leben.

Zwar machte ich damals schon Verse und wurde in der Schule angehalten, dergleichen zu machen, aber noch war mir die Poesie nicht das geworden, was sie mir später in so hohen Maße ward — die einzige, die trostreichste, immer günstigste Freundin.

4.

Der Knabe verschwand; der frische, empfängliche, aber etwas furchtsame Jüngling wagte die ersten scheuen Schritte in das weite Leben. Außere neue Verhältnisse schufen nun immer neue Zustände.

Es war im August 1839, zu Ende meines 15 ten Lebensjahres, wo der Vater eines Kameraden etliche von uns in seine Nähe zog, um uns sowohl von seiner durchaus klassischen Bildung, als auch von seinem Geschmack für die verschiedenen Richtungen der neuern Literatur namhafte Fragmente zukommen zu lassen.

Die römischen Schriftsteller, mit jahrelangem Eifer von ihm durchforscht und geistreich aufgefaßt, drückten seinem Geiste eine gewisse Klassizität auf, welche auf eine feine, geistvolle Art seine Gespräche würzte. Es war nichts angenehmer als ihm zuzuhören, wie er Horazens Oden oder Vergils Eklogen mit uns exponierte und mit Anmerkungen begleitete, welche seine innige Bekanntschaft mit dem Autor beurkundeten und ein eigentümliches geistiges Gepräge trugen, welches bewirkte, daß man ihm stundenlang ohne Ermüdung zuhörte. Er war weit entfernt, trocken zu sein oder gar einseitig; die besten Werke der Neuern kannte er so gut als seine Römer, und Poesie und Wissenschaft interessirte ihn unter jeder Form.

Sein Einfluß auf meinen empfänglichen Geist wurde bald kenntlich. Ich erinnere mich noch des eigentümlichen Eindrucks, den Vergils Eklogen, deren Anmut er so geistreich faßlich zu machen verstand, auf mich machten. Die Reize dieser Sprache, die wahrhaft klassische Einheit und Vollendung der vorgeführten Bilder, der ländliche Geist, der sie durchweht, gaben zu Träumen Veranlassung, in denen ich diese kleinen Szenen zu größeren Schäferromanen ausbildete und in diesem stillen, reizenden Traumleben schwelgte.

Auch regte dieser Mann uns zu poetischen Schöpfungen an, deren ich bald zahlreiche beisammen hatte. Es waren meist dem Virgil nachgebildete ländliche Beschreibungen.

Der Zweck dieser Studien war, uns für das Hermannstädter Gymnasium vorzubereiten, wohin wir Anfang September abreisten. Neue Verhältnisse, neue Menschen, neue Studien, neue Gefühle verfehlten ihre Wirkung nicht. Doch war meine Stimmung anfangs trostlos genug.

Zufolge der oben erwähnten Reizbarkeit, welche mich das Wesen meiner neuen Kameraden äußerst roh finden ließ, und der Trennung von zärtlichen Eltern, wo ich besonders von Seiten der Mutter einer überaus großen Zärtlichkeit mich freute, faßte mich ein Heimweh, welches die erste Schöpferin meiner Poesie wurde. Jetzt zum erstenmal dichtete ich aus vollem Drang des Gefühls und unter den mannigfachen Fehlern der Gedichte jener Zeit erkenne ich doch das Walten einer starken, schönen Empfindung:

„Die ihr mit schmeichlerischem Flügel
O Zephire mir naht
Weht freundlich über Tal und Hügel
Grüßt meine Vaterstadt."

schrieb ich im September 1839, und die zahlreichen Gedichte jener Monate beurkunden sämmtlich diese elegische Stimmung.

Tiefer, deutlicher, allgemeiner wurde diese Wehmut, als ich liebte. Mir selbst unklar, brachte ich den Herbst in der Nähe eines reizenden Wesens zu, welches zwar älter als ich war, aber eben deswegen desto leichter zu fesseln verstand. Wechselnde Empfin dungen bestürmten mich in ihrer Nähe, ihre plötzliche Entfernung aber ließ meine Leidenschaft nicht zur Reife kommen. Doch mein Herz, von der gefährlichen Flamme gestreift, zitterte nun ungeduldig dem Wesen entgegen, welches diese dunkeln Gefühle entfesseln sollte.

Zu der Zeit wurden mir die meisten deutschen Lyriker bekannt. Zu meiner Verwunderung weihte jeder derselben einer Geliebten, die unter verschiedenen Namen erschienen, die schönsten, lieblichsten Gedichte. In meinem Gemüte bildete sich dadurch die Idee aus, als müsse ein so süßes, schönes Wesen der Genius sein, der mein Herz zur schönsten Poesie entflammen und alle meine Gefühle als schuldigen Tribut empfangen solle. Meine Phantasie begann liebliche Bilder zu schaffen, als mir plötzlich der schöne Genius selbst entgegen trat.

Ein Mädchen von eilf Jahren, zart, sanft, vollkommen schön, mit großen, schmachtend blauen Augen, niedlich und freundlich, rührte einer Fee gleich meinen verschlossenen Mund an, und ihr zum Preise strömten sofort unzählige Lieder daraus hervor.

Die Tatsache ist, daß ich in einem Pfänderspiel sie einigemal küßte, mit schnell gefesselter Seele aber den andern Tag — die Sache fiel in Mühlbach am Neujahrstag 1840 vor — nach Hermannstadt abreisen mußte.

Es war ein trüber, kalter Wintertag und ich kritzelte langsam einige Verse in meine Papiere. Meine Gedankenwelt hatte mit einem Male einen neuen Schwung erhalten, meine Fantasie arbeitete an lieblichen Träumen, aber mein Herz sank mit jeder Viertelstunde, die mich von ihr entfernte, in tiefere Wehmuth.

So weint der Knabe schon das erstemal, wo ihn die Liebe erfaßt, als ahne er, daß sie selbst ihre Blumenfelder mit Tränenströmen zu verwaschen pflegt!

Die Tage, die dem verhängnisvollen Kuße folgten, waren weich, einsam, fast melancholisch. Ich zog mich mit Ernst von meinen Altersgenossen zurück, lebte nur meiner Liebe und meinen Versen und klagte in diesen desto häufiger, je mehr ich bemüht war, mein Innerstes aus Furcht vor Kälte oder Hohn vor meiner Umgebung zu verschließen.

Der Frühling dieses Jahres brachte eine gewisse Frische in meine damaligen Schöpfungen. Eine Reaktion jener weichen Zeit trat ein, der Jugendmut siegte, das allgemeine Leben der Natur, noch nie mit so tiefem Interesse von mir betrachtet, machte meine Empfindungen schwellen und hob sie über die dumpfe Wehmut der letzten Monate empor.

Von dem kleinen Mädchen mißverstanden verwelkte meine Liebe im stillen. Zuweilen noch klang ein wehmütiger Laut in meinen

Gedichten empor, doch mit dem höhern Interesse, daß ich damals für die Kunst selbst zu empfinden begann, schwand auch der Kummer um eine Liebe, die mich so wenig befriedigt hatte.

Unter diesen Empfindungen ging mir am Schluße Juli das erste Jahr, das ich unter Fremden, unter so vielen neuen Eindrücken verbracht hatte, zu Ende.

Noch bleibt übrig der Anfanges eines freundschaftlichen Verhältnisses zu erwähnen, welches unter anderen Umständen eine Epoche meines Lebens hätte bilden dürfen.

Unter meinen Altersgenossen, die von Mühlbach nach Hermannstadt gekommen waren, befand sich auch einer, der vornehmlich durch poetisches Talent unter seinen Kameraden hervorragte. Sein Name war S.; durch einen Dritten auf mich aufmerksam gemacht, begehrte er meine Versuche zu lesen. Ich gab ihm sie und, erfreut ein dem seinen ähnliches Streben bei mir zu finden, schloß er sich näher an mich.

Sein Charakter war wenn nicht originell, doch ungewöhnlich.

Eine verwahrloste, rohe Erziehung hatte den talentvollen Knaben von vorn herein verdorben. Auf einander folgende niedrige Verhältnisse hatten seinem Wesen einen Charakter der Gemeinheit beigemischt, der durch die ihm innewohnende Kraft und innere Tüchtigkeit wenig mit sich versöhnte. Rauh, voll Vorurteil, hartnäckig, eingebildet, unduldsam bis zur Lieblosigkeit, — so erschien S. den Menschen. Nahm man sich die Mühe, diese Decke von Fehlern zu durchbrechen, so fand man Talente, ein zwar verschlossenes, aber tiefes Gemüt und eine schon deutlich ausgeprägte Kräftigkeit des Charakters. Seine Poesie hatte einen eigentümlichen Anstrich von düstrer Wehmut, welche aus der Disharmonie seiner Seele hervorging.

Sein Außeres war ernst, fast gramvoll, auf alle Fälle aber zurückstoßend.

Alte Märchen erzählen von köstlichen Schätzen in dunkeln Höhlen, von Riesen, Zwergen, Drachen und Molchen bewacht; — ich möchte die Seele dieses ungewöhnlichen Menschen eine solche Höhle nennen.

Wir kamen bald überein, von Zeit zu Zeit kleine Versammlungen zu halten, wo wir unsere Versuche einander vorlesen sollten; später trat auch schriftliche Rezension hinzu.

Ich muß gestehn, dies Verhältnis war von großem Einfluß auf mich. Zu jeder Zeit war ich immer sehr empfänglich für die Vorzüge anderer und ahmte, blind für die Fehler derselben, ihre Eigentümlichkeiten unwillkürlich nach. Es lag dies in der ungemeinen Leich-

tigkeit, womit ich mich in einer fremden Gedankenwelt zurecht fand, so daß ich mich selbst am ersten vergaß.

S. war älter, geübter als ich. Sein Beispiel stand mir täglich vor Augen, eine gewisse Neigung band mich früh schon an ihn; daher unterwarf ich alles seinem Urteile und fügte mich unbewußt einem Streben, welches schon durch seinen Ernst meinem heiteren, mehr leidenschaftlichen als tiefen Gemüte entgegengesetzt war.

Diesem Verhältnis nun dankte ich größere Belesenheit, freieres, derb zuschlagendes, wenigstens keinem Regelzwang unterworfenes Urteil und höhere Auffassung der Kunst.

(Fortsetzung folgt.)

Abend der Empfängnis

Von Helmut Huchel



Traum und Tragik deutscher Jugendbewegung

Von Dr. Paul Honigsheim (Köln)

Es gibt wohl nur wenig Erscheinungen der Gegenwart, die allenthalben derartigem Mißverständnis begegnet sind, wie die deutsche Jugendbewegung. Nicht als ob nur böser Wille daran Schuld sei; auch bei Wohlmeinenden oder bei Vorurteilsfreien trifft man die erstaunlichsten Urteile an. Zunächst schon aus dem Grunde, weil man nicht richtig abgrenzt, weil man allerlei Gebilde zusammenfaßt, die, gesellschaftswissenschaftlich betrachtet, gar nicht zusammengehören. Denn unendlich vieles, was sich mit jenem lockenden Namen belegt, was oft auch mit den Ausdrucksformen des neuen Lebens kokettiert, ist, genau besehen, nichts anderes, als die alte Welt in einem der Zeit angepaßten Gewand. Derartige Konzessionen hat nämlich fast restlos jeder Jugendpflege-Verband gemacht — ganz gleichgültig, ob er unter kirchlicher, staatlicher, nationaler, sozialistischer oder sonstiger Flagge segelte, — d. h. also fast jegliches Unternehmen von Erwachsenen, das darauf hinauslief, die Jugendlichen so zu formen, wie letztere allerdings ihrem innersten Wesen nach nicht werden wollten, wie jene aber, den Interessen ihrer Organisation entsprechend, wünschen mußten, daß sie werden möchten. Aber auch diejenigen, die nicht von solch hinterlistigen Absichten aus zu einer Begriffsverwirrung beitrugen, ergaben sich allerlei Irrtümern, weil auch sie sich nur an das hielten, was in die Augen fiel. Und das war, nächst der neuen Tracht, die veränderte Lebensform in Gestalt von Alkoholbekämpfung, Nikotinmeidung, naturgemäßer Kost und Ähnliches. Nun mag man diesen Dingen eine noch so große Bedeutung zumessen, man mag sogar, wie der Schreiber dieser Zeilen, im Gegensatz zu früheren Ausführungen in dieser Zeitschrift (II. 2. Febr. 1925, S. 68/69) der Meinung sein, daß ein Dasein, das sich auf Bruder-Mensch-Verbundenheit aufbaut, nicht nur keiner Rauschgifte mehr bedürfe, sondern sie, eben weil sie Mittel zur einer nur künstlichen Beziehung darstellen, aus völliger Aufrichtigkeit heraus ablehnen müsse, — das innerste Wesen der Jugendbewegung machen diese Gegensätze bei Gott nicht aus, sie sind vielmehr nur eine unter den verschiedenen Äußerungen ihres Geistes. Letzteren darf man aber nun auch nicht dort suchen, wo er sich augenblicklich meist manifestiert, im Politischen oder gar in ökonomisch-sozialer Revolution. Hiermit aber ist die dritte Quelle der Irrungen aufgedeckt: Weil sich die neue

Generation von den überkommenen Autoritäten abwandt, die den Alten heilig waren, war es leicht sie zu diskreditieren, indem man sie als „anarchisch" brandmarkte. Nun soll hier gar nicht weiter untersucht werden, inwiefern es erfreulich wäre, hätte man mit dieser These recht behalten, — denn, wenn es ein Volk gibt, das wahrhaftig keine Gefahr in sich birgt „anarchistisch" oder auch nur „revolutionär" zu werden, so ist es das Deutsche und ihm könnte wirklich eine ganz kleine Dosis solcher Medizin nicht schaden. Soviel aber ist gewiß: Von der Jugendbewegung kann man gerade das nicht behaupten, ja von ihren Anfängen sogar direkt das Umgekehrte. Denn damals trug sie ein der Vergangenheit zugewandtes Antlitz und eine Tendenz auf überindividuelle Bindung. Hiermit aber ist zugleich auch schon das weitere angedeutet: Es verhält sich nicht so, wie manche und unter ihnen auch Erwin Reisner in seinem Aufsatz in dieser Zeitschrift (II. 2. Febr, 1925, S. 63) meinten; die jetzige Bewegung ist keineswegs die Wiederholung dessen, was sich zu allen Zeiten als Antagonismus von Jung und Alt abgespielt hat, vielmehr genau das Gegenteil davon. Gewiß hat es, — wenn auch nicht immer — so doch in sehr vielen Epochen den Vater-Sohn-Konflikt gegeben und wir brauchen den soziologischen, sexuellen und sonstigen Ursachen, die ihm zu Grunde liegen mögen, nicht nachzugehen. Wie immer es gestaltet gewesen sein und wie verschiedenartige Formen auch der Kampf der empordrängenden Generation gegen die gerade herrschende angenommen haben mag, — stets galt es doch als selbstverständlich, daß zum mindesten der Jüngere selbst sich als Erwachsenen fühlte, als solcher angesehen und der damit verbundenen Privilegien teilhaftig werden wollte. Das bezieht sich nicht zuletzt auch auf diejenigen beiden Situationen, die sich in der Weltgeschichte beim Zusammenwirken bestimmter, konstitutiver Komponenten mit Regelmäßigkeit ergeben und mit denen die uns jetzt beschäftigende Erscheinung verschiedentlich zusammengebracht worden ist und zwar dergestalt, daß letztere dann auch nur als Spezialfall gelten konnte. Nach der einen Version verhält es sich so: Wie der Greis wieder zum Kinde wird, so greift eine sterbende Welt, die aus sich heraus nichts mehr produzieren kann, zu ihrer Jugend, wie zu einem letzten rettenden Strohhalme. Im Zusammenhang mit Untergangsstimmungen wird dies Theorem da und dort vorgebracht; gelegentlich wird es auch mutatis mutandis kommunistischerseits verwendet. In diesem Sonderfall erscheint dann die Jugendbewegung als Zeichen der zusammenbrechenden

bürgerlichen Gesellschaft. Beinahe umgekehrt liegt der Sachverhalt nach der anderen Lehre, die wir hier zu erörtern haben: Ihrzufolge ist das heutige Phänomen das nämliche, das man auch bei sogenannten primitiven Völkern beobachtet und dort seit Schurtz als Altersklassen zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Beide Versuche, die Jugendbewegung ihrer Eigenartigkeit zu berauben, sind aber mißglückt. Denn was erstens die Untergangstheorie betrifft, so ist es mit ihrem Tatsachenfundament schlimm bestellt. Weder die dahinschwindende Antike noch auch das ausgehende Ägypten noch auch das nachbuddhistische Indien — um nur drei Beispiele sterbender Welten zu erwähnen, — zeigen uns irgendwelchen Rekurs an die Jugend als letztes Aufflackern. Und was nun die Altersklassen in Melanesien sowie bei afrikanischen Viehzüchtern und Bodenbebauern betrifft, so sind sie den dortigen Verhältnissen entsprechende Vorstufen der europäischen Jugendpflege, also von Erwachsenen geschaffene Gebilde, äußerlich den Bedürfnissen der Jugend angepaßt, de facto dazu da, letztere so zu beeinflussen, auf daß sie in Hinsicht auf Lebensgewohnheit und vor allem in Bezug auf Einstellung den Vergesellschaftungsgebilden gegenüber so werde, daß die augenblicklich herrschende Generation sich mit Recht dem Glauben hingeben kann, es werde sich nach ihrem Hinscheiden alles im Wesentlichen in den gleichen Gesellschaftsformen wie zu ihren Lebzeiten abspielen. Und die Jugend läßt es sich dort gefallen — so wie ein großer Teil der heutigen in den Jünglingsvereinen, sozialistischen Arbeiterjugendbünden usw. Denn sie weiß, daß sie auf diesem Wege den Zugang zu der Schicht der Erwachsenen findet und dadurch ihrer Privilegien teilhaftig, d. h. vollberechtigtes Mitglied wird, mag es sich nun um Horde, Kirche, Staat, Partei, Gewerkschaft, Verein, oder um welches andere Vergesellschaftungsgebilde auch immer handeln.

Gerade das aber will der Mensch der Jugenbewegung nicht. Zur Erhärtung dieser These sei nur zweierlei angeführt: Einmal die immer wieder fallende Behauptung „Ich als Jugendlicher" oder der als Widerspruch in sich fast grotesk klingende Satz „Ich als bewußt Jugendlicher". Zum zweiten diese Tatsache: Eine Fülle der charakteristischsten Typen der Bewegung münden nicht mehr aus ihr heraus, sondern verbleiben auch dann immer noch dort, wenn sie längst in ein anderes Altersstadium hineingewachsen sind, d. h. sie fühlen sich primär in in den Jugendbünden vergesellschaftet. Und diese Erscheinung finden wir auf der ganzen Linie. Nicht also wird eine Gesellschaftsform einer anderen gegenüber gestellt, etwa eine radikalere der entgegengesetzten,

sondern es handelt sich um eine prinzipielle Ablehnung sämtlicher von den Erwachsenen repräsentierten, geschaffenen oder auch nur erdachten Seinsarten, ja sogar aller ihnen ähnlichen. Es ist negativ betrachtet: Flucht aus der Erwachsenen-Gesellschaft; positiv: Schaffung neuer überindividueller Ganzheit, letzteres einmal zweck Selbstschutzes, zum anderen aus der inneren Notwendigkeit heraus, die geahnte richtige Verbundenheitsform der falschen gegenüber zu verwirklichen. Was aber ist jenes so sehr Verpönte am Leben der älteren Generation? Es ist das Moment, das deren Dasein fast restlos bestimmt, dasjenige, das dem heutigen Staate genau so sein Gepräge gibt, wie wesensmäßig der politischen Partei, wobei es belanglos ist, welches ideologische Mäntelchen sie sich umhängt und welches Interesse sie vertritt, nicht minder aber jedem Wirtschaftsverband, jeder Gewerkschaft oder welche Gruppenbildung auch immer eine Rolle spielen möge. Sie alle sind nämlich mehr oder weniger unzweideutig Zweckverbände, in Hinsicht auf die Bezogenheit der Menschen zu einander bedeutet dies zweierlei: Die Mitglieder sind sich gegenseitig innerlich fremd und nur insoweit, als durch die Zuaddierung des Egoismus des anderen Kollegen, Genossen oder wie man ihn nennen mag, die Chancen einer Hebung des eigenen Wohlergehen vergrößert werden, bleibt man mit ihm verbunden, so lange die gleiche Lagerung der Interessen dies rätlich erscheinen läßt. Also nur auf Grund dauernden Rechnens und Vergleichens steht man zum Andern in Relation und die Beziehung der Coordinierten zu einander ist nur eine mittelbare. Analog ist es mit den Subordinationsverhältnissen bestellt. Es herrscht allenthalben, wenn nicht der substanzlose Cäsar, dann doch der Bürokrat, für den die nachgeordneten Leute nur kartothekisierbare Zahlen unter Zahlen sind. Dieser Gesamtsituation gegenüber bedeutet die Jugendbewegung, — nachdem literarische Sehnsuchtsäußerungen vorausgegangen, aber nur auf dem Papier geblieben waren, — den zeitlich ersten Versuch der Realisierung eines restlos entgegengesetzt strukturierten Daseins nicht mittelbarer, sondern unmittelbarer Verbundenheit; statt mechanischer Beitragzahlung an den registrierenden Sekretär vertrauende Hingabe an den Menschen, von dem man das innere Wissen hat, er sei mit dem Charisma des Führertums geboren.

Mit dem Traum, solche Seinsart zur weltbestimmenden werden zu sehen, ist aber gleichzeitig auch die Tragik der ganzen Bewegung gegeben. Sie liegt nicht nur darin, daß sie vorläufig zahlenmäßig begrenzt bleibt, weil sie zu spät einsetzt, — dann nämlich, wenn die

Schule schon die im Menschen schlummernden Fähigkeiten zu brüderlicher Verbundenheit systematisch ertötet hat, — auch nicht nur zweitens darin, daß sie von den Erwachsenen eingefangen worden ist, um an der jugendlichen Glut ihr kümmerliches Partei-, Staats- oder Konfessionssüpplein kochen zu können, und drittens auch nicht einmal vornehmlich darin, daß sie notwendigerweise innerlich gespalten ist, je nachdem was sie an Inhalten aus der überkommenen Kultur mit hinübernimmt. Das entscheidende ist vielmehr dies: Gemeinschaft im Sinne von unmittelbarer Verbundenheit und von charismatischer Führerschaft hat zuletzt im vorkapitalischen Zeitalter bestanden und diese Tatsache rechtfertigt auch unsere obige Behauptung, die Bewegung habe mit einem rückwärts gewandten Gesicht begonnen. — Sie kommt jedenfalls für unsere Epoche der Taylorisierung und der Wirtsschaftskämpfe noch mehrere Generationen lang höchstens als verlorenes Paradies in Betracht und dabei ist es überhaupt noch sehr die Frage, ob es wirklich für uns und für die Zukunft das Paradies wäre. Heißt doch Gemeinschaft nicht nur Verbundenheit sondern auch Gebundenheit, ja sogar Autoritätskultur, ein Etwas, das für uns unerträglich wäre. Haben wir doch nun einmal die europäische Neuzeit in uns aufgenommen mit all ihrer Schauerlichkeit! Doch lassen wir dies auf sich beruhen; fragen wir heute auch nicht, wie nun, konkret gesehen, die höhere Einheit aus europäisch-neuzeitlicher Gesellschaft mit ihrem Ichbewußtsein einerseits und aus asiatisch-mittelalterlicher Gemeinschaft mit ihrer Verbundenheit andererseits ausschauen mag, jene Synthese, die allein unserm Sehnen Befriedigung bringen kann. Jedenfalls blieben den Menschen der Jugendbewegung, gegenüber der Unmöglichkeit ihr Gemeinschaftsideal zum regulativen Prinzip des heutigen Daseins werden zu lassen, nur drei Möglichkeiten offen: Entweder am Leben zerschellen, und das ist das Los mancher und nicht einmal der schlechtesten gewesen; oder zweitens Weltflucht und und das hat teils zu bizarren und für das Weltgeschehen belanglosen Formen von Siedlungsromantik, gelegentlich aber auch zu Gestaltungen wie den radikal bergpredigt-christlichen Lebensgemeinschaften geführt, die vielleicht exemplarische Bedeutung haben können; oder drittens zum bewußten Verzicht auf jetzige radikale Lebensumgestaltung im Sinne des Ideals und zur entsagenden Arbeit innerhalb der heutigen Welt, sei es auf revolutionärem, sei es auf reformerischem Wege, auf daß einmal andere Verbundenheitsform der Menschen möglich werde. Aber ganz abgesehen davon, daß das Leben innerhalb der Jugend-

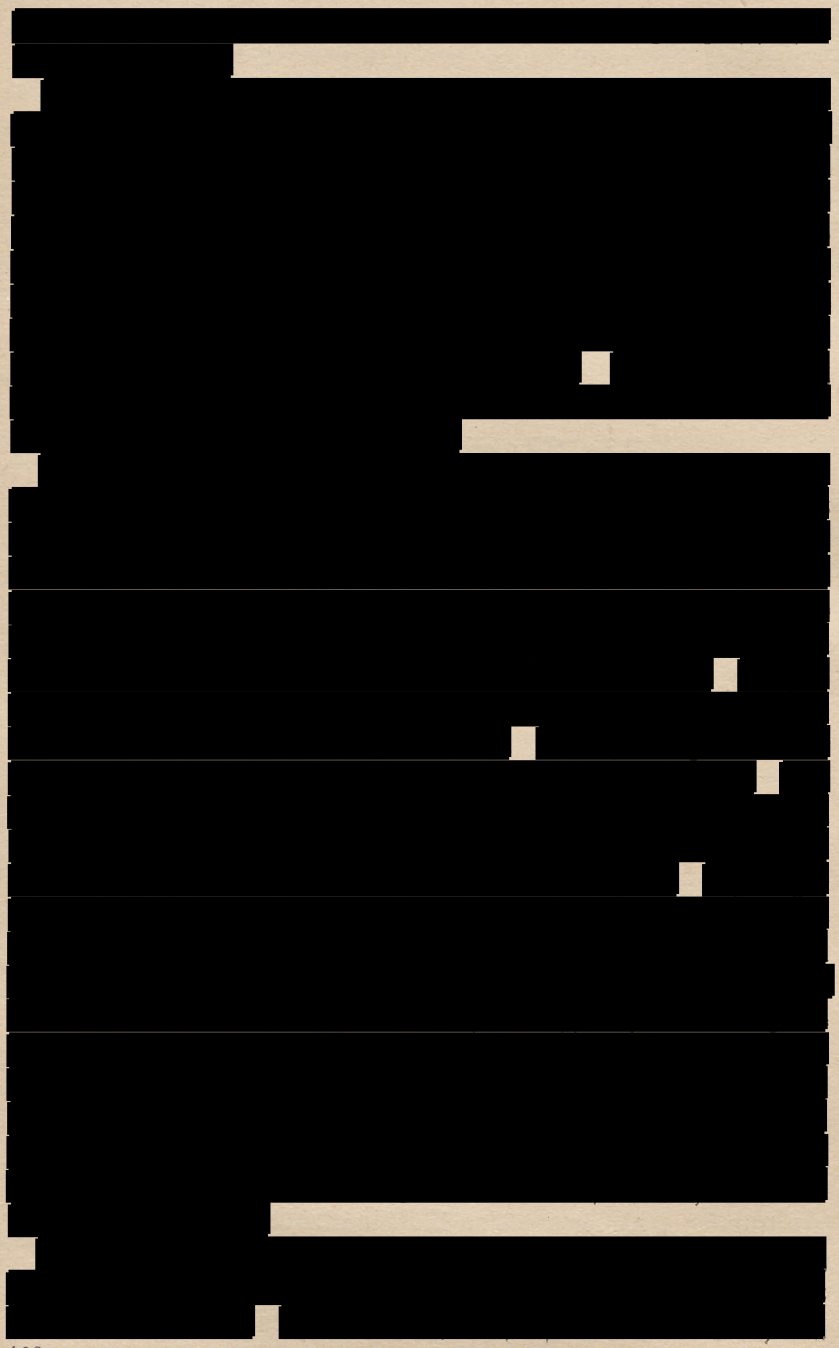
bewegungsgruppe bei mehr als einem erst die zu solchem Tun erforderlichen Kräfte entfacht hat, die im heutigen Schul- und Familienleben sonst verkümmerten (in einer Zeit, die derart stolz darauf war, es so herrlich weit gebracht zu haben), hat die Jugendbewegung das Gegenbild einer so gänzlich anders strukturierten Seinsform vor Augen gestellt, sie hat dadurch derart erschütternd gewirkt, daß nicht zuletzt deshalb seitdem das Ringen um ein neues Leben nicht mehr aufhört. Selbstzufriedene und Schlafende, wenn auch vielleicht recht unsanft durch das lebendige, fortzeugende Beispiel aufgerüttelt zu haben — das bleibt ihr schönstes Verdienst!

Die Magie der Sprache

Eine Ergänzung als Offener Brief an Erwin Reisner

Lieber Freund!





[redacted]

In aufrichtiger Verehrung
Egon Hajek

Die Operette als Kunstgattung

Von Dr. Hermann Haas

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Operette gehört eigentlich zu den wichtigsten Kunstgattungen der Gegenwart. Man wird sich angewöhnen müssen, sie nicht mehr als Erwerbszweig anzusehen und sie demgemäß auch anders denn als Seitensprung der Muse zu behandeln, von dem man in gut gebildeter Gesellschaft sich zu sprechen scheut, wenn auch jeder davon weiß. Dies Gesamturteil über die Operette im allgemeinen ist allerdings mehr Sache der Halbgebildeten, die es noch notwendig haben, Musikalität vorzutäuschen, während der Vollmusiker ohne weiteres zugeben wird, daß die Operette als volkstümliche Kunstgattung gerade in der Gegenwart eine große Aufgabe haben sollte! Ein paar Stunden heitere Losgelöstheit und Witz, Gesang mit eingänglichen Melodien und vor allem Rhythmus: das ist es, was wir von der Operette verlangen dürfen. Und nur dadurch, daß ein großer Teil der Menschheit auch ein gewisses Verlangen nach musikalischer Anregung hat, ist es möglich, daß die Operette bisher die starke Konkurrenz des Films ertragen konnte. Denn während dieser dem in jedem Menschen mehr oder minder tief schlummernden Verlangen nach spannender äußerer Handlung in besonderem Maße entgegenkommt, sind die Operettentexte nach ständigem, bereits allbekanntem Rezepte verfertigt, dessen unverschämte Naivität und naive Unverschämtheit jedes Publikum, das nur ein wenig Theatererfahrung besitzt, abstoßen muß. Während der Kriegszeit hat man in Etappenkinos, wenn allzu lange kein neuer Film eintraf, zum Aushilfsmittel gegriffen, den bereits bekannten Film zur Abwechslung einmal von der Schlußszene angefangen in retrograder Richtung abrollen zu lassen; diese Umkehrung allbekannter Vorgänge hat, zumal für primitive Gemüter, bisweilen wirklich etwas Komisches. Wenn es sich nun jemand einfallen ließe, weil allzu lange kein neuer Einfall auf der Bildfläche erscheint, dies mit den heutigen Operettentexten (bei geringer Abänderung) ebenso zu machen, so würde — im Ernst! — vielfach der Text an „innerer Wahrscheinlichkeit" gewinnen und die „Handlung" zudem endlich einmal einen außerhalb der Schablone liegenden Verlauf nehmen!

Welche Bedeutung die Operette gerade in der Gegenwart besitzt, ist leicht abzuschätzen, wenn man bedenkt, daß die moderne Musik derzeit ein Gebäude ist, in das sich außer den Herren vom Bau kaum jemand wagt; denn mit ihrer stark gelehrt-verstandesmäßigen Grundlage hat sie vorläufig dem Volke nichts zu sagen. Von aller Volkstümlichkeit verlassen, hat sie sich der Fähigkeit, unmittelbar, d. h. ohne Vermittlung verstandesmäßiger Funktionen zu wirken, begeben und in dieser Hinsicht vor der alten, „unmodernen" Art des Musizierens das Feld geräumt, die jetzt nur mehr in der Operette und dem Liede fortwirkt. Von diesem Standpunkte aus wage ich auch die Behauptung, daß es viel wichtiger wäre, eine gute neue Operette zu schaffen als fünf neue Opern! Denn der Geist der heutigen Operette bedarf dringend einer Erneuerung; und die Hebung des „Niveaus" dieses „Genres" bedeutet nichts weniger als eine Veredelung der Phantasietätigkeit für breiteste Schichten!

Unter den Quellen, aus denen die Operette ihre Lustigkeit schöpft, sind die wichtigsten: Zurückführung des Übermenschlichen auf das allgemein Menschliche, eines höheren Standes auf einen niedrigeren und die Unvereinbarkeit unserer Vorstellungen von einer mythischen Person mit den Anforderungen des täglichen Lebens. Von all dem findet sich in der heutigen Operette höchstens der zweite Fall; im allgemeinen aber macht sichs der moderne Verfasser noch leichter, indem er, dieses Exempel nur zum Scheine vornehmend, selbst Werte statuiert, die er dann zum allgemeinen Gaudium zertrümmert, so besitzt z. B.: der König in der Operette diesen Rang nur von des Autors Gnaden, ohne die psychische Berechtigung hierzu anders als durch seine Lächerlichkeit nachzuweisen. Mit dem Fluche der Lächerlichkeit ist also diese Figur schon von vornherein behaftet, ohne daß diese irgendwie logisch entwickelt würde. Ist schon eine derartige Fälschung als den niedrigsten Instinkten schmeichelnd sehr bedenklich, so trägt die Behandlung des Hauptproblems der Operette die größte Schuld an deren Verfall.

Es ist dies das Problem der Liebe, dessen Behandlung neben der ganz anders gearteten musikalischen Fundierung eines der Hauptmerkmale bildet, durch die sich die Operette von der komischen Oper ziemlich reinlich scheidet. Die Darstellung dieses Problems ist für Text und Musik der Operette gleich richtunggebend. Leider ist nun mit einer großen Anzahl musikalischer Formen auch dieses Problem

aus der Oper herübergenommen, ohne zu bedenken, daß hier dem Komponisten ganz andere, d. h. untaugliche Mittel zur Verfügung stehen: untauglich schon deshalb, weil doch dieses Kunstwerk im voraus gleich mit einem Publikum rechnet, das nicht zu ernster Geistesarbeit, nicht zur Erweiterung seiner Erkenntnisse, zur Mitlösung von Problemen oder auch nur wirklicher geistiger Sammlung oder gar seelischer Erschütterung, sondern im wesentlichen zu leichter musikalischer Anregung und rhythmischer Aufpulverung ins Theater kommt. Dem wird ja schon im Texte Rechnung getragen, indem die sogenannten ernsten Stellen nur spärlich eingestreut sind und die Verfasser zumeist durch umso stärkere Belebung der benachbarten Szenen gewissermaßen für diese Abschweifung um Vergebung bitten. Das alles gilt natürlich auch für die Musik. Es fehlt also durchaus die Atmosphäre, die zu würdiger Behandlung einer ernsten Frage nötig ist, ja die es überhaupt ermöglichen würde, das ganze Problem als eine komplizierte geistige Angelegenheit und nicht als körperliche erscheinen zu lassen. Trotzdem gehört es aber (und das ist das Böse an der Sache) zum guten Ton, mit diesem unernsten Ernste, der nicht aus dem Herzen, sondern einige Zoll tiefer herkommt, über diesem reinen Wunder das Wasser zu trüben. Dieser falsche Ernst, der zur Sentimentalität (d. i. die Vortäuschung unempfundener Empfindungen mit allen ihren Folgeerscheinungen) führen muß, ist der Krebsschaden, von dem die Operette nicht gesunden will! Es ist ganz unabsehbar, wieviel Unheil sie schon damit gestiftet hat, wieviel sie dazu beigetragen hat, diesem Problem seine Problematik zu nehmen und es auf den Boden des rein Physischen hinüberzuspielen, wie sie allen denen Recht gibt, die für die läuternde Wirkung echten Gefühls nichts als ein Achselzucken übrig haben, so wie sie sogar die Bedeutungsverschlechterung (Vergröberung) einer ganzen Anzahl der zur Nomenklatur der Liebe gehörenden Worte auf dem Gewissen hat (Liebe, Schmerz, Glück, selig u. a.). Die Gefahr dieser Unmoral ist noch viel größer als die aufgelegter Schlüpfrigkeiten oder ungewohnter Entblößungen des Körpers schöner Menschen. Davor kann man sich, wenn man ernstlich will, leicht hüten: aber unter dem Kleide des Ernstes unversehens einen gefährlichen Giftstoff in sonst ziemlich unschädlicher Kost einfließen zu lassen, dessen schleichende Wirkung man zudem nicht so schnell merkt, ist eine Teufelei.

Man kann nun freilich nicht verlangen, daß die Operetten-Verfertiger, wie es einmal ein Dramatiker im Untertitel seiner Komödie drastisch ausdrückte, Stücke „ohne Ehebruch und Situationskomik"

schreiben. Was man aber billigerweise von ihnen verlangen muß, ist, daß sie das Problem der Liebe als etwas Gegebenes, etwas Feststehendes behandeln, an dem nicht zu rütteln ist und über das sich näher auszulassen Vermessenheit oder Unsinnigkeit ist, wie man es auch mit anderen Naturgewalten hält. Ein großer Teil der Possen-Produktion ist mit dieser Praktik gar nicht übel gefahren.

Ehe die Operette diese Hauptforderung nicht erfüllt, ist an eine Gesundung dieser Kunstgattung nicht zu denken. Der Sumpf wird im Gegenteil immer tiefer und die Präpotenz, mit der sich auch die Operette das Wort zu eigen macht, daß man doch über alles sprechen dürfe, muß jeden, der mit halbwegs offenen Augen durch die Welt geht, mit ihrer Verlogenheit abstoßen. Und sie muß auch jeden Musiker mit einigermaßen künstlerischem Gewissen warnen, seine Schöpferkraft in diese Niederungen herabsteigen zu lassen. Was wieder die furchtbare Verödung der Operettenmusik zur Folge hat, die doch so dringend der Zufuhr neuer, frischer Säfte, einer Belebung durch richtige, wirklich ursprüngliche Musikalität bedürfte!

Wie wäre es aber, wenn sich einmal das Publikum selbst dagegen auflehnen wollte, daß man es wagt, ihm eine derartige Kost vorzusetzen? Es müßte das allerdings bald geschehen, ehe die Operette es vermocht hat, ihrem Publikum auch die letzten Reste des guten Geschmackes auszutreiben!

Gedanken

Von Otto Folberth

Gedanken sind wie Sonnenmückchen. Ein einziger Strahl von außen verleitet sie zum tollsten Treiben, während dessen bald dieses, bald jenes im Schwarme glänzt. Kannst du aber eines auf dem ganzen Kreisspielweg verfolgen? So greifst du denn hurtig zu, um alle zu fangen! Armer! Ein Randschwärmer bleibt dir in der Hand.

Der Krieg ist das größte Erlebnis des Volks, die Liebe das größte des Menschen.

Für den kleinen Geist ist auszeichnend, was ihn von der Umwelt unterscheidet: seine besondere Begabung — für den großen umgekehrt gerade was ihn, trotz allem, mit der Umwelt verbindet: sein gesunder Menschenverstand.

Wenn der Mond über einem See aufgeht, siehst du zwischen ihm und dir eine Lichtstraße auf dem Wasser glitzern. Der übrige See erscheint dir dunkel. In Wahrheit ist aber die ganze Seeplatte genau so hell beleuchtet wie jener schmale Streifen, der dir nur zufällig gerade in die Augen fällt.

Genau so geht es uns mit aller Weltschau. Wir vermögen immer nur den schmalen Lichtstreifen zu erkennen, der zufällig gerade unserm Standpunkt entspricht. Und jeder von uns empfängt ein anderes Bild. Alles übrige sehen wir kaum: das ganze große Lichtmeer um uns.

Aus einer Rede des Staretz* Sossima

Meine Freunde und Lehrer,
hörte ich nicht des öfteren und jetzt in der letzten Zeit mehr denn früher, wie bei uns die Priester des Herrn, und besonders die vom Lande, sich überall mit Tränen über ihr geringes Einkommen und ihre geringe Stellung beklagen; geradeheraus sagen sie (ich habe es selbst gelesen), daß sie nicht mehr imstande seien, dem Volke die Schrift auszulegen, denn ihr Einkommen sei so gering, und wenn die Lutheraner oder andere Ketzer ihnen die Herde abtrünnig machten, so möchten sie es nur tun, sie hätten keine Kraft mehr, sie aufzuhalten. „Herr!" denke ich, „möge Gott ihnen doch ein besseres Einkommen geben" (denn gerecht sind ihre Klagen), aber in Wahrheit sage ich: Wenn jemand daran schuld ist, so sind zur Hälfte wir es selbst! Denn möge er recht haben, daß er dazu keine Zeit mehr finden kann, da er arbeiten muß und ihn Notdurft peinigt, — doch nicht die ganze Zeit braucht er zu arbeiten, eine Stunde in der Woche wird er Zeit finden, um an Gott zu denken. Und doch nicht das ganze runde Jahr hat er zu arbeiten. Möge er einmal in der Woche bei sich die Kinder zur Abendstunde versammeln, — und wenn das die Eltern hören, so kommen auch die Eltern mit. Auch keine besonderen Gebäude hat man dazu nötig, nein, einfach in deine Stube nimm sie; fürchte dich nicht, sie werden deine Stube nicht verunreinigen, nur auf eine Stunde versammeln sie sich ja darin. Schlage die heilige Schrift auf und lies ihnen vor, ohne hohe Worte und ohne Hochmut und Überhebung, bescheiden und von Herzen kommend, und freue dich, daß du liest und sie dich hören und verstehen,

* Staretz = russischer Klosterprior.

weil du selbst die Worte lieb hast. Unterbrich dich nur selten, um dem einfachen Volke ein Wort, das ihm unverständlich ist, zu erklären, beunruhige dich nicht, sie werden alles verstehen, alles versteht das rechtgläubige Herz!....

Meine Väter und Lehrer, verzeiht mir und ärgert euch nicht, daß ich darüber wie ein Kind rede, was ihr schon lange wißt, und was ihr selbst hundertmal vollkommener zu lehren wüßtet.

Nur aus Begeisterung rede ich dieses, und vergebt mir meine Tränen, denn ich liebe dieses Buch! So möge auch er, der Priester des Herrn, weinen, und er wird sehen, wie die Herzen der Zuhörer ihm darauf antworten werden. Es genügt ein winziges Samenkorn, das er in die Seele des einfachen Mannes legt, und es wird nicht sterben, sondern in seiner Seele durch das ganze Leben hindurch fortwirken; es wird wie ein heller Punkt, wie eine große Erinnerung inmitten der Finsternis und des Abschaumes seiner Sünden stehen bleiben. Und es ist nicht nötig, alles zu erläutern und zu erklären; je einfacher ihr es sagt, desto besser versteht er es. Oder glaubt ihr, daß der einfache Mann etwa nichts verstehen könne?... Nur auf eine Stunde in der Woche, trotz des geringen Gehaltes, nur auf eine kleine Stunde ruft sie zu euch. Und jeder, der so tut, wird selbst erfahren, daß unser Volk gut und dankbar ist und ihm hundertfältig danken wird; der Sorgfalt und der gütigen Worte des Priesters wird es gedenken, und aus Dankbarkeit wird es ihm freiwillig auf seinem Acker Hilfe leisten, und auch im Hause wird es ihm helfen und wird ihm mehr Achtung zollen als früher, — und siehe, da wäre ihm denn auch schon sein Gehalt erhöht. Die Sache ist so schlicht und einfach, daß man sich manchmal geradezu scheut, sie auszusprechen, denn die Leute lachen darüber, und dennoch ist sie so wahr! Wer an Gott nicht glaubt, glaubt auch nicht an ein Gottesvolk. Wer aber an ein Gottesvolk glaubt, der wird auch sein Allerheiligstes erschauen, auch wenn er bis dahin nicht daran geglaubt hat. Nur das Volk und seine aufsteigende geistige Kraft kann die Atheisten, die sich von der heimatlichen Erde losgelöst haben, wieder zu ihr zurückführen. Und was ist das Wort Christi ohne Beispiel? Ohne Gottes Wort geht das Volk unter, denn seine Seele dürstet nach dem Wort und nach der Empfängnis alles Schönen.

F. M. Dostojewski in dem Roman „Die Brüder Karamasow".

Rundschau

An den Herrn Stadtpfarrer von Kronstadt Dr. Viktor Glondys. Sehr geehrter Herr Stadtpfarrer! Seit zwei Tagen wird mir immer wieder mitgeteilt, daß Sie mich und meine Zeitschrift in Ihrer Sonntagspredigt am 21. Februar mit einem „Verweis" beteilt haben. Keiner der Meldeläufer aber vermag genau anzugeben, worum es sich dabei handelte. Mir wieder ist es klar, daß die heutigen Formen des Gerüchtes von jener Freude geschaffen wurden, die den überzeugt Lebenstüchtigen ergreift, wenn ein Sünder genannt wird. Nun wollte der Sünder auch seiner Sünde bewußt werden und suchte Sie heute in ihrer Kanzlei zu sprechen, wo ihm gesagt wurde, daß Sie für einige Zeit die Stadt verlassen haben.

Die Gerüchte sich auslaufen zu lassen, ist für mich reizvoll, der das Schauspiel schon kennt, wo ein Wort gegen mich in der Kelter der Oeffentlichkeit zum Anwurf, dieser zum Argument und schließlich zum Beweis für meine Niedertracht ausgepreßt wird. Da solche Entwicklung, je öfter sie sich wiederholt, umso schneller vollendet ist, höre ich schon heute: der Anlaß zu Ihrer Bemerkung sei in einem Aufsatz des „Klingsor" zu suchen, der zu Lust und Völlerei aufgefordert hätte. Ohne Erstaunen darüber, empfange ich gleich darauf die Worte eines Realisten: „Was hat er gegen euch? Ich dachte, er sei euer Freund. Nimm dich in Acht!" — Ja, entgegne ich, was sagte er denn? — „Er hats euch gegeben." — Warum, wie? — „Weiß nicht genau. Etwas soll da im Klingsor gewesen sein über ‚Abenteuer'. Was habt ihr nur miteinander gehabt?" — Der Wohlmeinende geht, aber schon lächelt sich ein dritter heran: „soll übrigens in einer Pastoralkonferenz zur Sprache kommen". Andere verkünden: „Sie sind ‚ausgepredigt' worden, haben die Jugend verführt — Gymnasiasten aufgefordert — Sünde gelobt."

Da höre ich nichts mehr, da sehe ich schon die Reihe der Stadtpatriarchen, denen Geld und Ratssinn Weisheit und Strenge verleihen, mit den Bärten nicken, höre es die Nachbarschaften durchflüstern, merke, daß mein Gruß höflicher erwidert wird und so im Brennpunkt der Aufmerksamkeit beinahe geschmeichelt und geführt von den Wörtern „Sünde" und „Abenteuer", schlage ich im Januarheft die Seite 16 auf und lese noch einmal, was ich dort über das Nachlassen der inneren Erlebnisfähigkeit bei der Jugend geschrieben hatte: Ein Grund für diese Entwicklung sei in den allzuvielen Vorschriften zu suchen, die das Schuljugendleben veräußerlichen. Noch meine Gymnasiastenjugend habe sich hinreißen lassen dürfen vom altsiebenbürgischen Studentengetue, während der heutigen anstelle lebendiger Begeisterung an Dichtern und Lebensgefahren, Abenteuern und Sünde (die uns allen genützt habe) zum Ersatz (welches Wort der rationellen Wirtschaft!) Abstinenz und Sport geboten werde.

Daß Sie aus dieser Notiz den Kern nicht faßten, wäre ebenso lächerlich zu glauben wie, daß Sie von der Kanzel gegen mich donnern könnten des Wortes „Sünde" wegen, das seinen inneren Sinn in dieser stilistischen Umgebung klar wie ein Knabenauge auch dann noch trüge, wenn daneben nicht „Lebensgefahr, Dichter und Abenteuer" in solcher Jungenbedeutung stünden.

So mag ich bloß glauben, daß eine der hundert Andeutungen, die einer Predigt Leben geben, von mir in jener Fußnote geliefert wurde, von Ihnen genommen

wurde, vielleicht zur Ablehnung, aber niemals zum Beweis einer „Sünden"feststellung bei mir. Dies ist mir so selbstverständlich, daß ich keine Antwort auf meine Frage nach Ihrer Bemerkung, die ich heute an Sie gestellt hätte, erwarte, ja die Aufklärung für nebensächlich halte angesichts der Menge der Gläubigen, deren tauben Ohren nur einging, was schon darin war, und die durch jeden, dem Leben warm ist und zwischen Erde und Himmel abläuft, zu tönen beginnen, wie eine leere Muschel vom Meere tönt, als könnte sie dessen Rauschen wiedergeben und läge immer noch in der Tiefe.

Am 23. Februar 1926. Ihr sehr ergebener Heinrich Zillich

Dr. med. Anghelescus „Privatschulgesetz". Was dem echten Pädagogen, dem Schöpfer des neuen Schulwesens, Spiru Haret, nicht gelang, ist dem Medizinprofessor Anghelescu tatsächlich gelungen: ein vollgültiges Gesetz über das nicht vom Staat begründete und bezahlte Schulwesen des neuen Rumänien zu schaffen. Wir bestreiten nicht, daß ein solches Gesetz notwendig war: das Altreich durfte sich wohl eine größere staatliche Einflußnahme auf die in seinem Gebiet manchmal nur zu üppig blühenden „Privatschulen" erlauben, seit es sich der Vormundschaft westlicher Staaten entwachsen fühlte. Und die aus ganz verschiedenen Sphären herstammenden Schulverhältnisse Bessarabiens, der Bukowina, Siebenbürgens, des Banates bedurften sogar dringend einer Regelung auf dem Boden des neuen Staates. Daß aber der Minister Anghelescu für diese ganz verschiedenen, z. T. eminent wichtigen und seit Jahrhunderten organisch entwickelten Kategorien nur den armseligen Titel „Privatschulen" aus Spiru Harets Reglement von 1896 genommen hat, zeigt schon, wie wenig geeignet der Mediziner zur großzügigen Lösung dieser wichtigsten Frage war, die für Hunderttausende von Schulkindern von einschneidender Bedeutung ist.

Freilich war nach dem Bakkalaureatsgesetz etwas anderes als öder Formalismus auch hier nicht zu erwarten. Und so sind denn, wie dies Jorga im Parlament klar zum Ausdruck gebracht hat, die konfessionellen Schulen (darunter auch die griechisch-katholischen Siebenbürgens), die von den Minderheiten erhaltenen und die eigentlichen „Privatschulen" alle in einen Topf zusammengeworfen worden und müssen sich alle miteinander nach derselben Decke strecken. Daß nun hier und da ein Fuß darunter hervorgucken und je nach gutem oder bösem Willen mit einer Ausnahmeverfügung liebevoll zugedeckt oder vom „Kulturchirurgen" Anghelescu frischweg amputiert werden wird, ist zwangsläufige Folge.

Das eine ist klar: Das sächsische Volk in Siebenbürgen hat die Jahrhunderte lang besessene und durch den Friedensvertrag von Neuem garantierte Autonomie seiner kirchlichen Schulen de jure verloren. Dieses Moment von historisch-tragischer Bedeutung darf nicht zu gering eingeschätzt werden, wenn auch de facto noch alles beim Alten bleibt und sich die unmittelbaren Folgen praktisch viel weniger fühlbar machen werden als etwa die des Bakkalaureatsgesetzes. Auch wird de facto der Unterricht in der Staatssprache die Volksschulen bedeutend weniger belasten, als es nach dem Apponyi'schen Gesetz der Fall war, da er erst mit dem 3. Schuljahr beginnt — aber das darf uns nicht darüber hinweg täuschen, daß unsere Schulen trotz des Oeffentlichkeitsrechtes vom Range einer der staatlichen fast ebenbürtigen Schulorganisation zu einer Gruppe von „Privat"-schulen herabgesunken sind, in deren kleinste Fragen sich Kontrollorgane der Regierung — mit Umgehung unserer bisherigen obersten Schulbehörde — einhacken können. Ob daraus der Kultur des

Landes, in dem die staatlichen Schulverhältnisse aus vielen Gründen mehr zurückgeblieben sind als die „konfessionellen", ein Nutzen erwachsen wird, kann füglich bezweifelt werden. Aber das Prinzip: die Oberhoheit des nationalistischen Staates ist gerettet!

Für die andern deutschen Siedlungsgebiete in Rumänien ist umgekehrt die de jure-Lage durch das neue Gesetz etwas verbessert worden, weil sie auch da Oeffentlichkeitsrecht erhalten können, dagegen sind die Auswirkungen de facto von größerer und unheilvollerer Bedeutung. Und das dadurch, daß den Privatschulen mit nichtrumänischer Unterrichtssprache der Charakter reiner Minderheitsschulen gegeben wurde. Was das bedeutet, zeige folgende Zahl: Im Jahre 1923/24 besuchten etwa 6000 Kinder im Altreich Schulen mit deutscher Unterrichtssprache. Davon waren sicher höchstens 2000 auch deutscher Muttersprache. Durch das neue Gesetz verlieren nun diese Schulen etwa zwei Drittel ihrer Schüler. Das ist kulturell und materiell ein großer Verlust für das Deutschtum. Denn einerseits wird dadurch der Verbreitung deutschen Geistes in weiten Schichten der andersprachigen Bevölkerung Einhalt getan, andererseits geraten die Schulen, die in ihrer geldlichen Grundlage stark auf die fremden Schüler angewiesen waren, in Gefahr, auch für die Kinder der Deutschen nicht mehr aufrecht erhalten werden zu können. Daß gerade hierin planvolle Absicht des Gesetzes zu suchen ist, scheint freilich nicht zweifelhaft.

Daß aber gerade diese Absicht kurzsichtigem Chauvinismus und keinem wahren Kulturwillen entspricht, sehen ruhiger denkende Rumänen heute schon ein. Denn ohne Frage bedeutet die Möglichkeit, eine Schule mit einer der großen Kultursprachen als Unterrichtssprache zu besuchen, für viele Kinder aus den mittleren und untern Schichten des rumänischen Volkes eine Art sozialen Ausgleichs im Hinblick auf die Ausbildungsmöglichkeiten. Während die begüterten Klassen in der Lage sind, deutsche Erzieherinnen für ihre Kinder zu halten und dies auch weiter tun werden, trotz der offiziellen Deutschfeindlichkeit, so konnten bisher auch die Ärmeren ihre Kinder, sofern sie genügend intelligent waren, in den deutschsprachigen Schulen, neben der Ausbildung in ihrer Muttersprache, gleichsam „spielend" deutsch lernen lassen. Das wird nun unmöglich gemacht und so richtet sich Herrn Angelescus Gesetz schließlich gegen sein eigenes Volk: die in Handel, Technik und Wissenschaft unentbehrliche deutsche Sprache zu erlernen, wird ihm erschwert statt erleichtert!

Und schließlich noch eins: So absurd es klingt, — aber es ist Tatsache, daß das zur „Zerstörung von Privilegien" bestimmte Gesetz tatsächlich Privilegien schafft — für die Minderheiten! Denn während ein Nichtrumäne wählen kann, ob er seinem Kind eine rein rumänische oder eine Ausbildung in seiner Muttersprache und im Rumänischen geben will, ist der Rumäne gezwungen nur das erstere zu tun — wenn er sich den kostspieligen wirklichen „Privat"unterricht nicht leisten kann. Und das ist der Humor von diesem „Privat"schulgesetz. Bernhard Capesius

Unsere „Volksgestalter". Man hat unsern Bauern den Vorwurf gemacht, daß viel „Masse" unter ihnen ist, die erst „zum Volk gestaltet" werden muß. Ich lebe nun seit mehreren Monaten unter solchen Bauern und warte, es möchte doch ein „Volksgestalter" kommen und seines Amtes pflegen, aber bis heute hat sich keiner eingefunden, weder in diesem Dorf, noch in den Nachbardörfern. Ich habe mich darüber sehr gewundert, denn der seelischen und wirtschaftlichen Not ist die Fülle. **Wo bleiben denn unsere „Volksgestalter"?**

Ich habe es aber am eigenen Leibe erlebt, daß die, die sich auf dem Dorf als „Volksgestalter" fühlen, mit Mißtrauen und Unleidlichkeit die behandeln, die ihr innerer Trieb zwang von Dorf zu Dorf zu ziehen und den Bauern auch im entlegendsten Dorf von Volk und Volksgemeinschaft zu erzählen.

Da ist die wirtschaftliche Not: von Staats wegen hat man vielen Hofstellen angewiesen, wer lehrt sie, mit den billigsten Mitteln sich ein Heim zu schaffen, damit eine neue Familie begründet werden kann? Ist nicht der Hof bei unsern Bauern die Zelle der neuen Wirtschaft, der neuen Familie, des neu aufkeimenden Lebens? Und ist es nicht so: je mehr Höfe, um so mehr Familien?

Da ist die geistige Not allenthalben, tausend Fragen wollen beantwortet sein und kein Mensch zeigt sein mitfühlendes Innere, niemand fühlt sich verpflichtet, nicht von Amts wegen, sondern aus eigenem Antrieb, mit Vertrauen und vertrauenerweckend, selbstlos, unsern Bauern zur Hilfe zu kommen.

Wir haben überall „Volksgestalter", auf den Dörfern und in der Stadt; aber wo sind sie? Ich habe in Monaten noch keinen kennen gelernt. Misch Orend

Neue Bücher und Schriften

Anna Schuller-Schullerus, Sachsesch Meren. 1925, Verlag W. Krafft, Hermannstadt, 50 S. in 4°, 80 Lei.

Die beiden neuen Märchen, die Anna Schuller-Schullerus in einem bei der Markus-Druckerei in Schäßburg gedruckten und von Hildegard Schieb mit sächsischen Motiven hübsch geschmückten Bändchen veröffentlicht, atmen den ganzen Zauber, den diese sächsische Künstlerin ihren Schöpfungen zu verleihen versteht. Was uns daran immer aufs neue ergreift und festhält, ist im Grunde doch wohl nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Kindheitsparadies, von dem uns das Hasten und Treiben unseres Lebens so weit entfernt. Und doch blicken wir so gerne — vorbei an dem Engel mit dem „bloßen, hauenden Schwert" — in „det Schlueß", das so unverkennbar die Züge des sächsisch-evangelischen Pfarrhauses trägt, in dem am Vormittag der „Keneng" in seiner Studierstube auf dem Thron sitzt und das Land regiert und die „lunzäm Frå Kenengen" in der Ruhe des Nachmittagskaffees vor dem Schlag der Uhr erschrickt .... und hät schärchen de Kaffee af det sälwer- uch guldquadroliert Kaffeedach verschatt .... König, Königin, Kindermädchen, Köchin, Kutscher, Rosi und Prinzeßken, sie sind uns alle liebe alte Bekannte aus dem Pfarrhause unserer Jugendsehnsucht, wie ja die ganze Geschichte vom „Prinzessken" nur eine ins „Königliche" umgesteigerte Pfarrhausidylle, das andere Märchen von der „Honeffi" eine idyllenhafte Verklärung der Bauernarbeit ist. Weil wir Siebenbürger Sachsen nun das Bauerblut, die Achtung vor der Bauernarbeit, die Liebe zur Scholle und zur Dorfheimat alle selbst irgendwie in uns tragen, auch wenn uns die Unrast eines anderen als des schönen bäuerlichen Lebens ruheloser durch die Adern läuft, rührt und freut es uns, daß es unserer Heimatskunst gelingt, Züge unseres besten Volkslebens in solch stimmungsvolle Bilder zu verweben.

Die literarische Beurteilung, die zur Betrachtung aus dem sächsischen Gesichtswinkel ergänzend hinzutritt, findet in den vorliegenden beiden Märchen den didaktischen Einschlag zu stark ausgeprägt... Wie? Sollen nicht einmal Märchen mehr

belehrend sein dürfen? Sind sie doch für Kinder bestimmt, die durch Belehrung erzogen werden! Die psychologische Märchenforschung steht heute auf dem Standpunkt, das Märchen sei dichterisches Erzeugnis des primitiven Menschen (insoweit also auch Kinderdichtung). Dem primitiven Menschen fällt Illusion und Wirklichkeit im Märchen zusammen. Ist der Dichter des Märchens kein primitiver Mensch — und wir sind's alle nicht mehr — so hat er die strengste Pflicht, wenigstens im Märchen die Illusion der Realität auch allerirrealster Begebenheiten zu wahren. Anna Schuller-Schullerus wahrt diese Illusion nicht folgerichtig; sie zwinkert manchmal auch selbst aus dem einen Augenwinkel. Das verrät sie häufig in der betonten Lehrhaftigkeit ihrer Märchen, für die auch Kinder ein scharfes Gefühl haben. Sind aber die Märchen nicht für Kinder bestimmt, dann ist das fabula docet erst recht nicht am Platze.

Ich möchte recht von Herzen wünschen, daß Anna Schuller-Schullerus wieder dahin käme, wo sie bei der Abfassung ihrer ersten Erzählung war: Ohne Zwecke Seitenblicke und Nebengedanken zu schreiben, was in ihr nach Gestaltung und Form verlangt. Sie würde Meisterwerke schaffen. Karl Kurt Klein

Siebenbürgische Flausen. Eine Sammlung siebenbürgisch-sächsischer Begebenheiten erzählt von Heinrich Zillich, mit Holzschnitten versehen von Eduard Morres. Klingsor-Verlag, Kronstadt, ohne Jahreszahl. 145 S. Preis 330 Lei.

Der sieb.-sächs. Weihnachtsbüchermarkt 1925 hat mir eine solche Anzahl von Besprechungen gebracht, bei denen ich guten Fleiß darauf verwenden mußte, Ablehnungen bei voller Entschiedenheit nicht verletzend zu gestalten, daß es mir eine Herzensfreude ist, auch ein Buch anzeigen zu können, zu dem ich trotz etzlicher Derbheit (als Lektüre für junge Mädchen nicht empfohlen!) uneingeschränkt Ja sagen kann: Zillichs Siebenbürgische Flausen. Wie jeder braver Bürger fühlte zwar auch ich mich überrumpelt, schon in den ersten Zeilen des Vorwortes, („das unbedingt zu lesen ist"), versprochen zu finden, ich würde über den folgenden Blättern lachen, daß mich die Seiten stächen, und dachte kampflustig: Das werden wir noch sehen! Doch stach mich's noch bevor ich zur Geschichte vom „Bischof auf dem Misthaufen" kam, die keine von den schlechtesten ist. Die anderen sind aber zum Teil noch besser. Soll nun auch der zweite Teil der Vorwortprophezeiung in Erfüllung gehen und das Ach und Weh beginnen darüber, daß solch lästerliche Geschichten aufgeschrieben wurden? „Man verurteile den Verfasser nicht", sagt der selbst, „der allerorts in Siebenbürgen dergleichen Begebenheiten zu hören bekam und daran erkannte, welche Lieder das Volk am liebsten pfeift." In der Tat lassen die aufgezeichneten Schwänke an Echtheit nichts zu wünschen übrig, und der beste Beweis für sie ist, daß kaum der eine und der andere Schwank dem (siebenbürgischen) Leser neu ist. Aber wie Zillich dies Allgemeingut siebenbürgischer Landstraßen, Schenken, fahrender nnd seßhafter Gesellen gesichtet, verbunden, erweitert und verkürzt hat (wiederum gibt er im Vorwort das Rezept an, das bis auf die hinzugequirlte Milch der frommen Denkungsart wohl zutreffen mag), macht er es in der Umdichtung zu seinem eigensten Eigentum, an dem ihm niemand sein geistiges Recht wird streitig machen können. Gerade jetzt, wo Jakob Wassermanns Plagiataffäre Staub aufwirbelt, könnte man an Zillichs Siebenbürgischen Flausen als Musterbeispiel dozieren, wie Recht des Stoffes und Recht des Dichters abgegrenzt werden können. Dazu ist es hier in der deutschen Literatur Siebenbürgens zum erstenmal der Fall, daß in Stoff und Sprache ein vorbildlicher Ausgleich zwischen der siebenbürgischen Eigenart der Materie und

der vom Dichter erstrebten Allgemeingeltung zustandekommt. Sowie der von Zillich in seinen sächsischen, rumänischen, Szekler und zigeunerischen Formen treu gewahrte siebenbürgische Rahmen doch von allgemeinster Verständlichkeit und Umfassungsfähigkeit bleibt, so ist auch Zillichs Sprache zugleich siebenbürgisch und bestes literarisches Deutsch. Die Mischung, der so viele als dem Stein der Weisen nachgespürt, blinkt hier entgegen wie dem überraschten Alchimisten auf seiner Retorte reines, lauteres Gold. Wenn Zillich Idiotismen gebraucht (etwa „Hendel", „Kirchenvater", „Bischof", „Prediger", u. ä.), so gibt er nicht leere Worte, sondern überträgt den ganzen Bedeutungs- und Milieu-Inhalt, der in ihnen für Siebenbürger mitschwingt, auf Nichtsiebenbürger, und ähnlich vermittelt er spezifisch siebenbürgisch-sächsische Wertungen siebenbürgischer Lebensformen, Gebräuche, Weltanschauungen, Probleme und Städte an „Außenstehende". (Freilich werden sich z. B. die Mediascher hüten müssen, sich im „Sieb. Dt. Tageblatt" nach Zillich lobend zuzitieren, denn Zillich hat ausdrücklich Flausen d. h. Schalksposse n geschrieben; und dann könnten sich etwa die Schäßburger mit Recht bedanken.)

In jedem neuen Buch hat sich Zillich bisher von einer neuen Seite gezeigt. In seinen Flausen erweist er sich, was man nach den ernsten Gedichten der Strömung zuletzt erwartet hätte, als humoristische Begabung ersten Ranges. Humor, der hier in Erscheinung tritt, sitzt nicht wie ein loser Schalk an der Oberfläche, sondern wächst tief aus dem Wesen der Geschichten und ihres Gestalters. So explodiert er auch nicht nur in jeweils einen oder mehreren Pointen der Erzählungen, sondern er durchleuchtet sie innerlich von Anfang bis zu Ende. Das verleiht im Verein mit dem künstlerisch vollendeten Realismus der Darstellung und ihrem siebenbürgischen Äußeren diesen derben Witzchen ihr eigenes Wesen, zugleich innerliche Wärme und gemütliche Auswirkung für den Leser.

Es ist ein merkwürdig häufig anzutreffendes, darum nicht weniger falsches Urteil, daß die Anekdote als Kunstwerk zu gering sei, um Möglichkeiten zu künstlerischer Entfaltung zu bieten. Ich brauche nicht auf Wilhelm Schäfer zu verweisen, der diese literarische Gattung in das Gebiet höchster Kunst erhob, wie denn fast alle modernen Dichter, die bewußte Beherrschung und Meisterung ihres Stils erstrebten, in dem einen oder anderen Zeitabschnitt der Novellette und Anekdote ihren Zoll bezahlt haben. Kennte man von Zillich nichts anderes als seine Flausen, so müßte man ihn schon Künstler nennen, einen Dichter, der zu Hoffnungen berechtigt. Womit auch gesagt ist, daß die „Flausen" für ihn nur einen Übergang bedeuten dürfen.

Die äußere Ausstattung des Buches liegt auf der durch Hermann Lanis Namen bezeichneten Linie. Leider ist der Einband weniger solide, als er scheint. Der Druck mit einer kräftigen Cicero-Fraktur ist gut (Markusdruckerei), einige scharf charakterisierende Holzschnitte von E. Morres sind in den Text glücklich eingefügt. Auf dem in Schwarz, Weiß, Rot ebenfalls kraftvoll ausgeführten Schutzumschlag mißfällt mir persönlich die Satirmaske (die Lösung mit dem lachenden pausbäckigen Engel auf dem Titelblatt erscheint mir viel glücklicher) und die Gestalt des ersten H im Namen des Autors.

Karl Kurt Klein

Ulenhorst 1926. Almanach der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg. 105 S.

Eigentlich habe ich gar keine Veranlassung, auf diesen Almanach, der mir als eine Art Reklameexemplar ins Haus flog, aufmerksam zu machen; ich tue es aber nicht nur weil das Bändchen in seiner tadellosen Ausstattung die 60 Pfennige selbst

in rumänischer Valuta reichlich wert ist, sondern um auf den ganzen Kreis, von dem dieser Almanach ausgeht, aufmerksam zu machen. Es ist das der ausgesprochen norddeutsche Kreis einiger hauptsächlich um die Hamburger Fichte-Gesellschaft gescharter Männer, die in dem Ulenhorst durch Auszüge aus eigenen Werken und durch meist gute Lichtbilder dem Leser vorgestellt werden. Wenn der eine oder andere der abgedruckten Beiträge als sehr schwer erscheinen sollte, lasse man sich nicht abschrecken, trotzdem einmal Wilhelm Stapels „Deutsches Volkstum" (ich meine in erster Reihe die Zeitschrift, in zweiter das Buch) in die Hande zu nehmen. Soferne einer wirklich in deutscher Weltanschauung wurzelt, wird er, auch wenn ihm die Richtung nicht zusagt, hier Goldkörner finden, die er in Velhagen und Klasing, der Woche und anderen verwaschenen und fossilen „Publikationen" vergebens sucht. Ich weiß in Siebenbürgen viele, die wie Stapel und sein Kreis denken. Warum sieht man das „Deutsche Volkstum" nirgends, den „Simplizissimus" überall? Wenn wir uns ein bißchen schämten, schadete das gar nichts. Karl Kurt Klein

„Der Brenner". Herausgegeben von Ludwig Ficker, Brenner-Verlag, Innsbruck. Neunte Folge.

Nach einer fast zweijährigen, durch finanzielle Schwierigkeiten des Verlages bedingten Pause ist im Herbst des eben verflossenen Jahres die neunte Folge des „Brenner" erschienen. Über Charakter und Bedeutung dieser Zeitschrift wurde von anderer Seite bereits einmal an dieser Stelle geschrieben. Im Grundsätzlichsten kann auch ich mich dem Urteil des damaligen Rezensenten anschließen. Es gibt jedenfalls wenige Zeitschriften, die ebenso wie der „Brenner" seit Jahren konsequent ein nur ethisch bedingtes Programm festhalten. Diese Tatsache allein scheint mir so wesentlich, daß neben ihr alle eventuellen Bedenken gegen die besondere Art der vertretenen Anschauungen in den Hintergrund treten müssen. Das vorausgeschickt, will ich nun aber auch meine Einwände nicht verbergen. Vor allem halte ich die Synthese Kierkegaard-Karl Kraus für nicht ganz glücklich. Kraus mag ein moralisch unantastbarer Mann sein, dem Wahrheit über alles geht, aber er bleibt schließlich doch nur ein Polemiker, ein Nein-Sager. Ihm fehlt das religiöse Pathos eines Kierkegaard, der Primat des Positiven, aus dem sich das Nein allererst zu rechtfertigen hätte. Die Lust am Verneinen überläubt den Willen zum Ja. Diese Haltung schließt die Erlösung aus, und so behält man auch nach der Lektüre mancher allzukrausisch eingestellten Brenner-Beiträge, ungeachtet der Zustimmung im Einzelnen, einen leicht bitteren Geschmack auf der Zunge.

Ausnehmen möchte ich von diesem Urteil vor allem Carl Dallago. Obgleich auch er noch viel zu häufig in den Ton reiner Polemik verfällt und so immer wieder in die Niederungen herabstürzt, über die er sich erheben will, ist doch bei ihm das Religiöse und Sittliche das unbedingt Erste, ähnlich wie bei Kierkegaard, wenn auch freilich weniger elementar und weniger erleuchtet. Sein Aufsatz „O diese Welt" befaßt sich in der Hauptsache mit Dostojewski und dessen Kommentatoren. Der Widerspruch gegen den Ästheten Stephan Zweig ist feinfühlig und trefflicher. Viel Wert und Geistvolles enthält der Brief eines Juden an Carl Dallago „Zur Glaubensfrage". Im Ganzen wohl allzu dogmatisch auf den Ton „Ich bin der Herr, dein Gott" gestimmt, behält der Verfasser mit seiner entschiedenen Betonung des Paradoxen gegenüber der etwas rationalistisch-pantheistisch anmutenden Philosophie Dallagos doch zweifellos Recht. Anton Santer sucht sich in seinen Bruchstücken „Von der

Handhabung des täglichen Todes" nach Hegel'scher Methode über Thesis, Antithesis und Synthesis zu Selbstbesinnung und Freiheit emporzuläutern. Etwas von dieser Besinnung, die hier allerdings zumeist in der bloßen Theorie stecken bleibt und darum am Ende auch aus dem „Ohne" noch ein „Wider" herausklingen läßt, wäre als Entkrausungsmittel dem gesamten Brennergeist anzuempfehlen. Mit der Shakespearisch burlesken und Unruhisch unklar symbolhaften Szene „Indikativ und „Konjunktiv" oder „Kunz von der Rosen" von Daniel Sailer, weiß ich nicht viel anzufangen. „Das Reglement des Teufels" von Franz Janowitz lebt ganz aus dem Geiste von Karl Kraus und ist deshalb vom ethischen Standpunkt für mich nicht diskutabel. Schließlich enthält das Heft noch zahlreiche lyrische Beiträge von Gertrud von le Fort, Francis Thompson, Friedrich Punt und Josef Leitgeb, sowie Mitteilungen über die Heimführung und Bestattung Georg Trakls. Erwin Reisner

Erich Lechleitner, Bild- und Schnitzwerk. Brenner-Verlag, Innsbruck.

Der Maler Erich Lechleitner wurde, wie in einer kurzen Vorbemerkung erwähnt ist, im Jahre 1879 in Innsbruck geboren und ist noch niemals an die Öffentlichkeit getreten. Sein Werk wird also durch das vorliegende Buch überhaupt erst bekannt. Man kann diese Tatsache bedauern, wenn man die 102 Bildertafeln durchgeblättert hat, aber man kann sich auch über sie freuen, denn die Verborgenheit oder, sagen wir mit Anton Santer, der dem Buch ein kurzes Begleitwort gewidmet hat, die „Anonymität" ist dieser Kunst so wesentlich, daß sie sich durch jedes Auf-den-Markt-Treten in ihrem Kern widersprechen mußte. Erich Lechleitner ist, wie übrigens jeder „Expressionist" aus innerer Notdurft, ein Einsamer. Die Objektivität seiner Visionen löscht das ihnen dienende und bei Gott! nicht sie schaffende Subjekt aus. Wer die Welt so sieht in ihrer unerbittlichsten Strenge und sie in ihrem So-Sein auch bejaht, der verliert das Recht zur Mitteilung, weil er damit der Strenge schon wieder etwas abschwindeln würde. Wer vor dem Unbegriffenen kniet und seiner Hoffart abgeschworen hat, wäre ein Lügner, wenn er sich nachträglich mit seiner Demut prahlen wollte. Nur verschwiegene Demut ist Kraft, ausgesprochene und herumgetragene aber Prostitution. Es hätte keinen Sinn, diese Bilder zu analysieren. Ob Lechleitner eine Hochgebirgslandschaft, eine Dorfstraße oder eine Menschengruppe darstellt, das Eigentliche ändert sich nie; der in die Nacht aufragende Felsgipfel und das Liebespaar stehen hier unter dem nämlichen Gesetz, sind nur Zufallsgebilde einer dem Ich ewig fremden, unfaßbar furchtbaren und trotz ihrer Furchtbarkeit den verborgenen göttlichen Urgrund doch irgendwie symbolisierenden Diesseitigkeit, in der der Mensch selbstverloren und heimatlos auf Erlösung wartet. Der Expressionismus tritt oft mit dem Anspruch auf, religiöse Kunst zu sein, aber man spürt den Betrug, wenn er dann seine Religion in Museen ausstellt. Hier hat endlich einmal ein wahrhaft Religiöser seine verborgene Religion Bild werden lassen. Erwin Reisner

Bücher zur religiösen Neuorientierung.

Sädhu Sundar Singh: Das Suchen nach Gott. Herausgegeben von Friedrich Heiler. Verlag Ernst Reinhardt, München, M. 2·—.

Otto Baumgarten: Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche (Bücherei der christl. Welt). Verlag Friedr. Andreas Perthes A.-G., Gotha—Stuttgart, M. 2·—.

D. Heinrich Matthes: Christus-Religion oder philosophische Religion. Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, M. 3·—. Wir haben das Suchen längst er-

kannt, haben das Sehnen gefühlt und sind gerade in religiösen Fragen aufgewühlter denn je, und da ist es wohl nicht Zufall, daß diese Bücher in den Gesichtskreis der Gebildeten treten. Von den drei angeführten Werkchen ist das erste die Bekenntnisschrift eines Apostels in Indien. Wer die Geistesbewegungen in Europa mit schärferem Auge verfolgt, wird feststellen können, daß der Weltkrieg eine gewisse Schwächung der buddhistischen Modephilosophie daselbst mit sich gebracht hat. Und nun gar das Umgekehrte! Ein Inder wird aus freier Überzeugung auf Grund vergleichender Religionsstudien Christ und unternimmt das schier Undenkbare, seinen Stammesgenossen die frohe Botschaft zu verkünden. Wie er zu diesem Schlusse aller Weisheit kam, soll dies Buch verkünden. Anspruchslos aber überzeugend werden wir in den geistigen Werdegang des Sädhu eingeführt und diese orientalische Primivität redet eine so starke Sprache, daß wir, hätten wir nicht ein Werk unserer Tage vor uns, beinahe imstande wären, irgend ein altindisches Weisheitsbuch einer Neubearbeitung entgegengeführt zu sehn. Die Theologie verschwindet, aber das Erlebnis redet, besonders das Bekenntnis: „Meine Aufgabe ist die mündliche Verkündigung." „Ihn zu hören ist nicht entscheidend, aber ihn zu sehen" schreibt eine Schwedin. Er ist auf ständiger Apostelreise, nicht ein fremder Missionar, sondern ein Volksgenosse, der zu Volksgenossen redet. Solches ist in unsern Tagen möglich!

Die zweite Schrift trägt den Namen Otto Baumgartens. Er ist uns kein Fremder, sondern ein freundschaftlicher Besucher Siebenbürgens. Wir lieben ihn auch in dieser Schrift, weil er mannhaft und froh für seine Wahrheit eintritt, weil er immer dor steht, wo die gerechte Sache ihr Lager aufgeschlagen hat, und weil er den Mut hat, zu reden, wo andere beschwichtigend schweigen. Wenn ich allerdings unsere siebenbürgisch-sächsische Landeskirche vor Augen hab, bleibt vieles für unsere Verhältnisse Gott sei Dank anders gestaltet. Dennoch gibt es auch für uns manches zu lernen. Wie jede Anregung von außen müssen wir in dieser Sache, so wie in Tausend andern, das in unsern Verhältnissen Mögliche dankbar zur Kenntnis nehmen und zu verwerten suchen. Wer wollte leugnen, daß es auch bei uns in vielen Fällen ein Hinken nach beiden Seiten gibt, daß auch bei uns im Kampfe um die Wahrhaftigkeit das freie Wort nicht selten ungesprochen bleibt? Aber der dauernde Lebenskampf um uns überdröhnt diese stillern Stimmen und wir müssen oft geduldig unsere Kämpfe mit unserem Innern allein abmachen.

Das dritte Buch von H. Matthes enthält eine Auseinandersetzung mit der Philosophie im engern Sinne. In kühler sachlicher Auseinandersetzung, aber deshalb nicht ohne Eindringlichkeit, betont der Verfasser den Stundpunkt eines praktisch erlebten Christentums gegenüber einer philosophisch erweichten Christusphilosophie. Eine reiche Belesenheit fordert beim Durchlesen den Gedanken, daß es sich dem Verfasser um eine rechte Herzenssache handelt, für die einzutreten wir ihm Dank wissen müssen.

Egon Hajek

Otto Folberth: Meister Eckehart und Laotse. Matthias Grünewald-Verlag, Mainz 1925.

„Seit der Jahrhundertwende bewegt sich das Pendel des europäischen Geistes in der entgegengesetzten Richtung." So sagte in einer seiner Vorlesungen während des Arztehochschulkursus im August in Hermannstadt der Psychiater der Münchener Hochschule Geheimrat Oswald Bumke. Er sprach davon, daß in der Psychologie die analysierend mechanistische Betrachtungsweise der zweiten Hälfte des neunzehnten

Jahrhunderts einer synthetisch metaphysisch gerichteten Behandlung des Stoffes gewichen sei. Aber mit Recht verallgemeinerte er die Erfahrungen auf diesem speziellen Arbeitsgebiet in obigem allgemein gültigen Satz. Durch den Krieg als Katalysator mächtig gefördert, liegt tatsächlich heute eine Atmosphäre mystisch metaphysischer Stimmung über Europa und der alte Hegel mit seinem: Thesis-Antithesis hat wieder einmal Recht behalten, obgleich gerade das Konstruktive in seinem Entwickelungsschema aller mystischen Stimmung so recht eigentlich gegen den Strich gehn mag. Wer ein aufs Mystische gerichtetes Gemüt hat, mag sich seiner Veranlagung freuen; er findet eine reiche Auswahl von allen möglichen Formen vor, in denen sich der Hang zu Mystik und Metaphysik betätigt, angefangen von dem plumpen Geisterzitieren in den Zirkeln der Spiritisten oder der doch etwas zu absurden Anthroposophie Steiners oder den verschiedensten Arten des Gesundbetens bis zu der vergeistigsten Form der Bergson'schen Philosophie oder dem wissenschaftlichen Neovitalismus eines Driesch oder Reinke. Überall ist es derselbe Exponent, der all diese Erscheinungen charakterisiert: Die mystisch metaphysische Einstellung der Geister. Wer es aber liebt, den hinter den Erscheinungen stehenden Problemen nachzusinnen, mag sich den Kopf darüber zerbrechen, warum man, trotz dieser mystisch metaphysischen Gesamtstimmung, doch nirgend in Europa gotische Dome baut und Kreuzzüge veranstaltet — bildlich und auch nicht bildlich gesprochen, warum der Expressionismus der letzten zwanzig Jahre, diese Kunstform der Mystik par excellence, ein so rasches und wie es scheint ruhmloses Ende gefunden und wieso Worringer, der den Regungen des „Geistes der Gotik" doch so feinsinnig nachspürte, von ihm schreiben konnte, er sei eben nicht der Exponent des Zeitgeistes gewesen, sondern nur eine „Ateliersangelegenheit". Sollte vielleicht Spengler mit seinen Begriffen der „Zivilisation" und der „Zweiten Religiosität" des Rätsels Lösung gegeben haben?

Mag dem nun sein, wie es will, wenn auch im Abseits unseres sächsischen Lebens sich vielfach Äußerungen dieses Zuges zur Metaphysik und Mystik zeigen, so ist das ein Zeichen dafür, daß auch wir Anteil haben an der Stimmung der europäischen Seele; wer sich aber anschickt Otto Folberths Buch vom Meister Eckehart und Laotse zu besprechen, der kann mit Freude konstatieren, daß diese europäische Stimmung in diesem Buch einen selten reinen und schönen Ausdruck gefunden hat. Das Buch Folberths ist eine scharfe Absage an Hippolyt Taines Lehre, daß zunächst alles künstlerische Erleben, sodann aber überhaupt alles geistige Erleben aus Zeit, Rasse und Umwelt restlos zu erklären sei. Es liegt Folberth daran, eben zu zeigen, daß mystisches Erleben, oder daß das mystische Vollerlebnis, das Schauen Gottes, gerade unabhängig von obigen drei Faktoren, unter den verschiedensten Faktoren möglich und dasselbe sei, daß es also aus einer andern Quelle fließen müsse. Darum werden zwei Mystiker in dem Buch gegenübergestellt, die zeitlich durch beinahe zwei Jahrtausende, räumlich durch den halben Erdball getrennt gelebt haben. Darum wird in den zwei Kapiteln, die der Schreiber dieser Zeilen für den Glanzpunkt des Buches hält, gezeigt, daß der geistige Nährboden der beiden, die „Gotische Seele" des 13. Jahrhunderts nach Christus und die „Chinesische Seele" des 7. Jahrhunderts vor Christus, nicht die geringste Verwandschaft aufzeigen. Und da doch die beiden zur selben „Schau", zum selben religiös mystischen Erlebnis, zur selben Lehre kamen, wird der Schluß gezogen, daß Mystik eben „in zeitloser und also urhafter Bedingtheit" Eigentum und höchster Erlebnisinhalt des Menschengeschlechtes auf der ganzen Erde sei.

Das Buch, in gutem Deutsch und schöner Sprache geschrieben, die manchmal daran erinnert, daß Folberth auch als Dichter schon einiges veröffentlicht hat, ist als der 17. Band einer größern Reihe herausgegeben worden, die unter dem Titel: Religiöse Geister; Texte und Studien zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur; in Deutschland erscheint. Man hat nur Ursache, sich zu freuen, wenn einer der Unseren mit einem Werk in den Publikationen des großen deutschen Volkes seinen Platz findet und damit dokumentiert, daß auch wir dazu gehören, daß auch wir nicht nur Teil haben an dem geistigen Leben unseres fernen Muttervolkes, sondern auch dazu beitragen. Hoffentlich findet „Meister Eckehart und Laotse" auch bei uns recht viele Leser. Auch wer, abseits vom Zeitgeist, aller Mystik gegenüber anders eingestellt ist, kann das Buch doch mit Gewinn und Freude lesen. M. Fuß

Der kleine Brockhaus. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)
Seit Jahren fehlt ein modernes Konversationslexion. In einem Bande, der eben erschienen ist, wird diesem Mangel abgeholfen. Es ist erstaunlich, daß auf verhältnismäßig so geringem Raum das Allernotwendigste tatsächlich gesagt erscheint und dazu noch durch viele Tausend Abbildungen illustriert werden konnte.

Heinrich Zillich

Der Weg. Menschwerden jüngster Jugend. Zeitschrift, geleitet von Emil Bruckner. (Im Selbstverlag. Hermannstadt 1926.) Eine neue deutsche Zeitschrift in Siebenbürgen, herausgegeben von „jüngster Jugend". Unter den Beiträgen, die literarische Wertung natürlich noch nicht vertragen, gibt es vielleicht Versprechen für die Zukunft. Warum aber zerrt man den reifenden Keim, der noch des Dunkels der mütterlich nährenden Erde bedürfte, roh ans Licht? „Wir stehen einsam da." „Der Bruder will dem Bruder helfen". O vertrauter Klang aus der deutschen Jugendbewegung, der das Reden (anstelle des Tuns) auch zum Schicksal wird! Am Anfang war der Logos, das ist nicht das Wort, sondern die Tat.

Karl Kurt Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

Diesem Hefte liegt eine Aufforderung zur Beteiligung an einem Preisausschreiben für ein Preisausschreiben bei.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im Februar fanden in Kronstadt außer den angekündigten Veranstaltungen vier Opernaufführungen der bukarester rumänischen Oper statt. Gespielt wurden: Tosca, Der Barbier von Sevilla, Rigoletto.

Frau Lucia Demetriade-Bălăcescu stellt im März in unserem Kunstsalon Ölbilder, Aquarelle und Pastelle aus.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR APRIL 1926 HEFT 4

Gedichte

Von Adolf Meschendörfer

Der Komet

Allnächtlich lodern die ewigen Feuer
Wie goldene Bäume strotzend empor.
Sie brüllen und seufzen, geistern und lachen
Und nie vernimmt sie ein sterbliches Ohr.

Es rütteln an ihren silbernen Ketten
Der Löwe, der Stier und der Große Bär,
Aus brodelnden Welten fährt zischend ein Tropfen
Hinunter in das schwarzgähnende Meer.

Da hebt erst der Mensch die schweren Lider,
Der jochgekrümmte Nacken wird frei,
Nun staunt er, nun lallt er verzückte Worte,
Und weint und erkennt seine Sklaverei:

„Du seliger Bote aus seligen Höhen,
Du sahst an endlosen Tafeln sie dort,
Die schimmernden, funkelnden, goldenen Paare
Und hörtest des Lebens unsterbliches Wort.

Du glühender Künder himmlischer Feste,
Du sahst und hörtest die Ewigkeit!
Du Heiland, zerbrich unsere Todesgrüfte!
Du flammender Deuter von Gott, Raum und Zeit!“



Adolf Meschendörfer

Alter Mann

Alter Mann, ich lüfte dein tiefstes Geheimnis!
Stoße dich ohne Erbarmen nackt auf die Bühne!
Elender! Du hast genug gepestet,
Kinderland verwüstet, Seelen verhunzt,
Abgetrieben lebendigste Keime,
Um dir den prassen Bauch zu mästen.
Alter Mann! Du zählst jetzt vierzig Jahre,
Gleitest geölt mit allen Segeln und Winden,
Schwimmst wie Kork auf jedem Wogengekräusel,
Hast dir versichert dein Dach, beim großen Moloch dich eingekauft.
Und bist jetzt verloren!

Alter Mann! Einst zähltest du siebzehn, achtzehn!
Wie schrie dir das Herz in gellendem Hunger!
Wie irrtest du einsam durch dunkle Wälder,
Wie fraß dir dein Zwergendasein die Leber!
Götter und Helden branntest du damals in deine Seele,
Pflücktest in hellen Nächten die kühnsten Sterne vom Himmel,
Abenteuer dein täglich Brot und Tränen dein bitteres Wasser,
Die Menschheit dein Feind und dein Bruder,
Die ganze Welt deine Last und dein Spielzeug,
Und Taten deine Saaten!

Grauer Mehlwurm, jetzt furchst du saubere Straßen.
Ausgebrannt, verkohlt ist dein Lieben und Hassen,
Kalt wie der Fisch laichst du jetzt selbst deine Sünden!
Wie elend bist du gestorben, verreckt, verdorben,
Alter Mann, in jener furchtbaren Stunde,
Als du wie Judas den heiligen Kampf verrietest,
Mit gierig zittriger Hand dein göttlich Gefäß zerbrachest,
Um täglich dreißig Silberlinge einzukassieren.
Abgefallen bist du von dir, o Böser,
Und mordest jetzt Knaben mit deinem geilen Bilde
Der großen, gelobten Weltbauchpflegnis.

Wenn du jetzt milde mir klebrige Blicke träufelst,
Deine gallertene Froschhand zur eklen Berührung spreizest,
Deinen bamstigen Busen aus Bauchestiefen hervorholst,
Deine feuchten Lefzen zu stinkender Phrase rundest:
Dann, Schweinepriester, bann ich dich!
Glaubst du, es kennt dich niemand, du habest die Welt betrogen?

Pinsel! Dichter und Maler sehen bis in die Gedärme!
Pinsel! Sie stoßen euch alle splitternackt auf die Bühne!
Pinsel! Sie sind die obersten, strengsten Richter!
Denn sie geben Dauer auch Narren und Affchen,
Machen selbst dich, Gekröse, unsterblich!

Malerei einer Vase

Wie schön ist die ruhende Erde, wenn duftiger Schnee ihr die prallen Glieder erwärmt,
Die feurigen Jünglinge ihr mit juchzenden Mädchen den weißen Busen befahren,
Der alte Pfarrer vermummt am tastenden Stock in zärtlichen Furchen trippelt,
Voran mit der wackelnden Stallaterne der Knecht und hinten das Hündchen gezottelt.

Wie schön auch, wenn die knusprige Schale verlangend die liebenden Augen öffnet,
Und zitternde Wasserfaden aus krauslichtem Buschwerk ins grünende Tälchen schießen,
Die Ziege am knospenden Heckenweg knabbert, die Drossel ruft und der Hase rammelt,
Und seidene Lüfte dir in das erschrockene Herz wie siegreiche Fahnen fallen.

Und dann, wenn die bräutlich geschmückte Magd in brünstigen Fiebernächten auflechzt,
Grüngitternde Blitze sie striegeln, mit Poltern platzende Wolken unendliche Fluten
Die brennenden Schluchten, verschwiegensten Täler in ihrem vertrockneten Schoß durchrauschen,
Bis zögernd das blumige Hochzeitslager in süßer Betäubung sich wieder glättet.

Noch schöner, wenn wir einsam im klirrenden Laub der roten Buchenalleen
Gebeugten Hauptes und schwarz umflort zerbrochene Wünsche zu Grabe tragen,
Nachsinnend den schon erkaltenden Toten, den fliehenden Jahren und goldener Jugend,
Und frösteln die Wildgans den schwarzen Wäldern mit den erstorbenen Meilern entsegelt.

Die Zinne und die Kronstädter Maler

Von Hans Wühr

Es scheint nicht nur ein zärtlicher Zufall zu sein, daß unter den neueren siebenbürgischen Malern jene besonders hervorragen, die Kronstädter Herkunft sind. Zweifellos ist hier die Zinne mit im Spiel. Sie gibt den jungen Leuten, die unter ihren Augen aufwachsen, künstlerische Emotion und Neigung für hochgelegene Spaziergänge. Sie ist nämlich — zwar kein Charakter, aber ein pädagogisches Genie. Sie ist grob, ungeschlacht, unberechenbar, phantasievoll, liebenswürdig, geistreich, unausstehlich, launisch, zugeknöpft, offenherzig, kurz: ein Fremder weiß gar nicht, was er von ihr halten soll. Die Einheimischen aber wissen: sie ist ein heiliger Berg, ein Zauberberg für Verliebte und Dichter und Maler. Nicht aus diesem letzteren Umstand leiten die Einheimischen die sakrale Bedeutung des Berges ab, gewiß nicht, vielmehr aus einem inneren Wissen heraus, aus dem überwältigenden Gefühl: daß sich in Kronstadt die Zinne nicht vermeiden läßt, daß in Kronstadt die Zinne überall ist. Sie ist aber nicht nur einfach da, in den Straßen und Häusern, sondern sie greift ein in das Leben aller und in die Faulheit des Einzelnen wie ein neuer Bürgermeister oder ein alter Stadtpfarrer. Sie assistiert dem Mond bei jeglichem Wechsel, sie übernimmt unbesehen Patenstelle, durchkreuzt schulmeisterliche Erziehungsabsichten, verleitet zu katastrophalen Liebschaften, reizt zu schwungvollen industriellen Aventuren, verleiht gescheiterten Schwärmern Pathos und Grobheit, kurz, sie macht sich den Leuten unten ganz unentbehrlich. Sie korrigiert auch die Kunstgeschichte Siebenbürgens zu ihren Gunsten. Es ist ihr Verdienst, daß die Schwarze Kirche die schönste Kirche in Siebenbürgen ist. Sie flüsterte einem hellhörigen Baumeister zu: du kannst mit mir nicht konkurrieren, aber du darfst neben mir bestehn. Die Türme, die du bauen willst, sind lächerlich und aussichtslos in meiner Nachbarschaft. Das Massige aber, das breit Hingelagerte wird ein Echo sein für den Linienklang und den Baugedanken, der in der Landschaft schon ausgesprochen ist. Der Baumeister verstand ihre Sprache. Er ließ die Türme weg und steigerte ein prachtvolles Wechselspiel, in welchem die Berglandschaft für ihren Anblick die Lust eines konstruktiven Willens bezog, während die Kirche von jener als Gegengabe die Größe und Versunkenheit einer geologischen Formation erhielt.

Der Kunstliebhaber, der solchen Zusammenhängen nachspürt, wird sich bald der Vermutung hingeben, die Zinne sei für die neueren Maler drunten in der Stadt eine phantastische Kunstakademie geworden, und der Lehrzeit in dieser Akademie sei es vor allem zuzuschreiben, daß die Kronstädter Maler heute mehr verstünden, als jene der anderen siebenbürgischen Städte. So wie die Zinne sich zu irgend einem gewöhnlichen Burgberg verhält, so verhalten sich die Kronstädter Maler zu jenen der anderen Städte. Zusammen sind sie auch so charakterlos wie die Zinne, grob, ungeschlacht, unberechenbar, liebenswürdig, geistreich, unausstehlich, kurz, ein Fremder weiß gar nicht, was er von ihnen halten soll. Die Einheimischen aber wissen: es sind Heilige! Sie wissen, daß ein paar illustre Malernamen die Stadt rühmlicher zieren, als elektrische Straßenlampen. Da sie sich an den häufigen Einzelfall des Künstlers durch persönliche Anschauung zu sehr gewöhnt haben, um sich selbst davon noch imponieren zu lassen, so versuchen sie den Fremden mit einer Serie in Staunen zu versetzen, indem sie die Malernamen an den Fingern abzählen und dabei über den zehnten Finger hinauskommen, was in Ansehung der anderen Städte, wo man mit einer Hand, oft sogar mit einem Finger auskommt, immerhin superb wirkt. Hier ist die Serie: Mieß, Coulin, Eder, Honigberger, Kimm, Csaki, Walter Teutsch, Hermann, E. Morres, H. Schunn. Auf jeden kommt eine Muse und auf einen die zehnte. Die Kronstädter Verwandtschaft reicht hin, die Möglichkeit eines siebenbürgischen Malers erklärlich zu finden. Man kann geradezu von einer Kronstädter Schule sprechen, deren Hauptmerkmale die sind, daß sie keine hat. Sie umfaßt nur Originale, Exentriks und Apostel, von denen jeder für sich eine andre Weltanschauung, ein anderes Wirtshaus und den gleichen Käufer beansprucht. Der erste schaut die Welt an mit den guten, klugen Augen eines Weltfreundes mit archäologischen Neigungen, der zweite mit den Augen eines vornehmen Menschen, der Rom und Leibl gesehen hat, der dritte hat eine Dornenkrone auf dem Kopf und ein skeptisches Lächeln auf seinen Lippen, der vierte betrachtet seine Mitmenschen mit der Miene eines Prominenten aus der Juryfreien, der fünfte ist handfest und ein fabelhafter Pferdekenner, die sechste somnambult mit einer Farbkiste auf einfältigen Dachrinnen herum, der siebente schwankt zwischen Schwabing und Arkadien, der achte hat die Zinne vergessen und seinen Pinsel in Limonade getaucht, der neunte liebt die Natur und die Romantik der Lavendel, der zehnte geht aufs Ganze und

atmet stürmische Jugend. Es ist eine rechte Freude, den Reigen dieser Maler zu sehn, denen die Götter das Talent, die Titanen den Mut, und die Grazien den Pinsel geschenkt haben. Der Kunstfreund, der sich vom Anblick dieses Reigens beschenkt weiß, steht lächend daneben und verbirgt die Scham seiner Dankbarkeit hinter spottlustigen Impertinenzen.

Die Maler, die unter den Augen der Zinne aufwachsen, bleiben dem Geist ihrer poetischen Flegeljahre so lange verhaftet, als es braucht, um aus einem vazierenden Musikanten einen kräftigen Normalbürger zu machen. Der kraftgenialste Genuß dieser Flegeljahre aber verwehrt es ihnen fürs Leben, etwa über Orchideen oder Paradiesvögel zu flüstern; nunmehr glückt ihnen am besten ein rechtschaffener Sermon über die schönsten Mägde des Burzenlandes, und zwar in jenem robusten Idiom, dessen Klangwerte in einem dunkelvokalen „o" kulminieren, als seien im Schatten der Zinne alle Vokale nachgedunkelt. Und seltsam, vielleicht eine bestürzende Kaprice der Zinne: viele dieser Maler, deren dunkelvokale Geste irgendwo unsichtliche Barrikaden zu errichten scheint, fanden früher mit schlafwandlerischer Sicherheit den Weg in eine Budapester Öl- oder Limonadenakademie, aus der sie direkt in die Heimat zurückkehrten, als kämen sie geradewegs aus einem Friseurladen, weithin erkennbar durch Aktstudien, auf denen die Pomade fingerdick aufgetragen war. Das pädagogische Riesenchamäleon am Himmel der Stadt wird abwechselnd grün und gelb und rot und grau und grinst kannibalisch: diese Maler! von den Südseeinseln würden sie tätowiert nach Hause kommen! jetzt in der Heimat setzen sie Patina an.

Die ältere Generation hat schon viel Patina angesetzt. Sie steht also wie ein Turmdach hoch über alle Konjunkturen des Zeitgeschmacks. Mieß und Coulin gehören einer Malergeneration an, die man innerhalb der deutschen Kunstentfaltung mit den Namen Leibl und Trübner bezeichnen kann. Fritz Mieß verfügt über gute altmeisterliche Tradition, die ihn vor billiger Stimmungsmalerei bewahrt und seine künstlerische Expansion begrenzt. Eine warme Selbstverständlichkeit und innere Geschlossenheit erfüllt sein Werk und begrenzt seine Kunst. Was er sagt, ist kaum überwältigend, aber fromm, klar, rund und ursprünglich. Man empfindet vor seinen Landschaften, Köpfen, Studien usw. fast immer: das ist schlichtes handwerkliches Können, der Maler kann malen, sein Wollen bescheidet sich in seinem Können. Eine gewisse Reinlichkeit der künstlerischen Gesinnung also, die unserer neuen Kunst manchmal abhanden gekommen zu sein scheint. Seine innere

Haltung als Künstler ist stimmungsmäßig mit der Hans Thomas verwandt, sein Können entfaltet sich in der Richtung eines Trübners, er selbst aber bleibt doch ein Eigener, kein Turm und kein Wegweiser in der Kunst, sondern fromm und rechtschaffen in kleineren Kreisen.

Arthur Coulins (gest. 9. November 1912 in Heidelberg) empfindsame und liebenswürdige Künstlernatur bietet sich allen Einflüssen empfangsbereit dar. Leicht und schnell fällt in Italien die Budapester Zeichnerschablone von ihm ab; später wird der Naturalismus eines Leibl ihm zum Wegweiser. Seine etwas träumerische Art zu schauen, übersetzt die kraftvolle, diktatorische Sachlichkeit jenes Naturalismus in eine mehr gefühlsmäßige Bildlichkeit. Das schöne Bild in der Brukenthalischen Galerie, „Burzenländer Bäuerin und Szekler Mädchen", ist sehr kennzeichnend: eine wundervolle Andacht vor dem zuständlichen und stofflichen Dasein der Dinge, ein wenig zu viel Geschmack im Arrangement, um dem Diktatorischen in diesem Dasein gewachsen zu sein, mit dem feinfühlenden Auge mehr an der Oberfläche herumtastend, als in das Sein der Sache eindringend, mehr von der Freundlichkeit der Dinge überredet, als von deren Notwendigkeit überzeugt. Ganz fern und leicht klingt da eine Stimmung von außen mit, die in dem Dresdener Bild des Vermeer van Delft sich grenzenlos erfüllt hatte. Das zitrongelbe, geblümte Tuch auf dem Kopfe des Szeklermädchens ist ein fernes schwaches Echo jenes unvergeßlichen Zitrongelb des Dresdener Bildes, ein Echo über Jahrhunderte hinweg.

Von der jüngeren Generation nennt man in Kronstadt Eder und Kimm gern zusammen, wie man etwa Peter und Paul, oder Leibl und Trübner zusammen nennt, wahrscheinlich um das kosmische Verhältnis dieses Doppelgestirns anzudeuten. Die heitere Kunst vergleicht eben das Unvergleichliche. Eder malt Heiligenbilder großen Formats und Kimm zeichnet Pferde auf kleine Kartons. Eines schwärmerischen Tages, wenn dies Doppelgestirn seinen Kulminationspunkt erreicht hat, wird Eder als heiliger Franziskus über die Felder wandeln und Kimm als Kavallerieoberst in den Himmel fahren. Es ist Notwendigkeit und Schicksal in der Künstlerschaft des einen wie des anderen. Die religiöse Inbrunst des einen, seine innere überschwängliche Gewißheit, daß sein kleinster Pinselstrich von einem kosmischen Punkt aus reguliert wird, verleihen jedem Bilde sakrale Bedeutung und Weihe. Eine spiritistische Seance wird zum Abendmahl, ein hölzernes Kruzifixus am Wegrand zu einer schmerzlichen Vision, eine Hochzeit zum kannaäischen Wunder. Nie wird Eder einen profanen Droschken-

gaul in der verächtlichen Ebene seiner hungrigen Existenz verharren lassen; irgendeine Gebärde wird den Gaul mystifizieren mit einer träumerischen Doppeldeutigkeit erfüllen.

Man muß Kimm neben Eder stellen, um eine Kontrastwirkung bis zur Extase auszukosten. Kimm ist Malerspezialist, er wäre im 17. Jahrhundert zu Paulus Potter in die Lehre gegangen, um ewig ein Schüler zu bleiben. Denn die moderne Spezialisierung ist keine Stärke wie es in Holland der Fall war, wo ein Blumenmaler mit einem Tiermaler wetteifern durfte, weil beide von derselben Liebe besessen waren und nur auf verschiedene Gegenstände Bezug nahmen. Der moderne Spezialist ist sozusagen eine spezialisierte Persönlichkeit, ein Insulaner, der die Fruchtbarkeit seines Eilandes zu einer Weltanschauung und zu seiner persönlichen Note macht. Kimm ist Spezialist aus Verlegenheit. Seine Häuser, Berge, Rinder und Pferde sind eng verwandt miteinander: ihr vielgestaltiges Leben wird durch die Monotonie der Ausdrucksmittel nicht weggereizt, sondern eingeschläfert. Dumpf und unerlöst träumen die Dinge hinter einem kraftvollen und selbstgewissen Kreidestrich.

E. Honigberger verquickt eine starke Begabung mit einer feinen Hellhörigkeit für die Neigungen der Gegenwart. Er hat die Zinne nicht vergessen und sie ihn noch weniger; er hat von ihr die unberechenbare Unternehmungslust und das Schwungvolle einer künstlerischen Wandlung. Er propagierte den Verkauf des Jan van Eyck in der Brukenthalischen Galerie und träumte von einem Pantheon der siebenbürgischen Kunst, er gab dem Titelblatt einer streitsüchtigen Kronstädter Zeitschrift eine michelangeleske Gebärde und lachte über die Entrüstung der Kunsthistoriker, er eroberte sich in den Berliner Juryfreien Ausstellungen einen prominenten Platz und zwang selbst seinen heftigsten Gegnern Anerkennung ab — — kurz, ein unruhiges, abenteuerliches Künstlertum, ungläubig im Innersten, kraftvoll im Können und heißblütig im Selbstvertrauen.*

Coulin, Mieß, Eder, Kimm, Honigberger sind Maler, deren Kunst einer persönlichen Begabung und einem verdienstvollen Können entspricht; sie wurzelt, wie jede Kunst, in der reflexionslosen Schicht der Naturverbundenheit, aber sie wird von der Persönlichkeit aufgesogen und von deren Schicksalen und Bewegtheiten erfüllt. Grete Csaki-

* Über E. Honigberger wollen wir bei anderer Gelegenheit und in einem besonderen Aufsatz ausführlicher sprechen. — Die schönen Bilder Walter Teutsch's sind in meiner Erinnerung zusammenhanglos verstreut, ich wage es daher nicht, seine Künstlerschaft zu kennzeichnen.

Coponys künstlerisches Wirken ist von andrer Art, es verläuft schmal an der Grenze und Wende zwischen Begabung und Gabe. Ihre Kunst ist ein wenig persönliches Können und sehr viel Gnade von außen: eingeschlossen von der mütterlichen Hülle eines gütigen Genius entfaltet sich deren Schönheit blumenhaft und schicksalslos. Ihr unpersönliches Gnadentum dringt nur so weit in den Bezirk verdienstvoller Persönlichkeit, als es braucht, um dem Bildwerk immerhin eine künstlerische Signatur zu verleihen. Nun verweilen die Dinge, die die Künstlerin malt, in der rührenden Einfalt ihres eigenen Daseins, und ihre künstlerische Formung ist vielleicht nicht mehr, als der zärtliche Versuch, ihr Dasein durch die ein wenig arrogante Gebärde menschlicher Schönheit leise zu verschleiern, um es noch tiefer erraten zu lassen. So laßt denn auch uns unsere Rührung hinter einer Spottrede verbergen, die Künstlerin somnambule mit einer Farbkiste auf einfältigen Dachrinnen umher; inzwischen aber wollen wir einen kleinen Blick auf eins ihrer Bilder werfen und dann, das Auge von einer Farbe erfüllt, von einem früheren Leben träumen, da unser Herz noch in allen Dingen war und noch nicht fror, weil es nichts von sich wußte.

Aber wir wollen die Zinne nicht aus den Augen verlieren und die Größe ihrer Maßstäbe verbinden mit dem schlichten Gebote der Höflichkeit: die Wahrheit nicht zu verleugnen. In Hans Hermanns Bildern lebt keine Erinnerung mehr an die Zinne. Seine Portraitbilder der letzten Jahre enthüllen grausam ein gänzliches Unvermögen und seine zahlreichen Ollandschaften sind wie nasses Holz, das nicht brennen kann. Hinter den Unzulänglichkeiten selbst des ärmsten Dilettanten lebt eine Andacht vor dem Objekt, die menschlich so rührend ist, weil sie künstlerisch hoffnungslos bleibt. Aber Hans Hermann ist kein Dilettant. Seine Bilder und Graphiken sind von einer gewissen künstlerischen Prätension, vor der selbst das dargestellte Objekt innerlich unecht wird, ein Umstand, der von dem bescheidenen Können viel mehr enthüllt, als verschleiert wird. Sie sind äußerlich von einer höflichen Sachlichkeit — zwar auch diese mehr erstrebt als gekonnt —, aber innerlich unsachlich, blutleer und ohne Überzeugung, — — — blinde Spiegel eines unbedeutenden Kunstwillens, bedeutungslose Masken einer Natur, die keine ist.

Ungern sprachen wir den Tadel aus und wir wurden trauriger mit jedem verneinden Wort. Ist es nicht ein wenig töricht, mit dem bitteren Nachgeschmack einer Wahrheit bloß ihre Nachteile einstreichen

zu dürfen? Gleichviel. Dürfen wir doch nachher von der lieblichen Nutzlosigkeit einer anderen Torheit uns belohnen lassen.

Eduard Morres, der Romantiker, die Lerche des Burzenlandes, die Harfe des Frühlings von Rosenau! Wie schön ist der Frühling in Rosenau und darüber hinaus. Den Wanderer rührt es oft bis zu Tränen, wenn ihm der schläfrige Wind eine duftende Lawine aus Baumblüten ins Antlitz weht und der süße Hauch der Wiesen seine Hände liebkost; da ist in dem Wind noch eine leise Erinnerung an die klirrenden Schneefelder der Berge und an das Sausen der Tannen im Föhn. Aber Eduard Morres verbraucht sein echtes Gefühl für den Gehalt einer Landschaft an der Zimperlichkeit eines bescheidenen Pinsels. Wieviel Nebel und Unzulänglichkeit lagert sich glücklos um sein Werk, wieviel Echtheit verstummt rührend hilflos in der Gebrechlichkeit des Ausdrucks. Und dennoch: da weht ab und zu aus den Bildern eine Erinnerung an den Frühling auf, so fromm und wahr, daß der Beschauer entzückt aufhorcht, wie ein Wanderer, der im Vormärz die erste Lerche hört.

Heinrich Schunn ist der jüngste im Reigen unserer Maler und folglich der hoffnungsvollste. Seine ersten stürmischen Bilder verpufften im Triumph ihrer Unzulänglichkeit. Da besann sich der Maler und merkte, daß er alles noch zu lernen hatte, womit er im jugendlichen Überschwang fertig zu sein glaubte. Aber er hat es sehr schwer, denn der einzige Lehrer, der sich in der Enge kunstentrückter Verhältnisse seiner annimmt, ist die schwer verständliche Natur, deren Lehren in der göttlichen Torheit bestehen, sich hinter einem Spiegel zu verbergen, in welchem der unkundige Schüler ihre Züge zu sehen glaubt, während er doch nur von seinem eigenen Antlitz genarrt wird. Aber Schunn ist auf gutem Wege. Er hat gelernt, der stürmischen Rethorik seines Pinsels zu mißtrauen und mit mehr Demut um die Freundschaft der Dinge zu werben. Er hat einige Aquarelle gemalt, die erraten lassen, wie hier das träumerische Lächeln einer kleinen Wolke für den Maler entscheidend werden konnte, und wie es ihm dort gelang, in einem einsamen Baum die Geste einer Landschaft zu fassen. Schunn ist eine echte Malernatur, die nicht nur den Vorteil der Jugend hat, alles versprechen zu dürfen. Schon gehört der Nachteil der Versprechen, sie halten zu müssen, zu seinen Privilegien — — den Privilegien des Künstlers.

Gedichte

Von Georg Maurer

1.

Welt, du bist kalt wie die rieselnde Nässe.
Ich schmiege die Brust dir breit an die Brüste.
Doch du verwehst meine Glut wie ein Sandkorn.

Habe Erbarmen, du stürmende Erde.
Ach, ich sehne mich sehnend nach Liebe.
Umarmst du mich nicht, so springen die Rippen.

Sehnsucht aus Tiefen, aus finsteren Tiefen
braust an den Wänden hinauf zu dem Himmel.
Öffnet euch, Arme! Zweige dich, Bläue!

Nacht nur und Schauer. Regen und Kälte.
Schaut mich nicht an mit eisigen Augen!
Weh! ich verhülle mein frierend Gesicht.

2.

Tief ist die Nacht und weit —
unsäglich süß.
Die Luft umflutet
in gleitenden Wellen
den schwellenden Busen.
Von Wassern getragen
fließt mit den Wassern
mein sehnendes Herz.
Tiefer sinkt es,
von Wellen umsprudelt,
von Wellen umschäumt
ewiger Luft
ins Unergründliche —

In jauchzendem Fließen
will es zerfließen,
denk ich, Mädchen, deiner Küsse,
deiner Augen, deiner Lippen,
denk ich deiner, süßes Mädchen.
Sehnend faß ich nach dem Bilde,

das vor mir in voller Nacht
milde strahlend, leise bebend,
wundervoller stets erwacht.
Die gesenkten Lider küß ich,
küß ich, wollte sie erküssen.
Glühend wollt ich dich umfassen,
einen Blick von dir erflehen. —
Schmerzlich süß ist heut die Nacht.

Und ich weine, weine, Mädchen.
Dem du deine Küsse gabest,
war ein wilder, roher Knabe,
war ein stolzer, eitler Knabe
und du senktest deine Lider,
in dem Herzen tief betrogen.

Und wir schieden von einander
ohne Grüße, ohne Küsse,
ohne einen nassen Blick.
War ein wilder, stolzer Knabe.
Doch ich liebe dich, mein Mädchen,
lieb dich zarter jede Nacht.

Und ich fleh dich an im Traume.
Und du beugst dich leise, milde
über mich in jeder Nacht.

Und jetzt hebst du deine Lider,
deine weißen zarten Lider
und ein Blick des tiefsten Schmerzes
zittert in dem schönen Auge.

Mädchen, denk ich deiner Küsse,
deiner Augen, deiner Lippen,
seufzt in meiner tiefsten Seele
wehmutsvoll ein tiefes Weh.

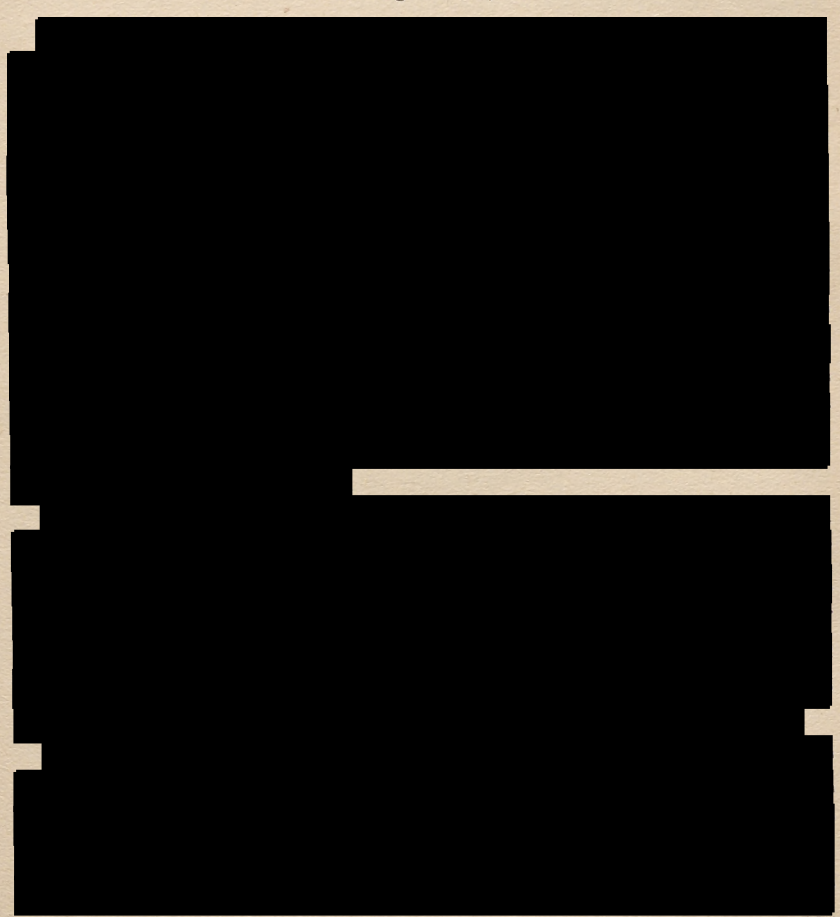
3.

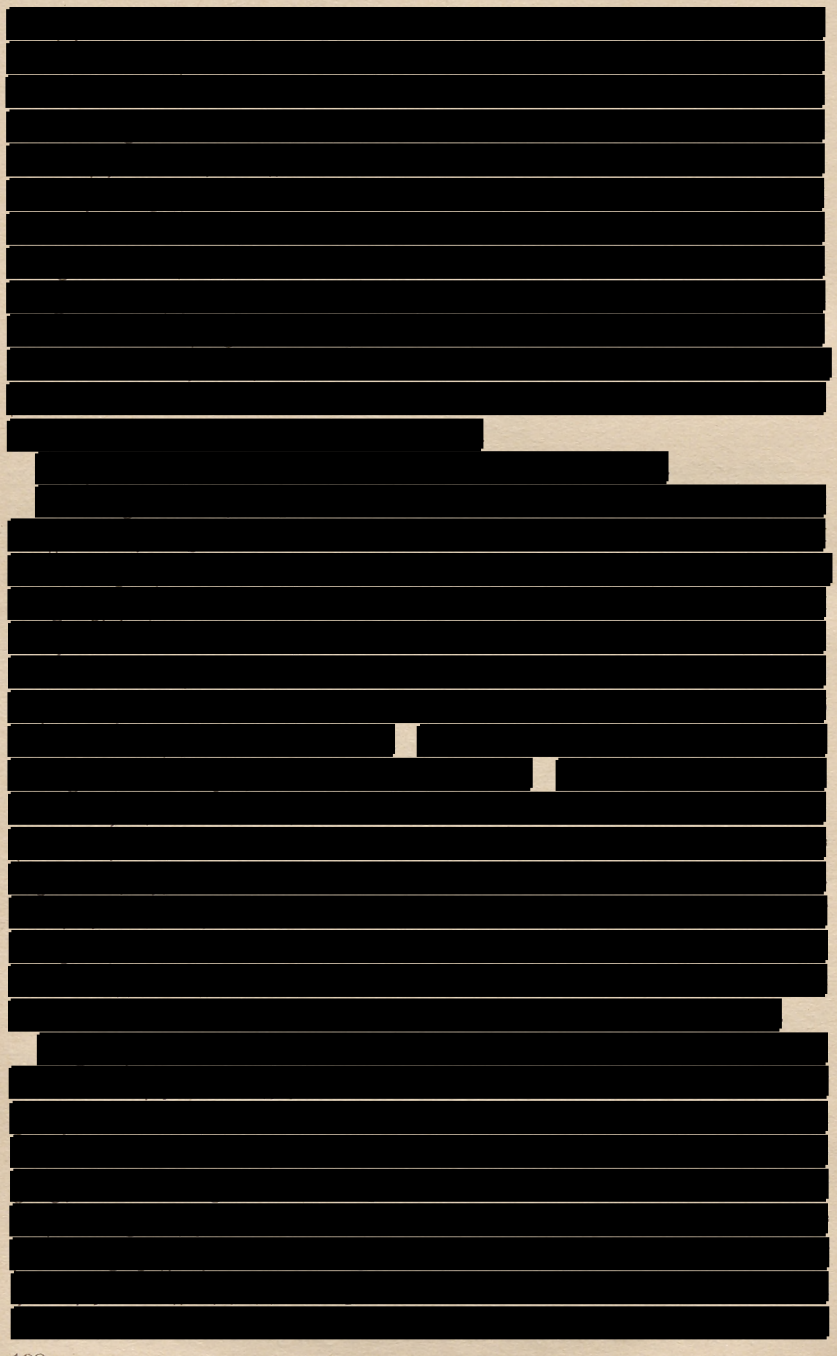
Senk die Hände, liebe Nacht,
meine Stirne kühlend,
die der Tag so heiß gemacht,
meinen Schmerz nicht fühlend.

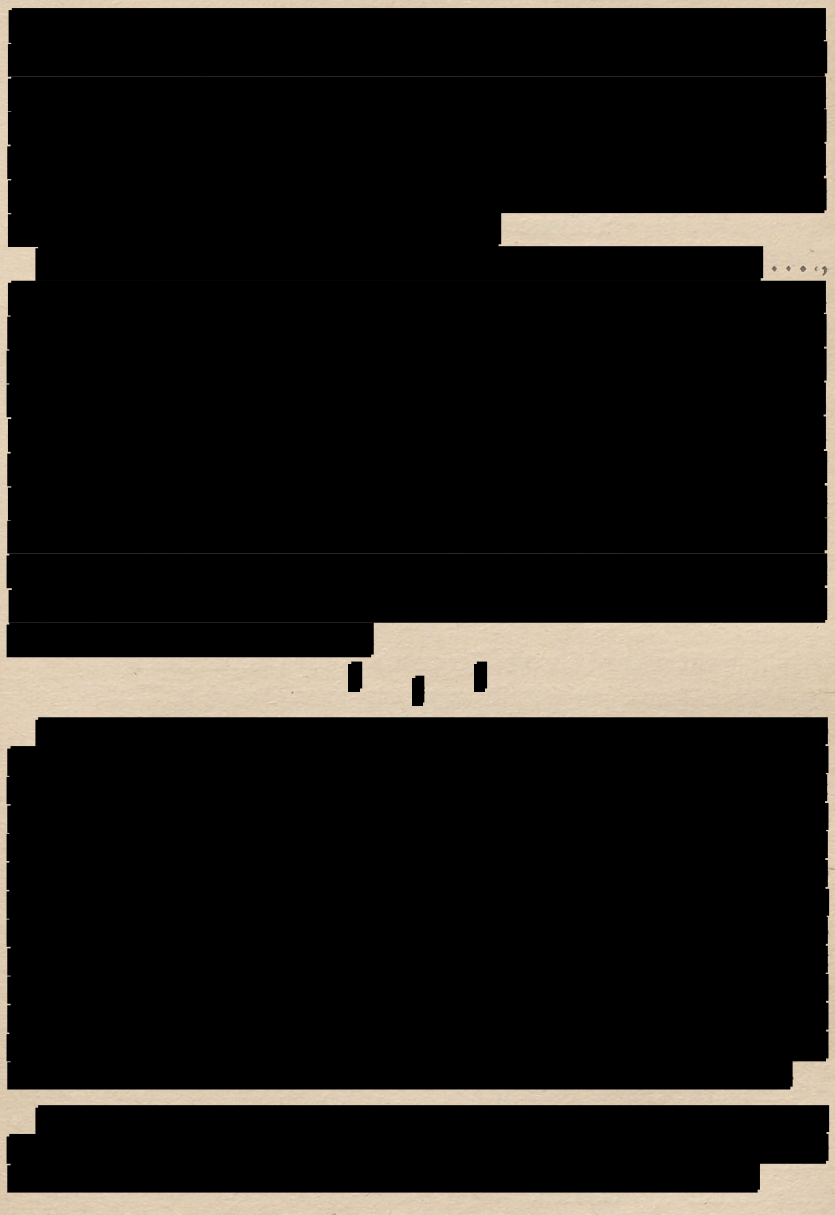
Du nur weißt, was mich bedrängt,
was mein armes Herz beengt.
Du nur kannst mir Lindrung geben,
mich aus diesem Treiben heben
in die Weihe deiner Stille,
in die milde Liebesfülle,
sanft mich wiegend in den Schlummer —
Du nur, mütterliche Nacht.

Vom siebenbürgischen Menschen

Von Egon Hajek







In Seines Atems Tau

Von Otto Folberth

Durch den Garten,
Wo gefaltet-zarten
Und erblühten roten Rosen
Träume Schicksal losen,
Weht nacht-feuchter Hauch.

Da ersteigt der Tag die Erde!

In dem Garten,
Wo die einen knien und warten,
Können andere stolz dastehen,
Gott ansehen —
Und ich auch.

Dichterjugendland

Kindheit und Jugend Josef Marlins

Des Dichters eigene Aufzeichnungen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht von Karl Kurt Klein-Jassy

(Fortsetzung)

5.

Jener bereits erwähnte, so gebildete Mann machte etlichen von uns den Vorschlag, eine mehrwöchentliche Reise in die schönsten Gegenden des Hunyader Komitates zu machen. Ich war bereit und wir bewunderten, oft geplagt von schlechtem Wetter, nächst dem weitberühmten Hatzegtal noch die lieblichen Gegenden an der Marosch, indem wir über Deva und Broos den Rückweg aus dem Hatzegtal nahmen.

Viele neue Ideen bewirkten diese Reise, deren meiste indeß durch unsern ältern, gelehrten Gesellschafter hervorgerufen wurden. Der Eindruck übrigens der gesammten Reise war weniger nachhaltig, als man hätte voraussehn können.

Einzelne landschaftliche Szenen stellten sich zwar fest in meiner Einbildungskraft, doch war dies auch fast der einzige Eindruck.

In den letzten Tagen des August erfaßte mich ein heftiges Fieber, welches anfangs meinem Leben drohte, sich aber schon nach kurzer

Zeit in ein regelmäßig wiederkehrendes gewöhnliches Fieber verwandelte und mich an drei Monate in einem halb kranken, halb gesunden Zustand erhielt.

Das waren traurige Herbsttage! Der September mit all' seinen Reizen, seinen Früchten, seiner ewig heitern Luft, seiner milden Sonne ging an mir vorüber, wie an einem Einsiedler — da stand ich am Fenster, halb genesen, zitternd noch vor Schwäche und blickte dem lustigen Treiben nach, welches von Morgen bis Abend Gärten und Weinberge erfüllte. Da lag ich Tag für Tag im Bette und starrte hinaus in die blaue Luft; da ging ich wohl auch hinaus mit wankenden Schritten, mich zu sonnen, aber welch' ein verbitterter Genuß war dies!

Daraus entsprang eine schwere, drückende Wehmut, die in den trüben Oktober- und Novembertagen zur Qual wurde. Sie ward die Schöpferin einer Reihe von Gedichten, welche sämtlich von der nämlichen Empfindung durchdrungen, eine krankhafte Schwermut ausatmen. Ich sammelte sie später und stellte sie zusammen, wodurch denn, so oft ich sie überlas, eine stufenweis immer steigende wehmütige Stimmung entstehen mußte.

Endlich reiste ich wieder nach Hermannstadt. Geistig und körperlich matt, verlor ich das Intresse für meine damaligen Studien, und mußte endlich durch eine Privatstunde das Versäumte nachholen. Verweise meiner Lehrer folgten sich auf dem Fuß, so daß meine Stimmung immer trüber und ärgerlicher wurde. Meine Gedichte aus dieser Zeit tragen Spuren dieser Stimmung. Die größern sind elegisch, die kleinern sind bitter. Eine Unzahl Epigramme entstanden damals.

Mit dem Beginn des neuen Jahres trat ich in eine Familie, wo ein einfacher, derber, leider oft roher Ton herrschte. Äußerlich harmonierte dieser Ton vielleicht mit meiner Stimmung. Ich war damals außerordentlich leidenschaftlich, rücksichtslos, empfindlich, derb, zufolge der Disharmonie, die sich zwischen meiner reizbaren, schwächlich-gutmütigen Seele und der Lebensart meiner Umgebung vorfand. Ich führte damals ein unzufriedenes Leben, daher ich auch damals keinen meiner vielen Pläne zur Ausführung brachte.

Melodramen waren es, deren einige ich damals zu schreiben begann. Die Bequemlichkeit dieser Stücke, das Lyrische mit dem Dramatischen zu verbinden, sagte mir zu, da ich wenigstens hinsichtlich des Lyrischen schon einige Übung besaß.

Der Mythologie entnommen war eines dieser Melodrama unter

dem Titel Inv. S. sah die halb vollendete Arbeit durch, und meinte, das Sujet gäbe kein übles Trauerspiel. Ich fragte ihn um den Grund seiner Ansicht, er erklärte sie, wir begannen zu szeniren und gegen Ende des Frühlings begann ich das nach Göthe Iphigenie mit ängstlicher Regelmäßigkeit zugeschnittene Stück. Ich war hinlänglich in die Mythologie eingeweiht, um mit Leichtigkeit zu arbeiten, aber ich vergaß über Sentenzen der Eigentümlichkeiten der Charaktere. Fast vollendet ließ ich das Stück wieder liegen.

Übrigens fand ich schon im April freundliche Aufnahme bei einer liebenswürdigen Familie, welche unbewußt und unwillkürlich teilnehmen sollte an einer wichtigen Umwälzung meiner selbst.

Im Juli schloß nun das zweite Jahr meines Aufenthaltes in Hermannstadt. S. freute sich mit mir auf die langen Ferien und den nun folgenden nahen Umgang.

Zu der Zeit hatten wir Klopstock kennen gelernt. Die Tiefe seines Gefühls, die Großartigkeit seiner Gedanken, die Kraft seiner Sprache hatten uns mit Staunen und Verehrung erfüllt. Seine rührende Liebe, und seine Freundschaft zu dem Bruder seiner Fanny riß uns, schon vorhinein Enthusiasten, gänzlich hin.

Nun kam dazu noch die vertraute Bekanntschaft mit einem Manne, welcher gänzlich geeignet war, so junge Herzen und Köpfe zu entflammen. Fest, von eigentümlicher Schärfe des Verstandes, tiefen Gemütes, und frei und bieder, wie's die Jugend liebt, war M. Seine Offenheit zeigte uns bald, daß er sich für uns beide intressierte. Was mich betrifft, ich liebte ihn mit einer Art Verehrung nach den ersten Stunden unserer Bekanntschaft. Seine Tagebücher, die er mir gab, ließen mich erkennen, das seine Seele poetisch, damals auch etwas exzentrisch war. Beides waren Eigenschaften, die ich mir damals im Gefolge edler Seelen nothwendig dachte.

Alles dieses bewirkte mannigfache Gärungen in unsern Gemütern, deren Folge ein noch näheres Aneinanderschließen und endlich die Erklärung war, daß unsre Seelen zu der vollkommensten Freundschaft geschaffen wären. Ich gehe ab von den Veranlassungen, welche S. haben mochte, meine Liebe zu suchen. Was mich betrifft, so war die Freundschaft mir ein Seelenbedürfnis und sie war demnach wie meine Seele voll, überspannt, ruhelos, zärtlich. Wie ich in einem späteren Alter der Liebe entgegenbebte, weil mein Herz ohne sie sich öde und matt fühlte, so war es mir jetzt mit der Freundschaft, und meine Neigung zu S. war eifersüchtig, in ihrer egoistischen Fülle.

Noch will ich einer vorübergehenden Liebe gewöhnen, welche nicht wenig dazu beitrug, meine überspannte Stimmung zu einem kaum natürlichen Grade zu steigern.

Das Mädchen, welches mich damals fesselte, war älter als ich und desto mehr kokett, je mehr sie sich einem gewissen Alter näherte, welches die Weiber ungern als Jungfrauen erleben. Eh' jedoch ihr Sieg entschieden war, reiste ich nach Hermanstadt und erlebte es, daß mich mehrere Frauenzimmer zugleich beschäftigten — ein Beweis, wie glühend und liebebedürftig meine Fantasie damals war.

Wir begannen damals Tagebücher zu schreiben, wo jedes Gefühl, jedes Abenteuer aufgezeichnet wurde. Wie dies bei Tagebüchern geschieht, daß sie eine überspannte Stimmung immer höher entflammen, so auch hier.

Jene liebenswürdige Familie, in deren Mitte ich fast zwei Jahre zubrachte, ahnte nicht, welche Leidenschaft ihr liebenswürdigstes Mitglied in mir angefacht hatte. Ich sage Leidenschaft, denn dies Gefühl war stürmisch, aber schnell vorübergehend.

Leider aber trug es noch mehr dazu bei, meinen Kopf zu verwirren. Wenn man bedenkt, welch' ein Charakter S. war, wie sehr ich ihn liebte, und wie leicht ich Fremdes annahm, so ist's natürlich, daß wir beide bald Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wurden, welche unerträglich und am Ende gefährlich werden konnten.

Ich will dies erklären.

Im Gefühl eines ungewöhnlichen Talentes steigerten wir das Bewußtsein dessen zu einer maßlosen Eitelkeit, welches wir edles Selbstvertrauen nannten.

Einsehend, wie hohl und herzlos die Formen der Gesellschaft, wenn nicht sind, doch angewandt werden, entschlossen wir uns, aus allen Kräften zu opponieren, fielen aber in ein gefährliches Extrem, welches für Rohheit gelten mußte.

Unfähig, an Seelen Geschmack zu finden, deren Streben ein dem unsern nicht ganz Gleiches war, zogen wir uns entschieden zurück, wurden unartig aus Grundsatz und einsam aus Bedürfnis.

Unsere Freundschaft war eine Flamme, welche hoch emporflackerte, aber keine nachhaltigen Kohlen erzeugte, weshalb sie in ihrem Entstehen schon todkrank war.

An der Spitze unseres Streben stand das „Kenne dich selbst und werde besser"; und gewiß, wir arbeiteten aus allen Kräften daran; wo das Herz aber stürmt, vermag der jugendliche Verstand nicht durchzudringen.

Was Geschichte, Wissenschaft und Poesie Reines und Edles aufgestellt hatte, dem strebten wir nach mit dem feurigen Entzücken eines Fanatikers.

Bei alle dem war's ein besorglicher Zustand, ein stürmischer Gärungsprozeß, der auf eine falsche Bahn uns weihen konnte, wenn die Umstände nicht sich geändert hätten.

Schon die Empfindungen, die ich für jenes erstere Wesen hatte und welche endlich über die Irrsale meiner Fantasie siegten, waren geeignet, mich auf sanfte Weise einem andern Pfade zuzuführen.

Mit rauher schmerzender Hand tat dies der Bruch unserer Freundschaft. Die Gärung war vorüber, die Stoffe schieden sich, die Gegensätze traten ans Licht, die Trennung war schmerzhaft, aber unvermeidlich.

Es waren Gegensätze in unseren Seelen, trotz der scheinbaren Harmonie.

S. war seiner Natur nach ernst, fast trüb; mein Temperament war leichtsinnig, leidenschaftlich und zum Humor geneigt. Selbst diese ernste Freundschaft vermochte meinen Mutwillen nicht zu zügeln und dies gab schon früh Anlaß zu Zwist.

S. liebte die Gesellschaft nicht; er war einsilbig, plump, abstoßend und fühlte dies; mir waren Menschen ein Bedürfnis, die Einsamkeit verzehrte mich, dabei war ich leicht schwatzhaft, immer munter — vorausgesetzt ich wußte mich unter Wohlwollenden, denn im entgegengesetzten Fall war ich stumm und schüchtern — und damals schon, gar verliebt und genötigt, die Gesellschaft aufzusuchen, um mit Luisen zu sprechen. Die Weinlese bot hiezu die beste Gelegenheit; ich verließ S. und mischte mich unter die Fröhlichen. Ich sah ihn drei Tage nicht. Der Stoß war unwillkürlich geführt, wurde verschmerzt, wirkte aber nach.

S. schien viele Menschen zu verachten und zu hassen; zu der Zeit aber waren mir diese Gefühle gänzlich fremd und die Heiterkeit, Gutmütigkeit meines Temperamentes machte mir ähnliche Gefühle überhaupt unmöglich.

Faßt man dies Alles zusammen, so ergibt sich daraus eine wesentliche Verschiedenheit unserer Seelen. Je höher unsere Exzentrizität gestiegen, desto leichter war sie zu brechen; ein Widerspruch, eine Kränkung und ich hatte den Freund verloren, der mich jedoch meiner Meinung nach nie innig geliebt hatte.

Der Antritt des Jahres 1842 fand mich herabgestimmt, melancholisch und einsam. Es war mir ein neues Gefühl, in meiner ganzen Um-

gebung keinen Vertrauten zu haben; ich fühlte mich unsicher, sogar unglücklich, doch ging auch diese Zeit vorüber und selbständiger werdend trat ich in Leben und Kunst bald einen eigentümlichern Pfad an, dessen Lauf durch die Urteile, die ich von S. oft unbedingt annahm, mannigfach gehindert und verleitet worden war.

6.

Mit voller Seele wandte ich mich wieder der Poesie zu, die ich in dem letzten Halbjahr fast gänzlich vernachlässigt. Die ersten Monate nach dem Bruch mit S. schufen viele Balladen.

Meine Stimmung war damals ernst, zu stolz um zu klagen, zu tief möchte ich sagen, um sich ergießen zu können. Im Anfang des Frühlings beschäftigte mich der Plan einer dramatischen Behandlung des ewigen Juden. Nicht fähig, den Stoff richtig aufzufassen und zu bezwingen, ließ ich die Sache liegen.

Bald darauf kamen mir die Hohenstaufen von Raumer zur Hand. Das eigentümlich romantische Treiben dieser poetischen Zeit nahm mich so gänzlich ein, daß ich eine große Tragödie entwarf, welche nach keinem Muster ausgeführt, Trauer- und Lustspiel zugleich vereinigte. Den Stoff bildete das tragische Ende Manfreds des unglücklichen Sohnes Friedrich II. Die italischen Zerwürfnisse mit Deutschland bildeten einen reichen historischen Hintergrund, auf den eine Intrigue gezeichnet war, welche phantastisch und tragisch zahllose dramatische Mittel in Anspruch nahm. Die Zahl der auftretenden Charakteure war fabelhaft! Der Verse waren im ersten Aufzug an tausende; im zweiten Aufzug aber schon verließ mich die Lust an dem ausgedehnten Werk.

So brütend über nichts als Drama und Geschichte, wohnte ich der Eröffnung des Theaterkurses bei. Das Stück war Griseldis, von Schauspielern ausgeführt, deren einige zu den Besten gehörten, deren Hermannstadt sich erinnerte. Der Eindruck war bezaubernd.

Kurzsichtigkeitshalber schaffte ich damals eine Lorgnette an. Mit einem gemischten Gefühl von unbeschreiblichem Staunen und Entzücken sah ich diese fantastische Welt sich vor mir entfalten. Diese reizenden Frauen, diese Männer, welche natürlich in meinen Augen die geweihtesten Schüler der Kunst waren, diese Leichtigkeit, Anmut, niegestörte Einheit, in welchem reizenden Gewande mir die Bühne erschien, bestachen mich gänzlich und nahmen mich mit nach und nach so ein, daß mein Dasein im eigentlichen Sinne des Wortes ein Traumleben genannt werden konnte. Früh Morgens durchschwelgte

ich immer noch einmal den am vorigen Abend gehabten Genuß, und so zwischen Erinnerung und Aussicht auf den nächsten Genuß verflog mir der Tag.

Glückliche Stunden! Es war ein tiefes, ungetrübtes Glück, welches ich damals genoß, ein Glück, welches die Fantasie und mein Herz in gleichem Maße ausschmückten.

Ich sage mein Herz, denn mit der Leidenschaft für die Darstellungen der Bühne verband sich aufs engste die Leidenschaft für die Heldin derselben. Lockend, ja verführerisch, mit leichter Grazie dies Feenreich durchschwebend wußte die damalige erste Heldin sich alle Herzen zu unterwerfen. Meine in glühender Leidenschaft stürmenden Gedichte abgerechnet, erwuchs in mir die Idee, daß es ein preiswürdiges Werk sein müße, ein Drama zu verfassen, welches, für ihr Rollenfach geschrieben, gänzlich darauf hinarbeiten sollte, die Heldin im strahlendsten Licht darzustellen. So entstand in zehn Tagen das Trauerspiel „Klara Felizian", worin sich der Einfluß der Bühne deutlich abdruckt. Ich bewahrte es indeß kurze Zeit, riß Plan und Ausführung mannigfach auseinander, um später den nämlichen Stoff in Jamben zu behandeln.

Dies Treiben nun hatte mich dem trockenern Studium des Gymnasiums bedeutet entfremdet. Es war daran auch Schuld ein Vorurteil, welches ich mit S. teilte, der Gedanke nämlich, es sei genug, von der Natur bevorzugt zu sein, und es sei schmählich, Dinge zu studieren, welche ein Unbegabter ebenfalls sich zu eigen machen könnte.

Die Folgen dessen waren für mich ärgerlich genug, denn die Verweise der Lehrer und die Ermahnungen der Eltern nahmen kein Ende. Doch promovierte ich glücklich und eilte zu Ende Juli, schwer Abschied nehmend vom Theater, nach Mühlbach, die Ferien zu genießen.

Gleich zu Anfang derselben begann ich ein neues Drama unter dem Titel Decebalus. Die Geschichte Trajans lieferte den historischen Teil desselben. Das tragische Ende des Dakenkönigs war die Katastrophe der Tragödie. Der Vorwurf derselben war ein meinen Kräften durchaus nicht angemessener. Es galt, die Wirkung der Liebe auf ein durchaus unzivilisiertes Wesen zu zeigen. Der Legat Trajans verliebte sich in die Schwester Decebalus und die Kämpfe des einfachen Wesens zwischen Liebe und Vaterland löste sich endlich durch den Tod Decebals und die Eroberung Daciens.

Das Stück war in Jamben geschrieben; damals hatte es außer dem ersten Aufzug wenig Fortgang, beschäftigte mich aber später zu verschiedenen Malen.

Gegen den Herbst zu kam der „siebenbürgische Würgengel", diese Chronik des sechzehnten Jahrhunderts der siebb. Geschichte, in meine Hände, und mit Enthusiasmus begann ich meinen vaterländischen Stoff zu bearbeiten. Die kurze unglückliche Regierung des Kardinals Andreas Bathori am Schluß des Jahrhunderts gab einen reichen Stoff. Was die Idee des Ganzen war, läßt sich schwer sagen; jedenfalls zog durch das Ganze ein Geist der Trauer über die Vergänglichkeit menschlichen Glückes, daher ich auch einem gewaltigen, unerbittlichen Schicksal das Wohl Siebenbürgens in die Hände legte. Mannigfache Lyrik füllte das Drama, tragische und humoristische Szenen wechselten ab, die dazu gebrauchten dramatischen Mittel waren wieder zahllos und das Treiben der Wirklichkeit durchwebt mit fantastischen Geschöpfen, wie ich sie so sehr liebte. Mit dem Schlusse des vierten Aufzuges blieb es indes liegen.

Hindernd trat auch dazwischen das erste Liebesverständnis, das ich je gepflogen. Gegenüber den Fenstern meines Zimmers, welches ich in dem Hause jener bereits erwähnten Familie noch immer bewohnte, befand sich das Gemach eines äußerst jungen, lebhaften Wesens, dessen mutwillige Augen, gerüstet mit Naivität und einem Teilchen Koketterie, sich auf eine wunderbare Art in mein Herz gebohrt hatten.

Mein Verfahren, das Verhältnis anzuspinnen, war unwillkürlich und seltsam.

Ein kleines, meist offenes Gärtchen schied die beiden Wohnungen. Die Aussicht aus den Fenstern war zu meinem Glück sehr einförmig. Rundherum nur hohe fensterlose Mauern, hölzerne Gebäude und einsame Höfe. Diese Beschaffenheit der Gegend kam mir zu statten.

Sie war eines Tages allein zu Hause. Nach verschiedenen Neckereien aus den Fenstern verfügte ich mich in das Gärtchen, um bequemer mit ihr zu plaudern. Ein alter, mürber Pfosten lehnte an der Wand und ging bis in das nicht hochgelegene Fenster. Ich drohte ihr eben mit einem Besuch; sie lachte lockend; mit einer Unbesonnenheit, wie sie nur Liebende empfinden, kletterte ich sofort an dem Pfosten empor und saß im Nu auf dem offenen Fenster. Erschrocken und entzückt, nötigte sie mich vollends in das Zimmer hinein, und in der Tat, wenn ich bedachte, daß ich durch diese Tat, die möglicherweise gesehen werden konnte, ihren Ruf für immer gefährdet haben könnte, so eilte ich ihrem Gebot Folge zu leisten.

Es war ein allerliebstes, halb kindisches, halb jungfräuliches Wesen, welches schon nach einigen Minuten in meinen Armen vor Angst und

Empfindung bebte. Und gewiß hatte ich sie damals zum erstenmal gesprochen. Mein Werben aber war stürmisch, denn ihre Anmut verzehrte mich beinahe.

Ihr zu Gefallen blieb ich auch einen kleinen Teil der Herbstferien in Hermannstadt; zum großen Erstaunen meiner Eltern, denen ich indessen die ganze Begebenheit offen darlegte.

In diesem nämlichen Sommer lernte ich eine Person kennen, welche mich gleich anfangs interessierte, mir sogar Neigung einflößte, diese Neigung aber wieder zerstörte durch eine höchst unangenehme Sucht zu persifliren.

K. war, von der Natur begabt, von Verhältnissen aber nicht begünstigt, genötigt gewesen, ein Handwerk zu ergreifen, und zwar ein Handwerk, wo Windigkeit und Arroganz gleichsam zu Hause zu sein scheint. Er war Barbier. Er hatte sein redlich Teil von beiden Eigenschaften empfangen und es machten ihn dieselben desto unangenehmer, da sie durch einen nicht gewöhnlichen Verstand unterstützt wurden und seine Talente schon damals deutlich genug hervortraten, um einen zu nötigen, die Hälfte seiner Arroganz zu vergessen. Jedenfalls war sein Benehmen unter Jünglingen, welche Enthusiasmus für die Wissenschaft und Kraft, ihre Lorbeeren, zu erreichen, in sich fühlten, unstatthaft. Er stand im gesellschaftlichen Leben und in geistiger Hinsicht tief unter uns, ob er gleich, wenn seine natürlichen Gaben von Kenntnissen unterstützt gewesen wären, eine ausgezeichnete Stelle unter uns eingenommen haben würde.

Was mich aber an ihn gleich anfangs fesselte, war der überraschende Zusammenklang seiner Ansichten mit den meinen. Obgleich er ziemlich viel las und zu Zeiten auch schrieb, so war die Bahn, auf der er seine Ansichten erreicht hatte, doch gewiß weit verschieden von der der meinigen, und dennoch trafen sich unsere Seelen unwillkürlich in vielen Punkten.

Doch das Verhältnis, in dem ich mit ihm stand, war zu der Zeit noch äußerst unwichtig und lange Zeit hinderte mich dasselbe inniger zu machen seine Dreistigkeit und meine durch eine geheime Furcht vor dem Urteil meiner Kameraden bewirkte Abneigung, einen Barbier meinen Freund nennen zu müssen.

Am Schlusse des Jahres wandte sich mein Geist von neuem einem Fache der Poesie zu, welches ich schon früher einigemal berührt hatte.

Von Rabener und den originellen Darstellungen Lucians hingerissen, hatte ich im Frühling dieses Jahres eine Satire in Prosa geschrieben unter dem Titel die „Bewohner des Parnassus“. Ich hatte

mit Liebe daran gearbeitet, aber der Vorwurf derselben, einige Richtungen der deutschen Poesie darin zu persifliren, ging über meine Kräfte.

Im Dezember nun schrieb ich eine dramatische Satire, welche unter seltsamen Bildern der verschiedenen Menschenstände die gewöhnliche Art des großen Haufens, das alte Jahr gleichsam herunterzureißen und vom neuen Jahr glücklichere Umstände zu erwarten, lächerlich machen sollte.

Ich war auch dieser Arbeit nicht gewachsen und kam nachgerade zur Überzeugung, daß man weit über das achtzehnte Lebensjahr hinaus sein muß, um Satire zu schreiben, da eine Satire, wofern sie wirksam sein soll, mehr als jedes andere Werk Welt- und Menschenkenntnis erfordert. (Fortsetzung folgt.)

Sprüche

Von Misch Orend

Tief und beständig ist das Auge des Wissenden, hinterlistig, schalkhaft, denn es ist klug und gläubig, gläubig an die eigene Stärke. Viele erschrecken, wenn sie diesem Blick begegnen, denn sie fühlen, daß ihre Nichtigkeit erkannt wird — und tragen einen geheimen Haß in sich gegen diesen Blick.

Ob du die Wahrheit sagst? Erst muß ich dich abziehen und den, dem du sie erzählst, wenn ich glauben soll.

Wissenschaft: Aufstellen möglichst schwerer Fragen und möglichst leichte Lösung derselben. Ein übermütiges Spiel, ein Fechtgang mit geistigen Mitteln, um Macht zu haben über alles Wirre und Dunkle und scheinbar darüber zu herrschen. — Und die Wahrheit? Man begnügt sich mit Wahrscheinlichkeit.

Sonnenthal in Hermannstadt

Von Ernst Jekelius jun.

Im Jahre 1852 befand sich das in ein Befestigungswerk, den sogenannten dicken Turm, eingebaute Theater der damaligen Residenz Siebenbürgens, Hermannstadt, in einem recht verwahrlosten Zustande. Fledermäuse und Ratten hausten in dem alten Gemäuer. Staub lag auf der Bühne wie im Zuschauerraum, sodaß man sich die Kleider

„besudelte". Im Winter mußten Darsteller und Zuhörer frieren, da keine entsprechenden Heizvorrichtungen vorhanden waren.

Aber das Haus trug auf der Stirne die stolzen Worte „Spectes, ut specteberis". Und die Kunstfreunde der Stadt wehrten sich mit Heftigkeit und unter Hinweisung auf diesen Wahrspruch gegen die Aufführung schlechter Stücke.

Als zu Ostern des genannten Jahres Theaterdirektor Kreibig mit seiner Gesellschaft aus Temesvar hier eintraf, ließ er das Gebäude sofort in einen bessern Stand setzen. Heizanlagen wurden im Zuschauerraum angebracht, da die Truppe das ganze Jahr hindurch spielen sollte. Die Stadt stellte bereitwillig das notwendige Holz zur Verfügung. Die Dekorateure Gebauer und Kynast, die nach Wiener Mustern arbeiteten, wurden beauftragt, zahlreiche Szenenbilder zu schaffen, die die alten ersetzten und die Bühne bedeutend verschönerten. Aber nicht nur einen würdigeren Rahmen für seine Spiele schuf der Theaterleiter. Er brachte auch ein neues Leben in diese unvorbereiteten Hallen, die unter ihm die Blütezeit der dramatischen Darstellungen erleben sollten.

Am zweiten Ostertage leitete Kreibig die erste Vorstellung mit einem Prologe ein. Er wurde mit Freude begrüßt. Man kannte sein bisheriges Wirken und wußte, was von der Energie und dem uneigennützigen Streben dieses Mannes zu erwarten war. Er war klug, entschlossen und beredt; seinem Berufe ergeben. Dazu ein Mann von Charakter und Geschmack, der Freund seiner Schauspieler und voll Achtung für das Publikum. Sein stetes Bemühen ging darnach, der Kunst in seiner Anstalt ein würdiges Heim zu schaffen und zu erhalten. So gelang es ihm, diese Bühne zu einer Kunstanstalt von Rang zu erheben. Die Gesellschaft, die ihn begleitete, war groß und der Aufführung von Opern, sowohl als dem rezitierenden Schauspiel, dem Drama und der Posse gewidmet und gewachsen.

Der Truppe gehörte als Liebhaber auch ein siebenjähriger Junge an, Adolph Sonnenthal. Er war von Laube, dem Burgtheaterdirektor, schon entdeckt und zur Schulung in die Provinz geschickt worden. Kurz vorher hatte er in Temesvar als Phöbus im „Glöckner von Notre-dame" seinen ersten Mißerfolg erlitten. Als Burgtheaterstatist daran gewöhnt, Bewegungen nur in der Masse des ganzen Chors zu machen, trat er auf und durchmaß mit drei gewaltigen Schritten die kleine Bühne. Das Publikum lachte. Der Debutant geriet in Verwirrung, versagte und wurde ausgepfiffen.

In Hermannstadt trat er zum ersten Male am 13. April 1852 in dem Lustspiele „Das Gefängnis" von Benedix auf. „Man sieht zwar, daß dieser junge Mann den Musen noch nicht lange huldigt, kann aber nicht verleugnen, daß er ein schönes Talent besitzt, welches bei eifrigem Studium und in solcher Umgebung bald hervorleuchten wird", schrieb der Chronist des Siebenbürger Boten. An Fleiß und Strebsamkeit ließ Sonnenthal es nicht fehlen. Jugendbilder zeigen ihn, das dunkle Haar in üppiger Fülle in den Nacken fallend, das Gesicht ein edles Oval, von glänzenden Augen belebt, den feingezeichneten, vollen Mund träumerisch geschlossen. Hell und wohlklingend war seine Stimme. Die Wärme seines Herzens, das Feuer seines Geistes, seine Anmut, die Offenheit und Natürlichkeit seines Spieles siegten im Zuschauerraum. An seinem Ehrenabend am 30. August d. J. — er spielte den „Don Carlos" — wurde er mit Blumen und Beifall überschüttet.

Dies war der erste Triumph, den sich sein Talent errang.

Im Sommer geriet Direktor Kreibig — infolge seiner großen Anschaffungen für Garderobe und Bühnenbild und des zu dieser Jahreszeit abflauenden Theaterbesuches in materielle Schwierigkeiten und kürzte die Gehalte seiner Schauspieler. Auch unserem Eleven zog er ein Drittel seines Honorares ab. „Ach, Du guter Kreibig" sagte sich Sonnenthal „ich wäre für die Hälfte geblieben, denn zurückkehren, eher ins Wasser." Als Lohn für sein Bleiben erhielt er im nächsten Jahre, 1853, die Begünstigung dreier Beneficevorstellungen. Er wählte zwei Dramen seines liebsten Dichters, Schillers „Turandot" und „Die Braut von Messina" und wohl aus Dankbarkeit für seinen ersten Wohltäter und Lehrer Bogumil Davison das dramatische Seelengemälde „Die sieben Todsünden" dieses Hofburgschauspielers. Das Publikum blieb ihm treu. Jedesmal erwarteten ihn das volle Haus, Begeisterung, Beifall und ein Blütenregen.

Des Jungen Darstellungslust fand reiche Betätigung. Er stand fast allwöchentlich zwei-dreimal auf der Bühne. Spielend lernte er. Der Spielplan wies eine künstlerische Höhe auf, die unseren Neid erweckt. Während die Oper — zum ersten Male — Beethovens „Fidelio" und des vielgeliebten Mozart „Figaros Hochzeit", „Don Juan" und „Zauberflöte" gestaltete, war das klassische Drama in erster Reihe durch Schiller vertreten. Alle Hauptwerke dieses Dichters, Goethes „Götz von Berlichingen" und „Faust", Shakespeares „Kaufmann von Venedig", der „Widerspenstigen Zähmung" „Hamlet" und „Macbeth" gelangten zur Aufführung. Sonnenthal konnte

seine Kraft an würdigen Stoffen erproben. Er war der Valentin (Faust), der die Sterbeszene ergreifend und wahr gestaltete, er spielte den Kosinsky mit polnischer Glut (Die Räuber), er war als Neffe Mortimer (Maria Stuart) ein feuriger Tragiker, er gab den Leonel ganz im Geiste der Dichtung (Die Jungfrau von Orleans), wie wir den Zeitkritiken entnehmen. Aber nicht nur auf den Kampfplätzen des hohen Dramas tummelte er sich. In nützlicher Abwechslung fand er auch im bürgerlichen Schauspiel, das Werke von Hebbel, Otto Ludwig und Gutzkow brachte, und in dem Lustspiel, das Scribe bevorzugte, Verwendung. Und bestand hier durch vornehmes Spiel, wie er in der Posse, die in Nestroy gipfelte, durch sonnigen Humor und heitere Gewandung ergötzte. Das war der hoffnungsvolle Lehrling, aus dem der begnadete Meister erwachsen sollte.

Es war belangvoll, daß Direktor Kreibig Ehrfurcht vor den dargestellten Kunstwerken besaß und sie von seinen Schauspielern forderte. Strenge Disziplin herrschte auf seiner Bühne. Gute Schauspieler mußten auch die kleinen Rollen spielen. Kreibig war selbst ein tüchtiger Darsteller und trat wiederholt in Episoden auf, um das Ensemble zu vervollständigen.

Die Schauspieler, unter denen es talentvolle Darsteller gab, wirkten alle mit unverdrossenem Fleiß, mit Lust und Liebe. Die künstlerische Höhe, auf der die Spiele standen, war achtungsgebietend. So konnte, ein Anfänger wie Sonnenthal auch von seinen Mitspielern Gutes lernen. Seine Partnerinnen waren die Tragödin Hybel, die Naive Eggers. Sonnenthal war jugendlicher Held und Liebhaber. Seine natürlichen Vorbilder waren der Held Melchior, ein Dichterling von lebhaftem Geist, dem vornehmes Spiel nachgerühmt wird, und der schlichte „bürgerliche Liebhaber" Walter. Aus der Truppe hervorragende Schauspieler waren ferner der Charakterdarsteller Ziegler, ein denkender und würdiger Repräsentant seines Faches, der urwüchsige und humorbegabte Nestroydarsteller Kastner und die Heldenmutter Pauline Spreer, eine gemütvolle und edle Frau, die als Künstlerin noch zu Goethes Füßen gesessen war.

Reiche Anregung und Ansporn zur Nacheiferung sollte ein Gastspiel Ludwig Löwes bringen. Unser junger Mime befand sich in nicht geringer Aufregung, als der Hofburgschauspieler, der schon den Gipfel seiner Kunst und seines Ruhmes erreicht hatte, in Hermannstadt eintraf. Ihm stand die Aufgabe bevor, neben Löwe in wichtigen Rollen zu bestehen.

Am 16. Juli 1853 wurde Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" aufgeführt. „Löwes meisterhafte Darstellung als Petrucio strahlte auf unserer Bühne, wie die Sonne, um die sich die übrigen Darsteller, wie Planeten feurig angezogen und erleuchtet drehten." Sonnenthal war der Lucentio. Dann folgte Löwes „Macbeth." Und Samstag, am 23. Juli, in seiner Abschiedsvorstellung wurde Löwe (Götz von Berlichingen) auf den begabten Franz (Sonnenthal) aufmerksam. Der Meister und der bewundernde Schüler fanden sich und wurden Freunde. Es wurde der Grundstein zu einer Freundschaft gelegt, die im Schutze des Burgtheaters noch reiche Früchte trug.

Unsere Kritik, die jene Achtung vor dem Theater besaß, die zu strengem und wahrem Kunsturteil verpflichtet, hat Sonnenthals Talent erkannt. Und wußte es durch Lob und Tadel wirksam zu fördern.

Das Publikum liebte den jungen Künstler. Dies Publikum besaß noch Kindlichkeit, Schaulust und Begeisterungsfähigkeit. Die Aufführungen der Werke des Schiller und Mozart, Beethoven und Shakespeare, Goethe und Nestroy erregten Begeisterung. Stets erwartete ein in allen Räumen übervolles Haus seine Klassiker.

Nachdem ihn noch ein erfolgreiches Gastspiel nach Kronstadt entführt hatte, nahm Sonnenthal am 7. April des Jahres 1854 als „Hamlet" Abschied von dieser Zuhörerschaft.

Der Hofburgschauspieler vergaß die Wiege seines Schauspieltums nicht. Dankbar kam er vier Jahre später schon zu dreiwöchentlichem Gastspiel an das kleine Theater zurück. Und spielte im Juni des Jahres 1858 vor diesem Publikum, das ihm zujubelte, den „Kean", den Ferdinand in „Kabale und Liebe" und den „Hamlet".

* * *

„Man kann ja jetzt in Hermannstadt keinen Schritt über die Straße oder in ein Haus machen, ohne mit einem Theaterangelegenheitsdolch mörderisch angefallen zu werden" schildert ein Zeitgenosse die Anteilnahme dieser unserer Vorfahren an ihrem Theater. Auch in unseren Tagen werden Fragen unseres Theaters lebhaft erörtert. Doch in welch' anderer Weise beschäftigen diese Angelegenheiten die Köpfe der trüberen Zeit.*

* Bitte: Der Verfasser bittet die siebenbürgischen Familien, die im Besitze von Briefen, Erinnerungen und Anekdoten sind, die sich auf Sonnenthals Hiersein beziehen, ihm diese zur Kenntnis zu bringen.

„Revolution"

Von Kurt Zarek

Und Leichen liegen überall.
Gewehr-Geknatter, Blut, Geschrei.
Das ist ja nur der Regen-Fall
— Der wirre, wirre Regen-Fall —
Ins Meer, ins Meer des Einerlei.

„Hörst du den Tritt! Der Tritt ist Wille.
Wille wird alles, was ich litt!"
„Ich hör den Tritt! Dem Tritt folgt Stille."
— — — — — — — — — — — —
Und wehe Fahnen flattern mit.

Unmöglich

Es ist kein glückliches Wort: unmöglich; von denen, welche es oft im Munde führen, ist nichts Gutes zu erwarten. Wer sagt: Es ist ein Löwe auf dem Weg? Du Fauler, so erschlage ihn; der Weg muß gegangen werden. Auf dem Gebiet der Kunst, des praktischen Lebens pflegen zahllose Kritiker zu beweisen, daß hinfort eigentlich alles unmöglich sei; daß wir ein für allemal in den Bereich unaufhörlichen Gemeinplatzes gekommen seien und uns da zufrieden geben müssen. Laßt solche Kritiker nur beweisen; das ist einmal ihre Art; was schadet es denn? Es war bewiesen, daß die Dichtkunst unmöglich sei, da kam Burns, kam Goethe. Platte Alltäglichkeit war alles, was wir zu erwarten hatten, da kam Napoleon und die Eroberung der Welt. Durch genaue Berechnung der Strömungen war festgestellt, daß Dampfschiffe niemals auf dem kürzesten Wege von Irland nach Neufundland fahren könnten: treibende Kraft, Widerstandskraft, Maximum hier, Minimum da, — Naturgesetz und geometrischer Beweis: was konnte da geschehen? Die „Great-Western" konnte die Anker im Hafen von Bristol lichten; das ging. Die „Great-Western" fuhr sicher durch den Hudson-Schlund und ging in New-York vor Anker, und die noch feuchte Schrift unserer Beweise mochte in aller Ruhe trocknen. „Unmöglich?" rief Mirabean seinem Schreiber zu; „Ne me dites ce bête de mot".

Thomas Carlyle
(The Past And The Present)

Rundschau

Zur Schulreform. In mehreren Zeitungen war im Februar folgendes zu lesen: „Folterkammern in den Schulen. Aus Udvarhely wird gemeldet, daß in der dortigen staatlichen Fachschule vor einigen Tagen die beim Militär und Gendarmerie beliebte Einrichtung des Einzel-Arrestes eingeführt wurde. Dieser Karzer ist so eng, daß man darinnen weder sich bewegen noch sitzen kann. Der zu Karzer verurteilte Schüler ist gezwungen, die Strafe stehend abzubüßen. Diese aus dem Altreich eingeführte Methode, die dazu führt, daß der Eingesperrte vor Erschöpfung zusammenbricht oder ohnmächtig wird ....." Genug! solche pädagogische Feinheit ist nicht zu vergessen, nicht zu vergessen wie die Prügelstrafe, nicht zu vergessen wie der Klausenburger Überfall junger Studenten auf den greisen Costa Foru, den mutigsten rumänischen Menschenfreund, nicht zu vergessen wie die Wahlmißbräuche und nicht zu vergessen wie der oben erwähnte Karzer beim Militär. Wollte man es, es kann nicht vergessen werden! Heinrich Zillich

Welt und Tracht. Der „Kronstädter Zeitung" wird von jemand, der nach seiner logischen Sicherheit eine Frau ist, am 7. März geschrieben: „Die Tracht ist kein Kostüm oder Maskerade, wie manche Landfremde annehmen möchten ..." Aha! Da bin ich, dem viele ihre Zustimmung zur Stellungnahme gegen die Trachtenbewegung ausgedrückt haben (allerdings privat, privat!) und niemand seine Gegenmeinung (auch nicht öffentlich), dennoch gepackt worden. Früher war ich „entwurzelt", jetzt bin ich „landfremd", nächstens wahrscheinlich ein „Jud".

Ich suche keine Bezeichnung für solche Bockelnadelstiche. Wichtiger ist mir die Beweisführung der Bortenjournalistin: „Es ist nicht ein künstliches Wiederbelebenwollen und Hervorholen des einst Besessenen. Es ist eine Notwendigkeit, die sich durch die politische Weltgestaltung und Geistesströmung wie von selbst ergibt." — Jawohl! Besonders die chinesischen Wirren, die Bewegung Gandhis und der Okkultismus ergeben diese Notwendigkeit. — „Die Tracht wurde aufgelassen in einer Zeit, da der nationale Gedanke nicht im Vordergrund der politischen Ereignisse und des Kampfes stand". — Durchaus nicht! Die Zeit, wo die Tracht aufgelassen wurde, war die Zeit der Zertrümmerung des Sachsenbodens; das rührte die nationalen Gefühle der Leute damals gar nicht. — „Wenn wir nun wieder die Tracht anlegen, entspringt das einem natürlichen Gefühl, das wir auch bei anderen Nationen wahrnehmen können. So geht die Rumänin in der Tracht zu den Festen, der Magyare im ‚Dißmagyar' und die Schwaben ziehen ihre Tracht an." — Ganz meiner Meinung: wenn man echte schöne Trachten hat, soll man sie gelegentlich anziehen. Warum auch nicht? Aber erfundene, unechte und häßliche Trachten wie die neusächsische — Schaut euch, um Eurelwillen, schaut euch im Spiegel an!

Der Hauptkummer der Trachtenschneiderin rührt daher, daß in Kronstadt, obgleich die Tracht „aus einem natürlichen Gefühl angelegt wird", die Bewegung „flau und lau" ist. Der Grund dafür ist „Schwerfälligkeit". Die möge aufgelassen werden. „Beteiligen wir uns endlich lebendiger an der Bewegung." „Die jetzt vor der Türe stehende Konfirmation", laßt sie in der Tracht eintreten, dann haben wir das nationale Modeereignis, das Luther mit der Konfirmation vorschwebte!

Aufrufe ohne Anwürfe gibt es nicht, aber daß eine Klage über das Versagen einer zeitungsgeborenen Bewegung gleichzeitig die Behauptung einschließt, die Mache

sei „wie von selbst", also aus dem Volke und nicht aus Vereinsausschüssen entstanden — dies wäre ein Anlaß zum Kopfschütteln, wenn nicht eben zu lesen stünde, „wie von selbst".

Sie wissen, was sie reden wollen, aber es schlüpft ihnen die Wahrheit durchs Gerede.

Heinrich Zillich

Hans Eder hat dieselben Bilder, über deren Ausstellung in Kronstadt im Januar berichtet wurde, im Februar in Bukarest zum Aushang gebracht. Der Erfolg, den er damit erntete, beweist, mit welcher Vorurteilslosigkeit geistig führende rumänische Kreise für unsere Künstler eintreten, wenn diese es verdienen. Jede der Besprechungen — es ergriffen die besten Kritiker das Wort — war von großen Gesichtspunkten bestimmt. Hier hatte ein künstlerisches Ereignis verständige Künder.

Nun sollte man meinen, ein solcher Erfolg werde in unseren Tageblättern Widerhall finden, ja mit gewisser Berechtigung als nationaler Erfolg gefeiert werden. Statt dessen hat keine Zeitung ein Wort über die Wirkung der Ausstellung gebracht.

Die Zahl der mir bekannten Fälle, wo die geistige Leistung eines Sachsen von unseren Blättern totgeschwiegen wurde, während Rumänen sie freudig begrüßten, ist wieder vergrößert. Fragt nun ein solcher Rumäne, wie es oft geschieht, weshalb solch ein Erfolg oder das Buch eines Sachsen bei uns kein Echo auslöst, antworte ich: Freund, das verstehst du nicht. Unsere Redaktionen haben viele Artikel zu schreiben, worin sie sagen, daß das sächsische Volk zusammenhält und Mächtiges leistet. Ihnen fehlt die Zeit, um für sächsische Geister Verständnis zu haben; sie müssen doch euch vorwerfen, ihr hättet es nicht.

Heinrich Zillich

Kunstüberschuß. Man schreibt: „Auch die Pflege der Künste kann, wenn sie zu weit geht, die Gesamtleistung der Pflegnis (lies Kultur!) herabdrücken." Und dies wird im Hinblick auf unsere siebenbürgischen Verhältnisse geschrieben.

Es mag sein, daß es jemanden gibt, der sich eine Kultur, sei sie die eines Einzelmenschen oder eines Volkes oder eines Zeitabschnittes, ohne Kunst vorstellen kann. Soweit die Erfahrung in die Vergangenheit zurückreicht, hat es eine solche Kultur nie gegeben. Gerade das Gegenteil ist wahr, denn schließt man nicht aus der Kunst der Griechen, der Holländer, des Mittelalters auf die Kultur ihrer Zeit? Ist nicht die Kunst erst Ausdruck der Kultur einer Zeit?

Welche Kunstfülle schufen Griechen, welchen Überfluß die Holländer, wieviel Kunst säte das Mittelalter aus, überallhin, wo seine Menschen hinkamen; und sind diese Zeiten an der übergroßen Pflege der Künste zu Grunde gegangen? Wurde nicht vielmehr dies übersprudelnde Leben durch blasse Ideen vernichtet? fraßen nicht allerlei Nihilisten und Weltuntergangsprediger am Werk dieser Menschen, bis sie an Ideenvergiftung bei lebendigem Leibe starben?

Hat nicht das Leben, und Leben ist Natur, sich die Kunst geschaffen als ein Heilmittel, an dem es gesunde von allerlei Afterpredigten? An dem es sich aufrecke und frei mache von der dumpfen Luft der Konventikelleute?

Es scheint, daß das schwindsüchtige Leben in Siebenbürgen Angst hat vor dem gesunden und aufstrebenden Leben, das sich in der ersten Frühlingssonne dehnt. Pflegen wir wirklich zu viel der Kunst?

Misch Orend

Neue Bücher und Schriften

Josef Winckler. Pumpernickel. Menschen und Geschichten um Haus Nyland (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1926).

Wenn uns Raumentfernten mit dem Namen Westfalen Kargheit und Schweigsamkeit verbunden waren, durch den „Bomberg" aber eine beinahe erdrückende Lebensmannigfaltigkeit enthüllt wurde, ist in diesem Buche, darin Winckler seine Jugend schildert, ein tieferer Blick in die Seele des Landes und seines Sängers geboten. Aus einem Kreis atmender und verwurzelter Menschen steigt hier durch Traum und Sinnen, Spiel und Streich, Sage und Sagen ein mächtiges Leben, der Mythos der großen Dorfherren und Bauern.

Das Neue, das ich immer wieder an Wincklers letzten Büchern bewundere, ist die Bauernkraft, die scheinbar alle Schranken niederreißt, eine Gestalt unglaublich verdichtet, als sei diese der gesuchte Mittelpunkt, und sich dann plötzlich mit gewaltiger Unbekümmertheit wendet, neuer Gestalt zu, niemals genug hat, niemals fertig ist vor überquellendem Sein und dabei in dieser bei nahe gewaltsamen Lebensverbundenheit oben (aber nicht leichtfertig obenauf) schwimmt.

J. Anker Larsen. Martha und Maria. Roman (Grethlein & Co. Leipzig, 1925).

Als ich vor einigen Monaten den „Stein der Weisen" begeistert begrüßte, wußte ich nicht, daß ich so bald schon ein Werk Larsens vor mir haben werde, das jeder Schwäche ledig ist, die ich damals noch in einem Nebensatz andeutete. Dieses neue Werk ist groß, größer auch in dem Sinne, den man auf Larsen angewendet sehen möchte und der nur in zweiter Reihe die dichterische Wertung umschreibt, zuerst aber den menschlichen Kern des Guten und Sinnvollen einschätzt. Dieser Eindruck schon im ersten Roman freudig empfundener Anlaß zur Bejahung, ist nun hier ohne jede Einschränkung, die durch die Darstellung bewirkt werden könnte. Form und Inhalt ist hier eins. Es ist die Lebensgeschichte zweier Schwestern, die immer gottnahe blieben auf getrenntem Weg, die eine in der Tagesfron der Frau, die andere im verinnerlichten Erleben und äußeren Erfüllen als geprüfte und gesegnete Segenspenderin. Beide schreiten durch die letzten vierzig Jahre unserer Zeitrechnung, beide fühlen die Veränderungen, denen das moderne Europa unterworfen wurde, und sie, die einst in der Kindheit mit den großen larsenschen Kinderaugen in einer Blume, in ihren ineinandergetauchten Blicken die erste Stärkung erfahren haben, finden beide zur letzten Wahrheit ihres Wesens.

Man kann keine noch so kurze Betrachtung über ein Buch von Larsen schließen ohne auf die stärkende Kraft seiner Religiosität zu deuten. Die einfache Antwort auf alles Schwere, dessen Sinn und — Nebensächlichkeit er am Göttlichen erweist, ist wohl trostvoll, aber als Forderung von erdrückender Last für den, der nicht wie Martha mühelos das Werk zu erfüllen vermag, sondern, den geistig Nichtarmen zugeboren, eine Verpflichtung daraus für sich empfängt, die auf dem eigenen Weg zu ertragen ist.

Luigi Pirandello. Die Wandlungen des Mattia Pascal. Roman. (Alf. Häger-Verlag. Berlin, 1925). In den letzten Jahren ist Pirandello einer der meistgespielten Autoren auf deutschen Bühnen, ohne daß sein Werk, dem starke Vorzüge zuzusprechen sind, es völlig rechtfertigte, ihn auf Kosten vieler gleichbegabter deutscher Dichter vorzuziehen.

Dieser Roman, eine völlig neue Umarbeitung des Tolstoischen Themas vom „Lebenden Leichnahm" ist gut, anregend, behandelt eine Unzahl von Lebensfragen und hat sogar Tiefe. Die Leistung eines großen Weltdichters, wie es manche haben wollen, ist er nicht. Heinrich Zillich

Dr. Hans F. K. Günther, Der nordische Gedanke unter den Deutschen. J. F. Lehmanns Verlag. München 1925. Preis brosch. 4·50, geb. 6·— Mark.

Ich habe im Februar-Heft des Klingsor Gelegenheit gehabt Günthers Buch „Kleine Rassenkunde Europas" zu besprechen und habe dabei eine Reihe von Einwänden geltend gemacht, die sich vor allem auf die Klärung der Zusammenhänge zwischen Rasse und Kultur bezogen und offenbar auch früher schon von verschiedenen anderen Seiten vorgebracht worden sind. Denn Günther hat unter dem obigen Titel eine Schrift herausgegeben, die sich eben dieses Problemes besonders annimmt und versucht es in den Bau seiner rassenkundlichen Gedanken einwandfrei einzuordnen. In erfreulicher Übereinstimmung mit der von mir geäußerten Vermutung, daß die Bedingung der Kulturentstehung irgendwie im Zusammentreffen der sog. nordischen Rasse mit anderen Rassen liegen müsse, spricht auch Günther hier den Gedanken aus, daß Rassenschichtung „die wesentliche Ursache zum Aufblühen von Gesittungen" d. h. Kulturen zu sein scheine. Im Falle der indogermanischen Völker heißt dies, daß dort Kultur entstand, wo eine rassenreine nordische Oberschicht einer ebenfalls reinen aber fremdrassigen Unterschicht aufgelagert war. Die durch die Vereinigung verschiedener gegeneinander noch rein erhaltenen Rassen in einem Volkskörper entstehende „Spannung" löst in der nordischen Rasse das Aktivwerden der „Führereigenschaften aus und gibt den Anstoß zur Kulturentwickelung. In Ländern mit Verhältnissen reiner nordischer Rasse werden dagegen diese Eigenschaften mehr oder weniger untätig schlummern, sie werden aber doch von Keim zu Keim als Anlagen weitergegeben, worin der „Wert" so zusammengesetzter Völker ruht. In dieser Anschauung findet der von mir vorgebrachte Einwand seine Lösung, daß etwa Skandinavien, Schottland und Nordwestdeutschland die am stärksten „nordischen" Länder Europas eine wenig tätige Rolle in der abendländischen Kultur gespielt haben.

Von der positiv bewerteten Rassenschichtung unterscheidet nun Günther die Rassenmischung, also das Zusammentreffen der Rassen nicht im Volk sondern im Individuum. Rassenmischung bewertet Günther im Hinblick auf die Kulturentwickelung negativ, sie ist ihm das Zeichen des beginnenden Kulturverfalls, indem sie ein Schwinden der nordischen Rasse und ein Überhandnehmen der anderen weniger schöpferischen Rassen mit sich bringen soll. Hier ist nun folgendes zu beachten: Rassenmischung ist ja nichts anders als in gewissem Sinne eine Rassenschichtung im Individuum, denn da sich die Rassenmerkmale zweifellos mendelnd, d. h. unabhängig voneinander vererben, so treffen in dem Kinde verschiedenrassischer Eltern zwei Rassen ganz ähnlich zusammen, wie in einem Volk, wo sie sich an verschiedene Individuen verteilen. Daher entsteht in dem betr. Individuum dieselbe innere „Spannung" die den Stachel zu schöpferischen Leistungen bildet, wie im rassengeschichteten Volk. Wir lesen deshalb ganz folgerichtig bei Günther im Kapitel „Schöpfergeist und Rasse": „Spannung, Auseinandersetzungen, Überwindung erzeugen die großen geistigen Schöpfungen, und eben beim rassisch gemischten Menschen ergeben sich mehr Möglichkeiten zu Spannungen und Auseinandersetzungen als beim reinrassigen Menschen." Ein gewisser Widerspruch mit der vorher erwähnten negativen Bewertung der Rassen-

mischung ist hier nicht zu verkennen. Er beweist wieder die von mir schon früher hervorgehobene verhältnismäßige Unabhängigkeit vieler seelischer Vorgänge von den Rassenmerkmalen. Man kann zwar ein gewisses Optimum an Rassenmischung als Bedingung für kulturelle Höchstleistung ansetzen, dessen Überschreiten ein Umschlagen ins Negative herbeiführt. Trotzdem wird darin nicht die vollständige Bedingungsreihe für die Kulturvorgänge als Geschehnisse einer großen seelischen Einheit liegen können. Diese Bedingungsreihe muß tiefer im Geistigen selbst verankert werden. Denn es kommt zum Schlusse bei Günther darauf heraus, daß Kultur eine phänotypisch, also durch individuelle nicht vererbbare Erwerbung bedingte Erscheinung sei. Demgegenüber scheint es doch wahrscheinlicher, daß Kultur auf geistigen Mutationsvorgängen (um die Sprache der Vererbungslehre zu sprechen) ruht, die als den Rassenphänomen wesentlich gleichartig, sich über diese lagern.

Ausgehend von der Tatsache der immer weiter fortschreitenden Rassenmischung erhebt nun Günther die Forderung: Sorgt für einen rassereinen Kern nordischer Menschen. Das soll nicht heißen die übrigen Rassen zu verdrängen, denn Rassenschichtung muß ja im Interesse der Kultur erhalten bleiben, aber es soll heißen auf den Faktor zu sorgen, der das Hervorgehen schöpferischen Menschentums vor allem verbürgt. Bei den Deutschen hält Günther es noch für möglich die nordische Rasse zu erhalten, deshalb wendet er sich an sie vor allen Andern und wirbt unter ihnen für seinen Gedanken.

Alfred Pomarus

Anton Sanker, Abseits. Brenner-Verlag, Innsbruck 1925.

Auf Anton Sanker sei nachdrücklich hingewiesen als auf einen Dichter und Denker, der durchaus — und nicht allein der auffälligen Originalität seines Werkes wegen — einzigartig ist, und der eigentlich Aufsehen machen müßte, wenn Aufsehen durch eine geistige Persönlichkeit (und zu ihr) in diesen Zeitläufen überhaupt möglich wäre.

Ich habe noch nie eine so rein denkerische Lyrik gelesen. Man neigt im Allgemeinen zu der Annahme, daß der Arbeitsprozeß des Denkers sich nur in der dialektischen Prosa oder im Epischen vollziehen könne, in einer leidenschaftslosen, untragischen Sphäre, im umfänglichen und breiten Aufrollen eines Problems, im Für- und Widerspiel der Erwägung, im klaren Abwägen eines Gedankens usw., und daß die Sprache es so haben will. Dialektik gegen Lyrik. Aber es scheint eine Lyrik des Denkens zu geben. In Sankers „Abseits" beispielsweise finden sich nur wenige typisch gedankenlyrische Zeilen — nämlich wo der Gedanke unmittelbar aus dem Wort wächst, der Einfall des Wortes zuerst da war, das Wort aber wieder durch den Gedanken fixiert wird und so fort — und überhaupt keine Zeile, die ihren Ursprung im benachbarten musikalischen Element hätte. Und doch tritt das gedankliche Werk des Dichters in allen Strophen, in jedem Wort, ja schon in der Anlage und Gliederung des Buches deutlich hervor und der Gesamteindruck ist der eines symphonischen Klanges. Sanker lebt, da er im eminentesten Sinne Lyriker ist, als Denker durchaus in der Sprache und gestaltet souverän aus ihr: die Sprache ist für ihn Ausdruck und Mitteilung zugleich. Er ist Sprach- und Denkkünstler in einem. (Wobei der denkerische Ausdruck den lyrischen so oft überwiegt als gegenständliche Aussagen gemacht werden, d. h. so oft Meinung und Gedanke vor das Hintergründige der Sprache treten, so daß in solchen Fällen die Sprache wirklich im Hintergrund und nicht Urgrund ist. Äußerlich ist das an den wundervollen Sprachhärten spürbar, die besonders den

längeren Gedichten Santers anhaften.) Dabei ist Santer — trotzdem er so ganz besonders und original ist — nicht vielleicht im nur-denkerischen Sinne ein Original. Im Gegenteil, das Santersche Element, die Santersche Welt findet sich in der ganzen zeitgenössischen Lyrik wieder, soweit sie von wirklicher geistiger Aktualität ist. Es ist das religiöse Problem mit seinem ganzen Komplex von Zweifeln und Fragen, das heroische Ringen des Geistesmenschen mit seinem raffiniert geschulten Intellekt. Die Santersche Lyrik ist ganz unbedingt aktuelle Lyrik, und an Beispielen wie Santer wird für Augenblicke der schwierige Weg klar, den der Mensch dieser Zeit gehen muß, unserer Krisenzeit, an deren Eingang Dostojewski steht. Aber in Santer äußert sich dieses geistige Ringen mit einer solchen Entschiedenheit, mit so zwingender Gewalt und Intensität, daß seine Lyrik als fraglose Einzelerscheinung neben der mehr chorischen Naturlyrik des Nachexpressionismus steht.

Auf das gedankliche Werk des Lyrikers sei hier des näheren nicht eingegangen denn es läßt sich in seiner Vielfalt im Rahmen einer Buchbesprechung nicht beschreibend erledigen. Dies umsoweniger als ja das lyrische Werk an und für sich dem Stoff nach nicht kritisch erfaßbar ist und ebenso variabel und perspektivisch ins Unendliche geschichtet wie jede einzelne lyrische Zeile. Nur der große Ruf des Werkes sei betont: wie selbst an der Architektur eines Vierzeilers das Riesengefüge des Ganzen hervortritt.

Otto Basil

August Vetter „Kritik des Gefühls". Verlag Kampmann und Schnabel, Prien am Chiemsee, 1923. Preis M. 10·—

Schon der Titel des Buches ist ein Hinweis auf Kant. Wie dieser in seiner K. d. r. V. die Antinomie des Denkens, so will hier August Vetter die „Ambiralenz des Gefühls entwirren. Nach der Lehre Kants hat der Verstand mit seinen Kategorien nur auf Erscheinungen der empirischen Wirklichkeit Anwendung zu finden. Wo er dieses, sein naturgegebenes Feld verläßt, wo er transzendent wird, verwickelt er sich in Widersprüche mit sich selbst. Er statuiert ein Absolutes, während alles Empirische und Erkennbare im Relativen gefangen bleibt. Ebenso wie der Verstand — behauptet nun Vetter — hat auch das Gefühl sein natürliches und relatives Gegenüber und ebenso wie jener gerät es in einen verhängnisvollen Konflikt mit seinen eigenen Grundlagen, sobald es ausschweifend ins Absolute drängt. Die typische Form dieses Gefühlskonfliktes, der Ambiralenz des Empfindens, auf der alles, was wir Gewissen, Schuld usw. nennen, beruht, spricht sich in dem Satz aus: Ich will und ich will auch nicht. Die Aufgabe der Gefühlskritik wird daher die sein, nach dem Beispiele Kants, der das absolute Wahrheitsprinzip des Verstandes ausgeschaltet hat, das absolute Wertprinzip der Moral auszuschalten und so den Trieb auf sein natürliches Objekt, das erotische, weibliche Komplement, zurückzuführen oder, um in der Sprache der Psychoanalytiker zu reden, die Verdrängung abzureagieren. Die Schuld, das ethische Urproblem, wird dabei genau wie der Irrtum, das logische Urproblem, als ein innerhalb des psychischen Lebens auflösbarer Konflikt betrachtet.

Die Trübung des reinen Triebes zur ambiralenten Unschlüssigkeit ergibt sich aus der Vermengung des unmittelbaren Gefühls mit dem Intellekt. Im „klassischen" Gleichgewichtszustand bestehen Vernunft (Wissenschaft) und Gefühl (Kunst) unvermischt und reibungslos nebeneinander. Der barocke romantische Geist jedoch wirft beide zusammen und führt eben so zur Disharmonie.

In drei umfangreichen Kapiteln sucht Vetter die Auswirkung dieser Ambiralenz klarzulegen. Der Übersichtlichkeit wegen beginne ich hier mit dem dritten, der „Kritik der Geschlechtswerte", weil das Erotische überhaupt im Zentrum des ganzen Werkes steht.

Die geschlechtliche Polarität von Mann und Frau bringt den klassischen Gegenwarts- und Gleichgewichtszustand am reinsten zum Ausdruck, und zwar ist dieses Verhältnis natürlich so bestimmt, daß der Mann dem Weib als das wollende Prinzip gegenübersteht. Verliert er diese, seine ursprüngliche naive und selbstverständliche Position, wird er triebunsicher, indem er auf sein Gefühl reflektiert, so verschiebt sich das Gleichgewicht. Aus dem „vaterhaften" wird der „sohnhafte" Mann und dementsprechend aus dem „töchterlichen" das „mütterliche" Weib. Dieses wird nun gleichzeitig begehrt und abgelehnt, die Ambiralenz macht sich geltend. Der Trieb bricht auseinander in eine diesseitsflüchtige Madonnenverehrung und eine dem bordellmäßigen Geschlechtsbetrieb hingegebene Sexualität. Schließlich wachsen die Pole nach beiden Richtungen hin immer näher an ihre absoluten Extreme heran. Das Madonnenbild verliert den weiblichen Charakter, weil sich der triebflüchtige Mann am Ende gänzlich vom natürlichen Partner ab-, dem eigenen Geschlecht (Homoerotik) und im äußersten Fall der eigenen Person (Autoerotik) zuwendet. Gott ist sonach nichts anders als das ins Männliche, Unsinnliche und Ideelle verkehrte weibliche Liebesobjekt des Asketen, die Religion wird zur geistigen Kehrseite der Päderastie und Onanie.

Nach diesem Schema betrachtet der Verfasser die päderastische Neigung des platonischen Griechentums als eine Übergangserscheinung aus der klassischen Heteroerotik zur christlichen Askese. Andererseits soll sich wieder in den sozialistischen männerbündlerischen Bestrebungen unserer Gegenwart die Rückkehr aus der Autoerotik des Christentums über die Homoerotik zur Zweigeschlechtlichkeit ankündigen.

Wie diese erotischen Kategorien mit den gesellschaftlichen zusammenhängen, wie jedem dort aufgestellten Begriffspaar ein soziologisches entspricht oder entsprechen soll, wird aus dem Buch nicht immer klar. Einmal werden Staat und Kirche als Komplementärerscheinungen eines einzigen Ambiralenzzustandes gedeutet, so daß jener als vom Gefühl infizierte intellektuelle Bildung, diese umgekehrt als vom Intellekt verdorbene Gefühlsbildung auftritt, dann wieder wird behauptet, der Staat sei das Produkt der homoerotischen, die Kirche jenes der autoerotischen Einstellung, die aber doch beide, wie wir eben früher gesehen haben, zeitlich aufeinander folgen sollen. Die erstgenannte Darstellung dürfte wohl allgemein mehr einleuchten, und die Art wie der Verfasser aus der ambiralenten Polarität die Begriffspaare Staat-Kirche, Westen-Osten, Sinnlichkeit-Sittlichkeit usw. ableitet, hat zweifellos etwas Großartiges an sich.

Auf ästhetisch-künstlerischem Gebiet endlich finden die beiden Extreme, die im soziologischen Problemkomplex als Politik und Religion charakterisiert sind, in Ägyptik und Gotik ihre beiläufigen Entsprechungen; dort die Überbewertung des räumlich Objektiven, hier die Hypertrophie der subjektiven Zeitlichkeit. Und wie die ägyptische Kultur in der griechischen Antike schließlich ihre klassische Lösung findet, indem das exaltiert Räumliche durch Einführung der organischen Bewegtheit relativiert wird, so gelangt die gotische Tendenz umgekehrt durch Objektivation (d. h. Verräumlichung) des Zeitlich-Seelischen in der Musik des 18. Jahrhunderts zum Gleichgewicht. — „In der klassischen Tonwelt Mozarts findet sie (die Musik) schließlich die natürliche Unmittelbarkeit des Ausdruckes und kommt so zu einer harmonischen Sinnlichkeit des Geistes, die der griechischen Sinnlichkeit des Körpers ebenbürtig

ist." — Wie an den rhythmischen Wechsel von Heteroerotik und Autoerotik, so glaubt der Verfasser auch an eine sich immer wiederholende Ablösung der plastischen durch die musikalische Gestaltung und umgekehrt. Das allmähliche Absterben der musikalischen Schaffenskraft hätte somit das Emporkeimen einer neuen Periode der sehsinnlichen Künste zur Begleiterscheinung. Aus der Tatsache etwa, daß die jüngere Kunst aus der absoluten Musik wieder ins Sichtbare und objektiv Faßbare drängt und ebenso aus der „kubischen" Tendenz des Expressionismus, schließt Vetter auf die herannahende Wiedergeburt des antik klassischen Gestaltungswillens. Alle barocken und romantischen Bildungen sind geradeso wie die sexuellen Perversionen, wie Politik, Religion, Kirche usw. lediglich pathologisch zu bewertende Verdrängungsphänomene, Manifestationen der Gefühlsambiralenz.

Dem Beurteiler macht das Buch größte Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zur Pflicht. Wahres und Falsches, erleuchtende Einsichten und groteske Verstiegenheiten sind hier so eng durcheinandergewoben, daß es oft sehr schwer wird den Knäul zu entwirren und die Böcke von den Lämmern zu sondern. Jedenfalls muß anerkannt werden, daß Vetter die schärfste Witterung hat für das Wesentliche im Problemkreis unserer Zeit, und schon das allein läßt ihn als Philosophen unbedingt gerechfertigt erscheinen. Die das ganze Werk erfüllende Ahnung, daß erstens im Erotischen das eigentliche Kernproblem steckt und daß zweitens die rücksichtsloseste Selbstkritik des erkennenden und empfindenden Subjektes Hauptaufgabe der heutigen Philosophie ist, trifft zweifellos ins Schwarze, und ihre Richtigkeit kann auch die gewiß vollkommen verfehlte, von Freud und seiner Schule übernommene psychoanalytische Methode nicht beeinträchtigen. Übrigens läuft die Psychoanalyse selbst in ihm, von den Freudianern allerdings niemals bemerkten ethischen Kern auf nichts anders hinaus als auf das Selbstopfer des intellektualisierten Ich, das auch die Religion als höchste Sühneleistung fordert.

Alle wesentlichen Mängel des Buches lassen sich auf einen einzigen zurückführen, nämlich auf das hartnäckige Behaupten des psychologischen Standpunktes. Es bleibt jedem natürlich unbenommen, eine Psychologie der in Frage stehenden Phänomene aufzustellen, aber mit einer solchen Beschränkung begnügt sich Vetter keineswegs, vielmehr behandelt er den genannten Komplex überhaupt als eine rein psychologische Angelegenheit. In dem engen Rahmen der Psychologie kann sich jedoch eine Weltanschauungsphilosophie niemals ausleben, und so ergeben sich aus der gewaltsamen Hineinzwängung Konstruktionen, deren Absurdität man oft kaum für möglich hält. Nur dem metaphysisch blinden Auge vermischen sich Religion, Sittlichkeit, sexuelle Perversität und andere neurotische Erscheinungen zu einem homogenen Entartungskreis. Die tiefen Beziehungen, die zwischen all diesen Phänomenen bestehen und die aufgezeigt oder wenigstens angedeutet zu haben, Vetters unbestrittenes Verdienst ausmacht, sollen gewiß nicht in Frage gestellt werden, aber aus ihnen folgt noch lange keine qualitative Identität, so daß also z. B. das religiöse und metaphysische Bedürfnis als pathologische Störung der barocken Psyche gebrandmarkt und der Päderastie beiläufig gleichwertig erachtet werden dürfte. Man kann dem Verfasser den Glauben an derartige Ungeheuerlichkeiten wohl kaum ernstlich zumuten, in seinem Buch aber stehen sie schwarz auf weiß und sind auch nur die folgerichtigen Ergebnisse seiner pathologischen Gewaltkonstruktionen.

Trotz seiner dogmatischen Parteinahme für das Klassische ist Vetter selbst durch und durch Romantiker und Barockmensch. Gerade das gibt seinem Werk, das zwar in keiner Weise eine Lösung sein kann, aber mit ungeheurer Dynamik der Lösung

zudrängt, den bedeutenden Reiz. Der aufmerksame und verständnisvolle Leser muß die Überzeugung gewinnen, das hier ein ganz eminenter Kopf am Werke war, ein Denker, der Hervorragendes leisten wird, wenn es ihm gelingt, von seinem, mit metaphysischen Energien geladenen geistigen Ich die psychologische Zwangsjacke abzustreifen.

Erwin Reisner

Zeitschrift für Deutschkunde. In Verbindung mit E. Ermatinger, H. A. Korff O. Lauffer, A. Ludwig, herausgegeben von Walther Hofstädter. Verlag B. G. Teubner, Leipzig Berlin.

Sie ist uns wohl schon von langem her ein lieber Gast in Siebenbürgen (sie steht im 40. Lebensjahre), aber es ist wohl an der Zeit, sie auch an dieser Stelle als eine der Unserigen zu begrüßen. Ursprünglich unter dem Titel „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" fand sie Eingang in Lehrerkreisen, um dann später unter Walther Hofstädters umsichtsvoller Leitung mit weiter gesteckten Zielen und in zeitgemäßer äußerer Umformung auch Eingang in unseren Herzen zu finden. Heute erleben wir in der Zeitschrift einen Teil jener großen deutschen Geisteskraft, die emsig an der Arbeit ist, ein neues Weltbild zu schaffen. Der auf dem Titelblatt dargestellte Geistesträger der ehemaligen deutschen Renaissance wird aus dem Inhalt der Hefte heraus zum Bannerträger einer sich stets und stets von innen erneuernden Deutschkunde, die voll Leben und Tatkraft den Bildungsgang des Volkes an seiner heranwachsenden Jugend zu erfassen sucht, also dort, wo die Zukunft in das Heute hineinragt. Um dieser Zukunftsarbeit willen sei sie uns herzlich willkommen.

Egon Hajek

Max Scheler: Die Formen des Wissens und der Bildung. (Friedr. Cohen V., Bonn 1925).

Man kann zu Scheler stehen, wie man will, er ist, ohne Zweifel, einer der wenigen lebendigen zukunftsweisenden, im höchsten und besten Sinne, „schauenden" Geister unserer Zeit. — Auch aus der vorliegenden Arbeit — eine Gelegenheitsschrift, Niederschrift eines Vortrags, den er anläßlich des zehnjährigen Stiftungsfestes der Lessinghochschule hielt, wird der philosophisch begabte „Gebildete", wird der synthetisch eingestellte „schöpferische Außenseiter" manches lernen können. — Im wesentlichen gibt Scheler in ihr seiner geschichts-philosophischen Grunderkenntnis, wie er sie in seiner Einleitung zu dem Sammelwerke „Versuche zu einer Soziologie des Wissens" (Duncker & Humblot, München. 1924) bereits prägnant formulierte, nochmaligen Ausdruck: ein Wissen um seiner selbst, um des „Wissens" willen, hat es de facto nie gegeben, und soll es nicht geben. — Scheler treibt Wissenssoziologie, d. h., er betrachtet das Wissen in seiner „Mittelhaftigkeit" (eine der wenigen, glücklichen Wortbildungen O. Spann's.) Es gibt in der Reihenfolge der objektiven Rangordnung drei typische Arten des Wissens: Leistungs-Wissen, Bildungs-Wissen Erlösungs-Wissen. Die Spätgeschichte des Abendlandes habe vornehmlich das Leistungswissen, in der Form der arbeitsteiligen, positiven Fachwissenschaften, gepflegt, die asiatischen Kulturen das Bildungs- und, vor allem, das Erlösungswissen. Jetzt vollziehe sich jedoch der Prozeß der Angleichung, die asiatischen Kulturen werden die europäische (Zivilisations)-Technik übernehmen, wir die asiatischen Formen der Seelentechnik. Die weltgeschichtliche Stunde wechselseitiger Angleichung und Ergänzung sei gekommen.

Unter anderem Aspekt sei auf Max Scheler, und insbesonders auf seine Ideen zur Soziologie des Wissens gelegentlich des näheren eingegangen. Hier nur die eine

Bemerkung: „Groß ist, wer den Geist seiner Zeit erfüllt". Wer, heute, groß ist unter den Geisteswissenschaften, der erstrebt eine „Soziologie der Soziologie", eine Selbst-Erkenntnis und damit auch schon Selbst-Überwindung des rationalen Systembildenden, individualisierenden „Forschens" überhaupt; der strebt zu einer synoptischen Abschlußarbeit, wie sie Hegel, für seine Zeit, in seiner „Phänomenologie" und in seiner „Philosophie der Geschichte der Philosophie" gestaltete.

Was nun Scheler anbetrifft, er ist, ganz ohne Zweifel, mag es ihm, im einzelnen, an letzter Redlichkeit der Gesinnung zuweilen fehlen, wie schon eingangs betont, einer der wenigen großen Denker unserer Zeit.

Kurt Zarek

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Hefte beginnen wir mit der Veröffentlichung der Bilder der bedeutendsten sächsischen Dichter der Gegenwart. Wir lassen uns die Auswahl durch das Werk K. K. Kleins „Ostlanddichter" vorschreiben.

Die Gedichte Georg Maurers sind insoweit bemerkenswert, als sie, die Schöpfungen eines neunzehnjährigen Schülers, uns seit Bestehen der Zeitschrift zum erstenmal Gelegenheit geben, auf einen unbekannten siebenbürgischen Dichter hinzuweisen. Knabenhafte Inbrunst schuf die jungen Verse, die im zweiten Gedicht in der einfältigen Süße eines östlichen Volksliedes erklingen.

*

Zu unserem Preisausschreiben sind viele Einsendungen eingelaufen. Der letzte Einreichungstag ist der 10. April.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Kammermusikabende des ungarischen Streichquartetts Waldbauer-Kerpely: 18. Apr. in Schäßburg, 19. Apr. in Mediasch, 20. Apr. in Hermannstadt, 21. Apr. in Kronstadt.

Vasa Prihoda in Hermannstadt: 24. Apr.; in Kronstadt: 25. Apr.

In Vorbereitung: Eine Tournee mit dem bulgarischen Meistergeiger Sascha Popoff (Begleiter: Hans Szegheö).

Die Tournee der Pianistin Selma Honigberger ist auf deren Wunsch in den Herbst verschoben worden.

*

In diesem Monat stellt unser Kunstsalon in Kronstadt eine Anzahl von Piperdrucken in den originalen Rahmen aus.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR MAI 1926 HEFT 5

Siebenbürgisch-sächsische Gestalten

Von Johann Plattner

Bischof G. D. Teutschs Kirchenvisitation in Reußen

Ich setze mich gerne zu ältern Herrn..... Man kann da immer etwas lernen — sagte ich auf einer Versammlung in Reußen zu dem alten „Fleischer". Eigentlich hieß er Hihn, war aber das sprechende Bild eines Dorf-Fleischers, der er längere Zeit gewesen. Untersetzt, rotes Gesicht, Lebenslust. — Bei mir und von mir kann man schon etwas hören, Hochehrwürden. Auch lernen — nicht Hochwürden, meine ich, fügte er eilends und lose lächelnd hinzu. Seit meiner Kindheit jeden Sonntag auf der Orgel. Als Diskantist, als Adjuvant, als Kirchensänger. Zumal beim Dictum.

Habe viele Predigten gehört. In Reußen hier und in manch anderen Gemeinden der Nachbarschaft. Nie fehlte ich da bei der Eingruß- und bei der Abschieds-Predigt. Und da gefiel mir am besten die des Pfarrers Malmer, als er nach Großau zog. Am Schlusse der schönen, mit noch schönerer Stimme gehaltenen Predigt fing er auf einmal in sanftem, wehmütigem Tone an: Ich habe zwar gehört, daß einige von euch, lieben Stolzenburgern, geäußert haben: Zöge er nur fort, daß wir die Gemeinde richten. Ich kann dazu nichts anders sagen, als: gib o Herr, daß sie die mir so lieb gewesene Gemeinde auch wohl richten! Sie — haben sie gerichtet... Aber der selige Bischof Teutsch... auf der Kirchenvisitation bei uns... Das war eine Predigt!

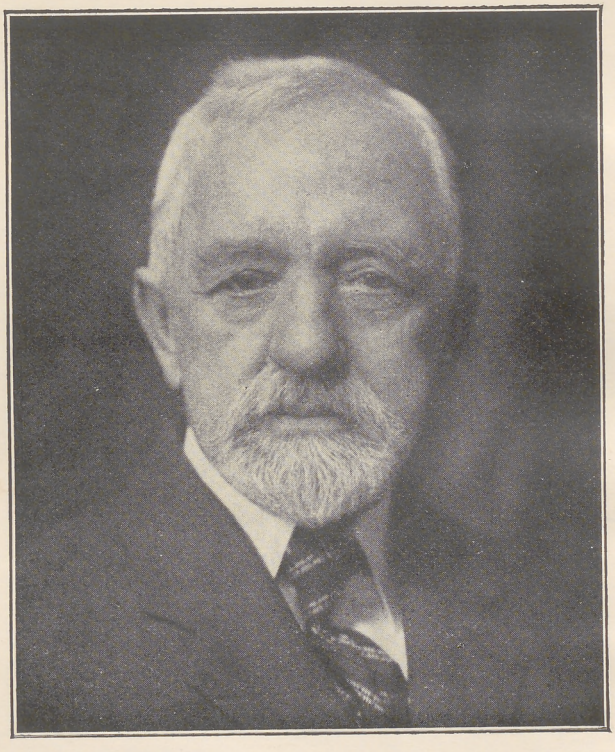
Wehe dir Sodom und Gomorha!.. so fing sie an.

Sodom und Go...?

Ja! Sodom und Gomorha. Sehen Sie nur nach, den 13 Sonntag nach Trinitatis...

Wissen Sie: Unser, der Reußner Ruhm war dazumal kein feiner, wie Apostel Paulus von uns gesagt hätte. Besonders was das viele Trinken anbelangt. Auch sonst....

Dann fuhr der Herr Bischof fort... Bei meinem Eintritt oder, wie der alte Fleischer die Stimme nachahmend, redete: Beu meunem Euntrittt ün düeses Gotteshau-aus erblückte meun Augä dort, an der



Johann Plattner

Brüstung dör schöhnen Orgel... auf der oinen Soitä ain... Schweeert... auf der andern Soitä dü Gärächtigkeut müt dör Wage...

Die ganze Gemeinde hielt den Atem an... Geduckt wegen Sodom und Gomorha, gespannt wegen des Schwertes und der Gerechtigkeit, die die meisten Reußner noch gar nicht geachtet, ja nicht einmal recht gesehen hatten...

F=wooh üst das Schweee=rt? F=wooh üst das Schweee=rt... Ich wollte mich erheben und sagen: dort auf der rechten Seite. Es ist ja auf der linken, verbesserte sein Tischnachbar, der stattliche Schwarz, genannt der Schoster Mächel. Also ... auf der linken, gab der vertiefte Erzähler zu...

F=woo üst das Schweee=rt, das für die Gärächtigkoit sicht, stroitet und vernichnet dü Ungerechtigkoit und Sündä ün düser sonst so staatlich aufgebauten Gemoindä Roißen... So ging das fort, von Anfang bis zum Ende...

Beim Verlassen des Gotteshauses sahen wir uns nur, einer den andern, an, seufzten einmal von Herzen, und ich sagte als Hann und Kirchenvater zu den Umstehenden: Habt Ihr gehört, Ihr Reußner? Recht hat der Herr Bischof.

Die Predigt aber vergesse ich nie.

Cioră cu cioră

Bischof G. D. Teutsch fuhr eines schönen Tages von seiner Pfarre Agnetheln nach Großschenk zu Besuch.

„Wo kehren Hochehrwürden ein?" fragte der Agnethler Fuhrmann kurz vor Großschenk. „Auf dem Pfarrhof", lautete der Bescheid.

„Aha!" murmelte der Agnethler vornehmlich vor sich hin „cioră cu cioră!" (= Krähe zur Krähe).

Der Agnethler Pfarrer, späterer Bischof Teutsch, hatte lächelnd Verständnis, für die eigenartige... Naivität.

Der Küraſſier

Er war 10 Jahre Küraſſier. War mit bei Magenta, mit bei Solferino.

Schon beim Einrücken war er ein hoher, kräftiger Rekrut gewesen. Jetzt nach 20 Jahren, kehrte er als ein wahrer Hüne heim. Hoch, breit, mit Füßen wie die Mehlsäcke, langem schwarzen, buschigen Schnurrbart, weitschattenden Augenbrauen, daß einen Furcht überlief vor dem Lorenz König, genannt der Spake Lör.

Aber die Wirtschaft des väterlichen Hauses war, nachdem der Vater inzwischen gestorben und der Bruder Honz nicht darnach getrachtet, zurückgegangen.

Man mußte einige Grundstücke verkaufen. Schon damit der große Kürassier-Durst auch Befriedigung finde.

Heiraten konnte er nicht. Ein reiches Mädchen? ohne Wagen, ohne Gespann, mit wenig Grund, — ein armes brauchte er nicht. Die Spaken waren bis auf sie, die zwei Geschwister, unter den Ersten gewesen. In naher Verwandtschaft mit den reichen Sieverten.

Also gab er den Grund „um die Hälfte". Brauchte nicht zu arbeiten, konnte bequem im Wirtshaus sitzen. Aber das viele „Helf Gott!" half gar nichts und das Geld verlor sich schnell.

Da trat er beim Postmeister in den Dienst. Nicht als gewöhnlicher Knecht, als Postillon.

So einen Postillon hat man selten gesehen. Welch stattliche Figur auf dem Bock der schönen gelben Dilischanz! Wie besorgte er die Pferde, wie kutschierte er, wie klang sein Posthorn! Ein Kürassier verstehts, meinten die Menschen.

Der Hann starb. Schönes Vermögen. Schön eingerichtete Wirtschaft: 4 Zugochsen, 4 Pferde, Milchkühe, Büffelkühe, Schweine, Schafe. Der Spake Lör heiratete die etwas ältliche Witwe im schönen roten Haus.

Nun war er wieder ein Spak. Ein Spak mit Vermögen. Und er widmete sich der Wirtschaft und kutschierte den schönsten Viererzug. Immer nur vom Bock! Mit einer langen herrschaftlichen biegsamen Peitsche. Wie sie trabten, wenn die lange Geißel schnalzte! Ins Wirtshaus ging er nur an Feiertagen. Seine Vorfahren, die alten Spaken, taten auch dies niemals. Schickte sich damals nicht für bessere Wirte. Es sei denn, sie waren im Ortsamt. Die spielten auch nicht „in die Karteln". Nicht einmal zuhause. In diesen, den Karteln steckt ja der Teufel.

Nach Ostern aber, wenn die 3 bis 4 Fässer des eigenen Kellers ausgetrunken waren, besuchte er fleißiger das Schenkhaus. Immer fleißiger. Spielte auch immer häufiger Karten. Das Geld ging. Dieses verfluchte, so gehlustige Geld. Corpo di bacco!

Aber jetzt konnte man Geld machen. Viel Geld. Durch Schotter-Übernehmen. Für die neue Straße von 1864 von Großscheuern bis unterhalb Reußen.

„Helf Gott Gevatter. Der Spake Lör übernimmt auch 2 Wagen,

einen mit Ochsen, einen mit Pferden. Komme mit zum Stoß nach Hermannstadt, den Lieferungskontrakt unterschreiben."

Der Spake Lör und mehrere Gevatter unterschrieben. Wie viel stand zu erwarten! Wenn der Kontrakt eingehalten wurde... Lebe hoch! Herr Wirt —!

Zum Schlagen des Schotters brauchte es Geld. Die Zigeuner forderten mehr als früher, denn es hatten mehrere Wirte Lieferungen übernommen. Gesteigerte Nachfrage steigert auch die Preise. Dazu kam, daß die Grube sehr weit abgelegen war. Dort hinten bei der alten Burg. Man mußte die Preise annehmen. Wagen in Stand setzen, kostete auch Geld, des öftern „Stadtfahren" ebenfalls. Eine Kuh nach der andern mußte auf den Markt.

Wie die Zeit der Lieferung nahte, fiel ein lang andauernder Regen, Die Wege wurden schlecht, immer schlechter, unfahrbar.

Der Schotter konnte nicht geliefert werden. Der Stoß verlangte laut Kontrakt Buße. Viel Geld. Und sofort zu erlegen. Der Spake Lör ging zum bekannten Juden K. und bekam Geld zu 60 Prozent.

„Der Intreß" verschlang in kurzer Zeit die Ochsen, die Pferde, zuletzt ein Grundstück nach dem andern. Nur das blieb endlich, was Spake Lör „auf sich hatte". Die Frau starb, bevor auch das Haus auf die „Bang" (Trommel) kam.

Den Juden aber ward er noch immer nicht ganz los. Nicht los auch den gefräßigen Intreß. Oft, oft sah ich den nun alten Spake Lör nach Hermannstadt gehen und dort zum Juden. Vom Juden zum Advokaten, vom Advokaten wieder zum Juden. Maledetto! In schlechtem Schuhwerk, ärmlichem Mantel, verwildertem Schnurrbart, unrasiert, in tiefen Gedanken.

Und vor Kurzem fuhr er noch mit Vieren, mit schönen Vieren, die er vom Bock kutschierte mit einer herrschaftlichen Peitsche.

In der Jugend hatte er auf dem väterlichen Hofe doch etwas nützliches gelernt. Das Zimmern. Denn ein wohlstehender Sachse hat immer etwas zu bauen, zu zimmern.

So half sich nun der Spake Lör mit der Zimmermannsart. Zimmerte für Andere, für die Gemeinde. Stark war er noch immer wie ein Bär. Konnte das Leben fristen, konnte sogar ins Schenkhaus gehen. Wenn — er Geld hatte. Die Leute wußten es aber ganz genau, wann er bei Kreuzern war. Hatte er keine, so ging er ganz entlassen, der Schnurrbart hing, hatte er Kreuzer, so war der Schnurrbart schön aufwärts gedreht und er schritt stolz einher wie — der Küraſſier. Corpo di bacco!

Auch ein Trost

Er war gestorben, der große Trinker, der Zöllner Tin. Der starke Mann aus der Niedergasse. Mit den breiten kräftigen Schultern, der hohen Statur, dem blonden martialischen Schnurrbart, dem schönblonden Lockenhaar. Ein guter Wirt über mittel mit saubersster Ordnung darin. Mitverdienst seiner hochgewachsenen Frau, einer geborenen Ludwig, von einem Preußen aus dem siebenjährigen Krieg stammend, die stets so besondere Reden führte. Man wußte nicht, sollte man sie für gescheit oder für närrisch halten. Immer mußte man aber bei ihnen von Herzen lachen. Die aber, die Zöllner-Ludwig, lachte nie, blieb immer ernst. Nur ein leises, leises Wie-Lächeln zog durch das beobachtende Auge, glitt über das längliche, schöne Angesicht. Das übrigens fast so rotgefärbt war, rot von Lebenslust und Lebenskraft, wie das ihres starken Mannes.

Und wie war dessen Stärke groß. Sodaß keiner aus der Gemeinde wagte, mit ihm anzubinden. Schon wegen der so gewaltig blickenden schönen Blauaugen. Sodaß er einmal in Reußen, zusammen mit dem festen Bruder Thomas, nach einem weinreichen Mählchen heimkehrend und unverhofft in Händel geraten, die Reußner des ganzen Gassenendes rechts und links in die Straßenschanze warf. Und in Reußen heißen nicht nur viele Hihn, sondern es sind dort auch manche Hünen! So stark war dieser Zöllner Tin, daß er einmal, dort, beim Wassider Wirtshaus, vom Marktschelker Jahrmarkt heimreitend, zufällig eine Balgerei von berittenen Stolzenburger Amtleuten mit kecken ungarischen Guts-Birischen erblickend, sofort hineinsprengte, einen Birisch am Kopfhaar packte, ihn vor sich auf den Sattel legte, durchwalkte, wieder wegwarf und, wie wenn nichts geschehen, weiter ritt. Nur die blutenden, vom Haupthaar zerschnittenen Hände, mußte er an der Mähne des Pferdes lange abwischen.

Besonders stark war er aber im Weintrinken. Trank ihn wie Wasser. Ohne Aufsehen, ohne daß man es ihm ansah. Bis auf das schön rote Gesicht. Immer schön rot.

Jetzt aber war er gestorben. Auch den Starken kommt die Zeit. Er starb aber auch „vor Altem", wie der Marpoder sagt. Große „Leichenversammlung" im Hof. Alles in der so feierlichen weißen sächsischen Kirchentracht. Am Sarge die hochgestaltete Frau, ganz ernst vor Trauer und Leid. Zur Linken die Schwägerin „von nebenan", zur Rechten der einzige Sohn, etwa 18jährig, schön wie Adonis.

Wie wehmutsvoll erklang der Todgesang:

Die auf der Erde walten,
Die Sterblichen sind Staub —

wuchtig geführt von dem Adjuvantenchor, kraftvoll gesungen von hellen Weiber-, von lungenvollen Männerstimmen, die sich so innig der ergreifenden Weise hingaben, daß die dort hinten vor dem Scheunentor an jedem Zeilenende mit etlichen Takten nachschleppten.

Pause für „die Klage" nach dem Abschiednehmen der Nächsten.

Wie konnte aber diese Zöllnerin jetzt erst ihre Worte setzen. Wortperle auf Wortperle, Herzensrührung an Herzensrührung: „Habe auch Dank, lieber Tin, für das Viel-Wenige, das du uns gelassen... den gekrönten Hof mit Haus, Stall, Scheune und schönem Garten — — die vielen guten, lieben Worte, die du mir gegeben... die treue, fleißige Arbeit in Haus und auf dem Feld... Überall ist etwas da vom Segen des Herrn" — Sie bleibt heute einmal ganz ernst, die Arme, dachten die Zuhörer bei sich. — „Im Stall, in den Kästen, den Truhen — — nur in den Gefäßen im Keller, Tin — — ist kein Segen mehr vorhanden —" Die Weiber hielten das Knüpftuch vor den Mund und heuchelten Weinen, die „Monzemen" zogen Brauen und Lippen fest zusammen, viele bekamen plötzlich den Husten — — „denn du wolltest ihn ja ‚allen' trinken, Tin — — auch all den, der sonst noch auf dieser Welt ist"... Schneuzen und Husten bei allen Leidtragenden — — „Aber tröste dich Tin — — es ist ja doch noch davon geblieben — — für die Andern, Tin, Tin."

Der Prediger trat vor zur Trauerrede sonst hätte das Geschneuze und Gehuste bedenkliche Formen angenommen: Fürchtet euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, denn was der Mensch säet, wird er ernten... Tieftrauernd folgten sie dem Sarge zum Friedhof. Tieftrauernd vor Allen die hochaufgerichtete, im Herzen gebeugte und auf dem Gange von Zeit zu Zeit klagende Witwe, immer so klagend, daß man nicht recht wußte, ob so, oder so: „Tin—Tin."

Das stirbige Bierglas

„Sie Kellner! Das Bierglas ist ja stirbig" rief Apotheker Schafer Hanni von Sächsisch-Regen dem Herbeieilenden Ganymed verdrießlich zu an der langen, mit Bürgern besetzten Weintafel im „Ballhaus", sonntags nach dem Mittagmahl.

„Lassen sie nur, Herr Schafer! Mich geniert solches nicht", sprach

sein fremder Nachbar zur Rechten, setzte das Glas an den Mund und trank es auf einen Zug aus.

„Det imponiert mer" — erzählte mir später Schafer Hanni..

„Met wiem hun ech de Ihr?".

„Aich bä der Pfarr L. vu Warmesch."

„. Det imponiert mer weder" fuhr der Hanni fort. „Weil es auch Sonntag war... Und... er hat mir ganze 3 Tage und 3 Nächte so imponiert, der Pfarrer L. Mit seiner unerschöpflichen Trinkfestigkeit und seinem witzigen Wesen... Er selbst lacht dabei nie, selbst aber zerbirst du vor Lachen. War die Trink-Nacht vorüber, so begleitete er mich bis zur Apotheke. „Herr Schafer, sai hu jo en Carminativa?" Nach einigen Stampeln begleitete ich ihn wieder ins Ballhaus und — der Versch fing von neuem an. Nie merkte man ihm an, daß er getrunken. Die ganzen drei Tage lang.

So viel aber habe ich selten getrunken, nie so viel gelacht.

Doch — kommt der Pfarrer L. wieder an meinen Tisch, so nehme ich mir beide Beine in die Tasche und laufe, laufe, was ich kann."

Gedichte von Heinrich Zillich

Der Abendstern

O ihr umdunkelten Augen,
die plötzlich ein Stern durchdringt!
So horcht ich als Kind im Dämmern,
ob Vater am Tore schon klinkt.

Vom Felde das Singen der Knechte
schlug wie Peitschen ums Haus.
Durch alle Stuben stampfte
des Ahornbaumes Gebraus.

Die Wände schlossen mich enger.
Ich saß als Häschen im Bau.
Am Fenster klopften und kratzten
die Finger der Hexenfrau.

Mein Haar flog empor von den Wangen.
Ach, wär ich doch immer brav!
Wir fressen dich! — knirschte im Winkel
der Wolf und das Schwarze Schaf.

Der Vorhang sprang ins Zimmer,
umwand mir Aug und Ohr.
Da dröhnte unten zur Rettung
Vaters Schlüssel im Tor.

Und wie nun Helle nahte,
die Mutter mit Wort und Schritt,
es war wie heute abend:
Stern, der ins Auge glitt.

Da brummte der böse Ahorn,
ein guter Onkel, zur Ruh.
Und Fenster und Vater und Sandmann
sagten mir Du.

Abschied

Die Lippen geöffnet zum Abschied den Städten,
rauschend hinaus auf rauschender Fracht,
stürzend den Blick von den sprühenden Ketten
der hohen Laternen ins Dunkel der Nacht,

grüß ich noch einmal zurück in die Tore:
Ermattet von Küssen, Geliebte, ich geh!
O zieh dir die Decke empor bis zum Ohre
und hör wie aus Muscheln das Summen der See.

Im Haar, deiner Haare Weizengewitter
schwang immer Geruch von Winden und Meer.
Ich aber sah das Feld und den Schnitter,
der Berge Schatten, wandernd und schwer.

So fremd im Vertrautsein der Augen und Züge!
Mich kettet nicht wieder dein Mund und dein Haar
und wär deiner Lippen gebärende Lüge
von meiner dreifach befruchtet und wahr!

Ich fahre und schwinde hinaus in die Hellen,
umragt zu ragen aus Quelle und Grund.
Du hör wie aus Muscheln das Summen der Wellen.
Es ruft dich zur Heimkehr ihr salziger Mund.

Vergiß mich, vergiß mich! und sinke nieder,
die Flügel gebreitet, du Vogel, am Strand,
meerwärtsgewandt, und ruf mich nicht wieder.
Mich rief es in Berge, in Wälder, ins Land!

Die kunstgeschichtliche Stellung der rumänischen Denkmäler Siebenbürgens

Von Dr. Coriolan Petranu
Professor der Kunstgeschichte an der Universität Cluj (Klausenburg)

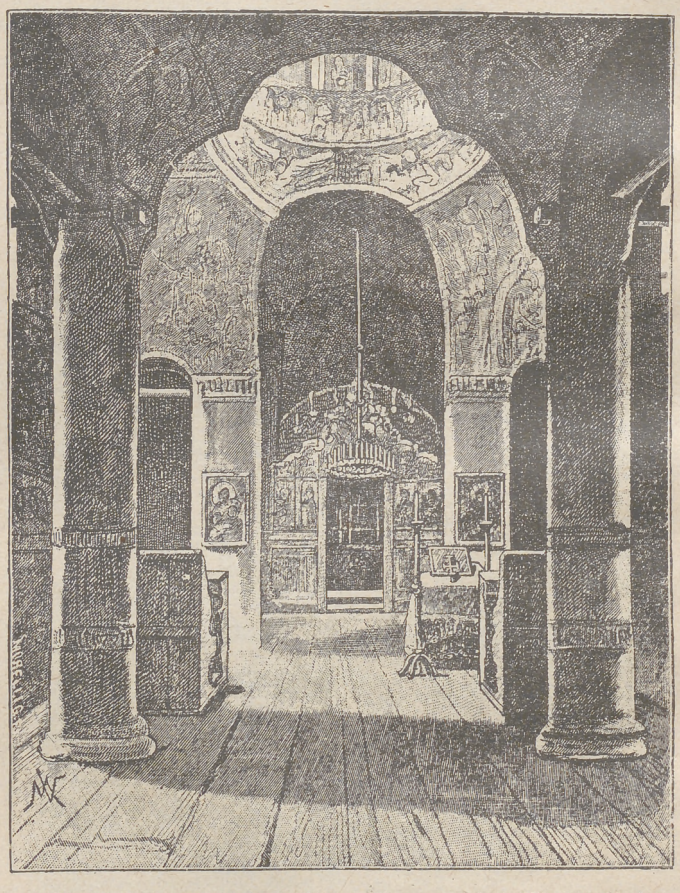
Die kunsthistorischen Denkmäler der Siebenbürger Rumänen sind den meisten Fachleuten des Abendlandes unbekannt, da noch keine



1. Kirche von Demşuş (Hunedoara) XII.—XIII. Jahrhundert (Klischee Háry)

Monographie vorliegt. Sie wurden bisher auch zu wenig erforscht. Das, was von den Ungarn darüber geschrieben wurde, beschränkt sich auf eine lückenhafte und zum Teil ungenaue Topographie und auf Artikel oder kurze, vorübergehende Bemerkungen, es fehlen aber auch

einige objektive Äußerungen nicht. So spricht Sendreiz von „einem neuen Element durch die byzantinischen Formen und durch die Holzarchitektur", Groh von „einigen einheitlichen Kunstwerken, um welche wir im Auslande beneidet werden", Lyka von „einem andern Kunstcharakter", Gyárfás von „einem neuen Kapitel in der ungarischen Kunst-

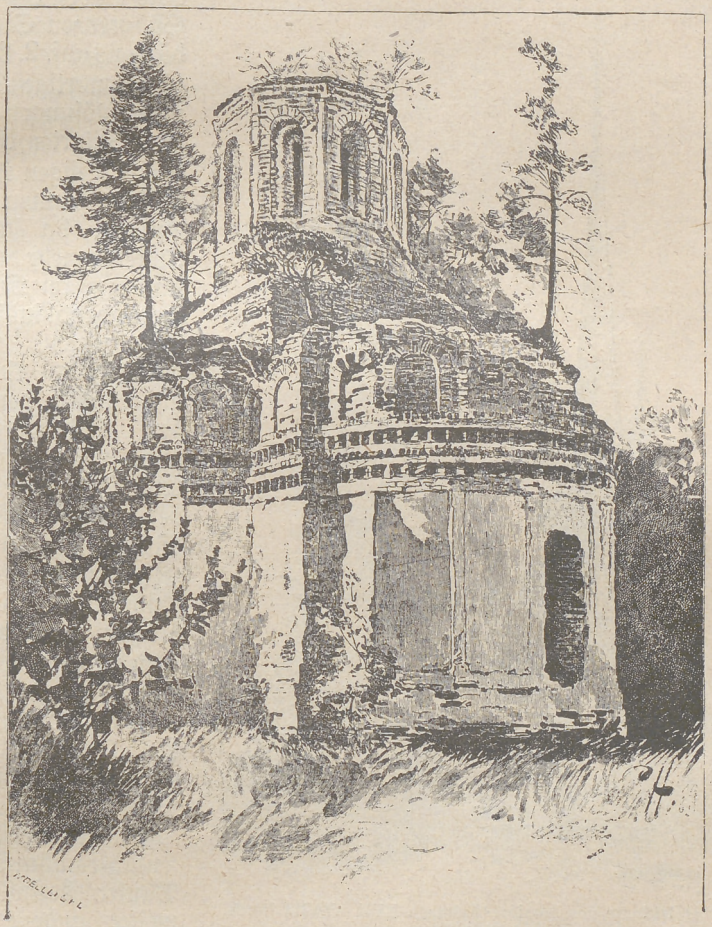


2. Die Kirche von Hunedoara, XIII.—XV. Jahrhundert (Klischee Melka)

geschichte". Zu diesen Äußerungen sollte man die außerordentlichen Lobsprüche von Gabriel und Ladislaus Szinte und von deutscher Seite jene des Architekten Schulz betreffend die rumänischen Holzkirchen hinzufügen.

Die kunstgeschichtliche Rolle der siebenbürgisch-rumänischen Denkmäler wurde vom Verfasser in einem längeren Aufsatz, der in deutscher Sprache bald erscheinen wird, eingehend erörtert. Es sollen hier nur die Schlußergebnisse den sächsischen Lesern kurz mitgeteilt werden. Diese

Denkmäler tragen fast ausschließlich kirchlichen Charakter (die Volkskunst weltlicher Bestimmung wird hier nicht behandelt) und lassen sich in folgende Gruppen einteilen: 1. Stein- und Backsteinbauten. 2. Holzbauten. 3. Wandmalereien. 4. Ikonenmalereien und kunstgewerbliche Gegenstände.



3. Die Klosterkirche von Sâmbăta de sus (Făgăraş) Ende des XVIII. Jahrhundert (Kl. Háry)

Die Bedeutung der Stein- und Backsteinbauten ist einleuchtend: nicht durch Verwendung eines edlen Materials, auch nicht durch neue konstruktive oder dekorative Lösungen, oder durch Monumentalität und besonderen Kunstwert — das war durch die ungünstigen Verhältnisse unmöglich — sondern 1. als Ausstrahlung und Erweiterung des byzantinischen Kunstgebietes von Osteuropa gegen Westen und zwar durch Einführung der Kuppel, des byzantinischen Grundrisses

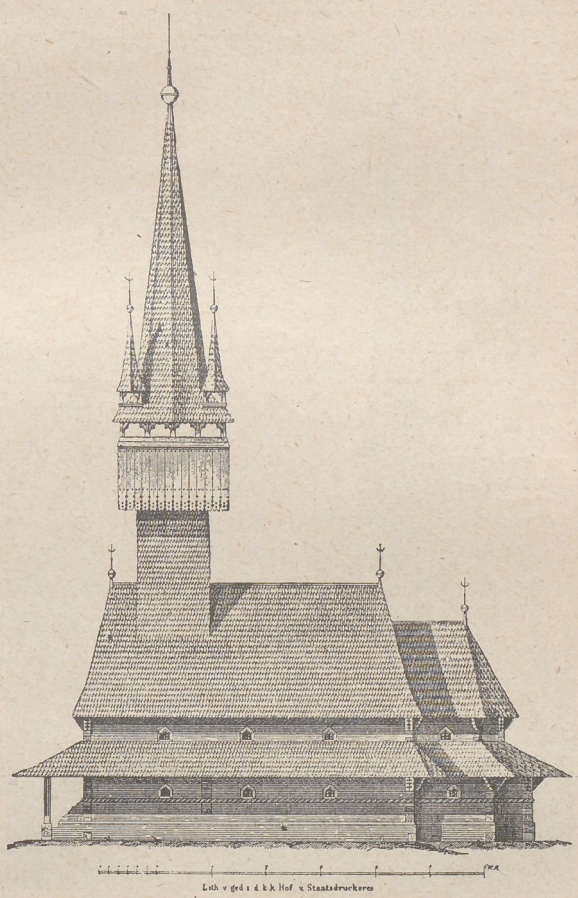
und der byzantinischen Wandmalerei in Siebenbürgen durch Vermittlung der Walachei (Muntenia). Diese drei Elemente sind bei den Siebenbürger Sachsen und Ungarn nicht zu finden; aus diesem Grunde schon spielt der rumänische Kirchenbau Siebenbürgens eine besondere Rolle. Man glaubte nämlich bisher, das byzantinische Kunstgebiet höre an den Ost- und Südgrenzen Siebenbürgens auf. 2. Durch die eigenartigen Kompromißlösungen der zwei Stilarten, die sich in den hiesigen rumänischen Bauten vereinigen, da sie im Inneren mehr byzantinischen, im Äußern mehr abendländischen Stil zeigen. Man sieht: das Aufeinanderstoßen der beiden Stile erfolgte nicht in der Moldau und Wallachei, wo der abendländische Einfluß sich auf Einzelheiten beschränkt, sondern in Siebenbürgen, wo sie parallel nebeneinander auftreten und bald der eine, bald der andere die Oberhand gewinnt. Die von der Walachei eingepflanzten byzantinisch-rumänischen Bauten beeinflußten weiter andere Kirchenbauten der Siebenbürger Rumänen, indem man dem abendländischen Stile auch Platz gewährt hatte und so gingen die Wellen weiter gegen den Westen des Landes.



4. Die Holzkirche von Roşiori (Sătmar). XVII.—XVIII. Jahrh. (Kl. Schulcz)

Sind die alten Stein- und Backsteinbauten seltener und stehen rein künstlerisch denen aus der Walachei und Moldau nach, so sind die Holzkirchen häufiger und künstlerisch meistens höchst wertvoll. Sie sind Vertreter einer vollkommen ausgebildeten, nationalen Holzarchi-

tektur, die ausgezeichnete architektonische Kunstwerke hervorgebracht hat und die nach Schulz in Klarheit und architektonischem Bewußtsein die berühmten norwegischen Holzkirchen übertrifft. Sie sind zum Teil mit den bis jetzt veröffentlichten walachischen und moldauischen Holzkirchen verwandt, den Hauptunterschied bildet die Turmlösung und überhaupt die Einführung des Westturmes in die Konstruktion u. Silhouette des Ganzen. Der Westturm, der Arkadenumgang, die gotische Ausbildung des Turmhelmes, seine Höhe und die Ecktürmchen, sind von den zahlreichen, zum Teile auch heute erhaltenen siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Kirchenkastellen inspiriert. Die Siebenbürger Rumänen übernahmen den sächs. Wehrturm, übersetzten ihn in Holz — mit allen Charakterzügen und Dekorationsmöglichkeiten des Holzes — und verwandelten den Wehrzweck in einen rein künstlerischen. Das Ganze als Bau ist aber nicht gotisch: so der Rundbogen, überhaupt das Fehlen des Spitzbogens, das Tonengewölbe, das Flechtband, die dem griechischen Gottesdienst sich anpassende innere Einrichtung und schließlich die byzantinisch-rumänische Wandmalerei. Von romanischer oder gotischer Kunst kann im Inneren keine Rede sein, eher könnte man das Innere als eine vereinfachte byzantinische Kunst auffassen, soweit sie von einfachen Bauern verstanden und in Holz wiedergegeben werden konnte. Die



5. Die Holzkirche von Seini (Sătmar) XVII.—XVIII. Jahrhundert (Kl. Schulcz)

Entstehung des Typus könnte in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts gesetzt werden; es muß jedoch bemerkt werden, daß innerhalb des Typus sich unzählige Variationen ausbildeten, daß man nicht zwei vollkommen gleiche Holzkirchen in Siebenbürgen findet, was die Inventionsgabe des Baumeisters — einfache rumänische Bauern — lobt. Auch in dekorativen Einzelheiten ist eine große Mannigfaltigkeit vorhanden.



6. Die Holzkirche von Fildul de sus (Cluj) 1726 (Klischee G. Szinte)

Im Inneren sind diese Holzkirchen, wie die älteren Stein- und Backsteinbauten vollständig mit Wandmalereien bedeckt, die ikonographisch und künstlerisch byzantinisch-rumänisch sind, jedoch auch verschiedene volkstümliche, nationale, lokale und moralisierende Charakterzüge aufweisen und zum Teil mit abendländischen Elementen durchsetzt oder — manchmal auch stilistisch ganz abendländisch sind. Man hat den gleichzeitigen abendländischen Wandmalereien Siebenbürgens gegenüber bemerkt, daß ihnen diese Malereien besonders durch die dekorative Wirkung, durch die Resonanz der Farben, durch die volkstümlich klare Darstellung und durch die Einführung einiger neuer moralisierender Sujets, künstlerisch überlegen sind. Auch die byzantinische Ikonenmalerei stand in Siebenbürgen einst in Blüte, doch ist sie durchwegs einfacher: die Gold- und Silbermontierung der Gewänder und des Hintergrundes ist teilweise durch vergoldetes Gips in Flachrelief ersetzt. Die Maler sind walachische, moldauische und

siebenbürgisch-rumänische Pfarrer, Mönche und wandernde Maler. Auch in der Kirchenbuchkunst und in dem kirchlichen Kunstgewerbe lassen sich viele byzantinische Werke und Entlehnungen feststellen. Die Ikonostase, Kreuze, Leuchter, Kelche sind — soweit sie aus Holz geschnitzt wurden — kunstvolle Erzeugnisse rumänischer Bauernhände, die Goldschmiedekunst gehört aber zum größten Teil den Siebenbürger Sachsen, die auch im byzantinischen Stile zu arbeiten fähig waren.

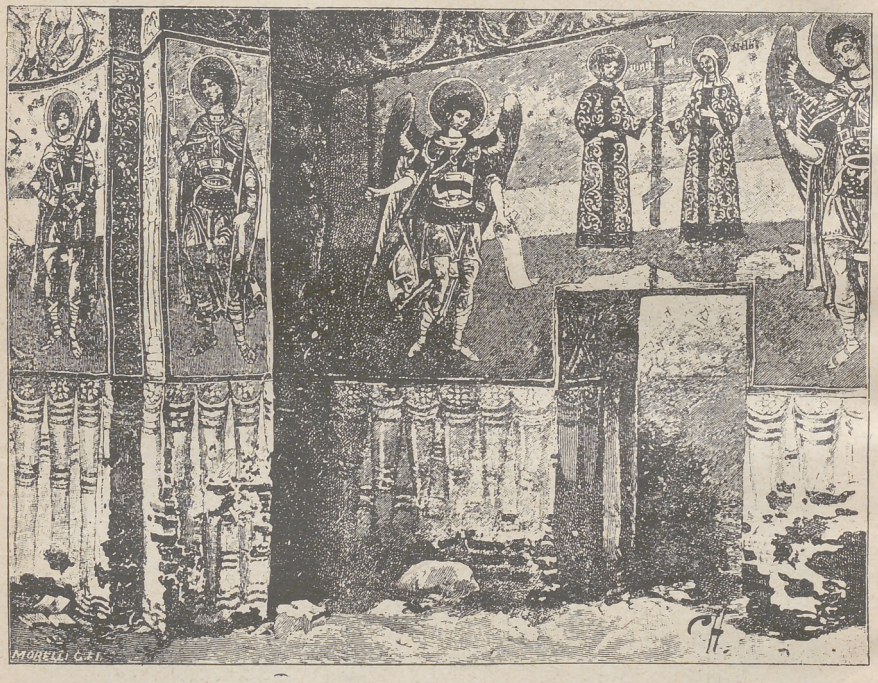
Die kunsthistorischen Denkmäler der Siebenbürger Rumänen fallen in das XIV.—XIX. Jahrhundert (von einigen glaubt man, sie seien aus dem XII.—XIII. Jahrhundert.) Am Anfang des XX. Jahr-



7. Votivbild aus Strei-Sângeorgiu (Hunedoara) aus dem Jahre 1409 (Klischee Szendrei)

hunderts wurde die byzantinisch-rumänische Tradition nach kurzen periodischen Unterbrechungen in die kirchliche Kunst wiederaufgenommen. Der Mangel an Monumentalität, an einheitlicher Entwicklung des Steinbaues, ist durch die historischen Verhältnisse, durch die religiöse und politische Unterdrückung, durch die große Armut der Siebenbürger Rumänen zu erklären, dennoch ist ihre ausnehmende Kunstfähigkeit unleugbar. In der bildenden Kunst können sie vieles der Walachei und Moldau verdanken. Seit den ältesten Zeiten bestanden rege kulturelle, kirchliche, künstlerische und Handelsbeziehungen zwischen Siebenbürgen und den rumänischen Fürstentümern. Von ihnen bekam die kirchliche Kunst der Siebenbürger Rumänen den byzantinischen Kunstcharakter. Die Rumänen und Griechen aus

Mazedonien, die sich in Siebenbürgen niederließen, brachten ebenfalls byzantinische Formen mit. Auch mit Karlowitz, Belgrad und Rußland hatte man Beziehungen, doch scheinen die letzteren geringen Einfluß auf unsere Denkmäler ausgeübt zu haben. Die durch die Sachsen ausgeübten abendländischen Einflüsse hingegen treten den rumänisch-byzantinischen Kunstcharakter beeinträchtigend und modifi-



8. Wandmalereien in der Klosterkirche von Sâmbăta de sus. Ende des XVII. Jh. (Kl. Háry)

zierend auf. Aus diesem Grunde haben die kunsthistorischen Denkmäler der Siebenbürger Rumänen einen Sondercharakter im Rahmen der rumänischen Kunst, aus diesem Grunde darf man mit vollem Recht — wie das Jorga tat — diese Denkmäler in die Geschichte des rumänisch-byzantinischen Kunst-Altrumäniens einkörpern. Es wäre nun eine Pflicht der byzantinischen Kunstgeschichte sie zu berücksichtigen und ihr Bereich durch dieses für sie neue Gebiet zu erweitern. Wenn Strzygowski vor 23 Jahren Kleinasien als Neuland der Kunstgeschichte betrachtete, so könnte man heute von Siebenbürgen als einem Neulande der byzantinischen Kunstgeschichte sprechen.

Panait Istrati

Von Heinrich Zillich

Nicht sein absonderlicher Lebensweg macht uns Panait Istrati schon nach einem Buche — dem Roman: Kyra Kyralina*) — teuer, auch die dichterische Leistung allein nicht, sondern — erfreulicher Gleichklang von Wesen und Ausdruck — die Persönlichkeit des Menschen, die sein Dichten erfüllt, seinen Lebensweg und sein Schaffen als völlig Eines erscheinen läßt. Dieser Eindruck entspringt den 250 Seiten des Werkes ohne Trübung. Von all dem, was in der modernen Epik als Unterton der europäischen Gegenwart mitklingt, von den Problemen, die oft die Rechte der Kunst zu übergreifen drohen, ist hier nichts zu hören. Gleichsam erhaben über die Zeit, aber eingebettet ins Leben ist dies Dichten.

Panait Istrati, Sohn einer rumänischen Bäuerin und eines griechischen Schmugglers, stammt aus Braila. Er lief als Junge in die Welt, trieb sich zwei Jahrzehnte lang in den Ländern des östlichen Mittelmeers umher, war Straßenphotograph, Sandwichmann, Limonadenhändler, Journalist, Diener und manches andere noch. Vor fünf Jahren schrieb er aus einem Krankenhaus in Nizza einen Brief an Romain Rolland und schoß sich darauf eine Kugel in den Kopf. Er konnte gerettet werden in zweifacher Hinsicht, dem Leben und der Kunst. Romain Rolland, durch den empfangenen Brief auf die Fährte des genialen Menschen gelockt, bewog ihn, seine Erlebnisse aufzuzeichnen. Es entstand der erwähnte Roman.

Es wäre für Rumänien sicherlich verlockend, dem Dichter rumänische Züge anzuheften, obgleich schon dessen Sprachverbundenheit mit dem Mutterland so gering ist, daß er seine Bücher französisch schreibt. Noch deutlicher aber ist seine dichterische Welt, die von der heutigen rumänischen in jeder Hinsicht verschieden ist, ein Zeugnis dafür, daß Istrati von einer südlicheren Sonne innerlich bestimmt wurde. Was er erlebte, stellt er dar, und da er im Orient in vielen Berufen immer das Menschliche des Landstrichs erlebte, begnadet von der dichterischen Schau, die durch die Oberfläche zum Wesenhaften ohne Ueberlegung durchdringt, fand er jenes uralte Erbe des Ostens, das uns aus Märchen bekannt ist, deren Weisheit. Gleichsam erhaben über die Zeit — sagte ich — sei sein Dichten, aber nicht durch Verachtung der Zeit, die zur abstrakten Verengung

*) der in deutscher Übersetzung in der Literarischen Anstalt Rütten & Loening 1925 in Frankfurt a. M. erschienen ist.

führen muß, sondern durch jene uns Mitteleuropäern kaum gegebene Selbstverständlichkeit, die das Geschehen in aller Eindeutigkeit sieht und es doch bedeutungsschwer und unglaublich findet. Der kleinste Anlaß reizt ihn, sich ihm zu vertrauen, verführt ihn, einer Nebenfigur nachzugehen und ihre seltsamen Schicksale mitzuempfinden, scheinbar wahllos und ziellos seiner Erzählerleidenschaft zu folgen, die nur ein Stichwort braucht, um neue Zusammenhänge zu entdecken und ihnen zu verfallen, die aber — nochmals sei es betont — eben Zusammenhänge empfindet und den Gegenstand, ohne ihn zu versüßen, mit dem Duft jener Unfaßbarkeit umkleidet, die für den nicht ernüchterten Menschen das Leben selbst ist. So, indem er dem seltsam verstrickten Dasein folgt, innerlich und verhaltend glühend ob des Wunders, findet er ebenso leicht und selbstverständlich zur dichterischen Rundung. Mag hundertmal der Fluß der Handlung über die Ufer treten, er tuts nur, weil er zum Bette zurückfließend über die atmende Erde rinnt.

Die Einheit in der scheinbaren Konzeptionslosigkeit Istratis ergibt sich dadurch in tiefster, ihm selbst unbekannter und doch erfühlter Hintergründigkeit.

Dem Leser, der in diese Welt tritt, wird sie Mahnung zur Einfalt in einer verzeihenden Güte, die das Leben versteht, weil es ist, und wunderbarer ist als es erscheint. Darin liegt Istratis menschliche Größe. Leise nur klingt Resignation mit, trotz seines fühlbar starken Glaubens ans Gute, Resignation, der wir nachgeben, wenn wir das Lied hören, das der verprügelte Stavro singt:

Wenn ich eine Lerche wär',
Stieg ich in Himmelshöhen,
Doch kehrt' ich zurück zur Erde nicht mehr:
Wo sie den Roggen säen,
Wo sie den Roggen mähen,
Wo sie säen und mähen und nicht wissen warum. . . .

Die Resignation ist Weisheit, die Güte Leidenschaft bei Istrati. Weil beide aus dem Erleben stammen, ist seine Darstellung auch in den Einzelheiten von einer sachlichen Verdichtung, einer, trotz aller Lust am neuen Geschehen, Kargheit und Notwendigkeit, die es rechtfertigt, daß Rolland Istrati den Gorki des Balkans nennt. Nur müßte dem zugefügt werden, daß die Sonne in seine Landschaft heißer, heiterer und heilender scheint als in die des Russen.

Siebenbürger Rumänen

Von Ernst Jekelius

Wie lieb ist mir die Heimat mit den erhabenen Kämmen und weiten Hügellandschaften, ihren wuchtigen Eichenwäldern, den festgefügten Kirchenburgen der Sachsen, dem Akaziendust ungarischer Dörfer und dem Reiche hochstämmiger Tannen, in dem der Flöte spielende Rumäne, Schafherden weidend, herrscht.

Wie teuer sind mir die Tage, die ich in den rumänischen Gebirgsdörfern verbrachte. Inmitten ehrwürdiger Patriarchen, die ein Leben voll Arbeit geadelt hat, weißhaariger Matronen, deren Spindel sich unermüdlich drehte, und in der Sonne spielender Kinder. Die Arbeitenden kämpften draußen pflichtbewußt und demütig mit der harten Erde, die ihr Schicksal ist. Die Männer, die voll Gottergebenheit den Pflug führen. Die Frauen, deren feldgewohnte Hand mit der Sticknadel im schneeigen Linnen wahre Kunstwerke zu schaffen weiß. Die von Kraft und Mut kühnen Gestalten der Jünglinge. Und die leichtfüßigen Mädchen, deren Schönheit und Anmut bezaubert.

Abends fanden sie sich alle, wahre Kinder, im Krug, der mit seinen Glaswänden das Dorf, wie eine große Laterne, erhellte. Unvergeßlich bleibt mir die Heiterkeit ihrer müden Spiele, der Adel ihres Tanzes. Er ist mein Freund, der rumänische Bauer, der den Boden pflügt.

Dichterjugendland

Kindheit und Jugend Josef Marlins

Des Dichters eigene Aufzeichnungen, aus seinem Nachlaß veröffentlicht

von Karl Kurt Klein-Jassy

(Fortsetzung)

7.

So mannigfache Gefühle auch mein Herz bereits kennen gelernt hatte, noch war mir Eines in seiner ganzen Fülle fremd geblieben — das Gefühl der Religion.

Ich war kein Atheist; im Gegenteil, mein Herz war eh zur Schwärmerei geneigt, im Ganzen aber hatte ich bis jetzt Gottes gar nicht benötigt, und wenn ich gleich nie versucht hatte, seine Existenz durch freche Sophismen zu leugnen, so hatte ich ihn wenigstens auch

nie verfochten. Ich war ihm gewiß dankbar für ein heiteres, so glückliches Leben, aber ich sollte ihn noch lieben lernen.

Als Knabe hörte ich wenig von Gott sprechen, die strenge Rechtlichkeit meines Vaters, gänzlich nur auf die innere Notwendigkeit des Tugendübens gestützt ohne Sorge um Lohn und Strafe, hatte einen Beigeschmack von Atheismus; meine Mutter hatte sich zufolge ihres tiefern Gefühls und ihrer lebhaften Einbildungskraft eine Art Separatglauben gebildet, zu dessen Wesen die schönen, aber sinnlichen Formen der alten Götterlehre und die mehr prächtige als wahre Anschauungsart des Katholizismus vielfach beigetragen hatten: es war daher natürlich, daß meine Eltern vermieden, über Gegenstände zu sprechen, wo sie so wesentlich disharmonierten und wo sie vielleicht zu stolz waren aneinander Proselyten machen zu wollen, und eine Folge dessen, daß mir die Lehre des Christentums fast nie mit der Innigkeit des Glaubens, welche mehr wirkt, als alles System und Wissenschaft, faßlich gemacht wurden.

Und in der Tat, die Gestalten meiner Sagen und Romane wurde mir allgemach zu schönen, geliebten Göttern und später nahm bald die Freundschaft ihre Stelle ein, so daß ich erst spät dazu kam an Gott zu denken und ihn lieben zu lernen.

Der erste Gedanke an ihn wurde, sonderbar genug, durch die Wissenschaft angeregt. Die dogmatischen Zänkereien im Felde des Glaubens zwangen mich fürs erste an Gott zu denken, die hohe immer von mir bewunderte Moral des (Christentums) machte mir ihren Schöpfer verehrungswürdig, und von Christus zu Gott war ein kleiner Schritt.

Dazu kam, daß ich so voll Bewunderung für die täglichen Erscheinungen der Natur, nach einer Grundursache dieser Erschaffungen zu spüren begann. Zu der Zeit aber bestand auch meine lyrische Poesie meist in dem Feiern der Natur; so führte mich die Poesie geradeswegs zu Gott. Hatte ich nun einmal den erhabenen Gedanken an ihn gefaßt, ausgebildet, und verehrt, so wurde die Liebe leicht.

Zwar hing ich nie mit schwärmendem Eifer an der Religion, auch achtete ich die allgemein eingeführten Formen des Kultus keineswegs, aber ich fühlte mich zu dem erhabenen, allgütigen Lenker immer mehr hingezogen, und dies Gefühl war ein tiefes und wohltuendes. Wäre ich damals in den Fall geraten, den Trost der kirchlichen Lehren anzusprechen, vielleicht wäre ich ein Schwärmer geworden, so blieb ich was ich war, ein glücklicher, unbesorgter Knabe, der im Gefühl

schwellender Jugend und von der fest ausgeprägten Vorstellung von der überwachenden Güte Gottes desto trotziger in die Zukunft schaute und desto brünstiger der Gegenwart lebte.

Wie es mir aber immer erging, daß eine tiefe Gemütsbewegung sich in irgend einem poetischen Werke Luft zu machen suchte, so auch hier. Das vielfache Nachdenken über Gott, seine Liebe für die Menschheit, den Zustand derselben jenseits des Todes, den Zweck ihres Daseins und die Beschaffenheit ihrer Natur, schuf die Idee von zwei Werken, welche mir mit nach und nach die teuersten wurden, weil aus ihnen das innere Treiben meiner Seele hervorblickt.

Das erste war eine dramatische Behandlung „des ewigen Juden". Das Hauptgesetz der christlichen Religion, die Liebe, sollte in seiner siegenden Wirkung dargestellt werden. Wer nicht liebt, kennt Gott nicht, las ich im Johannes und die bedeutungsvolle Sage von dem ewigen Menschen schien mir geeignet, diesen Gedanken auszuführen. Ahasverus, Gott und Menschen hassend, durchstreift die Länder in düstrer Einsamkeit. So lang ist er verdammt zu wandern, bis er in einem Menschen den gehöhnten, gehaßten Schöpfer lieben lernt. Schon liebte er einmal, aber sein Herz blieb verschlossen; da sendet Gott die rächende Strafe, Feinde brechen herein, morden sein Weib und Kind, zerstören seinen letzten Zufluchtsort, seine Hütte, und unter ihren fallenden Trümmern hervortretend schreitet Ahasverus hinaus, von Neuem seine entsetzliche Wanderung zu beginnen.

Aber die erbarmende Liebe Gottes führt ihn unter neue gute Menschen und weicher geworden durch seinen Schmerz, empfängt er willig die Eindrücke guter edler Herzen. Ein engelhaftes Wesen, ein Mädchen zwischen Kind und Jungfrau, so rein und unschuldvoll, als stamme es aus dem Himmel, zeigt ihm durch ihre Liebe und ihren Glauben, welcher hohen Vortrefflichkeit das menschliche Herz fähig sei. Erschüttert und endlich erweicht wird Ahasverus. Da schlägt ein blutiger Kampf in dem Land auf und in dem Bestreben, den Geliebten zu schützen, stirbt Agnes. Jetzt sinkt Ahasverus weinend nieder und fragt mit gebrochenem Herzen den Himmel, ob dies ein Beweis der unendlichen Liebe Gottes sei, den er in der reinen herrlichen Seele seiner Agnes verehren und lieben gelernt habe? Aber in diesem entscheidenden Augenblick erscheint ihm Agnes als klarer, von Gott gesendeter Seraph und indem sie sanft ihn berührt und die Seele der Hülle entführt, zeigt sie ihm deutlich die verzeihende, ewige Liebe Gottes. —

Glückliche Stunden schufen den größeren Teil des Werkes, aber ob den mannigfachen Schwächen der Ausführung verzagend, hörte ich endlich auf, beschäftigte mich aber von Zeit zu Zeit immer von Neuem mit dem liebgewonnenen Werke.

Ein anderes Werk, welches den Zustand der Menschheit jenseits des Todes zum Vorwurf hatte, war ein humoristischer Roman. Die Idee war seltsam.

Weit früher noch äußerte ich einst bei einem nächtlichen Spaziergang gegen S., wie originell ein Werk werden dürfte, welches, unter der Voraussetzung, daß jene Sterne sämtlich von Menschen bevölkert wären, das Treiben da oben mit freigelassener Fantasie zu schildern übernähme. Ich dachte dabei zunächst an eine Reihenfolge von fantastischen Märchen, welche Idee ich später änderte. S. fand die Sache neu und ich beschloß über die Sache nachzudenken.

Jetzt, weit über ein Jahr später, bildete sich in mir eine humoristische Vorstellung von der Beschaffenheit des Lebens da oben aus. Ohne Plan begann ich zu schreiben.

Anselmus Storch, unbefriedigt von dem Leben dieser Erde, preist das Geschick, welches ihn durch die Hand einer eifersüchtigen Geliebten den Tod finden läßt. Seine Seele nimmt ihren Flug gerade in die Sonne, hier langt er vor St. Peter, dem Gouverneur des Sonnensystems an, welcher die Obliegenheit hat, die von der Erde heraufkommenden Seelen nach Maßgabe ihrer Vollkommenheit in die verschiedenen Planeten zu expedieren, deren jeder einer besonderen Geistesrichtung der Menschheit geweiht ist. So bewohnen den Merkur die Spitzbuben, die Pallas die Gelehrten, den Mars die Renommisten uff. Anselmus Storch von dieser Einrichtung in Kenntnis gesetzt, erbittet sich Gehör bei dem Exapostel und stellt ihm vor, daß ihm, der von einer unersättlichen Sucht nach Abenteuern geplagt wäre, der beschränkte Raum eines einzigen Sternes nie genügen, sondern ihn sogar unglücklich machen würde, weswegen er es sich von seiner Exzellenz, dem Gouverneur ausbäte, mit der Fähigkeit, ausgerüstet zu werden, wenigstens die St. Petern untergebenen Sterne nach Belieben bereisen zu dürfen. Der ehemalige Apostel, ein weichherziger Mann läßt sich erbitten und erteilt ihm die gewünschte Fähigkeit, welche bereits mehrere ausgezeichnete Geister zur Erleichterung ihrer Vervollkommnung besitzen. Anselmus dankt, macht sich auf den Weg und wird nun der Held eines tollen abenteuerlichen Romans, den ich jedoch, weil er meine Kräfte überstieg, bald liegen ließ.

Die Idee, die mir vorschwebte, war damals bedeutend mangelhaft und erst die fast 3 Jahre fortgesetzte Beschäftigung mit dem Stoff dieses Romans erzeugte sie, wie nachfolgend zu lesen ist.

Anselmus, nachdem er mit heißem Wissensdurst die ganze Erde durchlaufen, blickt mit Überdruß auf das trockene, egoistische Treiben eines Jahrhundertes herab, wo die Poesie von dem ewig tätigen Getriebe der Weltmaschinerie Gewinn, überschrien wird. Ein Märtyrer seines Herzens und der Romantik wünscht er den Tod, worauf er, in der vergeblichen Hoffnung, das goldne Eiland seiner Träume aufzufinden, die Sterne durchwandert, um am Ende verzweifelnd zu gestehn, daß er umsonst gerungen habe. Die Abenteuer, die ihm aufstoßen, persiflieren das neunzehnte Jahrhundert in all' seiner Verderbtheit, Eitelkeit, Gewinnsucht und Egoismus.

Es war dies nicht der erste erzählende meiner Versuche. Kleinere Erzählungen und sogar epische Versuche hatten mich zuweilen beschäftigt, aber es begann wenigstens erst mit diesem Roman ein beständiges Interesse für die erzählende Poesie.

Die einzelnen Fragmente der Ausführung dieses Romans wurden mit nach und nach alle vernichtet, weil sie sämtlich weit hinter der Idee desselben zurückblieben.

Einige Bemerkungen hierüber mögen noch hier stehen.

Unser Jahrhundert ist kein poetisches Jahrhundert, es ist das Mannesalter der Völker, das Alter, wo man lächelt über die Träume der Jugend und mit rüstigem Verstande sich umsieht nach Tätigkeit und solider Grundlage des Lebensglückes. Man reißt die Blumen aus und pflanzt Zwiebeln und Rettige.

In einem solchen Jahrhundert tritt Anselmus Storch auf, eine poetische Seele, mit seinem Jahrhundert den Trieb nach Neuem teilend, gelangweilt und träumerisch, ein Geist aus den edelsten Stoffen gebildet, aber ohne innerliche Kraft, sich der Tätigkeit seiner Zeitgenossen anzuschließen, und den Zweck seiner Zeit zu verstehn. Im Konflikt mit der Welt durchwandert er Stern auf Stern und ermattet am Ende seines Laufes klagt er um die verlornen Stunden — ein Märtyrer der Poesie!

Die oben erwähnte poetische Tätigkeit fiel in eine für mich unvergeßliche Zeit. Im Januar 1843 hatte ich eine neue Wohnung bezogen, welche äußerst angenehm gelegen war und eine Aussicht auf eine Gasse hatte, welche vornehmlich im Sommer sehr lebhaft war.

Außer diesem, außer der regen poetischen Tätigkeit verschönerte

mir die Stunden — die Musik. Ohne sonderliche Gabe dazu, ließ ich es dennoch an rastlosem Fleiße nicht fehlen.

Der Winter war damals sehr gelinde, es war ein eigentümliches Vergnügen, Abends in dem Hausgarten zu musizieren. Wir waren ihrer mehrere und trugen einer zu des andern Vergnügen fleißig bei. Mit dem Frühling wurde dieses Vergnügen das süßeste meines Daseins.

Ich war damals von keiner Leidenschaft erfüllt; mein Herz war bei der Musik, sowie mein Ohr. Auch befand ich mich in einer eigentümlichen, träumerischen Stimmung, welche bewirkte, daß ich stundenlang im Anhören harmonischer Töne schwelgen konnte. Poesie und Musik also vereinten sich, den Eindruck dieser Stunden unauslöschlich zu machen. Die Gefühle einer solchen Zeit, die Erinnerung an sie sind wohltuend, aber unbeschreiblich.

Die Genüsse des Theaters, nach einer Zeit wiederkehrend, schlossen sich an diese schöne Zeit. Die poetische Ansicht, die ich von der Bühne hatte, die stete Bewunderung der bessern Schauspieler bildete eine süße Nahrung für meine Gefühle und je ruhiger, leidenschaftsloser mich der Friede meiner Seele machte, desto tiefer drückten sich diese wahrhaft genossenen Stunden in meine Seele ein.

Die Studien auf dem Gymnasium interessierten mich meistenteils, hatten daher guten Fortgang und wo das Intresse fehlte, half mir das Wohlwollen meiner Lehrer und mein gutes Glück darüber hinweg. Kurzum ich promovierte und begann damit das letzte Studienjahr in Hermannstadt.

Doch noch bleibt übrig einige Charaktere zu schildern, welche eigentümlich genug waren, um meine genaue Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen.

8.

Der erstere derselben, eine Zeitlang mein Stubengenosse, schien bestimmt zu sein in Ausschweifungen und Vorurteilen seine ursprünglich guten Anlagen zu zerstören. Es waren tausend Widersprüche in diesem halben Knaben.

Er fühlte tief, er wußte die Poesie zu schätzen, er hatte Talent zur Musik, sein Geist war nicht mittelmäßig, aber vermöge des seltsamen Kampfes, den er mit der Welt kämpfte, lösten sich seine Vorzüge stufenweise auf. Häßlich vom Äußern, und dabei maßlos empfindlich. lebte er in der Einbildung, es befinde sich kein Mensch in seiner Umgebung, der ihn nicht zu verspotten, zu hassen usw. geneigt sei.

Er mag diese Erfahrung wohl oft gemacht haben und mußte sie fort und fort machen, doch übertrieb er seine Empfindlichkeit darüber in seltsamem Grade und sammelte mit nach und nach in seinem gereizten Herzen einen Vorrat von Groll, der seinen Umgang oft unerträglich machte. Begierig, den Menschen das erlittene Unrecht zurückzugeben, wurde er finster, rauh, lieblos, und machte so immer unmöglicher eine Empfindung, deren sein glühendes Herz doch so sehr bedurfte — die Liebe. Vater und Mutter waren ihm lang schon gestorben, sein rauhes Wesen hatte die Fähigkeit nicht, eine Empfindung, deren er wenigstens sehr heftige besaß, auf liebenswürdige Art zu enthüllen; seinen Unmut zu ersticken, begann er schon damals ein exzentrisches, unordentliches Leben, und kurz er führte meiner Meinung nach ein elendes Dasein, welches seine Vorzüge aufrieb und welches nur eine geduldige, tiefe Liebe ändern und beseligen konnte, eine Liebe aber der er höchst wahrscheinlich nie teilhaftig werden wird.

Der zweite Charakter hatte einen scharfen, persiflierenden Anstrich. Es war dies mein Hausherr, ein durch Erfahrungen belehrter, sehr ausgeprägter Charakter, der, wohl auch zu Höherem fähig, dennoch ein Handwerk ergriffen hatte, das er jedoch, wohlhabend und angesehn geworden, längst nicht mehr trieb. Er hatte einen kleinen Teil der Welt durchstrichen, aber von Natur scharf und aufmerksam, hatte er dies mit Nutzen getan. Er war sparsam, vorsichtig, mit einer Art oratorischer Zungengewandtheit ausgerüstet, ebenso geschmeidig als grob, wenn er gereizt wurde, aber so aufgeblasen als wahrhafter Würde ermangelnd, eben so pfiffig als unwissend, eben so eitel als vorurteilsvoll und kurz ein schlauer Fuchs auf alle Fälle! Sein äußeres Wesen war dreist, eitel, schwatzhaft, zu Zeiten von einer launenhaften Lüsternheit durchdrungen, zäh, hinterlistig und humoristisch. Er bot für den Anfang unerschöpfliches Intresse, wurde aber bald platt und sobald er durchsehen war, unangenehm.

Noch will ich bei einer Erinnerung verweilen, welche eine Person mir ins Gedächtnis ruft, die, ohne mir eine Leidenschaft einzuflößen, mir lange Zeit ein Typus für meine dramatischen Versuche wurde.

Es war damals, als Madame Spreer in den ersten Frauenrollen die Hermannstädter Bühne betrat. Es ist unnötig, die eigentümliche, empfindungsvolle Weichheit ihrer Stimme, den rührenden Fall dieser Töne im Tragischen, den heiteren, lebendigen Klang derselben in Konversationsstücken zu gewähnen, es ist unnötig die unveränderte Grazie ihrer Bewegungen und die ebenso ruhige als tiefempfundene

Fülle ihres Vortrags von Neuem zu preisen, die sie hörten, werden sich noch lange an sie erinnern, der Eindruck ihres Spieles aber ist unbeschreiblich. Es ist genug, zu sagen, daß ich alle meine Heldinnen ihren Eigentümlichkeiten anpaßte und daß mir die Harmonie ihrer Stimme stets so voll im Ohre lag, daß ich meine Verse vermöge der Erinnerungsfähigkeit des Gehöres immer von ihr nur vordeklamieren ließ, welches bewirkte, daß sie inniger und geschmeidiger wurden.

Die Anmut überdies, die Madame Spreer im Konversationsstücke entwickelte, die reizende Vollendung, welche sie diesen fast immer hohltönenden Formen verlieh, machten mir zum erstenmal die gesellschaftlichen Zustände der heutigen guten Lebensart wert. Zudem begann ich damals im eben erwachten Drange nach Selbständigkeit Stunden zu geben, fand mich aber bei meinem Eintritte in einige auf sehr gute Lebensart Anspruch machende Familien hinsichtlich dessen in großer Vernachlässigung. Die renommierende Ungezwungenheit meiner Sprache, die Offenheit, mit der ich meine Seele mit all' ihren tollen Auswüchsen darlegte, die barbarische Vernachlässigung der Zierlichkeit der Geberden bedurfte eines Firnisses, der die Ecken minder sichtbar und die Form gefälliger machte. Es faßte mich ein redliches Streben, dies zu bewirken, aber weiß Gott, die Sache hatte lange Zeit keinen erwünschten Fortgang.

Dieser Unbeholfenheit abzuhelfen und der lange gehegten Bewunderung des Bühnenlebens genug zu tun, faßte ich den abenteuerlichen Gedanken, Schauspieler zu werden. Vor der Hand wollte ich erst Deklamation, Mimik und Gedächtnis üben, sobald ich aber das Gymnasium mit Ehren verlassen hätte, sollte die erste beste Direktion um ein Engagement angesucht werden.

Wie ernsthaft meine Vorbereitungen waren und auf welche Art ich durch diese Ideen einen Freund gewann, will ich erzählen.

Nach einer leidenschaftlichen Szene zwischen mir und einigen Genossen einerseits und dem oben erwähnten K. andrerseits, schien es, als solle das lockere Verhältnis, daß ich mit K. unterhielt, gänzlich reißen. Dem war aber nicht also. Der Groll, den ich seiner Sucht zu persiflieren wegen lange in der Brust herumgetragen, schien sich in jener Szene ergossen zu haben und mit der größeren Ruhe trat auch die Neigung wieder ein. K. selbst fuhr fort, mich manchmal zu besuchen. Unfähig, wie ich war, längere Zeit zu grollen, ergab ich mich von Neuem dem alten Intresse und da meine unter den damaligen Plänen arbeitende Brust sich nach Mitteilung sehnte, so

machte ich ihn auf einigen Spaziergängen mit meiner Absicht, zur Bühne zu gehen, bekannt. Bei den ersten Sätzen schon wandte er sich lebhaft an mich und gestand, daß er schon lange die nämliche Absicht gehegt und daß er, die Welt kennen zu lernen, sich wohl entschließen könne, einige Jahre diesem abenteuerlichen Leben zu widmen. Entzückt sprach in nun desto freier über meinen Entschluß und rechnete, nach meiner leidenschaftlichen Weise die Erfolge desselben schon nach. Das gleiche Intresse brachte uns näher und schon nach einigen Tagen befragten wir uns erstaunt über die Anderung unseres Verhältnisses. Von da an öffnete sich mein Herz immer mehr und mehr und wenn unserer Freundschaft anfangs das gehörige Feuer mangelte, so versprach doch das stille, vernünftige Anwachsen derselben eine desto größere innere Ausdauer. Ich gestehe indes, als eine Ursache des wenig glühenden Verhältnisses, daß mich noch lange Zeit der „Freund Barbier" manche Verlegenheit kostete. Als Vorübung beschlossen wir Shakespeare zu studieren. Wir waren zu unserm Glück, besonders ich, schon längere Zeit mit diesen Dramen bekannt. K. wenig belesen, hatte wenige Stücke ziemlich oberflächlich durchgemacht. Was das betrifft, so hatte ich wohl auch nicht das gehörige Studium bei seiner Lektüre angewandt, aber wenigstens hatte ich mich schon seit Jahren mit ihm beschäftigt, und durch die Anmerkungen der Schlegel-Tinck'schen Übersetzung manche nützliche Einsicht gewonnen. Das gemeinsame Studium sollte nun weiter helfen. Wir kamen zusammen. wählten das unvergleichliche Lustspiel Heinrich VI., und begannen, K. als Prinz Heinz, ich als Hans Falstaff fürs erste den Vortrag einzuüben. Später lernten wir mehrere Szenen auswendig, versuchten einander zu soufflieren, und um die fehlende Gewandheit in Spiel und Mimik zu erreichen, verschrieb ich mehrere Handbücher, wovon ich jedoch nur Engels Mimik erhielt, die mir, aufrichtig gesagt, blutwenig nützte. Bei all' dem schlechten Fortgang unserer Pläne verzweifelten wir jedoch keineswegs, sondern sahen uns unter der Hand nach Gesellschaftern um.

Die mannigfachen Störungen, denen unsere deklamatorischen Ubungen ausgesetzt waren, bewogen mich, eine eigene selbständige Wohnung aufzusuchen, da ich die frühere mit zwei Genossen teilte. Die Herbstferien, die damals eintraten, hinderten zwar anfangs diesen Entschluß, aber nachdem ich die Erlaubnis meiner Eltern zu diesem Schritte nachgesucht, schrieb ich an K. nach Hermannstadt, mit der Bitte, mir ein Zimmer, wo wir frei miteinander hausen könnten, zu verschaffen.

Es war dies mein erster Brief an K. und der Anfang einer kleinen Korrespondenz, doch mangelte ihr noch die rechte, natürliche Empfindung, woran freilich wieder der Freund Barbier die Schuld trug.

Im November 1843 bezog ich ein erträgliches, frei gelegenes Zimmer und begann damit ein dem frühern mannigfach unähnliches Leben, welches fürs Erste zur Absicht zu haben schien, durch tolle Ausschweifungen mein Wesen gänzlich umzukehren. So wichtig aber auch die letzten Monate für mich gewesen waren, so hatte die Liebe doch von Neuem einen Teil derselben erheitert. Das Wesen, welches mir damals den Kopf verrückte, war ein frisches, lebendiges Geschöpf, welches mit seiner Liebe nicht spröde tat. Meine Neigung war weniger tief, als leidenschaftlich, doch meine Unerfahrenheit ließ mich nicht eher merken, wie nah ich der Erfüllung meiner heißesten Wünsche gewesen, als in dem Augenblicke, wo es schon zu spät war. So ging der kleine Sturm glücklich vorüber.

(Schluß folgt.)

Politische Umschau

Von Rudolf Brandsch
Vorsitzer des Deutschen Verbandes

Seit dem 29. März haben wir eine neue Regierung unter dem Vorsitz des Generals Averescu. In 7 Jahren Neurumänien ist das gerade die 7. Regierung. Ein deutlicheres Zeichen der politischen Krise, in der unser Staat steht, ist nicht denkbar.

Worin besteht sie? Worum geht der Kampf? Wenn man die Ereignisse bei uns von einem gewissen Abstand aus, sozusagen im Lichte der Geschichte, betrachtet, so liegt die Ursache dieses häufigen Regierungswechsels vor allem in dem Umstande, daß wir in einem Staatswesen leben, das in der Umwandlung aus einem Kleinstaat des Ostens zu einem europäischen Mittelstaat begriffen ist. Im alten Rumänien mit seiner stark vom Orient beeinflußten Geschichte hat es bis zum Jahre 1919 kein Parlament und keine politische Partei gegeben, die man mit europäischem Maßstabe messen könnte. Dementsprechend waren auch die Regierungsmethoden andere wie im übrigen Europa.

Damit soll natürlich weder gesagt sein, daß es im alten Rumänien nicht eine ganze Menge hervorragender Politiker und Staatsmänner

gegeben hätte, die auch in der Weltpolitik hervorragende Rollen spielten oder hätten spielen können; noch weniger selbstverständlich, daß nicht jedes Land und Volk volles Recht zu der Regierungsart habe, die seiner Eigenart oder Einzigartigkeit entspricht. Wir denken also an keine wie immer geartete Gleichmacherei, wenn wir in diesem Zusammenhang von europäischer Auffassung sprechen. Was wir ausdrücken wollen, ist bloß dies: Wie auf anderen Gebieten, so gibt es auch in der Politik eine Art von europäischer communis opinio, von der sich die Anschauungen im alten Rumänien eben unterscheiden.

Die politischen Parteien in Altrumänien bilden sich nur in letzter Reihe auf Grund politischer Überzeugungen oder Programme; die parteibildende Quelle ist dort vielmehr der sogenannte Parteichef, ein Mann mit klangvollem Namen, möglichst großem Einfluß und Besitz, um den sich seine Klienten, meistens nur einige Hundert, scharen. Diese Gruppe wird von dem Gedanken zusammengehalten, daß der Chef als nächster zur Regierung kommen und dann seiner Klientel den entsprechenden Anteil an der Regierungsmacht geben werde. Sehen sie sich in dieser Hoffnung getäuscht, dann läuft die Gruppe auseinander und es bleiben nur diejenigen bei der Fahne, die aus irgend einem Grunde anderswo nicht unterkommen können oder so lange noch warten können oder wollen, bis ihrem Führer das Glück wieder hold ist. Dazu kommt noch etwas. Eine solche um ihren Führer geschartе Gruppe braucht gar keine Organisation oder großen Anhang im Volk, um an die Macht zu kommen. Es ist doch recht interessant festzustellen, daß im Jahre 1920 Averescu mit der Regierung betraut wurde, obwohl seine Partei die kleinste im Parlament war; dasselbe geschah im Jahre 1922 mit Take Jonescu, kurz nachher mit den Liberalen und jetzt wieder mit Averescu. Wie ist das zu erklären? Einmal aus der schon erwähnten Tatsache, daß man bei der Art der Parteibildung mit Recht annimmt, daß eine ganze Reihe von Politikern ihre Partei verlassen und sich derjenigen anschließen wird, die mit der Regierung betraut ist. Weiterhin rechnet man damit, daß jede Regierung es in ihrer Macht habe, sich bei den Parlamentswahlen die Mehrheit zu verschaffen. Diese Annahme ist begründet; denn einerseits handelt es sich in unserm Staat um eine große Zahl von Wählern, die auf einer solchen Stufe stehen, daß sie Freiwild bilden für die Agitation der Parteien und den Druck der Regierungsgewalt, wobei natürlich die Regierungspartei einen überaus großen Vorsprung hat. Ist selbst dieser Vorsprung zur Erreichung der Mehrheit nicht groß

genug, so wird das Glück der Wahlen „verbessert". Bisher haben wir die folgenden Mittel dazu kennen gelernt: Abweisung von Kandidaten, Aufbrechen der Wahlurnen und Vertauschen der Stimmzettel, falsche Stimmenzählungen, Verhinderung der Wähler an der Abstimmung und gewaltsamen Terror. Dieses System hatte sich im alten Rumänien gut bewährt, weil höchstens 10% des Volkes am politischen Leben teilnahmen und diese Wenigen sich auf ein Zweiparteiensystem geeinigt hatten, das in der Regierung abwechselte und jede neue Strömung mit Leichtigkeit meistens schon im Keime ersticken konnte. Es gibt auch heute viele Politiker, die sich in völliger Verkennung der Gegenwart nach den guten alten Zeiten zurückwünschen. Besonders die Sehnsucht nach dem gemütlichen Zweiparteiensystem spielt auch heute eine bedeutende Rolle, wobei man sich ganz unzutreffend auf die früheren englischen Verhältnisse beruft. Tatsache ist jedenfalls, daß im Altreich die alten Anschauungen herrschend sind und heute im neuen rumänischen Staat den entscheidenden Einfluß haben.

Seitdem das allgemeine Wahlrecht eingeführt worden ist und die neuen Provinzen mit Rumänien vereinigt worden sind, hat das alte System schweren Angriffen standzuhalten. Das allgemeine Wahlrecht hatte zur Folge, daß die stark vergrößerte Wählerzahl die bisherige Wahlpraxis erschwerte. Außerdem haben sich neue Parteien gebildet, bei denen nicht mehr der Parteichef, sondern der politische Grundsatz, das Programm und das politische Interesse an erster Stelle stehen, mit andern Worten: Parteien in dem auch sonst üblichen Sinn. Zu diesen Parteien gehört die Bauernpartei und die Arbeiterpartei. Dazu kommt, daß in den neuen Provinzen eine Bevölkerung wohnt, die wie in Siebenbürgen und in der Bukowina eine mehr westeuropäisch eingestellte Geschichte und zum Teil ein freies Verfassungsleben hinter sich, oder wie in Bessarabien die Semstwoverwaltung durchlebt hat und russische Revolutionserinnerungen besitzt. Diese Bevölkerung ohne Unterschied der Nation hat naturgemäß andere Auffassungen vom öffentlichen Leben als das Altreich, und kennt dessen Traditionen gar nicht. Es ist deshalb selbstverständlich, daß ganz Bessarabien eine Domäne der Bauernpartei ist und sich bisher bei allen Wahlen als ihre Festung erwiesen hat. Ebenso natürlich ist es, daß sich das national und zahlenmäßig schwächere Rumänentum in der Bukowina, das übrigens noch stark von österreichischen Erinnerungen beeinflußt wird, bei den Wahlen zwar in der Regel der jeweiligen Regierungspartei anschließt, aber in ihr ein Sonderkörper bleibt, der sich in vielen ent-

scheidenden Fragen die Selbständigkeit bisher zu bewahren verstanden hat. Ebenso natürlich ist, daß das siebenbürgische Rumänentum das gleiche Ziel verfolgt. Die siebenbürgische Nationalpartei verdankt in der Hauptsache ihren Bestand diesem Bestreben. Gerade jetzt, wo sich in dieser Partei Zersetzungserscheinungen zeigen, wird es sehr bezeichnend sein, feststellen zu können, daß die altrumänischen Gruppen, die sich ihr angeschlossen hatten, zum großen Teil von ihr abfallen und die Partei wieder auf ihren siebenbürgischen Kern zurückgehen wird. Wie stark dieses Bewußtsein der Sonderstellung ist, beweist der Umstand, daß die siebenbürgischen Dissidenten dieser Partei, die auf den Zusammenhang mit dem Volke Gewicht legen, sie bewahren wollen und selbst die wahre Nationalpartei zu sein behaupten. Ich bin persönlich davon überzeugt, daß selbst die Auflösung der alten Nationalpartei sofort auf der selben Grundlage eine neue siebenbürgische Partei hervorrufen würde; ja selbst ein mögliches Eindringen der stark nivellierenden Bauernpartei nach Siebenbürgen würde dieses siebenbürgische Sonderbewußtsein nicht vertilgen können.

Alle diese neuen Strömungen sind natürliche Gegner der altrumänischen Regierungsmethode, und das Verhalten zahlreicher Einzelpersonen aus den neuen Provinzen, die in dem altrumänischen Fahrwasser eifrig mitschwimmen, darf uns über den tatsächlich bestehenden Unterschied und tiefgehenden Gegensatz nicht täuschen. Dieser Unterschied des ganzen geistigen Habitus verbunden mit den dauernd einwirkenden Strömungen der modernen Zeit wird den Kampf zwischen alter und neuer Auffassuug nicht zur Ruhe kommen lassen, bis er nicht mit dem Siege des Neuen endigt; denn der hier erwähnte Gegensatz erstreckt sich ja auch auf alle andern Gebiete des modernen Lebens, auf die Auffassung von Recht und Gesetz, von Beamtenpflicht und Beamtenehre, von menschlichen Würde und persönlicher Freiheit, von Besitz und Leistung usw.

Um zwei Weltanschaungen geht heute der Kampf; darin liegt das politische Hauptproblem des neuen Rumäniens. An eine innere Festigung und politische Beruhigung ist nicht zu denken, solange dieser Kampf nicht entschieden ist. Heute, darüber kann kein Zweifel sein, ist die alte Zeit Trumpf. Es ist bezeichnend, daß man schon heute, bevor die neue Regierung ihr Amt überhaupt begonnen hat, in Bukarester politischen Kreisen offen davon spricht, daß Averescu im günstigsten Falle bis November 1927 regieren und dann neuerdings die liberale Herrschaft kommen werde. Das ist die alte Auffassung in Reinkultur.

Inmitten dieser verschiedenen Strömungen versuchen wir Deutschen,

soweit das möglich ist, Zuschauer zu sein, um unsere eigenen Interessen mit möglichst geringer Schädigung zu wahren. Es ist gewiß keine angenehme und leichte Aufgabe. Besonders von der letzten Regierung ist unser Fell tüchtig zerzaust worden. Die Staatsschulen sind so gut wie ganz rumanisiert; das Gesetz über das Bakkalaureat und das Privatschulwesen schädigt auf das Schwerste unsere Schulautonomie und verletzt, wenigstens für uns Sachsen, sogar den Friedensvertrag; durch die Agrarreform sind wir ungerecht und sehr oft gegen den klaren Buchstaben des Gesetzes behandelt worden; die Autonomie unserer Gemeinden ist vernichtet, und schließlich nicht einmal eine Spur von Sprachenrechten auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Lebens vorhanden.

Ob sich diese Verhältnisse in nächster Zeit ändern werden, ist eine Frage, die kaum optimistisch zu beantworten ist. Daß sie sich ändern müssen, ist für mich keine Frage; nicht nur deshalb, weil wir selbst noch nicht alle Mittel der Verteidigung erschöpft haben, sondern auch, weil alle lebenskräftigen politischen und geistigen Strömungen innerhalb und außerhalb dieses Staates — faschistische Rückschläge hier und dort können Klarblickende nicht irre machen — mit unseren Wünschen und Forderungen parallel gehen. Ich weiß, daß sogenannte Realpolitiker über solche „Phantasien" den Kopf zu schütteln pflegen; ich weiß aber auch, daß solche Weisheit des Alltags im Endergebnis sich nicht als Realpolitik erweist.

Das einzige erfreuliche Ereignis für uns besteht in dem Neuerwachen des schlafenden Deutschtums in Sathmar. Das ist ein neues Zeichen für die Jugendkraft des nationalen Gedankens, an der heute so viele zweifeln, und geeignet, uns selbst zu stärken in einem Kampfe, der nicht nur national, sondern ebensosehr ein Kampf für Menschheitsrechte ist. Ihn zu führen, ist unsere Ehre und ihn erfolgreich zu beendigen, tröstliche Gewißheit.

Das große Leiden aller Philister ist, daß Idealitäten ihnen keine Unterhaltung gewähren, sondern sie, um der Langeweile zu entgehen, stets der Realitäten bedürfen. Diese nämlich sind teils bald erschöpft, wo sie, statt zu unterhalten, ermüden; teils führen sie Unheil jeder Art herbei; während hingegen die Idealitäten unerschöpflich und an sich unschuldig und unschädlich sind.

Arthur Schopenhauer

Rundschau

Jugendbewegung und Jugendbund. In drei Aufsätzen hat Dr. Hans Tobie (im Sieb.-Deutschen Tagebl. am 14., 17. und 25. März) eine gute Übersicht über die Jugendbewegung in ihrer reichsdeutschen ideellen Gestalt und in ihrer in Siebenbürgen durch Jugendbünde mehr auf nationale Festigung gerichteten Form gegeben. Obgleich er an der geistigen Jugendbewegung hierlands zweifelt und sie nur von sehr wenigen Männern vertreten sieht, verkennt er keineswegs, daß der Tätigkeit der Jugendbünde den innersten Wert solche „unpraktische" Lebenserfühlung verleiht, mag auch ihr Ziel, das er selbst als dieses angibt, völkische Stärkung sein. Der Gegensatz zwischen ihm und den programmatischen Stellungnahmen zu dieser Frage im „Klingsor" (auf die er einigemal Bezug nimmt), besteht nur darin, daß er, ebenso unfähig wie wir, in einer Formel den Sinn des erstrebten und erfühlten Lebens auszusagen, sich nicht vor allem bemüht, dies neue Dasein in seinen tausend Formen aufzuspüren, sondern innerhalb der Jugendbünde praktisch zu arbeiten beginnt und das Organisatorische, den Leib, baut. Er sagt nicht, die Seele werde sich dem Leib bequemen, wenn dieser geschaffen ist, er sagt nur, die nationale Gesundung werde damit gefördert. Aber da er sehr gut empfindet, daß die Jugendbewegung im wahrsten Sinne Sehnsucht und Ahnung eines neuen Weltbildes, eine religiöse Angelegenheit ist, erscheint jene Bescheidung als Resignation vom Erstrebenswertesten zum Erstrebenswerten. Und damit wird sie zur Arbeit, zu einer Arbeit allerdings, die mit dem kleingerichteten Tun solcher Bünde, die ich seinerzeit als übelste Gegner der Jugendbewegung bezeichnete, weil sie eine äußere Reform (Antialkoholismus u. dgl.) als Gesundungsrezepte verteilen, nicht zu vergleichen ist. Diese Arbeit, wie er sie auffaßt, ist frei und lebenszugewendet. Ob sie nun an der Masse (und durch sie) in gleicher Weise verrichtet wird, darüber werde ich mich auf der Heltauer Pfingsttagung der deutschen Jugendbünde in Rumänien zu vergewissern suchen.

Daß sie mir keine letztgültige Antwort zu geben vermag, ebenso wenig wie unsere Kirche, die gleich Tobie dem Volke Waffen und keine Religion gibt, nur die leibliche, nicht die göttliche Zeugung vermittelt, nur Moral, nur Dasein und keine Ewigkeit, nur Relativ-Wertvolles, nicht das Absolute aus Beauftragung zeigt, das weiß ich leider schon heute, weiß es gewisser, als ich davon überzeugt wäre, daß die Jugendbünde wirklich lebendige Arbeit (wie sie Tobie will) leisten und nicht bloß wie die Guttempler lebenverdrängende. — Nur der Blick und die Sehnsucht nach dem Größten schenkt Gewicht und Bedeutung dem Kleinsten. Was ist sonst das Kleine? Die Notdurft, „Die Hand in den Mund". Der ständige Alltag von etwas Gefühl bewegt, das als Abfall aus einer Gnade gespendet wird, die selbst hier noch unverdient wirksam, aber nicht erschaut bleibt. Heinrich Zillich

Die Baußnern-Feier. Alle Konzerte des siebenbürgischen Baußnern-Festes zu würdigen, wären wir nur imstande gewesen, wenn uns aus jeder Stadt ein anderer Berichterstatter Meldung gesandt hätte. Ein sachliche Gesamtbetrachtung konnten wir nicht erlangen. Nun bietet uns der Zufall eine solche in der ausgezeichneten, jungen Kunstzeitschrift „Hellweg", die in Essen erscheint und worin ein reichsdeutscher Besucher, der allen Veranstaltungen beiwohnte, folgende Kritik veröffentlicht:

„..... Den Auftakt machte eine Motette in der Stadtpfarrkirche in Hermannstadt, Professor Dreßler spielte als Einleitung die Orgelphantasie über

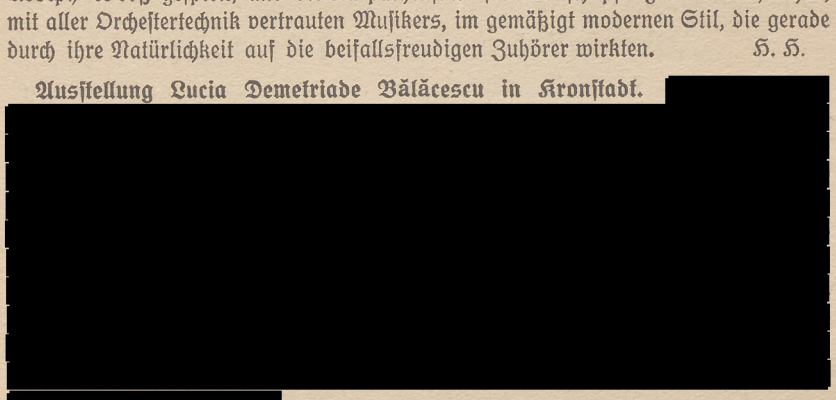
„Aus tiefer Not schrei ich zu Dir". Eine Art Thomaner lernte man in dem Brukenthalchor kennen, Knaben und junge Leute sangen die dreistimmigen geistlichen Volkslieder derartig fein ziseliert und mit einer Sangesfreudigkeit, daß man seine helle Freude dran haben konnte. (Diese Lieder sind Perlen der Bearbeitung.) Ein Altsolo mit Orgel interessierte weniger, dafür kam aber die Motette „Ich will den Herrn loben" unter des Komponisten Leitung zu glänzender Wirkung.

Das große Kirchenkonzert (Sonnabend 22. 2.) brachte die Christmotette, die Kantate: „Aus unserer Not" und als Uraufführung 2 Choralinventionen für 2 Violinen, Cello und Orgel über „Christ lag in Todesbanden" und „Nun ruhen alle Wälder". Die Gesangswerke aufs beste studiert, hinterließen eine tiefgehende Wirkung, man nahm etwas mit nach Hause und doch waren für den Musiker die Inventionen der Gewinn des Abends. Ich stehe nicht an, diese kleinen, von tiefster Empfindung erfüllten Stücke für eine Bereicherung der Musikliteratur zu erklären. Am Sonntag fand im überfüllten Konzertsaal der Kammermusikabend statt, Baußnern hatte selbst den Klavierpart übernommen. „O belissima Italia", Trio für Klavier, Violine und Cello stand an erster Stelle. Daß dieses Trio mit bewußt einfachen harmonischen Mitteln geschrieben, merkt man auch ohne Geleitwort, nur ist sich der Komponist nicht ganz treu in seinem Vorsatz geblieben, denn am Schlusse des langsamen Satzes gibt es doch allerlei harmonische Wendungen, die etwas aus dem Rahmen fallen, das ist aber ganz gut so; man braucht gar nicht zu den Atonalen der Expressionisten zu gehören, aber nur Dreiklang? — — — da muß einer schon ein ganz großes Genie sein, um damit heute noch fesseln zu können. — Im Vivo und der Tarantella, die ein ganz italienisch klingendes Seitenthema hat, pulsiert Leben. Der Komponist spielte hierauf Präludium und Fuge „Dem Andenken der Toten". Dieses Stück gehört wohl zum Wertvollsten, was Baußnern geschrieben, es ist tiefempfundene absolute Musik. Das Quintett für Violine, Clarinette (hier Viola), Horn, Cello und Klavier ist ganz auf Wohlklang gestellt, voll pikanter Reize, hie und da mit ungarischem Kolorit gemischt. — Den Beschluß der Hermannstädter Tage machte das große Festkonzert, bei dem 100 Orchestermitglieder und gegen 400 Sänger mitwirkten. Mit der vom Komponisten dirigierten und Johannes Brahms gewidmeten 2. Sinfonie weiß ich nicht viel anzufangen, sie liegt meinem ganzem Empfinden fern und ließ mich vollkommen kühl, im Gegensatz zu den übrigen Zuhörern. Sie ist wie seine andern 5 Symphonien noch Manuskript und das gibt zu denken. Der 1. Teil des symphonischen Oratoriums „Das hohe Lied vom Leben und Sterben" für Soli, Chor und Orchester bildete den Höhepunkt der großangelegten Veranstaltung. Das Werk wurde in Koblenz, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Herford und von der Berliner Singakademie aufgeführt, und dürfte seinen Siegeszug fortsetzen.

Zu viel Baußnern spannt entschieden ab, man ist einfach nicht mehr aufnahmefähig. (8 Konzerte in 11 Tagen.) In Mediasch hob sich ein kleiner Chor mit Flöten und Violinen apart heraus, vom Esdur-Quintett, wovon ich nur 2 Sätze hörte, die Haidephantasie; Variationen über ein ungarisches Thema für Violine und Klavier konnten mich nicht erwärmen. In dem reizend gelegenen Schäßburg gab es am andern Tage eine Sensation. Die Madrigalvereinigung (6 Herren und und 6 Damen) überraschten durch hochkultivierte Gesangsleistungen, beide Chorlieder mußten wiederholt werden; der junge Dirigent Schlüter-Ungar dürfte seinen Weg machen. Hier wie auch in Kronstadt, kamen bereits genannte Kammermusikwerke zur Wiederholung; in letzterer Stadt auch die „hmoll-Symphonie" und das

Hohe Lied, das aufs neue seine Wirkung erhärtete. Choralinventionen, Klavierfugen und das große Chorwerk stehen turmhoch über den anderen Arbeiten, mit dem Hohen Lied dürfte Baußnern den Gipfelpunkt seines Schaffens erreicht haben. In allen Städten wurde er lebhaft gefeiert. — Von den zahlreichen Mitwirkenden seien rühmlich genannt: Die Führer großer Massen Novak, Hermannstadt, Bickerich, Kronstadt, das Soloquartett: Adele Reißenberger, Johanna Goebbel, Gustav Borger, Wilhelm Orendt, die Instrumentalisten stellten die Hermannstädter und Kronstädter Kammermusikvereinigungen und hohes Lob gebührt auch den Chören. — Die Kronstädter Philharmoniker boten eine Morgenfeier, in der sie Werke ihres Kapellmeisters Paul Richter brachten. Das Klavierkonzert, hervorragend von dem blinden Pianisten Adolph Weiß gespielt, und die Karpathensuite sind Tonschöpfungen eines ehrlichen, mit aller Orchestertechnik vertrauten Musikers, im gemäßigt modernen Stil, die gerade durch ihre Natürlichkeit auf die beifallsfreudigen Zuhörer wirkten. H. H.

Ausstellung Lucia Demetriade Bălăcescu in Kronstadt.



O. G. Netoliczka

Eine sächsische Nummer des „Universul literar". Eine Bemerkung im vorigen „Klingsor"-Heft, anschließend an Hans Eders Ausstellung in Bukarest, gibt Veranlassung, einer ähnlichen, allerdings unbedeutenderen, Unterlassungssünde unserer Presse zu gedenken. Es war freilich mitten im Hochsommer (August 1925), als der von N. Iorga geleitete „Universul literar" eine Sachsen-Nummer herausgab, und so ist das Ausbleiben jeden Nachhalls in unseren Blättern durch die Saure-Gurken-Zeit vielleicht erklärlich, wenn auch nicht entschuldbar. Der Inhalt des auf Zeitungspapier gedruckten und mit Reproduktionen von Aufnahmen sächsischer Kastelle und — zweier sächsischen Literaten „geschmückten" 16 Seiten starken Heftchens war freilich weder bedeutend noch besonders geschickt zusammengestellt. Aber man sollte doch glauben, daß eine Zur-Kenntnisnahme des sächsischen literarischen Schaffens durch eine weitverbreitete rumänische Zeitschrift so selten und wiederum so erfreulich ist, um wenigstens kurz erwähnt zu werden. Aber es ist eben so: wenn sächsische Literatur oder Kunst nur „an sich" auftritt und als solche genommen wird, gilt sie nicht als „volkserhaltend" wertvoll genug, um beachtet zu werden. Obwohl sie es für Fremde offenbar doch ist. Denn im einleitenden Aufsatz beschäftigt sich Prof. Iorga selbst auf Grund von K. K. Klein „Deutscher Dichtung usw." mit den Grundzügen unserer

neuesten Literaturgeschichte und verrät durch persönliche Urteile auch persönliche Kenntnis. Von ihm stammt auch die Übersetzung des M. Albert'schen Gedichtes „Mein Dorf". Eine ausführliche Skizze der ganzen sächsischen Literaturgeschichte gibt K. K. Klein. Dr. Viktor Roth steuert einen Aufsatz über die Kirchenburgen bei. Das andere sind Übersetzungen aus sächsischen Dichtern (Ein Kapitel aus Capesius' „Altem Land", „Die Brunnenfrau" von A. Schuller-Schullerus, Gedichte von H. Klöß, R. Ziegler, übersetzt von I. San Giurgiu, dem „Adjutanten" Jorgas). Wenig und nicht gerade repräsentativ sind also die Proben der Dichtung selbst, aber immerhin sind sie da und wurden positiv gewertet. Und solche Zur-Kenntnisnahme und ihre richtige Einschätzung hilft vielleicht manchmal mehr als eine Wahlvereinbarung. Bernhard Capesius

Neue Bücher und Schriften

Friedrich Müller-Langenthal, Die Geschichte unseres Volkes. Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart der Deutschen in Rumänien. (Verlag W. Krafft Hermannstadt.) Beim Verfasser dieses Werkes, das — vorweg sei es gesagt — nicht nur „eine Lücke ausfüllt", sondern eine Tat ist als Leistung und als Mittel zur Leistung, saß ich vor zehn Jahren, knapp bevor ich Soldat wurde, im Geschichtsunterricht des Kronstädter Gymnasiums und war mit ihm einverstanden. Dies schon könnte mir persönlich das Buch bedeutsam erscheinen lassen, aber um wie viel mehr das dankbare Bewußtsein, daß dieser Lehrer in mir das Gefühl für geschichtliche Bewegung erweckt hat. Seit seinen Unterrichtsstunden, die ich in der Erinnerung als ins klare Licht gehobene Darstellung der knabenhaften Lust am Geschehen empfinde — da wurde das Abenteuer zum sinnvollen Wirken, zum erstenmal das Gewesene zum Leben und das Leben zum erahnten Schicksal voll Verpflichtung und Tragik — seit diesen Stunden bewegender Anteilnahme und allerdings strengster Zucht ist mir die Vergangenheit, so wenig ich ihren Stoff auch kennen mag, kein Dunkel, sondern erlebbar und in tieferem Sinne zeitlos.

Es freut mich, dies hier zu Ehren des Verfassers aussagen zu können, aber nicht bloß seinetwegen, sondern weil es eigentlich auch schon mein Urteil über sein Buch miteinschließt und weil es — nun verzeihe er mir, daß ich meine Dankbarkeit auch zu meiner Verteidigung benutze — diejenigen, die meinem Wirken in der Öffentlichkeit nur blinde Abneigung gegen alle offiziellen Personen unterstellen, stutzig machen kann, denn Müller ist eine dieser Personen geworden.

Das Buch ist für das Volk geschrieben in jener sachlichen Art, die ohne Pathos oder Verfälschung des Tatsächlichen vor größtem Auditorium zum Unterricht berechtigt ist. Es hätte einen minderen Verfasser reizen können, etwa in der Art, wie es unsere Leitartikelschreiber oft tun, dem einfachem Leser zu schmeicheln und damit ein schon vorhandenes nationales Pharisäertum zu verstärken. Aber in geistiger und politischer Hinsicht ist seine Lösung wertvoller, die mit größter Bescheidung im Urteilen und bei Zusammenfassung des Stoffes auf das wesentlichste niemals in ein trockenes Aneinanderreihen von Tatsachen ausartet. Das Bewußtsein von der Größe des Mitzuteilenden, der Größe der Geschichte der Deutschen in Rumänien, gibt dem Buch die in seiner Sachlichkeit atmende und wirkende Kraft. Welche Leistung dies ist, möge daran ermessen werden, daß sich in der deutschen Geschichte unseres Landes dem Verfasser nur wenig Persönlichkeiten bieten, die unmittelbar dem Volk bildhaft

gemacht werden können. Unsere Geschichte ist Geschichte der Gemeinschaft, unsere Helden fast immer nur deren Beauftragte und oft deren Opfer. Und doch ist dieses Buch für den kleinsten Mann verständlich und lebendig, ein Erziehungsbuch, das wirklich alle angeht, das auch alle für lumpige 40 Lei kaufen können in seiner hübschen Ausstattung (die von Lani besorgt wurde, der auch etliche sehr frische Initialen dafür anfertigte). Heinrich Zillich

Ideea Europeana. Bukarest. Es ist mir eine dringende Pflicht geworden, auf diese seit sieben Jahren erscheinende Wochenschrift zu weisen, die ich früher schon gewürdigt hätte, wenn ich nicht durch das Bewußtsein mangelnder Kenntnis der rumänischen Sprache, in der das Blatt abgefaßt ist, gehindert worden wäre. Obgleich sich darin nichts geändert hat, ich somit noch immer auf dem beschwerlichen Weg der bloßen Erahnung des Textes zu den Darstellungen vordringen kann, glaube ich doch sehr deutlich zu empfinden, worin der Wert der Zeitschrift besteht. Ich habe ihr, noch ehe ich sie ungehindert lesen werde, ins Herz geblickt und bin davon überzeugt, daß sie von allen mir bekannten rumänischen Blättern das beinahe einzige ist, dem in jedem Fall edles Wollen und Verantwortungsgefühl als Triebkraft dient. Wäre es eine Schrift wie die Gândirea, die vornehmlich den Künsten zu Gebote steht, so hätte diese Feststellung nicht die schwere Bedeutung wie hier, wo inmitten der lächerlichen Presse des Landes ein Blatt erscheint, an dessen Ehrlichkeit sich, obschon es der Politik nicht aus dem Wege geht, kein Zweifel wagt. Nun mag sich allerdings auch die Bosheit oder Dummheit oft ehrlich zu erkennen geben, hier aber ordnet sich der vornehmen Gesinnung Klugheit bei, paart sich mit großen kritischen Fähigkeiten eine reine Freude am Schönen, die in vielen Aufsätzen Ausdruck gewinnt. Die Grundeinstellung der Schrift ist europäisch in jener heute bloß erstrebten und nicht verwirklichten Humanität, die als Verkünder einen R. Rolland und Th. Mann besitzt. In diesem Spiegel erfahren die rumänischen Verhältnisse eine Festlegung, die man bejahen muß, weil sie, abgesehen von der zu billigenden Idee, die sie bestimmt, dem Lande selbst zum Nutzen sind. Wir aber, Minderheitsangehörige (Hörige des Landes), die wahrlich keinen Grund haben, das politisch-führende Rumänentum nicht pessimistisch einzuschätzen (dessen Werte uns durch Verwaltung und Staatsleben schmerzlicher fühlbar gemacht werden als den Rumänen), erkennen hier eine geistige Haltung auch auf nicht künstlerischem Gebiete, die jenen freien Männern, denen wir in rumänischen Kunstkreisen mitunter begegnen, entsprechend ist. Da sie sich aber unmittelbar und mutig dem Leben zuwendet, ist sie zukunftsbedeutsam (und möge — da wird der Pessimismus wieder wach — Kraft haben zu siegen). Heinrich Zillich

Die Schöne Literatur. Monatsschrift. Herausgeber Will Vesper (H. Haessel Verlag, Leipzig). Eine Zeitschrift, die (außer der „Literatur", die von der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, herausgegeben wird) das einzige literaturkritische Blatt in Deutschland ist, das hohen Anforderungen gerecht wird. Die Besprechungen der Neuerscheinungen und die Aufsätze jedes Heftes bewältigen die ungeheuere Arbeit, die moderne Literatur vollständig zu sichten, zu ordnen und auf ihren Wert zu prüfen. In kurzer Zeit ist die Zeitschrift zum unentbehrlichen Ratgeber für jeden Literaturfreund geworden.

N. Lenin: Ausgewählte Werke. Verlag für Literatur und Politik, Wien 1925, Preis br. 6·— geb. 8·— Mark. Das Buch bildet jedenfalls eines der aktuellsten

Dokumente zur gegenwärtigen Zeitgeschichte. Es enthält auf über 700 Seiten eine Auswahl von Aufsätzen, Reden, Broschüren des vielgenannten Führers der russischen proletarischen Revolution, die, bis zum Jahre 1897 zurückreichend, nicht nur Grundlegendes aus der Ideologie und der geschichtlichen Dramatik des gegenwärtigen russischen Bolschewismus enthüllen, sondern auch aufschlußreiche Streiflichter auf die Geschichte des Marxismus der letzten zwei Jahrzehnte werfen.

Man sagt häufig, daß in Rußland eine neue Welt im Entstehen sei, daß aus dem Urzustande des Chaos in das die Menschheit dort zurückgeworfen worden sei ein neuer Anfang, vielleicht eine neue Morgenröte der Kultur emporsteigen werde. Auch Lenin spricht von der neuen Epoche der Weltgeschichte, die mit der Aufrichtung der Sowjetrepublik in Rußland begonnen habe. In welch eigenartigem Gegensatz steht hierzu die Greisenhaftigkeit der Idee, die man als den letzten weltanschaulichen Kern aus dem herausschälen kann, was Lenin über das Wesen des bolschewistischen Staates und Menschen zu sagen hat! Lenins Ideal des kommunistischen Menschen, wie es aus diesem Buche spricht, ist nicht der Beginn einer neuen Epoche in der Menschheitsgeschichte, sondern der Abschluß einer alten; es bedeutet eine Reinkultur des industrialisierten mechanisierten Menschentypes, wie er zu den unvorteilhaften Errungenschaften des 19. Jahrhunderts gehört. Lenins kommunistische Weltanschauung bedeutet die Proklamierung der Sklaverei des Menschen im Dienste der Maschine, bedeutet die Heiligsprechung der Lebensatmosphäre des industriellen Großbetriebes. Deshalb schärft er ein „daß wir nie vergessen dürfen, daß die einzig mögliche ökonomische Grundlage — die maschinellen Großbetriebe sind. Wer das vergißt, der ist kein Kommunist." (S. 676.) Das Ziel der kommunistischen Staaten ist nur erreicht, wenn alle seine Bürger der einen Klasse der Industriearbeiter angehören! Eine Ironie der Geschichte hat es gewollt, daß gerade in Rußland mit seiner überwältigenden bäuerlichen Bevölkerungsmehrheit diese Ideologie der Apotheose des Industriearbeitertums zur politischen Macht gekommen ist. Daher bildet das Verhältnis zum Bauerntum die Achillesferse des russischen kommunistischen Staatsideales, was auch Lenin erkennt und worauf er immer wieder hinweist. Der Bauer, in der Form wie ihn die ganze Welt kennt, als Bearbeiter seiner Scholle, ist nämlich im kommunistischen Staate ein Fremdkörper! Was macht man also mit ihm? Seite 668 sagt Lenin sehr richtig, daß man die Bauern, die etwa 50% der Bevölkerung ausmachen, nicht einfach davonjagen könne, wie man es mit den Großgrundbesitzern und Kapitalisten gemacht habe. Man muß eben, das ist die Endlehre seiner zahlreichen Auslassungen über dieses Thema, vorläufig gute Miene zum bösen Spiel machen, dabei aber mit aller Zähigkeit darauf hinarbeiten, den Kleinbauern in einen Industriearbeiter umzuwandeln, indem man an die Stelle der bäuerlichen individuellen Kleinwirtschaft, den wirtschaftlichen staatlichen Großbetrieb treten läßt!

Ich könnte es verstehen, daß jemand, wenn er sich schon in Extremen bewegen will, folgender Weltverbesserungsideologie anhängen würde: Der ewige Typus der Menschen ist der Bauer, der erdverbunden auf seiner Scholle sitzt, der sein Häuschen, sein Vieh und seinen Pflug hat! Machen wir die Menschen zu Bauern! Und die Maschine? Sie habe zu dienen, nicht zu herrschen! Entwickelt die Technik so, daß die Maschine für uns arbeitet, die Industrieprodukte ohne Fron von Menschenarbeit liefert und macht den Industriearbeiter frei, damit er Bauer werde. — Wo man aber statt der Verwurzelung des Menschen mit der Erde, seine Entwurzel-

ung auf die Fahnen schreibt, dort weht nicht jungfräuliche sondern greisenhafte Kulturluft. Damit soll nicht gesagt sein, daß in Rußland selbst vielleicht nicht jungfräuliches Werden aus dem Chaos emporsteigen könne, aber dann wird es etwas anderes als die Ideologie Wladimir Lenins es haben wollte. Es wird unmöglich sein die russischen Bauern zu einem Industrieproletariat mit marxistisch-materialistischer Weltanschauung zu machen. Selbst der gigantische Plan der Elektrifizierung Rußlands, der dafür in Aussicht genommen worden ist, wird dies nicht vermögen. Das ist der eine Fehler in der Rechnung Lenins. Der andere ist die Hoffnung auf die allgemeine Weltrevolution, ohne die, wie Lenin an mehreren Stellen betont, der Kommunismus in Rußland nicht haltbar sein wird. (Denn da es im Gedanken der modernen Industrie verankert ist, kann es nur als Glied des Welthandels und der Weltwirtschaft leben.) In seiner Hoffnung auf Europa betrogen, hat der Sowjetstaat seine Blicke auf Asien gerichtet. Nicht ohne Berechtigung, wie die Ereignisse im fernen Osten lehren, aber noch immer ohne wirklichen Erfolg. Das hat schon Lenin zum Paktieren mit dem Kapitalismus gezwungen, ihn, der 20 Jahre lang voll schneidender Schärfe gegen den Opportunismus in der Partei aufgetreten war. Er muß „Staatskapitalismus" betreiben, „Naturalsteuern" auferlegen. Er stellt dies als eine notwendige Uebergangsmaßregel dar, die nötig ist bis zu dem Zeitpunkt wo die Weltrevolution eintreten wird. Wenn diese aber nicht kommt, können wir hinzufügen, dann bedeutet sie den Beginn des endgültigen Scheiterns des kommunistischen Ideales in Rußland.

Alfred Pomarius

Paul Göhre: Deutschlands Weltpolitische Zukunft. Kurt Vowinkel Verlag Berlin-Grunewald 1925. Preis geh. Mark 4·50, geb. 6·—.

Die vorliegende Schrift ist eine Werbung für den Gedanken von „Paneuropa" nicht im Sinne der „vereinigten Staaten von Europa", sondern im Sinne der „organisierten Staaten Europas", d. heißt sie sieht als Imperativ aber auch als schon werdende Wirklichkeit für die Entwickelung Europas das Entstehen eines „Großerdraumorganismus" Kontinentaleuropa, der durch Verträge ohne Antastung der politischen Selbständigkeit, Europas Völker und Staaten in einem gemeinsamen Interessenverband vereinigen wird. Die Notwendigkeit dieser Entwicklung, die sich auch in Nord- und Südamerika, Südafrika und Asien vollzieht, ist dem Verfasser verbürgt in der Tatsache, die die neueste Phase der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung auf der Erde kennzeichnet: die Zusammenballung und Fortbildung ganzer Völkerkonglomerate zu neuen großen Lebenseinheiten" „Hervorgerufen ist diese neueste Entwicklung durch die Industrialisierung und Europäisierung fast schon der ganzen Welt." Dies bedeutet aber, daß vor allem wirtschaftliche Gesichtspunkte und Forderungen für die politischen Umwälzungen der nahen Zukunft entscheidend sein werden. Viele Ereignisse gerade auch der letzten Vergangenheit geben dem Verfasser recht, aber es ist zu bedenken, daß in Europa und unter seinen Völkern wirtschaftliche Gesichtspunkte allein nicht imstande sein werden „Paneuropa" zu verwirklichen (im Gegensatze vielleicht zu Amerika). Noch überwiegen in Europa nationale und Prestigegründe weit über die Forderungen der Wirtschaftslage. Aber selbst wenn diese Gründe fortfallen, wird die Bevölkerung Europas auch ein geistiges Argument brauchen, um jenen Gedanken Wirklichkeit werden zu lassen. Deutschlands weltpolitisches Arbeitsfeld sieht Göhre nun darin, an der Schaffung jener Kontinentaleuropas zu arbeiten; es bleibe ihm bei seiner vollkommenen Wehr-

losigkeit jeder Weg zu politischer Geltung zu gelangen verschlossen, der sich nicht ohne Waffen gehen lasse. Außerdem ist Deutschland der natürliche Mittelpunkt des neuen Erdgroßraumorganismus, dessen wirtschaftliches Herz das Ruhrgebiet darstellt. Das große Hindernis in der Verwirklichung Paneuropas: der Haß zwischen Frankreich und Deutschland, glaubt Göhre, sei durch die wirtschaftliche Notlage, die beide Staaten aufeinander hinweise, zu überbrücken. Es ist nicht zu leugnen, daß die Ereignisse des letzten Halbjahres, besonders das Werk von Locarno, auf dem geraden von Göhre gewiesenen Weg liegen, weshalb jene Gedankengänge gerade heute, wo Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund bevorsteht, erhöhte Beachtung verdienen.

Alfred Pomarius

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Heft veröffentlichen wir das Bild Johann Plattners, dessen Schaffen schon im ersten Hefte des „Klingsor" (April 1924) und nun in K. K. Klein's „Ostlanddichtern" gewürdigt wurde.

Den 1. Preis unseres Märzpreisausschreibens erhielt Dr. E. Jekelius jun., Hermannstadt, für die Idee zu einem künstlerischen Preisausschreiben, an dem sich alle Schriftsteller, Maler und Musiker der drei siebenbürgischen Nationen beteiligen können. — Begründung: Die in allen Details ausgearbeitete Idee bietet die Möglichkeit, weiteste Kreise für siebenbürgische Kunst und deren Dienerin, unsere Zeitschrift, zu interessieren. — (Im nächsten Heft werden die Bedingungen des Preisausschreibens, das sich einer schon früher geplanten Erweiterung unseres Arbeitsfeldes gut einfügt, bekanntgegeben. — Außer dem 1. Preis wurden im Märzpreisausschreiben Trostpreise zuerkannt an W. Koziarsky, Deva, und E. Scherg, Kronstadt.)

Wir ersuchen unsere Leser, die Bezugsbedingungen (2. Umschlagseite) zu lesen, die einige Änderungen erfahren haben.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

10. Mai: Konzert der Cântarea Românei (Bukarest). Generalmusikdirektor Botez. Mitwirkend die Kronstädter Philharmonische Gesellschaft und mehrere Solisten der Bukarester Staatsoper. Programm: Krönungsmesse von Mozart und a cappella-Chöre.

Zu Pfingsten je ein Kirchenkonzert des Bruckenthalchores unter der Leitung von Professor Franz Xaver Dreßler in Kronstadt, Schäßburg und Mediasch.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR JUNI 1926 HEFT 6

Oft ist mir bang....

Von Alexander Reményik

Oft ist mir bang....
So ängstigend ist dies Geflüster,
Dies leis' Geräusch,
Dies Neigen, Beugen,
Dies Zusammen-spielen
Hinter mir,
Dies leise Fallen von ich weiß nicht was.
Hier fällt kein Blatt,
Die Zeit nur rinnet
In diesem Immergrün
Mit traurigem Verrinnen.
Oft ist mir bang....
Der Fichtenwald ist so gespenstisch,
Mir ist als ob ein Schmetterling ich wär'
Und jede Fichtennadel könnt' mich spießen.
Ein fremdes Nichts,
Das dieser Urwald nicht mag dulden.
Doch neulich — als mein Fuß in eine Wurzel sich verfing,
Da schaut' ich auf —
Und eine alte Fichte wiegt' freundlich-lieb den Bart
Und sprach: „Mein Sohn gib acht!
Denn wenn du fällst, trägst du allein die Schuld!"

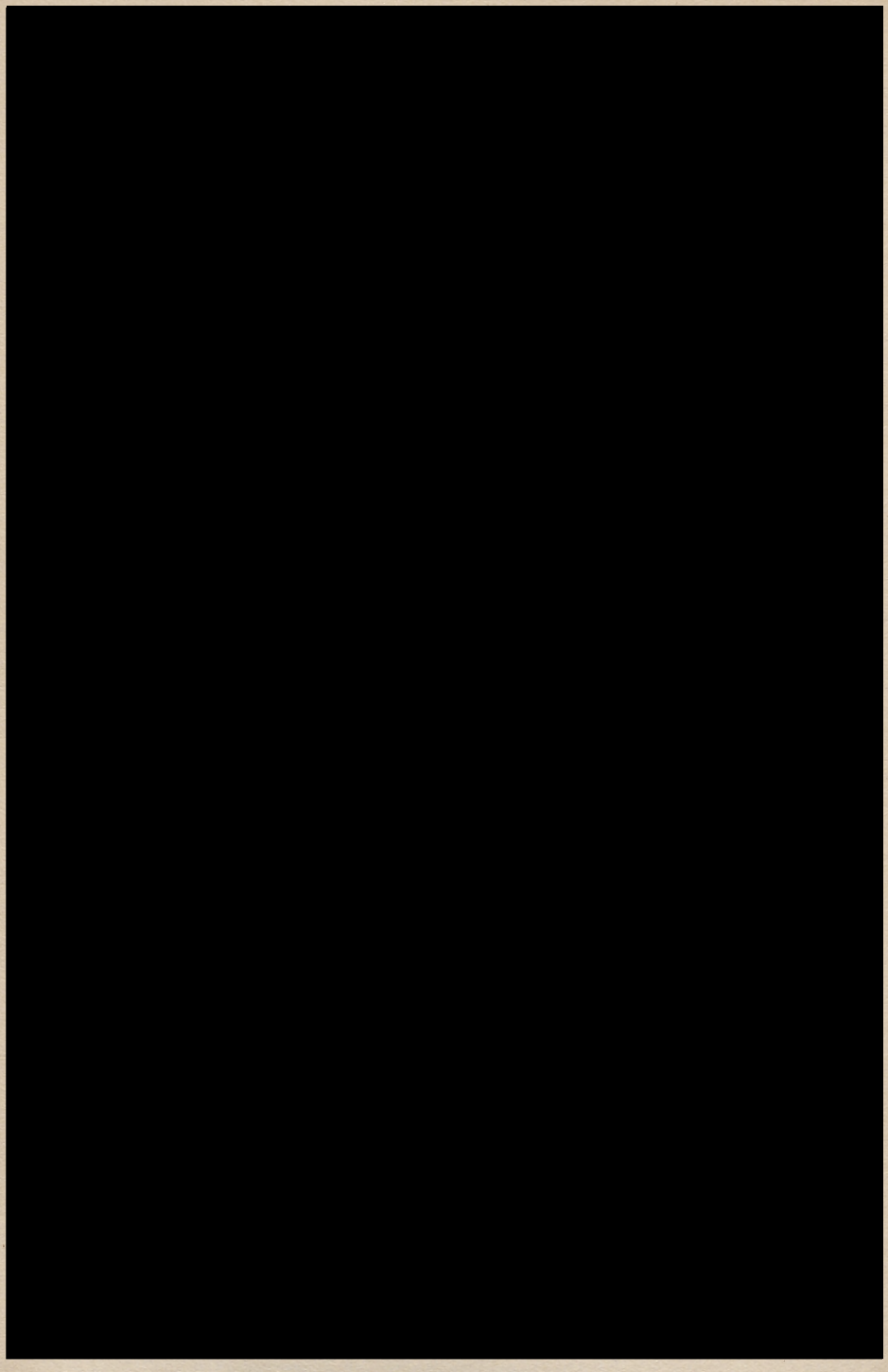
(Deutsch von Marie Reményik)

Das letzte Gefecht

Von Dominik Gyallay

Der unglückselige Hund Bundasch hatte es sich bei seinem Herrn verdorben. Als nämlich der Herr am Ende des Krieges heimkehrte: umsprang er ihn mit rasendem Gekläff, riß ihn fast zu Boden.

Zu ungelegenerer Zeit hatte selbst ein Hund die Zähne nicht zeigen können. Die Stimmung seines Herrn war ohnehin voll quälender



Bitterkeit. Welche Weite hatte er durchquert mit seinem Regiment von der ukrainischen Grenze bis ins Szeklerland! Welche Flucht! Frühere Kameraden — heimliche Feinde — lockten sie in eine Falle, entwaffneten sie, plünderten sie aus bis aufs Hemd und verlachten sie dann höhnisch. Der Zugsführer Peter Orban hatte auf diesem Heimweg mehr gelitten als früher an drei schweren Wunden. Und im Inneren trug er das Wissen um eine böse Zukunft... Der Kompaniekommandant, ein Gymnasialprofessor, hatte ihnen mit Tränen im Auge erklärt: was schön war, was den Ungarn teuer war, alles sei verloren — alles verloren...

Ist's ein Wunder, daß die unfreundliche Begrüßung durch den Hund Peter Orban in maßlose Wut versetzt hatte? Was! Auch hier in seiner eigenen Wohnung?... Am selben Tage noch brachte er Bundasch mit einer Mistgabel bei, wer der Herr im Hause war. Dies blieb übrigens bloß eine Vorspeise für Bundasch. Schwarze, schmerzliche Tage lebte er wie eine Waise bei der bösen Schwiegermutter. Jedes zornige Aufflammen, das er aus dem Felde heimgebracht hatte, ließ der Bauer ihn entgelten. Vergebens schnitt der arme Bundasch ein Büßergesicht, umsonst blinzelte er mit flehendem Blick: seine erste Sünde wurde nicht vergessen...

Du hast dich fein aufgemästet an meinem Essen? — hieb es mächtig auf ihn los.

Die Frau versuchte den Mann mit dem Hunde auszusöhnen.

— Sieh Peter, quäl das arme Tier nicht. Es war unser treuer Wächter, als du wegwarst. —

— Wovor hat er euch beschützt? — brauste der Mann auf. — Er war ein großer Maulheld — hier, zuhause! —

Der Krieg hatte indessen überall sein Ende gefunden. Soldaten kamen und kamen wie das Volk nach Jahrmarktschluß. Einzeln trafen sie ein, in Rudeln liefen sie streitend durch die Dörfer der Heimat zu. Die Dorfköter faßte ungeheuere Aufregung wegen der vielen verdächtig gekleideten, fremden Durchziehenden. Im Chore bellten sie die Soldaten an, knirschend bissen sie in die Bretter der Tore und Zäune.

— Eine schöne Begrüßungsmusik nach so vielen Qualen! — schäumte Peter Orban und warf ein großes Holzscheit nach Bundasch.

In einer Nacht war das Geheul der Hunde besonders wild. Auch Bundasch bellte fürchterlich. Ums Haus herum, am Tore, im Scheunengärtchen, ununterbrochen hörte man sein tolles Lärmen. Ein schlimmer

Herbst war es, der Herbst achtzehn: die Nächte voll Verdacht und Schreckbilder...

— Nicht einmal schlafen läßt einen das Aas! — Peter Orban wälzte sich im Bett.

Die Frau faßte sich ein Herz: Bellen ist Hundedienst!

— Was brauche ich diesen Dienst! Ich war im Felde oft genug schlaflos... soll ich auch hier nicht schlafen können? Ich bring das Aas um, ich ja!...

Die Frau wagte nicht weiterzustreiten. Der Arme ist krank, offensichtlich krank. — Viele so Kranke kehrten nach Hause zurück aus der großen Hölle... mancheiner läßt seine Wut an der Frau, den Eltern, den Kindern aus...

Das Frühstück aß Peter Orban schweigend vor Kummer. Dann stieg er empor zum Aufboden, wo sein Kriegerpack lag und brachte von dort ein seltsames Ding, das einem körnigen Maiskolben ähnelte, doch war es braun und bedeutend umfangreicher. Die Kinder, zwei kleine Buben und ein winziges Mädelchen umringten ihn.

— Vater, was hast du in der Hand? — fragte der siebenjährige Ferko.

— Dies ist eine Handgranate! —

— Was macht man damit? —

— Mit dem da brachten sich die Menschen gegenseitig um, auf den Schlachtfeldern. —

— Wen willst du umbringen, Vater? — erschrak Held Ferko.

— Den Bundasch, mein Kind!

Die Kinder verzogen zum Weinen den Mund, doch die Mutter drohte ihnen heimlich zu schweigen.

Peter Orban steckte die Handgranate in die Seitentasche, dazu ein Schnurknäul, pfiff Bundasch zu sich und trat durch das Tor.

Hinter ihm im Hause fingen die kleinen Dinger laut zu flennen an. Peter Orban hörte es nicht mehr. Mit hängendem Kopf lief er durch die Gasse. In ihm schwoll aufgährende Wut zu Rache und Mord, dann wieder stumpfe schluchzende Verzagtheit: Alles verloren... alles verloren!...

Bundasch trabte fröhlich daneben: in ihm tönte sicherlich der erste freundliche Pfiff seines Herrn wieder.

Sie traten aus dem Dorf hinaus und wandten sich dem Walde zu, der weitab am Rande der Saatfelder lag.

Peter Orbans Plan zur Vertilgung des Bundasch stand fertig.

Als sie zum Walde kamen, schritt er hinein, mitten zwischen die hochstämmigen Bäume und wählte einen bestimmten von den vielen. Aus der Seitentasche zog er das Schnurknäul und band das eine Ende an den Baumstamm. Dann rief er Bundasch zu sich und knüpfte ihm die Handgranate um den Hals wie eine Glocke. Und nun folgte das heikligste Kunststück. Er zog den Abzugsfaden aus der Öffnung der Handgranate und verknotete ihn mit dem anderen Ende der Schnur... Glatte Rechnung! Entfernte sich Bundasch genügend weit vom Baum, reißt die Zündungsschnur an, und dann... Dampf und Ende...

Als er den Knoten geschürzt hatte, schrie er Bundasch an, sich niederzulegen. Der Hund duckte sich folgsam. Peter Orban lief dreißig—vierzig Schritte davon, stellte sich hinter einen Baum und wartete lauernd, daß Bundasch sich rege. Der Hund sprang auch jäh auf... jetzt... jetzt reißt er den Abzugsfaden an... Nein... Bundasch entfernte sich nicht vom Stamm. Nach alter Hundesitte beroch er erst den Platz rings um sich. Wandte sich nach rechts, drehte sich links. Die lange Schnur schleifte locker hinter ihm her, straffte aber den Zündfaden nicht.

Peter Orban begann zu pfeifen.

— Hierher, hierher, Bundasch!...

Der Pfiff klang falsch wie Judas' Kuß. Aber Bundasch wußte nicht, daß er in den Tod gelockt wurde, freudig lief er dem Herrn entgegen. Die Schnur riß ihn zurück... Jetzt?... jetzt?... Was zum Teufel! Die Granate explodierte nicht... War die Zündung verdorben? Peter Orban legte sich bäuchlings und kroch näher an Bundasch heran. Den Fehler fand er rasch. Als der Hund sich hin und her gedreht hatte, rund um den Baumstamm, hatte sich die Schnur um den Granatkolben aufgespult und konnte so auf den Abzugsfaden natürlich nicht wirken. Man müßte die Schnur von der Granate wieder abwickeln, damit sie mit dem Zündfaden in einer Richtung hänge... Peter Orban überlegte, ob er hingehen und den Abzugfaden frei winden solle. Zum Teufel!... Wenn nun die Schnur dennoch gestrafft wird und die Granate gerade dann platzt, wo er ihr nahe ist?... Jetzt, am Ende des Krieges, sterben? Aufs neue begann er zu pfeifen, den Hund zu rufen, Bundasch sprang, zerrte, die Granate ging nicht los.

Peter Orban wurde der Sache überdrüssig. Wozu eines gemeinen

Köters wegen so viel herumtüfteln? Wird sich ja einmal so drehen und wenden, daß sich die Schnur von selbst abwickelt.

Er schritt heimwärts. Aber die Sache mit Bundasch beschwerte ihm ärger den Sinn. Wie, wenn er an der Schnur zu bellen und zu winseln anfängt? Irgendein Vorübergehender tritt zu ihm und löst die Schnur... Ein Krach... und...

Er blieb stehen und überlegte. Soll er nun umkehren und den Hund aus der Folter befreien? Na ja, wenn aber gerade in dem Augenblick die Sache losgeht!... Verdammte Geschichte...

Wieder blieb er stehen und pfiff laut und dampfend in die Luft. Das gäbe ein schreckliches Unglück, wenn die Handgranate einen Fremden zerfetzte! Und das ist leicht möglich.

Er wandte sich und schritt wieder dem Walde zu. Plötzlich erstarrte sein Schritt. Bundasch lief ihm auf dem Wege entgegen. Vom Halse baumelte hin und her die Handgranate, die Schnur schleifte lang hinter ihm... Gewiß, er hat sich losgebissen...

Furchtbarer Schreck durchfuhr Peter Orban. Daß sich die Schnur in einer Erdscholle verfängt und den Zündfaden spannt, daß sie gerade dann gefaßt wird, wenn ihn der Hund ereilt! Bundasch schnupperte sich fröhlich des Weges weiter. Er bringt den Tod!

Peter Orban begann zu laufen. Er rannte, rannte besessen wie einer, dem der Todeswind den Marschtakt bläst. Da blickte er nach rückwärts, da war auch Bundasch in vollem Lauf. Schon nahte er in Sterbensnähe... Großer Gott, wenn er jetzt auffliegt...

Durch Peter Orban zuckte jählings eine kriegerische Erinnerung. Er warf sich hinter eine Bodenwelle und schleuderte einen rasenden Steinregen auf den Verfolger.

Bundasch schlug sich blitzschnell aus dem Hagel auf das Saatfeld und verschwand in der Deckung einer tiefen Furche. Peter Orban hörte auf zu werfen. Der Schweiß troff ihm von der Erregung des Kampfes. Er setzte sich in Gang... jetzt aber langsam. Er trat ängstlich vor sich hin und blickte bei jedem Schritt nach rückwärts, ob Bundasch nicht nahte mit der Todesklunker.

Plötzlich brüllte er auf vor Entsetzen.

Bundasch hatte ihn überholt und jagte die Saatfelder hindurch dem Dorfe zu.

Grauenhaft!

Wenn er früher heimkehrt! Die Kinder in ihrer Freude zu ihm

laufen, sich an ihn hängen, ihn an der Schnur führen wollen. Ein Dröhnen... Gott im Himmel, erbarme dich!

Verzweifelt raste Peter Orban hinter Bundasch. Er pfiff, er rief; jetzt aber wahrlich nicht mit falschem Ton wie im Wald, als er ihn in die Vertilgung locken wollte. Er jammerte den Hund an:

— Bundasch bleib stehen, Bundasch, Bundasch!

Der Hund fühlte im Rücken den Verfolger und lief noch schneller.

— Bundasch nicht, süßer kleiner Bundasch, bleib stehen!

Unter einem Hügelchen nächst dem Dorfe entschwand der Hund. Peter Orban strengte sich an, daß ihm die Adern schwollen, und lief mit ächzender Brust den Hügelkamm hinauf. Er seufzte, er flehte:

— Mein Gott laß ihn stehen bleiben! Mein Gott... meine gute Frau, meine kleinen Kinder...

An einem Rinnsaal am Fuße des Hügels hielt der Hund nun doch an. Peter Orban stieß plötzlich auf ihn.

Ein wenig schrak er zurück vor dem jähen Zusammentreffen. Der Hund zog den Kopf argwöhnisch ins Dickicht nieder. Peter Orban sah mit starren Augen, wie die Handgranate hing. Das eine Schnurende am Zündungsfaden, das andere im Gesträuch verfangen. Wenn der Hund anschlägt, wenn er aufspringt...

Nur eine Sekunde währte Peter Orbans Unschlüssigkeit. Er dehnte die Brust weit, reckte den Kopf und sah dem Tod ins Auge wie oft auf galizischer Erde, wenn der Sturmbefehl gegeben war.

Einige Schritte trat er vor. Der Hund schlug bellend sein Haupt empor. Der Tod hob die Hippe für Peter Orban...

— Bundasch, süßer kleiner Bundasch... bat er um Gnade mit vergehender Stimme.

Und da — traute der Hund dem guten Wort, neigte den Kopf und blinzelte untertänig. Peter Orban trat heran, streichelte Bundasch den Rücken und löste die Handgranate von seinem Halse. Betrachtete sie... wahrlich nur die Vorsehung hatte sie vor dem Auffliegen gerettet.

Er nahm den Hut ab und wischte die Angstropfen von der Stirne. Mächtig fing er zu schnaufen an, um sich zu erleichtern... Neigte sich, leise und dankbar tätschelte er des Hundes Nacken. Blickte zum Dorfe hinüber, sah das schöne stille Häusergelände. Dort im Hof spielten seine Kinder, die zwei Buben und der Knirps, das blonde winzige Mädelchen. Seine Augen füllten sich an mit leuchtendem Glanz.

— So ist doch noch nicht alles verloren... mein Gott, dir sei der Dank!

(Deutsch von H. Zillich)

Zwei Gedichte von Ludwig Áprily

Antigone

Die Sonne löst, Geliebter du,
In Fernen ihre Purpurkähne,
Von Tau beglänzt, auf Dirke zu
Erheben Winde ihre Mähne.
Und meine Spuren sind begraben
Im blonden Staub von Dunkelheit.
Der Acheron muß Schatten haben:
Hier, Haimon, sterben wir zu zweit.

Der Himmel bleibt im Haß verloren.
Was suchen, Liebeswaisen, wir?
Ich bin zur Rache nicht geboren,
Und lieben darf man doch nicht hier.
Der Ahnen Fluch, ach, heult herüber,
Umseufzt mein Los mit Bitterkeit,
Schwarz schäumt der Acheron darüber,
Hier, Haimon, sterben wir zu zweit.

Wir müssen sterben. Wer mag wissen,
Wann Dikes Glanz entschleiert glüht?
Wann endlich hell von Finsternissen
Zum Bruder Mensch der Mensch entflieht?
Dort unten, vom Gesetz verflucht,
Träum ich von neuer Zeitlichkeit.
Der Acheron sein Opfer sucht:
Hier, Haimon, sterben wir zu zweit.

Bäume im September

Es leuchtet auf smaragdner Buchenglut
mit seinem roten Geäder Septemberblut.

Wir stehn. In deinen Händen letzte Blumenpracht.
Du sagst: Die ersten fahlen Blätter, der Herbst erwacht.

Ich aber spreche: Blut ist's, blutig Edelgetier,
erjagt, erlegt im Sommerlustrevier.

Wohin die Wunde strömend es getragen,
da siehst du jetzt zerstiebt Blutflecke ragen.

Wo es an Distelsträucher ächzend fuhr,
sieh doch, wie es verschwendet seine Spur.

Und wie die Bluthatz bellend sich gewendet,
fiel fern das Tier verröchelt und verendet.

(Nachdichtung von Egon Hajek)

Was die Ungarn von den Siebenbürger Sachsen halten

Von Dr. Ladislaus Rajka

Es ist immerhin schwer, über ein fremdes Volk zu schreiben. Die Eigenart eines Volkes setzt sich aus tausend und tausend Individuen zusammen; das gibt ein buntes Bild, dessen Farben, Licht- und Schattenwirkungen von den Trägern des Bildes innerlich empfunden werden. Es ist manchmal unmöglich zu bestimmen, warum das entworfene Bild unrichtig ist. Der tüchtige Gude läßt sich in seinen berühmten „Erläuterungen deutscher Dichtungen" in Verbindung mit Lenaus Gedichten in Schilderungen ungarischer Volksverhältnisse ein: ein treffliches Beispiel, wie jemand ein falsches Bild eines fremden Volkes entwerfen kann, ohne ausgesprochene Fehler zu machen. Es sei also für das Folgende stark betont, daß es sich hier, in den nächsten Zeilen, nicht darum handelt, wie die Siebenbürgischen Sachsen tatsächlich sind, sondern darum, wie die Ungarn Siebenbürgens in ihren alltäglichen Gesprächen von ihnen reden, welcher Meinung sie über sie sind.

Mit dieser Meinung könnten wir eigentlich recht bald fertig werden: sie ist ja im allgemeinen so günstig, daß darüber, wie über die guten sächsischen Eigenschaften überhaupt, viele Worte nicht verloren werden müssen.

In allererster Reihe müssen wir die Organisation der Sachsen hervorheben. Sie wird immer begeistert erwähnt und den Ungarn als ein unübertreffliches Beispiel angeführt. Die äußere Disziplin dieser inneren Organisation macht auf den Zuschauer stets einen überwältigenden Eindruck. Der Verfasser war Augenzeuge des Aufmarsches der sächsischen Bauern zu den Landwirtschaftskammerwahlen in Blasendorf. Es war eine Freude ihn anzusehen, obgleich dieser

Fall sicher nur eine Kleinigkeit in den häufigen einheitlichen Kundgebungen darstellt.

Mit einem besonderen Lob wird die sächsische Landwirtschaft bedacht, mit wahrer Bewunderung Handel und Gewerbe angesehen. Die sächsischen Baudenkmäler werden immer mit warmer Anerkennung hervorgehoben, andere Seiten der Kunst dagegen, ebenso die Wissenschaft, sind in ungarischen Kreisen fast unbekannt. Die Fachmänner kennen die sächsische Geschichtsschreibung, die Literatur dagegen ist für sie ein dunkles Gebiet.

Es sind also die Sachsen ein nüchternes, fleißiges, waffentüchtiges Volk, zugleich aber vorsichtig und in sich abgeschlossen. Letztere Eigenschaft ist sicher selbst den Sachsen nicht unbekannt; aufrichtig gesagt, der Sachse gilt als „unfreundlich" bei den Ungarn. Und das gibt uns eine Anlehnung zur folgenden Betrachtung.

Es scheint ein Widerspruch zu sein, daß bei all dieser günstigen Meinung zwischen den Sachsen und den Ungarn ein Gegensatz besteht. Die Ursache des Gegensatzes erfordert vielleicht eingehendere Studien; so viel kann aber gleich festgestellt werden, daß die Gemütsstimmung von 1918 schon im Jahre 1848 in allen Einzelheiten fertig gegeben war. Das gilt von sämtlichen Völkern auf dem Gebiete der gewesenen Monarchie. Der Gegensatz zwischen Sachsen und Ungarn aber geht sicher auf frühere Zeiten zurück. Ich werde vielleicht in keinen großen Irrtum geraten, wenn ich diesen Gegensatz folgenderweise ableite.

Zur Zeit der ersten Türkeneinfälle in Siebenbürgen besaßen fast ausschließlich nur die Sachsen feste Burgen und Städte. Die Kriegsnot zwang die Ungarn, in den sächsischen Festungen Schutz zu suchen. Er wurde ihnen auch gewährt, der dadurch entstandene Wunsch aber, sich selbst in diesen sicheren Orten anzusiedeln, aus nationalen Gründen schroff abgewiesen.

Dieser erste Gegensatz wurde durch das Erscheinen der Habsburger verstärkt. Schon vor 400 Jahren waren die Sachsen treue Anhänger des Herrscherhauses. Das gab seit der Zeit unzählige Anlässe zu Zwistigkeiten, da die Ungarn mit den Habsburgern auf keinem guten Fuße standen.

Die Gegensätze waren also schon vor vielen Jahrhunderten gegeben, sie wurden aber durch die nationalen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts aufs Äußerste verschärft. Die objektive Wahrheit ist, daß auf die nationalen Bewegungen der Ungarn die Sachsen mit einem ebenso heftigen Nationalgefühl antworteten, was besonders in

der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, bei der politischen Übermacht der Ungarn, zu manchen schweren Zerwürfnissen führte.

Das alles gehört aber der Vergangenheit an. Umso schmerzlicher empfinden wir die sächsischen historischen Werke der letzten Jahre, welche bei aller Schonung des unglückseligen Habsburg-Regiments, das die Sachsen nach eigenem Geständnis manchmal in recht peinliche Lagen versetzte, die „Magyaren" immer und ewig auf die Prügelbank legen, um sie an vergangene Schulden bei den jetzigen schweren Verhältnissen mit Zinses-Zinsen zu erinnern.

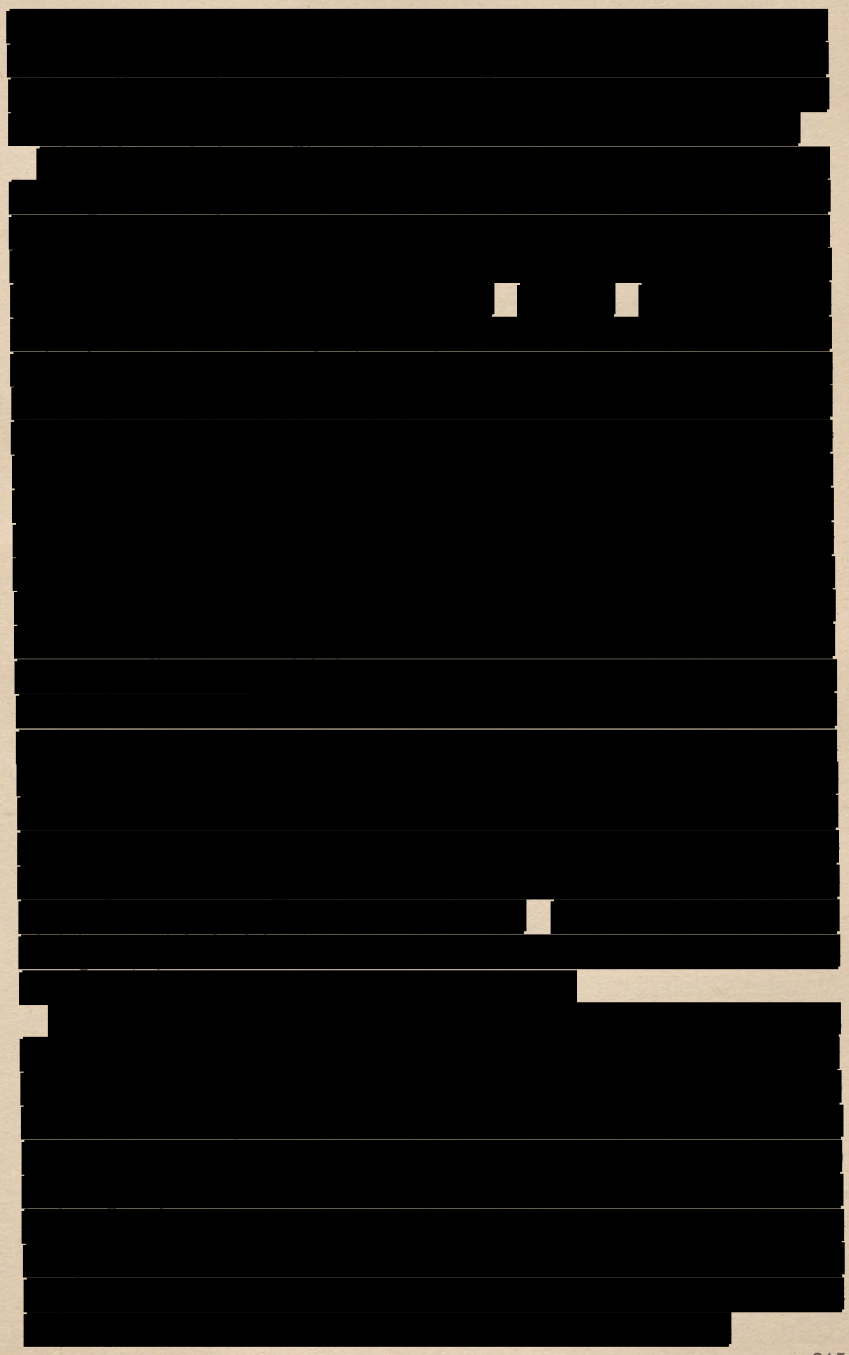
„Wahrheit ist gut Ding" und wir, Siebenbürger, sind gewohnt, die Wahrheit oder wenigstens das, was wir heilig überzeugt dafür halten, auch auszusprechen. Die Ungarn Siebenbürgens wünschen eine aufrichtige Annäherung zwischen sich und den Sachsen besonders auf kulturellem Gebiete, sie sehen dazu kein Hindernis auf der eigenen Seite und hoffen mit offenem Herzen, daß diese freundliche Zusammenwirkung viele wertvolle Ergebnisse mit sich bringen wird. Sie hoffen aber von der anderen Seite ein ähnlich herzliches Entgegenkommen, welches ohne kleinliche Namensuntersuchungen* und dadurch gestörte Nationalempfindlichkeit über das Grab der alten Entzweiung offen und aufrichtig ihnen die Hand reicht und ruft: „Da steh ich Bruder, lass' uns die schönere Zukunft beginnen!"

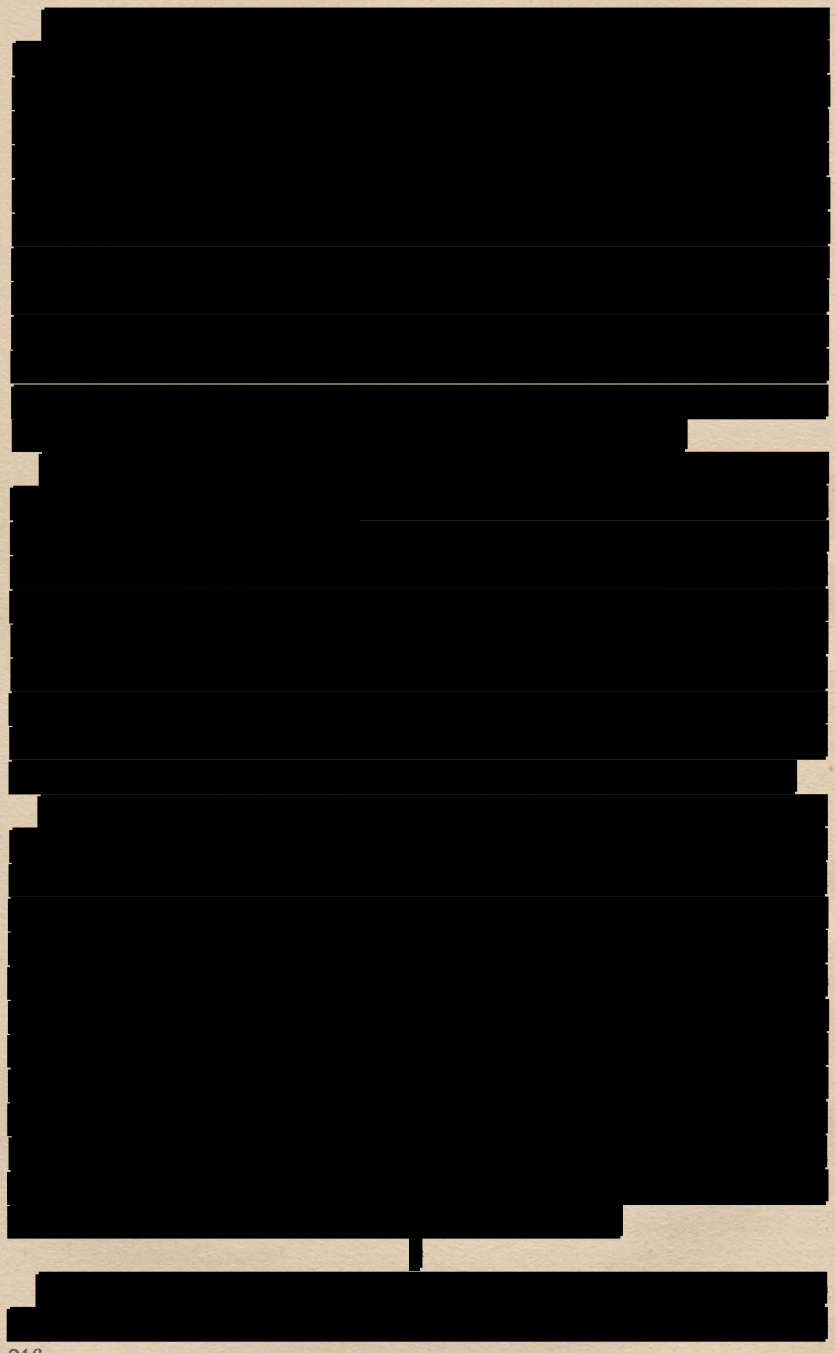
Christentum und Utopie

Von Erwin Reisner

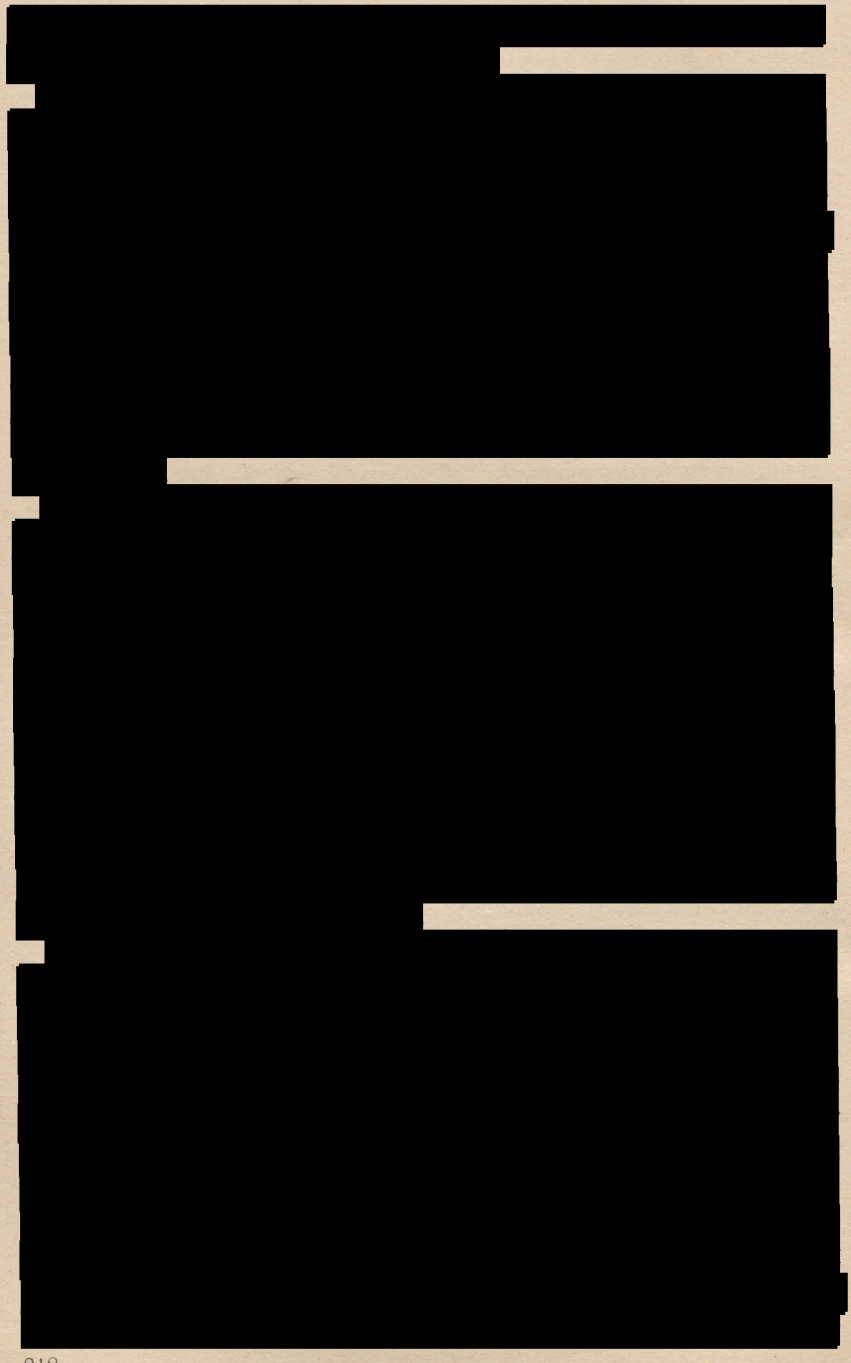
[redacted]n.

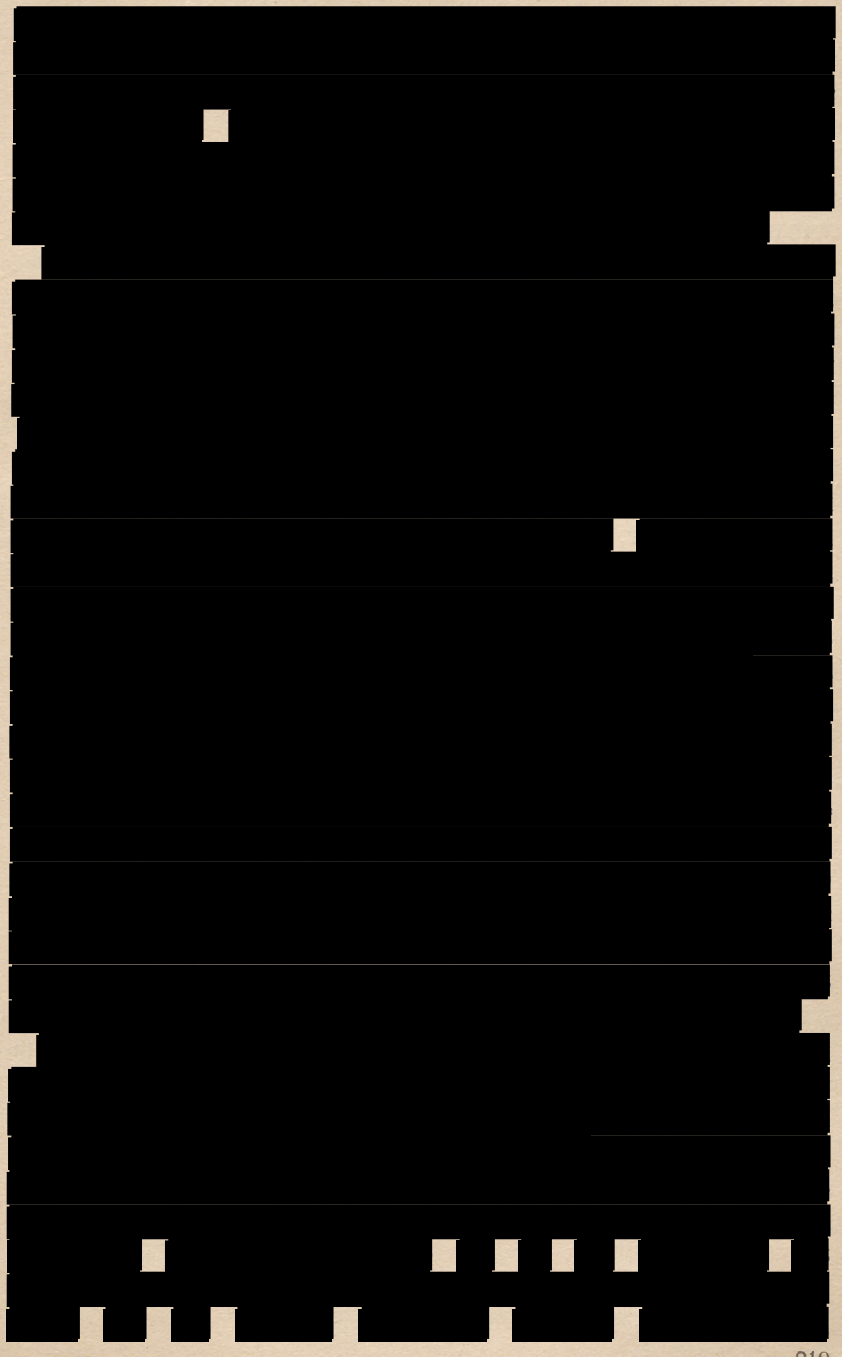
* Gelegentlich einer durch die deutsche Bewegung im Gebiete Sathmar bewirkten Aussprache zwischen ungarisch- und deutsch-siebenbürgischen Politikern stellten sich die Deutschen auf den Standpunkt, der Familienname möge bestimmen, welcher Nationalität die Bauern im schwäbischen (z. T. magyarisierten) Siedlungsland zuzuzählen seien. (Anmerkung der Schriftleitung.)

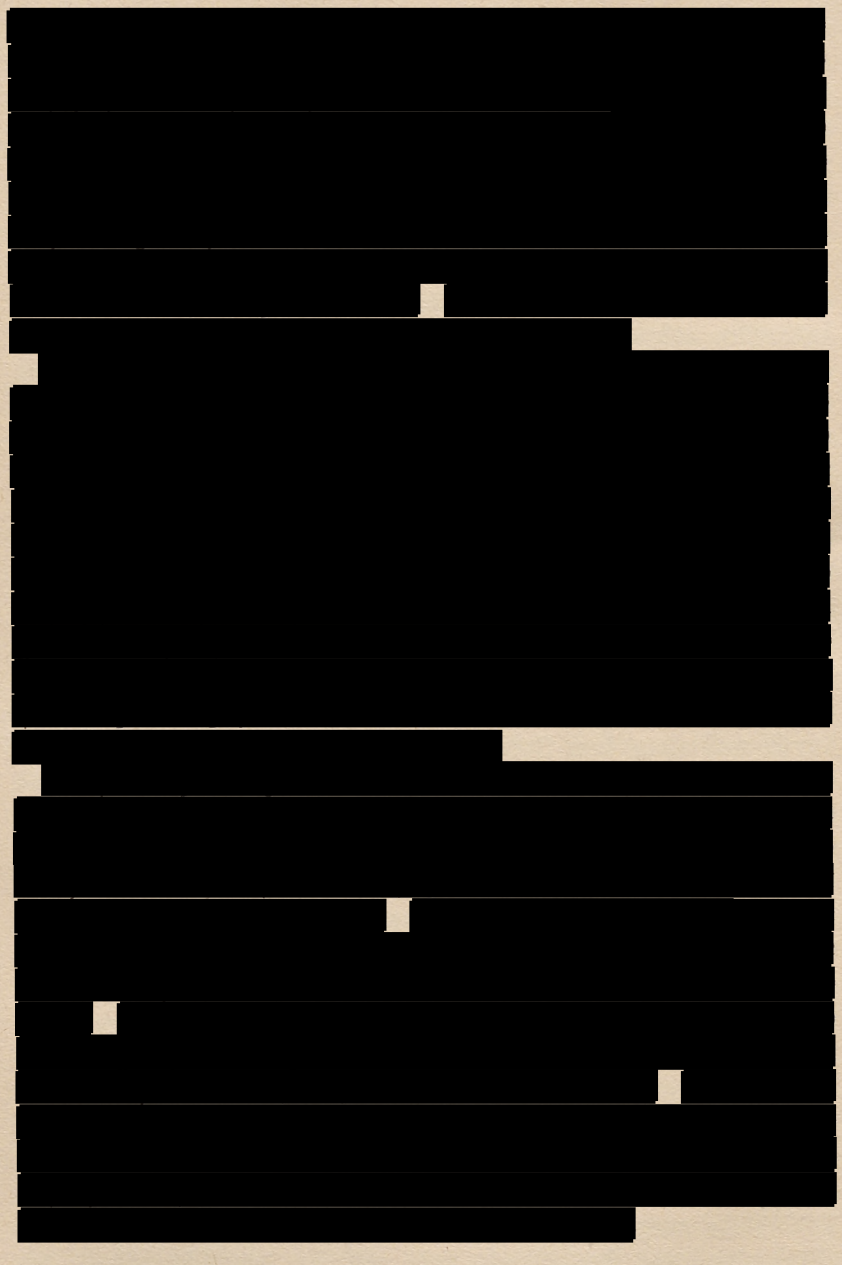












Die Persönlichkeit Siebenbürgens

Von Dr. J. Lemeny

Wie ein einzelner Mensch, so kann auch eine Gesellschaft, ein Staat, oder eine Provinz ihre eigene Persönlichkeit haben. Die Frage ist nur, ob sie die Persönlichkeit eben besitzen oder nicht. So will ich vor allem feststellen, daß ich meinerseits, Siebenbürgen, eine gut ausgeprägte Individualität zuerkenne.

Da die Erörterung dieser Frage zuerst im „Ostland" von Dr. Fritz Theil im Aufsatz „Die siebenbürgische Seele", dann in der vorletzten Nummer dieser Zeitschrift von Dr. Egon Hajek im Aufsatz „Vom siebenbürgischen Menschen", begonnen wurde und sie zweifellos nicht nur vom kulturellen, sondern auch vom staatlich-fortschrittlichen Standpunkt von großer Wichtigkeit ist, so halte ich es nicht für uninteressant und zwecklos, besonders die Erörterungen Dr. Hajeks stellenweise zu erläutern, zu ergänzen und sodann die Schlußfolgerungen des gesamten Problems festzunageln.

Wenn es einen „siebenbürgischen Menschen" gibt, eine „siebenbürgische Seele", und es gibt eine, so ist diese historische Tatsache vor allem der einheitlichen Landschaft, demselben Klima und ganz besonders denselben kulturellen und politischen Einflüssen zuzuschreiben.

Das siebenbürgische Klima mit seinen abwechslungsreichen Jahreszeiten, die Variationen von Berg und Tal der siebenbürgischen Landschaften haben gewiß im Bewohner dieser Gebiete den Sinn für Farbenpracht und Naturliebe, für Lebensfreude und Arbeitslust erweckt.

Der kulturelle Einfluß, der ganz besonders deutscher Quelle entsprungen ist, hat der gesamten Bevölkerung den Stempel des Ernstes, des Fleißes, der Gewissenhaftigkeit und auch der Ehrlichkeit im Lebenswandel aufgeprägt.

Was aber den politischen Einfluß anbelangt, so hat er, wenn auch teilweise gleich, so doch vielleicht größtenteils verschiedenerweise gewirkt. Dem Sachsen hat er eine gewisse, größere Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit gewährt, die Ungarn zu einer gewissen Zügellosigkeit erzogen und den Rumänen zu einer hartnäckigen Widerstandskraft verholfen. So haben sich die Rassenunterschiede in verhältnismäßig hohem Maße aufrecht erhalten.

Ich muß wohl Dr. Hajek beistimmen in seiner Behauptung, daß es heute keine reine Rassen mehr gebe, doch ist es meiner Ansicht

nach eine unwillkürliche Übertreibung, wenn er meint, daß es in Siebenbürgen eine Trennung nach Rassen nicht gibt.

Die Ungarn sind wohl stark gemischt, mit Slaven, Juden, Schwaben usw., die Sachsen fast gar nicht, und die Rumänen auch sehr wenig. Dazu kommt die jahrhundertelange gewisse Isolierung der Sachsen und die durch Unterdrückung und Armut hervorgerufene Isolierung der Rumänen, besonders natürlich, der Bauern.

Die Rassenunterschiede sind im allgemeinen noch sehr mächtig vorhanden und es wäre auch zwecklos, sie heute bestreiten zu wollen, wo ja die großen Massen des rumänischen Volkes z. B. noch gar nicht zu Wort kommen konnten, obwohl in ihnen, bekanntermeise wertvolle Kräfte schlummern.

Diese Tendenz der Entwicklung und der Auslösung der im rumänischen Volke noch schlummernden Kräfte ist im Gange, aber leider sehr träge und in einer von ungünstigen politischen Verhältnissen getriebenen, ungesunden und nicht siebenbürgischen Richtung.

Eine andere Frage ist es, ob die Rassenpolitiker Recht haben oder nicht. Jedenfalls hat es sich erwiesen, daß die meisten Mischungen gute und gelungene Resultate gegeben haben. Viele Talente und Genies sogar sind aus Mischungen hervorgegangen.

Da wir aber heute noch im Zeichen des Nationalismus stehen, so muß nicht nur dem führenden Staatsvolke, sondern auch den Minderheiten die Gelegenheit ihrer völkischen und kulturellen Entwickelung gewährt werden. Das heißt fortschrittlich, demokratisch und im Sinne des Zeitgeistes handeln.

Wir stehen also vor zwei Problemen. Das eine ist die freie Entwicklung jedes Volkstums in Siebenbürgen, das andere die siebenbürgische Seele, den siebenbürgischen Menschen, die siebenbürgische Persönlichkeit zu erhalten und zu fördern, damit sie, als höher stehend, über kurz oder lang, dem ganzen Lande, aus reinem Patriotismus, ihr eigenes Gepräge gebe. Wenn die Politik, in dieser Richtung, Hindernisse entgegenstellen kann, so wie sie es bis jetzt getan hat, so kann sie andererseits auch fördern und demokratisch und kulturell festigend wirken. Wir warten noch auf die Regierung, welche sich diese höheren Richtlinien wahrer Staatskunst zu eigen machen soll; als echte, kampfbereite Siebenbürger zweifeln wir nicht daran, daß auch dieser Augenblick kommen muß.

Ohnmächtig warten ist aber ein Unding! Setzen wir uns an die Arbeit, da wir ja den rettenden Gedanken erfaßt haben. Worin

äußert sich gegenwärtig die siebenbürgische Seele, die siebenbürgische Persönlichkeit? Sehr kläglich und spärlich! Die Zeitschrift „Banatul", die in 3 Sprachen erscheint, verfolgt unsere Gedanken! Wer noch? Wo sind die Kreise, die Vereine? Wo sind die Organisationen auf wissenschaftlichem, kulturellem, literarischem Gebiet? Wir sehen uns dort alle noch fremd an, ja wir verdächtigen uns und beschwärzen uns eventuell noch gegenseitig. Soll sich darin die siebenbürgische Seele äußern? Es ist eine Seele, aber eine zerrissene Seele! Die Rumänen mit ihrer Doppelseele, die Sachsen in ihrer „splendid isolation", und die Ungarn in ihrer Zügellosigkeit und dem Mangel an Orientierung.

Gehen wir also ans Werk! Zuerst auf kulturellem, dann aber rasch und bedingungslos auch auf politischem Gebiet! Im rumänischen Nationalstaat kann allen Volksstämmen Glück und Zufriedenheit erwachsen, ohne eine Schweiz zu schaffen. Die siebenbürgische Seele muß sich aber auch siebenbürgisch äußern, sie muß zur Persönlichkeit werden!

Die Volkslyrik der siebenbürgischen Zigeuner

Von Misch Orend

Mitten unter uns hausen diese schwarzen Gesellen, wandern und betteln; sie werden mit Neugier und Verachtung angestaunt, ohne daß es möglich wäre, ihr Seelenleben ganz zu begreifen. Unfaßbar ist ihr Lebensinstinkt, der sie zwingt, ihr Dasein auf dem Wagen und unter dem Zelt zu verbringen, sommers und winters, und durch Betteln, Wahrsagen und Stehlen ihren kargen Lebensunterhalt zu erwerben.

Aus Indien kamen die Vorfahren, als Tschandalakaste verworfen, über Kleinasien und Griechenland nach Siebenbürgen. Sie selbst nennen sich „Rom"; es scheint, daß sie in Griechenland nach dem griechischen „Romai" (Römling) sich diesen Namen gaben. Durch griechische, rumänische, magyarische und sächsische Wörter haben sie ihre Sprache bereichert, die sich in Siebenbürgen in mehrere Mundarten gliedert, welche sich wie das Plattdeutsche vom Oberdeutschen unterscheiden.

Dem Siebenbürger Dr. Heinrich von Wlislocki sind die genauen Kenntnisse über die fahrenden Zigeuner zu verdanken, der in längern

Wanderfahrten mit ihnen sich deren Sprache aneignete und neben allgemeinen volkskundlichen Studien auch ihre Lyrik aufzeichnete. Seinen Büchern sind die nachstehenden Proben entnommen.

Die Wanderzigeuner sind das einzige primitive Volk in Europa. In Siebenbürgen haben sie ihre Eigenart am reinsten bewahrt und somit ist Siebenbürgen das einzige Land, dessen Bewohner, in Kulturschichten geteilt, von der Höhe der westeuropäischen Kultur bis zu den Primitiven reichen. Nur äußerlich beeinflußt von den andern Völkern Siebenbürgens, haben sie sich ihre eigene geistige Welt erhalten, die in ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit sich in unzählige Lieder, Zaubersprüche und Totenklagen niedergelegt hat.

Wie andere Volkslyrik, so gliedert sich auch die zigeunerische Volkslyrik in die verschiedenen Arten des Liedes, vor allem des Liebesliedes, von der schwermütigen Klage bis zum übersprudelnden Erfülltsein. Eigenartig ist ihr Spott, mit dem sie ihre eigenen Gefühle und Zustände geißeln und nicht nur in Bezug auf die Liebe.

Anklänge an die Gattung der Tagelieder lassen sich nachweisen und ihre Naturlieder sind ergreifend in ihrer Einfachheit, voll inniger Beziehung der Blumen und Vögel zu ihnen selbst, die auf Wiesen und in Wäldern ihr Leben verbringen. Ansprechend sind auch die Heimwehlieder dieser Heimatlosen, die ganze Wehmut des ausklingenden Herbstes und nahenden Winters legen sie da hinein, ist doch der Winter die große Leidenszeit der wandernden Zigeuner.

Selbst das Handwerkslied ist in Schmiedeliedern vertreten, fast das einzige Handwerk, das sie auf ihren Fahrten betreiben. Zahllos sind die Ehestandslieder und meistens gewürzt mit beißendem Hohn. Daß die Schwiegermutter sehr unglimpflich dabei wegkommt, ist zu begreifen, heiratet der Zigeunerbursch doch in das Zelt der Braut, das sie von ihrer Mutter einst erben wird.

Ihre Balladen veranschaulichen das nächtliche Zeltlager mit dem glimmenden Feuer, wenn sie im Kreise herum hocken und ein Vorsänger das Lied vorträgt und der ganze Chor den Kehrreim dazu singt. Unzählig sind die Zauberformeln als Liebes-, Krankheits- und Dämonenzauber. Verehrt werden die drei Schicksalsfrauen, die Urmen und gefürchtet die Keshalyi-männer.

Viele kleine Lieder lehrt die Zigeunerin ihre Kinder, Sprech- und Spielreime, nicht selten mit Beziehungen auf siebenbürgische Städte und Dörfer und auf die seßhaften Völker im Lande. Daß dieses Volk, das sich seinem Gefühlsleben ganz hingibt, bei seinen Früh-

jahrsfesten auch obszöne Lieder liebt, darf weiter nicht verwundern; lebt es doch in einer andern Moral als die seßhaften Völker. In den nachstehenden Liedern werden bloß wenige Gattungen ihrer Lyrik angeführt, doch auch sie gewähren schon einen klaren Einblick in das Gefühlsleben der wandernden Zigeuner.

Um einen Begriff von der Romsprache zu geben, soll das erste Lied auch in der Ursprache gegeben werden; es ist bekannt, daß die Taufrische bei der Übersetzung verloren geht, zumal das Empfinden dieser Menschen dem unsern oft so weit abliegt.

Kana m're dai man kerdyas,
Upro man niko gindyas;
Pal' e car me pushlyomas,
Kai brishind man kerestlyas.

Als die Mutter mich geboren,
Hat sich niemand um mich geschoren;
In dem Gras bin ich gelegen,
Und getauft hat mich der Regen.

Es ist das allgemeine Bild der frühesten Jugend des Zigeunerkindes; erwachsen aber singt es:

Wenn das Tal im Mondlicht glänzt,
Ruht der Weidbaum schaumgekränzt;
Komm, o Mägdlein, setz dich nieder,
Sieh, ich lieb dich, lieb mich wieder.

Findet die Liebe jedoch keine Erfüllung, so entringt sich ihm ein anderes Lied:

Lieg im Walde müd und matt,
Auf mich fällt leis Blatt um Blatt;
Vöglein singt in Waldeshöhn
Von der Liebe, die so schön.
Doch mein armes müdes Herz
Kennt jetzt nur der Liebe Schmerz;
Schönres als die Lieb gibts kaum,
Doch auch sie ist nur ein Traum.

Liebt die Zigeunermaid vergeblich einen Burschen, so vergräbt sie Erde von seiner Fußspur unter einer Weide und spricht dabei:

Erde paar sich mit der Erde;
Den ich lieb, auch mein er werde!
Wachse, wachse Weide,
Nimm mein Herzeleide!
Er die Axt und ich der Stiel,
Ich die Henne, er der Hahn, —
Das bezwecken ich nun will.

Hat der Zauber gewirkt und der Bursch besucht die Maid im Zelt, so klagt sie am Morgen:

Steh auf, steh auf, du Vielliebster mein!
Die Sonne scheint zum Zelt herein,
Die Sonne blinkt schon in Feld und Wald,
Wir scheiden nun, du mein Liebster, bald!
O, wenn es ewig Nacht nur blieb,
Daß nie von mir du gingst, mein Lieb.

Hat es aber Verstimmungen gegeben, so legt sie der Bursch mit dem Liedchen bei:

Vöglein sitzt im Ried allein,
Groß ist Mägdlein meine Pein;
Komm nur, küsse mich geschwind
Heil das Herz mir, schönes Kind.

Und ist das Herz dann geheilt und er hat zu ihr ins Zelt geheiratet, jubelt er:

Schön ist wohl die weiße Maid,
Schöner noch ihr seidnes Kleid, —
Mein Zigeunerliebchen braun
Mag ich doch viellieber schaun;
Legt zu mir ins Gras sich still
Und es herzt mich, wie ich will.

Doch ungetrübt ist auch bei Zigeunern das Eheglück nicht und die Schwiegermutter mag wohl auch nicht immer die zärtlichsten Ausdrücke für ihren Schwiegersohn gebrauchen, erleichtert singt er:

Schwiegermutter ist besoffen.
Jetzt kann ich auf Ruhe hoffen;
Gott, du magst den Schenken segnen,
Unglück soll ihm nie begegnen!
Ist die Alte nur berauscht,
Zeigt sie sich wie ausgetauscht;
Mukst nicht, legt sich, mäuschenstill, —
Und ich treibe, was ich will.

Ist der erste Liebesrausch verklungen und regt sich die Eifersucht, so wird das folgende Lied angestimmt:

Gott, du magst mein Liebchen richten:
Ihr das falsche Herz vernichten;
Einen hat sie nur belogen,
Und den zweiten nur betrogen,
Mich als dritten ausgesogen.

Darauf singt wohl die Frau:

Schlaf, mein Männchen, schlaf die ganze Nacht,
Hab dein Lager gut zurecht gemacht!
Schlaf mein süßes Männchen, schlaf du gut, —
Bald ein Andrer mir im Arme ruht.

Darauf die Antwort:

Kluges Tier ist mein gefleckter Hund!
Gibt durch Winseln, Bellen stets mir kund,
Wenn zu meinem Weib ein Bursche dringt,
Den der Teufel höchster zu ihm bringt.
Neulich abends hat mein teures Weib
Unbewußt umarmt des Teufels Leib,
Als im Dunkeln statt des Liebsten — mich
Sie umhalst, geküßt hat inniglich.

Eine allgemeine Prügelei wird wohl diese Szene beenden.

Die Kinder lassen in der neuen Ehe nicht lange auf sich warten, heißt es doch im Spruch:

Mägdlein wünscht sich Bänder, Rosen;
Knabe wünscht sich bunte Hosen;
Weib wünscht Kinder sich, ganz kleine,
Mann wünscht sich recht viele Schweine.

Am meisten geht hier wohl der Wunsch des Weibes in Erfüllung, und es singt dem Kinde:

Vöglein du in meinem Zelt,
Du mein Liebstes auf der Welt,
Schlaf mein Blümchen, schlaf in Ruh,
Meines Herzens Lerche du!
Hab bei dir schon manche Nacht
Bis am Morgen treu gewacht!
Wach auch jetzt bei dir, mein Stern,
Dich allein hab ich stets gern.

Die Kinder wachsen heran und singen nun selbst ihre Lieder und Abzählreime:

Hermannstadt, schöne Stadt;
Kronstadt schöne Mädchen hat;
Karlsburg, du Judenstadt;
Klausenburg viel Grafen hat.

Dalnoker Richter besoffen ist,
Uzoner Richter stets viel ißt,
Schleichen beide gerne hin
Zu manch schöner Zigeunerin.

In Zeiden und in Rosenau
Hängt voll Speck die ganze Au!
Doch in Tartlau, Honigberg
Frißt statt Brot man stets nur Werg.

Unzählig sind die Lieder der Zigeuner, eigenartig in ihrer Ursprünglichkeit, seltsam, wie der Duft einer fremden Blume, die wir nie fassen können, obschon sie in unserer Nähe wächst. Eine verborgene Welt öffnet sich in ihnen — mitten unter uns, voll von heißem Liebessehnen und berauschendem Genuß, voll herber Sehnsucht und stiller Innigkeit, die man den scheltenden und raufenden Gesellen nicht zutrauen mag:

O zertritt die Blume nicht,
Hör nur, was zu dir sie spricht:
„Laß mich leben im Lenz, so lind,
Niemand schützt vor Kält' mich und Wind
Bin ja, wie du, ein Zigeunerkind."

Dichterjugendland

Kindheit und Jugend Josef Marlins

Des Dichters eigene Aufzeichnungen. Aus seinem Nachlaß veröffentlicht
von Karl Kurt Klein
(Schluß)

9.

„Ich bin zu allem Humor aufgelegt, der sich selbst Humor genannt hat seit den schönen Tagen des guten, alten Adams bis auf das unmündige Alter gegenwärtiger Mitternacht" — Prinz Heinrich.

*

Die erste Zeit über, die ich allein wohnte, führte ich ein geräuschloses, beschäftigtes Leben. Ich hatte den Herbst über mehrere Skizzen aus dem Leben entworfen und begann nun im November eine Erzählung, welche auf etliche wirkliche Vorfälle gestützt, zur Absicht hatte, den Eindruck, den von einer Seite die Welt, von der andern das Geisterreich auf ein zartes Gemüt zu machen im Stande sei, zu schildern. Ich brachte diese Erzählung, ein Resultat meiner damaligen Empfindungen, zu Ende, vernichtete sie aber bald wieder, indem ich, den Plan erweiternd, später einen Roman daraus entwarf.

Kleinliche Sorgen, welche sich einstellten, sobald ich nun allein wirtschaftete, nötigten mich auf Abhilfe zu denken. Darunter war die Sorge um tägliche Kost die größere. Mittags genoß ich eine anständige Kost, aber abends begann mich der Hunger zu nötigen, öffentliche Häuser aufzusuchen. Ich tat es mit Scheu, doch der wackere K., ein Freund von dergleichen unterstützte mich vortrefflich, so daß ich allgemach mich an dies neue Leben gewöhnte. Das Treiben, das mich umgab, war lebhaft und unterhaltend, und wenn es dabei auch locker war, so blieb meinem reinen Sinn vornehmlich anfangs diese letztere Eigenschaft so ziemlich verborgen.

Doch war das ganze Treiben zwecklos und dieser Gedanke plagte mich lange Zeit. Da gab uns Prinz Heinrich Entschuldigungen die Menge an die Hand; „ich kenn euch Alle“ usw. war mein und K.'s Gedanke inmitten dieses Treibens, und so philosophierend wischte ich meine Bedenklichkeiten weg und begann in der Überfülle des Jugendmutes ein ausgesucht liederliches Leben.

Bier und Wein verdrängten nun die Hippokrene, Kartenblätter den Shakespeare, tolles Herumschwärmen bei Tag und Nacht die Studien. Aus einem natürlichen Instinkt, aus einer gewissen Furcht hielt ich mich aber von den Weibern ziemlich fern, und das war mein Glück. Zu Zeiten traten wenige ruhige Stunden ein, wo ich mich den alten Göttern zuwenden wollte, aber der Taumel, der mich erfaßt hatte, hallte in die schönsten Töne hinein, und sofort ließ ich alles wieder liegen. Eine Art dann dieser Torheiten war die Freundschaft mit K., welche denn doch edlere Gedanken erweckte und unter dem Klingen der Becher und der Aufregung der Glücksspiele meine Reserve blieb, welche dem tollen Treiben endlich den weitern Weg verlegen mußte.

Das Schwärmen bei Nacht erzeugte ein tolles, fast ärgerliches Abenteuer. Ich kehrte einmal tief nach Mitternacht aus einer fröhlichen Gesellschaft heim. Ich öffne mit aller Vorsicht das geschlossene Haustor und schleiche vorsichtig meinem Zimmer zu.

Nun war die vorige Nacht in dem Hause ein Einbruch geschehen, und der Mietsmann, den das Unglück getroffen hatte, ein quittierter Militär, vernahm kaum meine leisen Schritte unter dem Bogen des Tores, als er den müßigen Säbel fassend herausgestürzt und mit grimmiger Stimme mir Halt zuruft. Halb erschrocken, halb erstaunt blieb ich stehen und mußte untermischt mit greulichen Flüchen mich einen Dieb und Schurken nennen hören. Ich faßte sofort den

Wütenden am Arm, zog ihn in sein offenstehendes Zimmer und ersuchte ihn mit vor Grimm erstickter Stimme, mich in der Beleuchtung desselben zu betrachten. Der Mann erkannte mich als den Mitmietsmann, war aber zu grober Natur, um ein Wort der Entschuldigung fallen zu lassen, sondern stellte mich zur Rede über mein Nachtschwärmen. Nach einer kurzen Unterredung jedoch, welche sämtliche Einwohner aufzuwecken geeignet war, schied ich und suchte von Herzen geärgert mein Bette auf.

Unter diesem regellosen Wandel begann ich mit Ernst, die Geschichte Siebenbürgens zu studieren und die öffentliche Bibliothek B. Brukenthals mit ihren zahllosen Schätzen erleichterte mir diesen Plan. Ich begann damit, Auszüge zu machen, fühlte mich jedoch nach wenigen Wochen zu einer diesem Studium entsprechenden Arbeit angeregt und begann einen historischen Roman. Ich habe nichts darüber zu sagen, als daß ich, nicht fähig die Massen des Stoffes zu bezwingen, ihn nach wenigen Monaten liegen ließ und mit Stil und Intrigue unzufrieden, vernichtete.

So ging der Winter zu Ende; der Frühling brachte frisches Leben in die damalige Übertäubung meiner Seele, und in kurzer Zeit begann ich ekelnd die frühern Ausschweifungen zu fliehen. In krankhafter Gärung aber stand ich damals mit der ursprünglichen, anerzogenen Reinheit meines Sinnes und ließ leichtsinnig die Eindrücke einer lockeren, vergnügungssüchtigen Moral vorwalten, zu der die einmal geweckte Leidenschaft und die tägliche Umgebung mich hinriß.

Momente.

Kindheit, Jugend bis zum Frühling 1844 skizziert.

Mai Floras Ankunft. Robert der Teufel u. s. fort.

Juni Viele Verse ? Erhörung im keuschesten Sinne des Wortes.

Juli Glück. Dazu Studium und endliche Abreise.

August Rückkunft. Lesen des Faust in Urwegen und durch den Gleichklang der Seele betroffen. Böse Tage in Hrstdt. Abreise zu Fuß in den ersten Tagen des Septbr. Frischere Lebenslust. Der Nagyságos Úr und die Reise.

Septbr. in Mühlb. Sehnsucht nach Wien. Streit im Familienkreise. Endlich beschlossen Theologie zu studieren. Abreise nach Hrstdt.

Oktober Brief an Flora und gänzliches Scheiden. Beginn griechischer Studien. Das einsame Haus entworfen und im

November ausgeführt. Außerdem die Berge von Sászcsor, der Mann mit dem Gesicht.

Dezember am 4=ten zu Fr. v. Tr. Anfangs poetische Stimmung. An der Marosch. Begonnen Sachs v. Harteneck. — Die Berge von Sugág entworfen. — Strenge Sichtung der Gedichte und Vernichtung zahlloser Arbeiten.

Januar 1845. Die Berge v. S. — Sachs von Harteneck. — Französische Studien mit der Dame und hiedurch eine Leidenschaft entflammt.

Februar Sachs von Harteneck. Plan zu einem Roman: Die Belagr. von Hrmstdt.

März Allerlei Fragmente zu Emanuel.

April Berge v. Sugág geendet.

Mai Wenig Arbeit. Sichtung der Gedichte. Abenteuer mit der Dame. Franz. Verse und Mißverständnisse. — Fatale Periode.

Juni Immer fataler. Eine Skizze früherer Jahre geschrieben und Decebalus entworfen und begonnen. — Abschied von Fr. v. Tr.

Juli Behagliche Periode. Decebalus geschrieben und Gedichte. Fleißiger Umgang mit j. Mdch. Ein gewisser Hauch der Unschuld und der Kindlichkeit über jenen Tagen. Ein süßer Nachklang früherer poetischer Harmlosigkeit.

August 8=ten. Abreise nach Wien. Fatalitäten mit Biasinis Eilwagen Häßliche Gegenden. Ankunft in Pest. Mehr melancholisch als erstaunt. Von Moeß sehr warm empfangen. Drei Tage dort geblieben und endlich per Dampfschiff nach Wien. Dort am 21=ten angekommen, von K. empfangen, speiste die erste Wiener Wurst an jenem Abend. Sehr fatales Essen. — Suchten uns ein Quartier auf Mariahilf, zankten uns oft.

Septbr. Marie, der Hausfrau Tochter, sprach französ., schwatzte gerne, fesselte nicht lange. Viel Romanschreiberei, dachten damals, Verleger seien die wohlfeilste Ware, wurden sehr abgekühlt bei Haas, Braumüller, Hirschfeld und beschlossen die Redaktionen anzugehn.

Oktober Studien begonnen. Wenrich, Patay Simko originelle Kerle. Kneipten damals sehr viel, pumpten und waren vom Deutschtum begeistert. Nachgerade keimte aus dieser Begeisterung ein partikular Patrtism. fürs Sachsenland empor.

November Schlug mein Domicil in der Josephstadt auf. Lebte viel mit K. D. u. Schlk. Lernte eine tugendhafte Näherin kennen, die mich besuchte, soff und rauchte, war im ganzen ein prosaischer Kerl. — Gewann Pavel lieb, übersetzte den Sophokles mit ihm und speiste Abends Butterbrot. Sehr prosaisch.

Dezember Zog in die Schottengasse. Kleines angenehmes Domizil. Verliebte mich stark in Melitta=Pepi. War zufällig eine Jungfer, was ich später entdeckte. Verse gemacht, mich zurückgezogen von den Studiosen. — Auch mit K. unfriedlich gelebt. Überhaupt die Landsleute wenig goutiert, zu Weihnachten pokuliert beim Hofr. u. P. verführt. Sehr prosaischer Kerl.

Januar 1846. Examen gemacht. Rätselhaft krank geworden, wenig geholfen, daß mich ein Kamel medizinieren ließ. Mich stark auf siebb. Studien geworfen. Mit dem Sammler und den österr. Blättern mich verbunden. Die k. Bibliothek stark besucht.

Februar Novellen begonnen. Sachs v. Harteneck umgeschmolzen und in Verse gebracht. Im jungpatriotischen, liberalen Rausch die Landtagskuriere geschrieben.

März Immerwährend studiert. Allmählich gesundet und das alte Spiel mit Melitta erneut. Wenig produktiv.

April Trockenes Leben. Allerlei Pläne und nichts ausgeführt.

Mai Das einsame Haus. Mai und Juni bearbeitet. — Sachs v. Harteneck fast beendet. Melitta spazieren geführt und mit Pavel großen Reformationsgedanken gepflegt.

Juni Examen erträglich gemacht. Hie und da gearbeitet. Kellnerinnen vergnügt. Übrigens ziemlich fromm.

Juli War ganz miserabel krank. Schlepple mich so hin. Machte Sonette auf Melitta, 18 S. Idylle aus Wien. Verbrannte sie später bis aufs letzte. Ging endlich nach Heiligenstadt hinaus.

August Lebte in Heiligenstadt. War viel mit Pavel zusammen. Schrieb einige Skizzen, darunter die erste Form des „Kleinstädter Mädchens“. Kam endlich wieder nach Wien herein.

Septbr. Begann den alten Spaß mit Melitta. Wohnte recht hübsch. Beschloß abzureisen. Machte Schulden und brachte die Transsylvania zusammen. Setzte mich mit K. in ein neues freundschaftliches Verhältnis 2c.

Oktober Reiste ab. Moeß leistete mir in Pest viel Freundschaft. — Kam mit einem Fuhrmann über Arad heim. Lebte übrigens in floribus O. L. und ich, kamen just zur Weinlese. Lief viel mit den Mädchen herum 2c.

November Galt wenig im Hause. Bittere Streitigkeiten. Hatte Schulden, und Gött hatte die „Landtagskuriere" nicht drucken können. Wies vergebens auf meine Hoffnungen hin. Schrieb in so jammervoller Zeit das erste Buch des Attila, machte auch Verse, gab die X-züge an St... und sandte an G. Gedichte.

Dezember Trollte mich nach Pest zu einer Hauslehrerei, von Moeß prokuriert. Schied mit unfreundlichen Eindrücken von Hause. War dennoch gerührt, als ich eine Träne in Vaters Auge bemerkte. Machte eine interessante Reise, die ich später hinsudelte. Kam zu Weihnachten an, speiste bei K., entsetzte mich vor meiner Pflicht und riß aus, kam nach 2 Tagen wieder und begann die schmählichste Epoche meines Lebens. War von Prosa und Verdruß umgeben und führte ein Höllenleben.

Januar 1847. Vegetierte so hin. Schrieb Klara v. Vyssegrád bei Nacht, gabs an Feß. Begann die „Kinder des Volkes". Zog endlich aus am

1-ten Februar. Bezog ein Quartier in der 3 Trommelgasse. 2. Febr. brannte das Theater ab, und meine Hoffnungen waren hin. — Schrieb nun ein Skizzenbuch und zum ewigen Juden die Dissonanzen des ersten Aufzuges. Wollte ein neuer Diogenes werden, war im Ganzen doch fidel und kam oft mit fröhlichen Landsleuten zusammen. Verkaufte meine Bücher, speiste schmal, fror oft, schrieb dennoch und rauchte Portoriko zu 4 Kr. Trug mein Geschreibe in Hfts Buchhandlung. Hoffte auf ein Stück Geld von den Eltern und vom Schreibsel aus. Wollte nach Wien und Kinder unterrichten.

März Bekam von Hkst. 100 Fl. (u. zw. im voraus), begann an Attila zu schreiben. Hatte das einsame Haus beendet und hingegeben, ebenso das „Kleinstädter Mädchen". Nahm eine

hübsche Wohnung, sandte den Eltern das Geld zurück, nahm von Hksl. noch einmal 100, bewirtete K. und begann für die P. Z. zu schreiben.

April Floß unter Arbeiten an Attila hin, die jedoch anfangs mühselig vorwärts krochen. Begann damals ein lockeres Leben zu führen.

Mai Warf einen Plan zu Sulamith hin. Skribelte an den Papieren eines Weltbürgers. Nahm zuweilen auch die Kinder des Volkes wieder vor. Rückte mit Attila vor.

Juni Beendete Attila am 14-ten. Zahlte meine Schulden zum größeren Teile. Setzte mich nach kurzer Rast zu Sulamith hin. Arbeitete viel für die P. Z., wurde mit Mark. bekannt, lernte ihn lieben und war sehr oft bei Glatz, war anfangs sehr entzückt, ärgerte mich später öfters, verliebte mich dennoch nicht usw.

Juli Hatte allerlei Abenteuer mit Frauen und Mädchen. Recht prosaisch mitunter. Arbeitete an Sulamith mit Enthusiasmus.

August Wohnte seit dem Juli im Hotel Stephan verschwendete und jagte in tollen Vergnügungen umher. Moeß Mrti. W. Schrieb fortwährend in einem gewissen Rausch an Sulamith. Schrieb einige Bogen an Iphigenia während 2-er Tage. Machte ein Lustspiel in 3 Tagen. Beendete Sulamith, korrigierte, gabs hin und nahm mein Honorar in Empfang.

Septbr. War quasi verliebt in Meka. Schrieb an Emanuel, machte Novellen, faßte die Idee zum Fönix Pesth. Packte endlich ein und fuhr mit Attila Frei-Exempl. heim. 20-te Septbr. Machte eine kurze, langweilige Reise, sah mir Klausenburg an, und fand Mühlbach gleich in den ersten Tagen sehr langweilig.

Oktober Baba Noak. — Hermannstadt. — An der Maroſch — Fönix Pesth. — Krähwinkelei, besuchte Niemanden, war sehr unzufrieden —

November Fönix Pesth. Ging endlich nach Hermannstadt, fand es dort lustiger. Dr. Roth, seine Frau, der Komes und seine Pläne (Brief v. R.) und seine Frau, die Mth. Moeß Eltern, stimmen über X-züge, Attila und mein Treiben. — Kam zurück, fand Papa sehr liebenswürdig und Mama glücklicher als je. Ruhm und dann Abschied und trollte mich in die weite Welt zum

letzten Argonautenzug. Noch 2—3 Jahre und ich will einlaufen in den Hafen der Ruhe — aber wo? in Hermannstadt, wie man mirs verspricht, oder in weiter, schöner Welt? — — —

1. Dezember fahre ich ab.

Scripsi 27-ten November N. D. 1847

Dezbr. Rezensionen über Attila. War bös auf Hkst. Hatte wenig Geld, verschwendete, machte Schulden 2c. Neujahrsnacht 2c. Phönix verworfen.

Januar 1848. Begann Horra. — Blieb Verschwender, hatte fröhliche Besuche 2c. Las Horra bei Glatz vor, wurde belobt 2c. 2c.

Februar Besuche. — Waldflor. — Lockeres Leben. — Horra rückte vor. — Siebb. Novellen. — Immerdar wenig Geld.

Ende

Die Vergleichung der Abschrift mit der Urschrift Marlins führte Dr. G. A. Schuller durch, wofür ihm auch an dieser Stelle gedankt sei. Rechtschreibung und Satzzeichengebung wurden modernisiert.

Eros

Von Plato

Da Aphrodite geboren wurde, feierten die Götter deren Geburt und hatten ein großes Mahl, und mit den Göttern saß auch der Reichtum, der Sohn der Empfindsamkeit. Da sie nun gegessen hatten, kam die Armut und wollte etwas von dem Überflusse haben und blieb vor der Türe stehen, gleich den Bettlern. Nun geschah es, daß der Reichtum zu viel vom Nektar getrunken hatte — es gab damals noch keinen Wein — und daß er schwer und berauscht in des Zeus Garten ging und dort einschlief. Und das gab jetzt der Armut ihre eigene List ein: sie dachte sich, weil ich arm bin, so will ich vom Reichtum ein Kind haben, und die Armut legte sich zum Reichtum, und die Armut empfing vom Reichtum den Eros. Und weil nun Eros am Geburtstage der Aphrodite gezeugt wurde, so ist er jetzt deren Diener und Herold, und da Aphrodite schön ist, so ist Eros von Natur aus in alles Schöne verliebt. Dann aber, weil Eros der Sohn des Reichtums und der Armut ist, so hat er beider Natur und Zeichen. Eros ist seiner Mutter Sohn und darum ganz arm und gar nicht weich und schön, wie viele meinen; o nein, Eros ist hart und dürr und läuft barfuß herum und hat kein Dach, das ihn schützte; auf der nackten Erde ohne Lager

muß er schlafen; vor allen Türen triffst du ihn, auf den Straßen unter freiem Himmel liegt er: Eros hat der Mutter Art, und die Armut läßt nicht von ihm. Dann aber ist Eros auch seines Vaters Sohn und ist, wie dieser, voll List nach allem, was schön ist und edel; er ist kühn und frech und stark, ein gewaltiger Jäger und er kann die Netze knüpfen und die Eisen stellen; Eros will immer Gründe und weiß zu raten; sein ganzes Leben lang philosophiert er und kann verhexen und zaubern und ist ein großer Sophist. Da er nun nicht Gott und nicht Mensch-geboren ist, so blüht er bald und ist voll Leben, bald ist er müde und stirbt hin, und das alles oft an demselben Tage; aber immer wieder lebt er auf, denn der Vater steckt in ihm. Was er heute erwirbt, das verliert er morgen, und so ist Eros nicht reich und nicht arm. Und er ist immer zwischen der Weisheit und der Torheit in der Mitte, ich meine das so: Von den Göttern ist niemand das, was wir Philosoph nennen, und kein Gott hat den Wunsch weise zu werden. Denn die Götter sind ja weise, und jeder, der schon weise ist, ist kein Philosoph. Aber auch die Unwissenden dürfen nicht Philosophen heißen, auch sie haben nicht den Wunsch, weise zu werden. Denn das gerade ist das Bittere an der Torheit, der Tor ist weder schön, noch gut, noch verständig, und dennoch hält er sich dafür. Der Tor hat nie den Wunsch nach dem, was ihm fehlt, da er der Meinung ist, es fehle ihm nichts. Eros ist in der Mitte zwischen dem Unsterblichen und dem Sterblichen.

Eros ist ein großer Dämon, ein Heiland und alles Dämonische, alles Heilende lebt zwischen Gott und Mensch! Der Dämon ist immer der Bote: er bringt den Göttern das Flehen und die Opfer der Menschen, und er kündet den Menschen, was die Götter sie heißen, und er kündet die Gnade der Götter, der Heiland ist in der Mitte und er füllt die Kluft zwischen den Unsterblichen und den Sterblichen, und das All ist durch den Heiland gebunden. Durch ihn kommt alles Schauen den Sehern, und durch den Heiland gehen die Opfer und Weihen! Es mischt sich ja nie der Gott mit dem Menschen: durch den Dämon verkehren Götter mit Menschen und durch den Heiland reden Götter zu Menschen: zu den Wachen und dann, wenn die Menschen der Schlaf umfängt. Wer das schon begreift, in dem ist der Heiland; die anderen alle, die da Künste können und Fertigkeiten haben, sind ja nur Handwerker. Und es gibt der Heilenden viele, und sie sind vielfacher Art, und einer von ihnen ist Eros.

Aus dem Gastmahl

Rundschau

Siebenbürgische Diskussion. Das Urproblem Siebenbürgens, das sich seit 1918 immer fühlbar aufdeckt, ist die Besonderheit unseres von den übrigen Gebieten dieses Staates. Dem letzten Siebenbürger, hauptsächlich dank Bratianus Herrschaft, ist bis ins Innerste eingebrannt, anders zu sein als der über ihn gesetzte und ihm die Heimat verfälschende Altrumäne. Die schroffsten Ausdrücke prägt hiefür unser Rumäne. Mag daraus auch nicht viel mehr sichtbar werden, als daß ein Rumäne, selbst als Siebenbürger, seine Ansicht freier äußern darf als die Minderheiten, so heißt es doch, daß auch er, alle nationale Verbundenheit voll berücksichtigt, den eigenen Herd selbst zu heizen wünscht.*

Die politische Seite der Frage wird ihre glückliche Erledigung in letzter Folge nur durch Verleihung der autonomen Selbstverwaltung an Siebenbürgen im Rahmen des Staates finden können. Ich bin sicher, daß uns diese Erfüllung wird. Europa untersteht organisationsideell zwei großen und neuen Gesichtspunken, dem seiner Vereinigung als Staatenbund, der Zentralisation, und einer kulturellen Dezentralisation, die der Minderheiten wegen notwendig wird. Dies heißt aber auf Siebenbürgen übertragen eine Neuorganisation zweifacher Art: regional als naturgewolltes, einheitliches Verwaltungsgebiet, das aber national seiner dreisprachigen Bevölkerung entsprechend gestaltet werden muß.

Wann dies Wirklichkeit wird, entscheidet Europa. Für uns aber ist wichtig zu sehen, daß sich aus dem bloß negativen Gefühl der schmerzlichen Erfahrung unserer Besonderheit in diesem Staate schon auf allen Gebieten, bei allen drei Völkern das positive Bestreben loslöst, selbst über Weg und Zweck dieser Empfindungsfülle klar und handlungsbereit zu werden. Das Problem Siebenbürgen tritt damit aus dem bloß Erahnten in die Helle der Diskussion. Zum erstenmal klingt, besonders erfreulich auf ungarischer Seite, eine bewußte Solidarität an, die — wenn sie ehrlich von jedem Betroffenen vertreten wird — die ideelle Einigung, deren es bedarf, weit über die tatsächlich schon vorhandenen Gemeinsamkeiten hinaus erleichtern wird.

Heinrich Zillich

Vereinzelung unserer Geistigen. Jede Kultur bedarf einer Atmosphäre, in der sie gedeiht; ja im Grunde ist diese Atmosphäre schon Kultur und Taten und Werke bloß ihr sichtbar gewordener Ausdruck. Jammern wir heutzutage über unsere Armut an Werken, so dringt die Klage tiefer und zeigt, daß uns für die Frucht die Erde fehlt. Innersten Wert allerdings besitzt eine Kultur erst durch ihre Fundierung im Absoluten, im Glauben — und den finden wir nicht willentlich. Es handelt sich nicht darum, jener Vollendung mit Absicht entgegenzustreben, gleichsam als könnten wir Kultur bewußt schaffen, die uns wird. Beklagen wir aber die fehlende Atmosphäre, die man Gleichstimmung der Gemeinschaft nennen mag, so handelt es sich vielmehr darum, daß wir erkennen, wie sehr uns schon gewöhnlichste innere Anteilnahme unmöglich geworden ist. Die Sehnsucht blieb, schlägt uns aber mit Unbefriedigung, weil wir dem Nebenmann, der gleich sehnsüchtig ist, mißtrauen.

Im Ausland ist dieser Zustand durch tausend Bestrebungen, meist allerdings recht äußerlich, durchbrochen. In Siebenbürgen erdrückt er noch immer den unmittelbaren Verkehr von Mensch zu Mensch. Dies ist nicht so zu nehmen, als wäre das Ver-

*) Siehe dazu den Aufsatz von Dr. Lemenyi in diesem Heft.

hältnis unserer Bauern zu ihresgleichen irgendwie gehemmt oder das Beisammensein der Städter mehr als anderwo durch Kleinstadtlüge und -selbstsucht gestört. Wahrscheinlich ist sogar, daß Reichtum der Natur und eine an mehreren Völkern geschulte Menschenkenntnis den öffentlichen Verkehr unseres Landes angenehmer erscheinen läßt als den westlicher Gebiete.

Doch all dies hat auf diejenigen Kreise, die bei uns die Fähigkeit besitzen, den geistigen Ausdruck Siebenbürgens zu prägen, gar keinen Einfluß. Uns fehlen Großstädte, die ihnen die ererbten Kleinstadtübel, Anmaßung und Überhebung über it-M bewohner, Rachsucht, Neid und Standesdünkel abwaschen könnten. So bietet sich das unfreuliche Bild, daß Menschen, die bei etwas Großherzigkeit sich gegenseitig befruchten könnten, nebeneinander herleben ohne sich näherzutreten, es sei denn, wenn ihnen der Wein die Zunge löst (weshalb dieser zumindest in Kronstadt ein Kulturträger ist). — Nun wäre der Zustand nicht so peinlich, wenn die von ihm Betroffenen im Alleinsein Genüge fänden. Tatsächlich ist aber die Situation die: es warten diese dreißig bis fünfzig in Betracht kommenden Menschen, die es in den größeren Städten gibt, die bei gegenseitigem Verkehr auf jedem Gebiete von Ausschlag wären, ja auch auf politischem die Herrschaft von allerlei parteipolitischen Zirkeln und Bildungsmeiern sofort beseitigen würden, warten mit der Tatlosigkeit geistig Bewegter, die nicht jeder Anreiz zu einer leeren Handlung verführt, warten auf ein Wunder, das sie erlöse. Dies Wunder wäre die Tat eines unter ihnen, der sie an den Haaren zusammenbringt.

Die Leistungen selbst in solcher Vereinzelung sind oft nicht unbeträchtlich. Es wird klar, was geschaffen werden könnte, wenn gemeinsamer Verkehr Anregung brächte.

Dieser Verkehr müßte über die nationalen Grenzen hinaus gehen, siebenbürgisch werden, wenn das Wesen des Landes sich klarer auswirken soll. Wir brauchen die Selbstkräftigung der eigenen Art, weil uns durch die starken Einflüsse vom Osten her nur noch bedeutendere Verengung droht und nicht, wie manche Politiker meinen, geistige Vereinigung, denn dazu ist die Persönlichkeit unseres Strichs schon zu ausgeprägt aus dem Boden und der Geschichte gewachsen.

Warum die geistig Regsamen nicht zusammenfinden, hat einen sehr wichtigen Grund darin, daß es bei uns keine Gesellschaft, das heißt keine großen Damen gibt. Unsere Frauen sind Hausfrauen — sehr gut! aber den Männern, die hier gemeint werden, unverhältnismäßig unterlegen. Diese Männer waren alle im Ausland, haben große Verhältnisse gesehen, große Probleme durchdenken gelernt und Drang zu solchen Gedanken, während die Frauen daheim geblieben und kleinbürgerlich sind. Dann aber, wenn sie sich den Heimkehrern anpassen wollen, verlieren sie meist ihr Wertvollstes, ihre Natürlichkeit, verwechseln gleich einem Bauer Bildung mit Wissen, werden Blaustrümpfe und damit für die Aufgabe untauglich, die sie abseits ihrer leiblichen für unsere nichtleibliche Zukunft zu erfüllen hätten. Die Aufgabe ist: einen Kreis geistiger Männer zusammenzuhalten, einen Salon zu führen. — Brauchten wir wissenschaftliche Gesellschaften, die Damen wären nicht am Platze. Wir brauchen aber, in unseren Kleinstädten dreifach, einen Verkehr von Mensch zu Mensch. Hier muß die Frau das namenlos gebende Wesen sein, nicht die Wissens- oder Ideenbeladene, sondern die Schlichtende, nicht die Vereinskulleuse, sondern die Freie, nicht die Verstehende, sondern die Mitfühlende. Sie braucht kein Wort wirklich zu erfassen, aber dessen Gefühlswert muß sie zu dämpfen wissen, daß er allgemein bedeutsam

und anregend wirke. Eine solche Frau ist innerhalb lauter subjektiven Objektivitäten, die Männer nun einmal sind, das objektive Subjekt, das die in ihren Richtigkeiten befangenen Männer anreizt, bändigt und zusammentreten läßt.

Eigenschaften sind vorvorhanden. Treten sie auf, so finden sie sich in vielen. Es gab keinen Radfahrkünstler, ehe der erste auf dem Rade fuhr. Und wenn die erste Frau Fähigkeit zur Gesellschaft beweist, werden sie plötzlich manche andere auch haben (und viele sie zu haben wähnen).

Es wird den Sachsen splendid isolation vorgeworfen, mit Recht, obwohl sie geschichtlich erklärlich ist, mit Recht vor allem deshalb, weil diese Abschließung bei ihnen auch innerhalb ihrer vier nationalen Pfähle von Mensch zu Mensch übel genug ist. Wo aber am meisten zu kehren ist, dort möge zuerst gekehrt werden, also vor der sächsischen Türe!

Das quälende Warten, das die geistige Atmosphäre unserer Städte charakterisiert (der Durchschnittsbürger hat keine Ahnung davon), ist überwindbar, wenn wir uns aus unserer Lethargie aufraffen. Öffnen wir die Türe, so werden wir sehen, auch der Inhalt dieses Heftes beweist es, daß die übrigen schon geöffnet sind, die der Einzelnen und die der anderen siebenbürgischen Völker. Heinrich Zillich

Erfolg Hans Eders. Der rumänische Staat hat das große Gemälde Hans Eders „Gebirgsdorf" für die staatliche Pinakothek, die nächstens in Bukarest errichtet wird, angekauft.

Neue Bücher und Schriften

Die siebenbürgisch-magyarische Literatur der Gegenwart. Eine Statistik. Die geistige Bewegung, die das siebenbürgische Magyarentum in den letzten Jahren seit der Abtrennung Siebenbürgens von Ungarn ergriffen hat, dürfte in diesem Heft wohl zum ersten Mal von sächsischer Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen werden. Es wäre aber in der Tat unsinnig, länger noch mit Scheuklappen vor den Augen an einander vorbeizuleben. Scheinen wir uns doch endlich dem Zeitpunkt zu nähern, da die Geschichte es bald auch den Blinden erwiesen haben wird: Siebenbürgen sei Land und Schöpfung dreier Völker und nur aus ihrer vereinten Liebe uns eine Zukunft, die menschenwürdig ist, erstehbar.

An der Verwirklichung dieser Zukunft arbeitet, wer zum gegenseitigen Verständnis Wege weist. Die Literatur ist ein Weg dazu. Im Folgenden soll vorerst nichts als eine statistische Übersicht der magyarischen Neuerscheinungen der letzten Jahre geboten werden, um eine flüchtige Heerschau zu ermöglichen, die wenigstens quantitativ orientiert. Die Arbeit ist uns leicht gemacht durch ein Werk des Herausgebers der beiden angesehensten magyarischen Zeitschriften (Magyar irodalmi szemle und Pásztortüz) dr. György Lajos: Az erdélyi magyar irodalom bibliográfiája 1919—24, Klausenburg, Minerva-Verlag, 1926, über das die Monatsschrift Korunk ausführlich berichtet. Diesem Bericht sind nachstehende Daten entnommen.

In den sechs Jahren 1919—24 sind 1066 siebenb. magyar. Bücher erschienen. Zur richtigen Einschätzung dieser Zahl ist es notwendig zu wissen, daß sie einer Buchproduktion von zwei Jahrzehnten vor dem politischen Wechsel entspricht. Im Jahre 1913 z. B. sind auf dem jetzt zu Rumänien gehörenden Gebiete Ungarns

nicht mehr als 77 Bücher gedruckt worden. Die Ursache dieses auffallenden Unterschiedes findet darin ihre Erklärung, daß damals Budapest den gesamten Verlagshandel an sich gezogen und die diesbezügliche Tätigkeit der Provinz fast lahmgelegt hatte. Seither nun müssen die siebenbürgischen Magyaren selbst für die Deckung ihrer geistigen Ansprüche Sorge tragen.

Die beiden ersten Jahre — 1919, 1920 — übersteigen kaum die Produktionszahl der früheren. Aber 1921 plötzlich verdoppelt sich diese (140 Stück) und wächst seither stufenweise jährlich um 40—60 Stück, bis sie 1924 mit 292 fast das fünffache der Vorkriegsproduktion erreicht. Auf 5050 magy. Einwohner fällt damit je ein Buch.

Ein Drittel der erschienenen Bücher gehört der Schönliteratur an. Zusammen erschienen in den sechs Jahren 352 belletristische Werke. Die Mehrzahl bilden Romane und Erzählungen (52%), es gibt aber auch viele Gedichtbände (35%). Die Schulbücher machen nicht mehr als ein Viertel der Gesamtproduktion aus (22%). Dann folgen Fachwissenschaft und volkstümlich belehrende Literatur mit 19%. — Nur ein Zehntel der Bücher entstand auf dem Wege der Übersetzung, die übrigen sind Originalwerke siebenbürgischer Autoren.

Was die Herstellung der Bücher anbelangt, wurden von den 1066 angeführten Werken 1045 im Lande gedruckt und zwar größtenteils in Klausenburg, nämlich 491 Stück (47%). Hierauf folgt Großwardein mit 10%, Kronstadt mit 5·9%, Arad mit 5·3%, Temesvar mit 4·9%, Neumarkt mit 4·1%. Die übrigen Städte bleiben unter 3%. Daraus geht unzweifelhaft hervor, daß Klausenburg im geistigen Leben des siebenbürgischen Magyarentums die Führerrolle spielt. In Klausenburg brachte die meisten Bücher die Minerva A. G. heraus, 225 Stück, fast ein Viertel der Gesamtzahl. — Es arbeiten in dem in Betracht kommenden Gebiete gegenwärtig 238 Druckereien mit 2100 Arbeitern. Die Aufteilung nach Nationalitäten ergibt: rumänische 27·7%, deutsche 10·5%, magyarische 61·8%. In Klausenburg allein arbeiten 35 Druckereien mit 566 Arbeitern.

Die Auflage der erschienenen Bücher läßt sich nur ungefähr feststellen. Angesichts dessen, daß die belletristischen Werke in 300—1000, die wissenschaftlichen in 50—1000, die Schulbücher in 1000—5000 Exemplaren hergestellt wurden, läßt sich eine durchschnittliche Auflage von 1000 Exemplaren annehmen: das ergäbe insgesamt in den sechs Jahren eine Buchproduktion von über einer Million Exemplaren mit einem Verkehrswerte von beiläufig 32 Millionen Lei.

Diese Zahlen legen allenfalls Zeugnis ab von tätigem geistigen Schaffen unserer magyarischen Mitbürger. Doch weiß auch diese so vielsagende Statistik von einer Kehrseite der Medaille zu erzählen: die niedrige Auflage der Bücher und ihr verhältnismäßig schwacher Absatz warfen nicht einmal halbwegs entsprechende Schriftstellerhonorare ab. Die Verleger zahlten für belletristische und wissenschaftliche Werke 500—5000 Lei, für Schulbücher 2000—10 000. Die Ursachen dieses Übelstandes sind vielfältiger Art und betreffen nicht nur die magyarische, sondern überhaupt die einheimische Literatur Siebenbürgens. Erstens hat das Publikum hier noch kein Zutrauen zum siebenbürgischen Buch. Wir haben so lange in fast völliger geistiger Abhängigkeit vom Ausland vegetiert — die einen von Budapest, die andern von Bukarest, die dritten von Deutschland —, daß der vorurteilslose Sinn für die dem Land, wie jedem andern, eingeborene eigentümliche Geistigkeit verloren gegangen ist. Zweitens haben die Buchhändler als Verbreiter des siebenbürgischen Buches ver-

sagt. Sie seien noch unorganisierter und unzuverläßlicher als das Publikum, behauptet nicht mit Unrecht von ihnen der Bericht. Von den 361 in Betracht kommenden Buchhandlungen sind 225 magyarische, aber sie besitzen nicht einmal eine Fachzeitschrift, die über die in Siebenbürgen erscheinenden Werke Aufschluß gäbe. Den Hauptgrund verschweigt der Verfasser: wir alle wohnen hier in einem zwar gelobten Lande, dessen Leben aber noch keineswegs vom Geiste aus gestaltet wird, in einem Lande, wo Kultur und Kunst allgemein noch als Luxus, nicht als Lebensbedürfnis gewertet werden. Den einzigen Ausweg aus dieser beschämenden Lage aber haben die siebenb. Magyaren beschritten: trotz allem und allem eigenes siebenbürgisches Schöpfertum suchend. Otto Folberth

Wichtige sieb.-ungarische Zeitschriften. Erdélyi Irodalmi Szemle. Klausenburg, 1926. Diese bedeutendste wissenschaftlich-kritische Zeitschrift des siebenbürgischen Magyarentums ist im eben erscheinenden 3. Jahrgang zu einer Vierteljahrsschrift umgestaltet worden, deren 7—8 Bogen starke Hefte von gediegener Reichhaltigkeit sind und Zeugnis ablegen von ernster magyarischer Gelehrtenarbeit hierzulande. Besonders in ihrem kritischen Teile, der u. a. auch Besprechungen rumänischer und sächsischer Literatur enthält, zeigt die Zeitschrift in so vornehmer Form die Bemühung, endlich wenigstens die geistige Zusammenarbeit in diesem dreifach zerissenen Lande anzubahnen, daß man sie unsererseits keinesfalls übersehen dürfte. — Verglichen mit unserm sächsischen Zeitschriftenwesen erfüllt sie ungefähr die Aufgabe, der bei uns Korrespondenzblatt und Archiv des Vereis für siebenbürgische Landeskunde zusammen nachzukommen versuchen.

Pásztortüz. 12. Jahrg. Klausenburg, 1926. Wer die in hoffnungsvollem Aufschwung begriffene siebenbürgisch-magyarische Literatur kennen lernen will, greife zu dieser illustrierten Halbmonatsschrift. Er wird die interessantesten Entdeckungen machen, er wird eine Lyrik finden, die in ihren Gipfelleistungen absoluten Kunstwert erreicht, Erzählungen in etwas wahlloser Form bald literarischen, bald unterhaltenden Charakters, und ihm wird sich vermutlich eine Beobachtung besonders aufdrängen: daß unsere magyarischen Dichterbrüder innerhalb der letzten sieben, für sie so maßlos schweren Jahre in geradezu bewundernswerter Selbstbesinnung zurückgefunden haben zu dem erst kürzlich noch halbmißachteten, nun mit neuer Liebe umworbenen alten siebenbürgischen Boden. Es ist in der Tat erstaunlich, wie gerne und wie oft sie in der Motivwahl siebenbürgischen Stoffen den Vorzug geben, man wird kaum ein Heft finden, daß diese Beobachtung nicht bestätigt. — Von unsern Zeitschriften kann zum Vergleiche Klingsor herangezogen werden, nur trachtet Klingsor entschiedener nach Spitzenleistungen, während Pásztortüz sich mit einzelnen Beiträgen wohl absichtlich auch breiteren Schichten zuwendet.

Korunk. 1. Jahrg. Klausenburg, 1926. Die drei ersten Hefte dieser neugegründeten Monatsschrift „für allgemeine Kultur und Weltanschauung" beweisen, daß sich ihr Herausgeber das Ziel gesteckt hat, die modernen Kulturprobleme in Beiträgen hohen geistigen Niveaus seinen Lesern auseinanderzusetzen. Ihre Mitarbeiter entnimmt sie nicht nur der engen siebenbürgischen Heimat, sondern der großen internationalen Geistesrepublik. Wir wünschen ihr, daß sie sich im Unendlichen nicht verliere und daß ihr eine verständnisvolle Leserschaft folge. — Die Zeitschrift entspräche ungefähr unserm Ostland, nur ist sie reichhaltiger und umfaßt ihrer Bestimmung nach geistig weitere Gebiete. Otto Folberth

Drei neue sieb.-ungarische Werke. Balogh Endre. „Meséd irok neked". Erzählungen. Erschienen 1925, Klausenburg, Minerva.

In der Titelerzählung nimmt der todkranke — inzwischen verstorbene — Verfasser Abschied von seinem Töchterchen, indem er das Märchen von „Ihm", dem Tod, erzählt. Das Bewußtsein, herzzereißenden Abschied des Vaters vom Kind in erschütternder Wirklichkeit zu erleben, macht unbefangene Kritik unmöglich. Dagegen gibt die Erzählung „Párnázott ajtók", eine impressionistisch gezeichnete Bilderreihe aus dem Leben und Leiden eines rücksichtslosen Bankfürsten, Einblick in die schlichte, melancholische Kunst des Erzählers.

Die beiden Erzählungen „Székelyek" und „Gólyák" sind interessant schon durch den Stoff: in der ersten spricht sich das Vertrauen in die Kraft des Seklervolkes aus, in der 2. wird gezeigt, wie der Lebenswille des 1918 gelähmten siebenbürger Ungartums sich durchsetzt. Beide sind nicht nur Programme, sondern haben lyrisches Leben, namentlich die letzte.

Makkai Sándor: „Megszólalnak a kövek". Erzählungen. Derselbe Verlag, 1925.

Auch hier erwächst die lebenbejahende Titelerzählung aus dem Schicksalsjahre 1918: Der Pfarrer muß Bauer werden, um die verarmte und kleingewordene Gemeinde zu halten. Der Autor, ein unlyrischer Erzähler mit historischen und gelehrten Neigungen, verlebendigt dann die ehrfurchtgebietende Gestalt des Fürsten Gabriel Bethlen — doch wohl etwas zu überirdisch alles verstehend und verzeihend — ebenso den am stumpfen, engen Sinn der Heimat zerbrechenden Gelehrten Apáczai, und gibt in „Jotám meséje" eine prächtige, humorvolle Schilderung von der Wahl des weinfrohen Apafy zum Fürsten Siebenbürgens: ein Vorwurf, der allerdings förmlich schreit nach Gestaltung. Die übrigen Erzählungen, meist um Tod und Leben spielend, kommen mir gelehrtenhaft in bösem Sinne vor.

Kosáryné Réz Lola: „A pápaszem". Roman. Derselbe Verlag, 1925.

Das Thema außerordentlich glücklich gewählt: ein einheitlicher Gefühlsstrom! Wie der berühmtgewordene Maler endlich sein liebes Mütterchen, nach langen Leidensjahren, in ihrem letzten Jahr mit seiner ganzen Liebe beglücken kann! Die Ausführung, die Musik, ist nicht ganz gelungen, nicht eigen genug! Doch bleibt es eine respektable Leistung einer feinempfindenden Frauenseele! Adolf Heltmann

Jeremias Gotthelf, Kleinere Erzählungen. 2 Bde. (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich). Je näher ich — seit Jahren schon — dem Werke Gotthelfs trete, umso mächtiger wächst es vor mir auf. Aber trotz aller Ehrfurcht vor der Welt dieses bedeutenden Schweizer Dichters — er erdrückt mich nie, er reißt nie zu jener kalten Bewunderung hin, die, schon außerhalb der reinen dichterischen Beeinflussung, die Leistung zu bemessen gierig ist. In ihm und durch ihn zu Hause, weiß ich kaum einen anderen Dichter, dessen Größe so anspruchslos, dessen Tiefe so selbstverständlich überzeugt und dessen bäuerlich-erhabene Religiosität so sehr den Gleichklang weckt. — Niemals dachte ich über dies nach. Instinktiv empfand ich solche Wirkung als die des Genies und gleichzeitig einer gotteinfältigen Natur. Nachdem ich aber die Kleinen Erzählungen las, weiß ich, es ist sein Humor, der aus den eben genannten Quellen gespeist uns hinweghebt. Wie mild und gesund in den Geschichten (etliche wie die prächtige Erzählung „Die schwarze Spinne" ausgenommen) jene Heiterkeit Mensch und Geschehen umfaßt, beinahe als sei Gott es überdrüssig geworden zu verdammen und wollte durch Lachen heilen, lese man selbst nach. Mir bleibt nichts übrig als nur dies zu wiederholen: Lest Gotthelf! Heinrich Zillich

Dr. Coriolan Petranu, Revendicările artistice ale Transylvaniei. Tiparul Tipografiei Diecezane, Arad 1925. 210 Seiten, 90 Abbildungen. Der Verfasser ist Kunsthistoriker, ein Schüler Strzygowski's, hat in Berlin und Wien seine Studien gemacht und ist heute Professor für Kunstgeschichte an der Universität Klausenburg. Uns ist der Autor durch seine schönen Arbeiten, wie: „Inhaltsproblem und Kunstgeschichte" Wien 1921, „Muzeele din Transylvania", ɔc. ɔc., sowie durch seinen vor kurzem in deutscher Sprache gehaltenen und dankbar freudig aufgenommenen Vortrag über „Die Kunstdenkmäler der siebenbürger Rumänen" — er ist im vorigen Heft dieser Zeitschrift erschienen — bestens bekannt.

Vorliegende Arbeit widmet der Verfasser der wichtigen Frage, wie wir die Kunstschätze Siebenbürgens, welche wir im Auslande und zwar in Ungarn, Oesterreich und Jugoslavien zerstreut wissen, wieder in die Heimat zurückerhalten können? Die für das Burzenländer sächsische Museum wichtigen Gegenstände aus der Liste Petranus sind: die Goldbarren von Kráßna (Crasna), das Zunftzeichen der Kronstädter Goldschmiede aus 1556, die Genossenschaftsbecher 1641, 1664, ein Zinnteller mit den vier Jahreszeiten und dem Kronstädter Stempel und das in Wien befindliche goldene Beil von Csófalva (Tufalău). Ich vermisse hier die Kronstädter Münzprägestempel, deren Aufbewahrung und Schaustellung im Burzenländer sächsischen Museum viel berechtigter wäre, als im Budapester Museum.

Das Benehmen der Serben zur Zeit der Besetzung des Banates im Jahre 1919 erfordert auf Grund des Artikels 56 der Haager Konvention, ein energisches Vorgehen bei der jugoslavischen Regierung, da das serbische Militär mit Gewalt und trotz Einsprache und Protest von Seite der archäolog.-histor. Gesellschaft, die das Temesvarer Museum gegründet hat und auch heute noch erhält, aus diesem requiriert und weggeführt hat, ohne auch nur das an Ort und Stelle aufgenommene Protokoll zu unterschreiben. Der genannte Artikel sieht für Raub Strafe vor und muß ausgenützt werden.

Auf Grund der Artikel 196 und 177 der Friedensverträge von Saint-Germain und Trianon müssen wir unsere Rückforderungen in gutem Einvernehmen mit Oesterreich und Ungarn betreiben, welche als ein gegenseitiger Austausch von Werten gleicher Art gedacht sind. „Aber auf alle Fälle", schreibt Petranu, „müssen wir es auf unsere Fahne schreiben, nicht eher zu ruhen, bis sämtliche Museumsgegenstände von Siebenbürgen, gleichgültig welcher Nation immer sie angehört haben, bevor sie aus Siebenbürgen ausgeführt worden sind, in die Heimat zurückgelangt sind."

Petranu schlägt vor, die Verhandlungen, die jahrelang geruht haben, neuerdings zu beginnen und glaubt als Tauschmittel die zahlreichen Monumente z. B. das Mathiasdenkmal in Klausenburg, das der 13 Märtyrer in Arad, die vielen Bronzestatuen von Bem, Kossuth, Wesselényi ɔc. anbieten zu können, deren Entfernung von der rumän. Bevölkerung verlangt wird. Zu ihnen gehören auch die Gemälde von Königen, Fürsten und Führern des ungar. Staates, die heute in verstaubten Magazinen liegen. Ferner wäre ein gutes Tauschobjekt das Museum der 13 Märtyrer in Arad mit 4000 Gegenständen. Petranu glaubt, um die für uns so wichtige Sammlung Ipolyi aus Großwardein mit 2000 Objekten reklamieren zu können, vorerst Einsprache bei der Reparations-Kommission in Paris erheben zu müssen, da sie unter die Bestimmungen des Art. 176 des Vertrages von Trianon fallen. Die Zumutung des Korrespondenten der Zeitung „Adeverul", welcher vorschlägt einige Waggone Getreide oder Petroleum als Gegenwert zu geben, oder aber den Wert

der Gegenstände festzustellen und ihn von der Gesamtsumme der Kriegsentschädigung abzuziehen, verwirft Petranu mit Recht. Er meint aber, es sei eine Gruppe von Fachleuten zu entsenden, um im Einverständnis mit der ungar. Regierung nicht nur eine Liste, sondern eine ernste wissenschaftliche Arbeit über alle für uns wichtigen Sachen zu verfertigen, in welcher deren Abbildung, Geschichte und Beschreibung enthalten sein soll. Er wünscht ferner die Anfertigung galvanoplastischer Nachbildungen der hauptsächlichsten Gold- und Silbergegenstände für das Nationalmuseum von Klausenburg, bis wir in den Besitz der Originale gelangt sind, damit unsere Gelehrten und Studierenden in der wissenschaftlichen Verarbeitung nicht gehindert seien.

Petranu hat uns mit dieser schönen Arbeit einen wertvollen Dienst erwiesen, indem er uns mit den wichtigen und an den verschiedensten Orten aufbewahrten Gegenständen bekannt macht und Mittel und Wege zeigt, wie wir in dieser Frage weiter vorzugehen haben.

Einige Wiederholungen, die zu bemerken sind, ändern an der Bewertung dieses Buches nichts.

Petranu hofft, daß seine Schrift dazu berufen sein wird, die Frage der Wiedererlangung der siebenb. Kunstdenkmäler vorwärts zu bringen deren Erfolge auch von den Privatmuseen der Minderheiten freudig begrüßt werden würde.

Jul. Teutsch

Mitteilungen der Schriftleitung

Es ist uns eine Genugtuung, in diesem Hefte drei der besten ungarischen Dichter Siebenbürgens vorzustellen. Der Holzschnitt ist von Nagy Imre. Der Aufsatz von Dr. Rajka, sowie mehrere der Bücherschau sind so gewählt, daß sie gleichzeitig über das sieb. Ungartum Aufschluß geben und auch dessen siebenbürgisches Bewußtsein zeigen.

Demselben Leitmotiv untersteht der Aufsatz von Dr. Lemeny, der das Thema „Siebenbürgen" von sieb.-rumänischen Gesichtspunkten aus beurteilt.

*

Druckfehlerberichtigung: Maiheft, Seite 199, Zeile 4 von oben statt „seiner Ursprünglichkeit" lies „reiner".

*

Die Veröffentlichung unseres Preisausschreibens, die für dieses Heft angekündigt war, wird verschoben.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Liederabend Anne Bickerich (Sopran). Am Klavier: Musikdirektor Viktor Bickerich, in mehreren Städten Siebenbürgens.

Im Juli werden die Geistlichen Abendmusiken in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt wieder veranstaltet. (Jeden Sonnabend 7—8 Uhr.) Alle heimischen Sängerinnen, Sänger und Musiker sind zur Mitwirkung höflich eingeladen.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR JULI 1926 HEFT 7

Kurzschlüsse

Von Ernst Kühlbrandt

Auftakt

Nur dem Kleinmut dient der Satz
von der Tugend der Ergebung.
Jeder Mann sucht seinen Platz
und beginnt mit Schilderhebung.

Zweiklang

Einheit liebt man im Gemüt!
Aber nimmer dir verhehle,
daß im Zwiespalt einer Seele
nur die Wunderblume blüht.

Verzicht

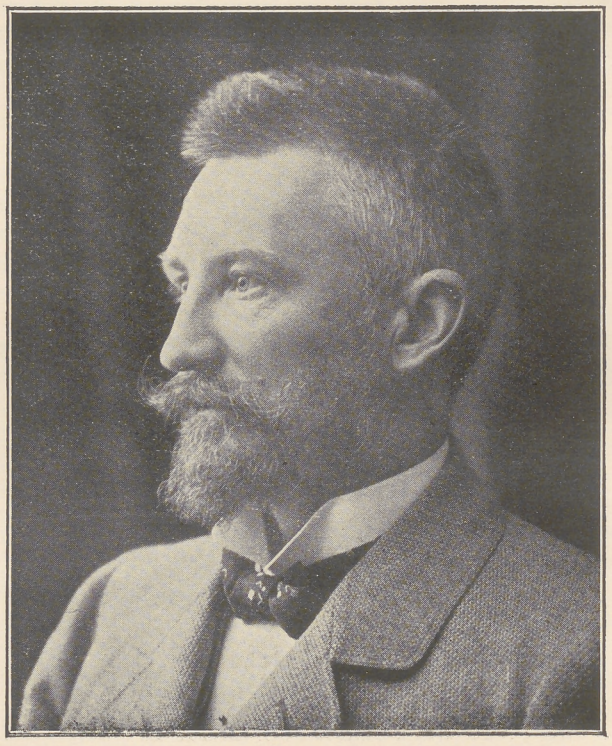
Es ist uns keine Kraft verliehn,
Natürliches zu wandeln.
Die Knaben kann man noch erziehn,
die Mädchen nur behandeln.

Überzeugung

Du brauchst nur einen Stein zu heben.
Darunter wimmelt es von Leben.
Soll dies auch deine Wahrheit sein,
geh hin und hebe erst den Stein.

Rumänisches Sprichwort

Bevor du Großes dich getraust,
mußt du an Kleinem dich beteiligen;
doch eh du Gottes Antlitz schaust,
verzehren dich die Heiligen.



Ernst Kühlbrandt

Der Kettenhund

Skizze von Ernst Kühlbrandt

„Mutter! Bist du wach? Hörst du? So bellt er nur, wenn ein Fremder im Hof ist."

„Sei still! So spät kommt niemand zu uns."

„Aber, wenn es ein Räuber wär', Mutter?"

„Was soll ein Räuber bei uns, dummer Bub? Die suchen sich Leute aus, bei denen mehr zu holen ist. Der Hund wird den Mond anbellen."

„Nein Mutter! Der Mond scheint doch nicht. Es ist stockfinster draußen. Du solltest den Vater wecken, daß er nachsieht, wer im Hof ist."

„Den Vater laß in Ruhe! Sei froh, daß er schläft. Du weißt ja, wie er immer ist, — wenn er so spät aus der Sozialistenversammlung nach Hause kommt. Gottlob, daß er so fest schläft. Kehr auch du dich zur Wand und schlaf ein."

„Ich kann nicht schlafen, wenn er so bellt."

„Versuchs nur! Bet' deinen Abendsegen noch einmal; dann wirds schon gehen. — Junge Hunde, die an die Kette kommen, bellen im Anfang immer so heftig. Später legt sichs."

„Ach, liebe Mutter, warum haben wir nicht lieber den guten alten Miron behalten? Der hat nie so schauerlich gebellt."

„Siehst du, eben deswegen mußten wir ihn wegschaffen, weil er zu gut und zu alt war. Aber das Gebell des Jungen klingt dir nur so schauerlich, weil ein scharfer Wind draußen geht und durch den Rauchfang bläst."

„Wenn sich aber der alte Miron frei macht und zurückkommt und sieht, daß ein anderer Hund in seinem Häuschen ist — was dann?"

„Der kommt nicht mehr zurück, mein Kind, dafür ist schon gesorgt."

„Mutter, Mutter! Der Zigeuner bringt ihn um! Du wirst es sehen, er bringt ihn um. Warum habt ihr ihn dem Zigeuner gegeben?" Und der Junge brach in heftiges Schluchzen aus.

„Willst du endlich still sein", fuhr die Mutter auf. „Du wirst mir noch die Kleine aufwecken. Richtig! Nun ist auch die schon munter und heult — und auch der Vater fängt zu knurren an."

„Horch Mutter! Jetzt hör' ich wirklich auch den alten Miron. Jesus Maria! Er ist zurückgekommen!" Der Junge machte Anstalten aus dem Bett zu springen.

„Jetzt wirds mir aber zu arg!" sagte die Mutter böse und versetzte dem Knaben ein paar Püffe. „Nichtsnutziger Bengel! Wart nur!

Wenn der Vater seinen Rausch ausgeschlafen hat, bekommst du von ihm noch deinen Teil!" Der Junge aber zog sich schluchzend den Polster über den Kopf.

Drüben weinte die Kleine und schnarchte unruhig der Vater, draußen wütendes Hundgebell und zu alledem orgelte den Kontrapunkt der Wind durch das Ofenloch.

Allmählich aber wurde es draußen und auch drinnen in der Stube immer stiller und stiller. —

Am Morgen darauf fand man den jungen und den alten Kettenhund in einander verbissen und beide verendet neben dem Hundehäuschen.

Der Vater aber war milde gestimmt, rieb sich die gedunsenen Augen und hatte eine philosophische Anwandlung: „Siehst du mein Sohn! So sind sie! Erst macht ein jeder wegen seiner Kette so ein Geheul und schließlich neiden sie sich drum und es vergunnt sie keiner dem andern nicht."

Genezareth

Von Otto Folberth

Er lag schon jahrelang im Feld. Und das Ende des Kriegs war nicht abzusehn.

Wie viele der schicksalhaft an das Grauen der Zeit Gebundenen hatte auch er seit langen, langen Monden keinen sehnlicheren Wunsch, als sich einmal aus der Verkettung der Ereignisse zu lösen, einmal wieder nur für sich, abgeschieden vom Wirbelwind atemraubenden Geschehns, einige Tage in stiller Einsamkeit zu verbringen. In der Werkstatt kühnen und tätigen Tuns der Zeit waren die Späne hoch aus seinem sausenden Hobel gesprungen. Er hatte die Strapazen unzähliger Vor- und Rückmärsche willig ertragen, er hatte das gefahrvolle Schweifen über weite Steppen des Ostens, das zu seiner Aufgabe gehörte, sogar lieben gelernt, er hatte dem Zeltgespräch der Kameraden und dem Becherklang an den Tafeln russischer Edelleute wirkliche Reize abgewonnen. Aber in all der müden Hast, die schließlich ihn und seine Gefährten wie Karawanenreiter in schattenloser, endloser Wüste befiel, wies die Magnetnadel seiner stillen Sehnsüchte mehr und mehr nach dem gegenpoligen Zustand, dem unbewegter, ungestörter, in sich zusammenkauernder Ruhe.

Eines Tags erhielt er den Befehl, seine Truppe zu verlassen, sich in eine weit hinten gelegene Etappenstadt zu begeben und dort zu warten, auf irgend etwas zu warten. Nachher sollte er wieder zurück. So kam er in einen schmutzigen, zum Teil zerschossenen und verbrannten Ort Ostgaliziens. Da ihn aber der heiße Straßenstaub und die rauchgeschwärzten Judenhäuser und das Treiben der Troßsoldaten schon in der ersten Minute verdrossen, entschloß er sich, seinen Aufenthalt, der ja unbestimmt lange dauern konnte, in ein nahes Dorf zu verlegen, wo es keinen einzigen Soldaten gab.

Sein Weg führte ihn an einem hellschimmernden See entlang, der ein breites Tal einige Stunden weit füllte. An seinen sanftgeschweiften Ufern hingen mehrere Dörfer, die im grünen Schmuck ihrer Gartenbäume versteckt wie ebensoviele Wäldchen aussahen. Dorthin, wo es am grünsten leuchtete und dunkelte, wo sich von Dorf zu Dorf sogar ein echter hochstämmiger Buchenwald zu ziehen schien, richtete er seine Schritte, denn er kam ja von dürren Steppen und war dürstend nach schattigen Waldgründen. Der See war an seinen Ufern reich mit Schilf bewachsen und auch in seiner Mitte stieß eine langgezogene grüne Schilfinsel ihre üppigen Halme aus dem Wasser. Scharen von Wildenten schwommen und flatterten durch dies raschelnde Schilfdunkel und längs des ganzen Wegs bezeugte im Randsumpfe eine zahlreiche Froschheit ihre lauteste Weltbejahung.

Ohne irgend jemand zu fragen, ging er geradeswegs auf ein Häuschen zu, das er schon aus der Ferne wahrgenommen hatte. Es gehörte zu den äußersten und letzten eines Dorfes und stand hoch über dem hier etwas steilen Ufer des Sees auf einer Bodenschwelle. Aus seinem Fenster muß man den See übersehen können, dachte er, ohne dabei die Nachbarhäuser zu bemerken. Dort will ich wohnen.

Wie glücklich war er, als sich die Bewohner des Häuschens in keiner Weise seinem Wunsche widersetzten. Es waren arme, sehr arme Bauern. Ein kleines Kartoffelfeld, das hinter dem Haus einige Schritte weit reichte, ernährte sie, seine Früchte wurden sorgsam in einem Erdloch im Hof aufbewahrt. Sonst gab es im Haus keine Vorräte, kein Vieh, keine Milch, nicht einmal Brot.

Der Besitzer dieses bescheidenen Anwesens schien bald den Beruf eines Tagelöhners, bald den eines Handwerkers auszuüben. Denn immer, wenn er daheim war, pflegte er sich in einer an das Haus anstoßenden Holzhütte aufzuhalten, wo er einige Zimmermannswerkzeuge und alte Sparren liegen hatte. Im selben Raum befand sich

ein drehbarer Schleifstein, dem man es ansah, daß er hie und da benützt wurde, und eine Handmühle, auf der die Nachbarn manchmal einige Händevoll Korn mahlten. Hatte sich der Alte in seinem Winkel eine Weile lang (doch ohne das gewöhnliche Gepolter eines Handwerkers) beschäftigt, und schien die Sonne gerade warm in den Hof, so trat er langsam aus dem Schatten heraus und ließ, an den Gartenzaun gelehnt, ihre Strahlen sich wohlig auf den Rücken brennen. Dort konnte der struppicht rothaarige Mann dann lange Zeit unbeweglich dem Treiben seiner zwei Bienenschwärme jenseit des Zauns zusehen.

Die anderen Bewohner des Hauses machten sich noch weniger bemerkbar und so schwebte eine zarte, wohltuende Stille um dies niedere Dach und rieselte in die Glieder dessen, der müde verwegener Fahrten endlich der Stunde harrte ein Durchruhter, Befriedeter, Erfüllter zu werden. Im schien, als dürfe er hier nicht vergebens darauf hoffen. Denn das Licht dieses Tals leuchtete bis in die dunkelsten Falten seiner Seele. Und so oft er in die gebräunten und ergebenen Gesichter der ihn Umgebenden blickte, die ihm zugleich mühselig und beladen, fröhlich und getröstet erschienen, erinnerte er sich der Worte: „Sehet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch."

Aus dem Zimmer mit dem gelben, sandbestreuten Lehmboden, von dessen Wänden ringsum Heiligenbilder niederstarrten, übersah er gleich am Morgen See und Himmel und welch ein Tag zwischen beiden hing. Sie schienen ihm wie zwei Liebende zu sein, denn sie spiegelten stets einander wider. Was der Himmel in den See warf, strahlte jener in doppelt schönen Farben zurück. Wenn er nun dies Bild und Spiegelbild in sich senken wollte, mußte er durch das schmale Fensterchen durchblicken, in dem aus dunkelm Holz geschnitzt, umrankt von kümmerlichen Blumenstöcken, der Gekreuzigte stand. Er hätte ihn wegstellen können, um das Seebild freier und leichter zu betrachten, aber nein, grade daß er es an ihm vorbei suchen und sehen mußte, steigerte die Schönheit jedes Morgens. Und wenn in schweigender Sommernacht hinter den jenseitigen Uferhügeln groß der Mond aufging und auf die Seeplatte eine Lichtstraße warf und darüber geschritten kam und in das dunkle Stübchen guckte und den geringsten Dingen vergängliche Lichtkrönlein aufsetzte, dann schattete sich auf dem gelben Lehmboden in einem leuchtenden Viereck das

Kruzifix zwischen den Blumenranken ab und wanderte durch den Raum, immerzu seinen Schatten verändernd. Dann folgten ihm die Gedanken des Wachenden: wie lange wird es noch wandern über die Erde und immerzu seinen Schatten verändern?

Vor dem Häuschen, auf der kleinen Bodenschwelle über dem See, wo neben einem vertrockneten ein gesunder, vieldorniger Wildrosenbusch blühte, lag er in den leuchtendsten Stunden jener Tage und überließ Sinn und Seele der Musik leise spinnender, geduldreifer Erwartung. Vor ihm lag der platte, unbewegliche, schwere Schilfsee mit seiner tiefen, kaum aufwühlbaren Ruhe. Sumpfgräser jeglicher Art hatten ihn umwachsen und durchschlungen oder ließen sich, wie die großen flachen Blätter der Wasserrosen, von seiner sonnigen Oberfläche tragen. Andere Stellen wiederum waren frei aller Gewächse, hier plätscherten beim geringsten Winde die Wellen und ein Zucken, Zittern und Kräuseln lief dann über seine stille, klare Stirne. Oder eine Schwalbe streifte das Wasser, ein Fisch sprang, ein Boot glitt über ihn — und kleine Wellchen tanzten ... Was waren ihm solche Dinge? Er fiel gleich darauf in seine klare Ruhe zurück und spiegelte von neuem die Bilder wieder, zu deren Hüter ihn die Ewigkeit bestimmt hatte. Im äußersten schilffreien Streifen tauchte die Stadt auf oder unter, aus der der Suchende gekommen war, und ihr zerschossener Torturm, ihre Mauern und Kuppeln leuchteten voller und farbiger aus der Seetiefe, daß er sie nun sogar schön, ja zauberhaft finden konnte. Ihm näher gegenüber setzten die Hügelwellen des Landes ihren Lauf mit den selben weitgeschweiften Linien am Seespiegel fort, mit denen sie sich in Wirklichkeit am Horizont verloren. Und endlich das niemals gleiche, wechselfrohe Antlitz der Wolken! Wie Freunde waren sie, die man noch nie gesehn und doch schon lange kannte. Hoch und leicht und leuchtend zogen sie über den See oder tief und schwer und dunkel. Immer aber fiel aus ihrer Freude seine Freude, aus ihrem Groll sein Grollen. Und auch in die Seele des Mannes, der am Ufer lag, warfen sie ihre Lichter und Schatten und manchmal so blendend und drohend, daß er auffuhr und taumelnd stand und sah und nicht wußte, ob diese Bilder nun wirklich Zeichen seien.

Einmal aber ward es ihm unversehens ganz klar und nachdem er nochmals prüfend den Flecken Erde ringsum betrachtet, seiner See- und Lichttiefe und seiner Ufermenschen gedacht hatte, trat er erleuchtet und gläubig an den Rand der Bodenschwelle, breitete hochaufgerichtet seine Arme aus und rief weithin über den See:

Dich, Vorland weiter Steppen, hügeliges Galizien, nenne ich von jetzt an Galiläa, dich, wellenfroher Fluß, der du von Nord nach Süd diesen See und dieses Land durchströmst, nenne ich Jordan, und die Stadt Tarnopol drüben am Seeufer nenne ich Tiberias, und diesen Ort hier Kutkowce nenne ich Kapernaum. Du aber, namenloser See, heißt nun Genezareth!

Und von diesem Augenblick an wandelte er leichten, unbekümmerten, beseeligten Schrittes die Ufer entlang. Bedrängnis und Begierde wichen völlig aus seiner Seele, eine vollkommene Fröhlichkeit nahm ihn gefangen. Alle seine Wege schien ein unsichtbarer Begleiter zu ebnen und alles, was sich ereignete, geschah, um ihn in immer lichtere Klarheit zu heben. Wenn er nun durch das Dorf oder über die Felder schlenderte, ging er durch die Landschaft der Bergpredigt und ihm begegneten allenthalben Friedfertige und Sanftmütige und solche, die reines Herzens waren. Er sprach gerne mit allen und tröstete, die ein Leid trugen oder die da hungerte und dürstete nach der Gerechtigkeit. Und der Barmherzigen war eine große Schar! Denn sooft er um ein Stück Brot, einen Topf Milch oder eine Handvoll roter Kirschen bat, wurde ihm gern gegeben. Besonders liebte er es, am weichen, mit üppigem Gras überwachsenen, schwankenden Seesaum entlang zu einem Fischerhaus zu gehen, das in einer kleinen Bucht am Waldrand unter zwei hohen spitzen Tannen stand. Die Frau des Fischers hütete dort drei Kühe und wenn er mit ihr eine Weile vom Wetter, von Zeit und Zukunft geplaudert hatte, gab sie ihm stets ein Töpfen Rahm oder Käse mit auf den Weg, das er dann stolz und freudig, wie ein kostbares Geschenk, nach Hause trug. Immer also kehrte er reicher zu seiner armseligen Wohnung zurück und wenn er auch in jenen Tagen mitunter ein neckisches Spiel mit dem Hunger trieb, so klangen doch wie köstliche Melodie in ihm die Worte: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und euer himmlischer Vater nähret sie doch".

Eines Abends, als düstere Wolken zwiefache Dämmerung über den See schoben und ein Sturm die Wellen hob, rannte er Hals über Kopf zum tobenden Wasser hinunter. Es waren schon schwere Regentropfen gefallen und weshalb er lief, wußte er nicht. Doch trieb es ihn, unten angelangt, sich ganz bestimmt nach einer Seite zu wenden. Und als er eine Strecke Wegs im schweren, weichen Sumpfboden eilend zurückgelegt hatte, gewahrte er hinter einer Landzunge mehrere Fischer damit beschäftigt, Netz und Boot und Beute den

Armen des Sturmes zu entreißen. Er lief auf sie zu, doch da landeten sie bereits und zogen den Kahn aufs Trockene. Trotz der mühsamen Arbeit und der durchnäßten Kleider schienen sie heitere, fast dankbare Züge zu tragen. Kaum auch hatten sie den Fremden bemerkt, als schon einer von den Männern grüßend auf ihn zulief und ihm mit ausgestreckter Hand etwas entgegenhielt. Dieser erkannte den Sohn des Zimmermanns und frug:

„Habt Ihr reiche Beute eingebracht?"

„Nichts ließ uns der Sturm außer diesem Fisch. Er ist klein, doch hat Gott selbst ihn dir bewahrt. Nimm ihn, nimm und gedenke des Herrn!"

Und er drückte ein goldig schimmerndes Fischlein dem Fremden in die Hand. Halb lebendig rang es in seinen Fingern noch nach Atem. Da fiel ihm blitzschnell ein, weshalb er eigentlich herunter gelaufen war und es sang und tönte in ihm, als sei ihm ein noch nie widerfahrenes Glück geschehn. Noch niemals hatte er ein Geschenk so unmittelbar von Gott empfangen. Er wandte sich und ging wankend vor Ergriffenheit mit seinem Reichtum nach Hause. Und in ihm orgelte und brauste lauter als der Sturm in den Bäumen der Jubelsang: „... und euer himmlischer Vater nähret sie doch, und euer himmlischer Vater nähret sie doch".

In der Türe begrüßte ihn die alte Bäuerin:

„Willst du, daß ich dir ihn brate?"

Schabte auf der Bank, wo sie gesessen, die Schuppen ab und briet ihn über den Kohlen. Der Fremde war ganz versunken in den Sinn seiner sonderbaren Geschichte. Fort und fort tönten ihm Bibelworte in den Ohren, während er still in einer Ecke sitzend dem Gebaren der Frau zusah. Dann — brach er das Brot und setzte sich zu dem köstlichsten Mahl, das ihm jemals bereitet worden war.

Die siebenbürgische Seele

Von Friedrich Müller-Langenthal

Die siebenbürgische Seele ist ein Ergebnis der Landesnatur und der geschichtlichen Entwicklung. In ihr klingen — und das spricht für die Stärke ihrer Eigenart — selbst ausgesprochene Gegensätze oft zur Harmonie zusammen. Man empfindet es in solchen Fällen unmittelbar, wie entscheidend die einheitliche Lebensprägung sie gefestigt hat.

Die Welt des Siebenbürgers ist wohlabgegrenzt. Nach außen setzen starre Gebirgsmauern allem Andersartigen schwer überwindbare Hemmnisse entgegen. Schon seit vorgeschichtlichen Zeiten läßt es sich verfolgen, wie selbst überragende Kultureinflüsse nur vereinzelten Verkehrslinien entlang allmählich in das Herz des Landes vordringen können, dort aber Anpassungen an dessen Eigenart unterworfen sind. Im Innern des Gebirgsgürtels haben wir jenes sonderbare Netz von Becken und gewundenen Tälern, dessen Skizze fast wie eine schematisierte Blattzeichnung aussieht. Wer Umwege nicht scheut, kann mit zäher Ausdauer überallher überallhin gelangen. Wer stürmisch geradlinig durchdringen will, wird sich bald an beträchtlichen Hindernissen müde rennen. So zerfällt die Welt, in der der Siebenbürger aufwächst, in wohlgegliederte Ausschnitte. Überall liegt das Himmelsdach auf Bergkämmen auf, die sich ringsum zu schließen scheinen, und überdeckt zumeist nur die Flur eines oder einiger leicht überblickbarer Orte; die Ausgänge, die aus einer Tal- oder Beckenweitung in eine andere führen, sind gewöhnlich durch die gewundenen Krümmungen der Talverengungen verhüllt. Sein Tal ist dem siebenbürgischen Kind lange die Welt. Sie kann es klar erfassen; alles, was es von jenseits ihrer hört, weckt lange in ihm nur die Kräfte der Einbildung und der Träume, die in gerne erzählten und gehörten Märchen und sagenhaften Erinnerungen dauernden Niederschlag gefunden haben.

Die Ergänzungsbedürftigkeit, die sich aus der Kleinheit dieser Einzelwelten ergibt, führt aber schon im materiellen Austausch zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse den Heranwachsenden oft in andere, ähnliche, und doch ständig wechselnde „Welten". So wurzelt er fest in sich, bleibt sich selbst überall treu und lernt doch, neben sich auch andere gelten lassen. Das ist eine der Wurzeln, aus der die sprichwörtliche siebenbürgische Duldung entsprossen ist. Sie erklärt auch die aufmerksame Gastfreundschaft, die siebenbürgische Bauern, ohne Rücksicht auf Stand und Volkszugehörigkeit des Unterkunftsuchenden, gewähren. Andererseits hat die Unwegsamkeit und Unübersichtlichkeit vieler Zwischengebiete den Siebenbürger mißtrauisch gemacht. Die Waldgebiete auf den Höhenzügen waren noch vor zwei Menschenaltern Zufluchtsorte gefürchteter Räuberbanden. Wer Erzählungen darüber kennt, wie die Bauern sich lieber praktisch-schlau durch Tribut an Bandenführer loskauften, statt der Gendarmerie beim Aufsuchen der Raubnester behilflich zu sein, kann etwas von der Struktur der mißtrauischen siebenbürgischen Seele ahnen.

Auch die führenden Schichten in Siebenbürgen haben die erdgebundene Instinktveranlagung, deren Ausprägung am besten an den Lebensverhältnissen des Bauern verständlich gemacht werden kann. Die einzige traditionelle Oberschichte, die des Adels, fand ihre entscheidende Bestätigung bis zur Ära Tißa Kálmáns in der Komitatsherrlichkeit mit dem Schwerpunkt der Stellung, die das angestammte Familiengut verlieh. Selbst ein Mann des Zeitalters Tißa Kálmáns, den wichtige Landesaufgaben Jahrzehnte lang von der heimatlichen Scholle ferne gehalten hatten, erklärte als er zur Ruhe des Alters dahin zurückkehren durfte: „Das beste und heilkräftigste Bad ist doch das Kokelbad" (sein Gut liegt am Unterlauf, wo das Wasser des gepriesenen Flusses immer so schlammig ist, daß ein Auswärtiger sich hineinzusteigen scheut). Die Vertreter der neuen, demokratisch emporgestiegenen führenden Schichten sind mit geringen Ausnahmen durch so wenige Zwischenglieder von ihren bäuerlichen Ahnen getrennt, daß ihre Instinktveranlagung von der Erdgebundenheit noch nicht losgelöst ist. Man erkennt das selbst auf künstlerischem Gebiet, wenn man die klare Bergluft sieht, mit der Hans Eder seine Schöpfungen zu umreißen pflegt, gewiß einer, der das Zeug in sich hat, über die Erdgebundenheit hinaus in das Allgemeinmenschliche hineinzuwachsen.

*

Geschichtlich ist die Rolle Siebenbürgens den Grundbedingungen nach vielfach derjenigen der Schweiz ähnlich. Die Zusammenballung der Südostkarpathen um das Innersiebenbürgische Hochland hat ein Hindernis geschaffen, das nicht nur den Austausch von Norden nach Süden, sondern auch denjenigen von Westen nach Osten und umgekehrt stark beeinflußt. Bekannte Straßen der Völkerverschiebungen werden aus der natürlichen Bergfestung entscheidend bedroht. Daher gab es dauernd Bestrebungen der Umwohnenden, Hand auf ihre Wälle zu legen. Immer wieder aber zeigte sich ein starkes Eigenleben der darin Ansäßigen. Sie wurde dabei gleich allen andern Bergfestungen an Völkerzugsstraßen zum Zufluchtsgebiet von Völkergeschiebe. In den siebenbürgischen Ortsnamen ist altthrakisches, altlateinisches, altgriechisches und altgermanisches Sprachgut festgestellt worden — ganz abgesehen von den naturgemäß sehr starken Beiträgen der heute dort lebenden Völker wie auch von geringen Resten, die an flüchtigere Eindringlinge wie die Petschenegen erinnern. Der Wechsel der Schicksale, der sich schon in diesem groblinig angedeuteten Neben- und Durcheinander der Völker ausdrückt, war gewiß geeignet,

den Grundzug der Duldsamkeit und der Achtung des Andersartigen zu entwickeln.

Dabei finden wir aber genau wie in der Schweiz die Kehrseite männlicher, aufrechter Duldung; den Freiheitsdrang und die Opferbereitschaft für die Wahrung der Eigenart.

Dem magyarischen Volk hat das Geschick in Siebenbürgen die große Aufgabe zu lösen beschieden, die Sturmfluten der im Osten viel länger dauernden Völkerwanderung am Karpathenwall entgiltig zum stehen zu bringen. Es ist dazu durch sein mittelalterliches Königtum fähig gemacht worden, das mit dem Christentum die Formen organisierter Kraft aus Westeuropa mitübernahm und in eigenartiger Anpassung an die Bedingungen des Überganges zwischen Abend- und Morgenland großzügig verwertete. Diese entscheidende organisatorische Leistung hat dem Magyarentum die feudale Herrschaft über den Boden gebracht. So begründet, hat seine Macht durch Jahrhunderte die Führung in den Landesangelegenheiten behaupten können. Es waren Jahrhunderte heldischer Wehr.

Die Sachsen, angesiedelt in Ödgebieten, die in der Auseinandersetzung mit den Plünderern des Ostens entstanden und organisatorisch zur Isolierung von jenen verwendet worden waren, mögen anfangs wohl mehr kultur- und innerpolitische Bestimmung gehabt haben. Bessere Arbeit hieher zu verpflanzen und dem kulturfreudigen Königtum in innerpolitischen Reibungen eine verläßliche Stütze zusein, erscheint zuerst als ihr Beruf. Bald aber mußten sie mit den Notwendigkeiten verwachsen, die in diesem Lande walten und stärker sind als der Wille des Menschen. In der Abwehr der Tataren und der Türken sind die für jene Zeit gewaltigen Festungen entstanden, von deren stärkster Papst Eugen IV. rühmte, sie sei nicht nur dieses Landes, sondern der ganzen Christenheit schirmendes Bollwerk, Mauer und Schild. Wie ihr Geist im offenen Felde war, beweist die Erzählung des Italieners Bonfini, daß sie vor der Schlacht auf dem Brotfelde 1479 vor Stefan Báthory traten und in die erste Reihe gestellt zu werden wünschten, weil sie vor allen mit den Türken abzurechnen hätten.

Das rumänische Volk Siebenbürgens hat sich als solches weder eine feudale Eigenzone erringen, noch freie Stadtburgen schaffen können. Wer aus ihm in den Kriegsadel aufstieg, verlor in dessen andersartigen Masse die Volkseigenart. Die unteren Schichten lebten scheinbar ein ungeschichtliches Leben, was die Bezeichnung in den

Landesgesetzen ausdrückt, sie seien des öffentlichen Nutzens wegen geduldet. Aber die Duldung und der öffentliche Nutzen waren doch so ausgesprochen, daß ihre Volkzahl sichtbar stark zunehmen konnte. In zwei Richtungen zeigen sie indes ausgesprochenen zähen Willen auch zu geschichtlichem Leben. Die jetzige rumänische Geschichtsschreibung betont einseitig nur die eine: die sozialen Aufstände, deren größter 1437 zu verzeichnen war. Wer nicht heutige Verstimmungen und Gegensätze in Zeiten hineindichten will, wo sie nicht oder anders bestanden, muß aber bei vorurteilslosem Studium der Quellen eine andere Richtung als stärker erkennen: das entschlossene Mittun in den Kämpfen um die Freiheit des Landes. Nicht nur die Zeit Hunyadis zeigt das. Selbst als innere Parteiung der feudalen führenden Schichte von 1660—1663 den Türken unbedingtes Übergewicht brachte, so das Ali Pascha und Kutschuk Mehemed scheinbar alles hier vermochten, wurden tatarische und türkische Heeresteile von der Gebirgsbevölkerung in den Pässen dezimiert, was den Türken die Abwehrkraft des Landes selbst zur Zeit dessen Tiefstandes in Erinnerung brachte.

So ist die landwirtschaftlich bedingte Eigenart der siebenbürgischen Völker geschichtlich scharf ausgeprägt worden. Ihre Söhne fühlen sich, welche Beziehungen immer sie mit Stammesgleichen von andersher haben mögen, doch stark als Siebenbürger. Als die magyarische Kultur sich in dieses Bergland zurückgezogen hatte und aus Ungarn Angelockte die Zügel an sich zu reißen trachteten, prägten der Chronist Eserei als Sinnbild siebenbürgischer Eigenart das Wort von dem dreibeinigen Stuhl, der feststeht, wenn alle drei Beine fest sind, der aber umkippt, wenn nur einer nicht hält. Ist es nicht eine Wiederholung der Geschichte, unter so ganz andern Verhältnissen, wenn heute Goga, nachdem er in Bukarest als Zerstörer des siebenbürgischen Regionalismus zur Geltung gekommen ist, diesen Regionalismus selbst in der Praxis betätigen muß, um nicht seine politischen Stützen hier zu verlieren?

Es ist das Unglück dieses Landes gewesen, daß die soziale Frage keine gerechte Lösung hat finden können. Ohne die Spannungen, die sie erzeugt hat und die heute durch die Agrarreform in der Richtung eines entgegengesetzten Extrems unnötig verlängert werden, wären die siebenbürgischen Völker wohl nie gegeneinander aufzubringen, immer aber zum Schutz der Heimat zusammenzubringen gewesen.

Nüchtern und träumerisch, klar und phantastisch, duldsam und freiheitsliebend, fügsam, zäh und doch heldisch, mißtrauisch und hingebungsvoll, von den Wehen schicksalhaften Werdens überaus häufig berührt, das eigene Kraftbewußtsein in Höherem verankernd, so sieht die siebenbürgische Seele, wenn ihr ihre Triebskräfte ahnen, wenn ihr zu ihr finden wollt.

Das geistige Leben der siebenbürgischen Ungarn seit 1919

Von Dr. Ludwig György (Klausenburg)

In dem unmittelbar dem Weltkrieg vorangehenden Halbjahrhundert sprach niemand von einer siebenbürgisch-ungarischen Literatur oder von solchen Äußerungen des ungarischen Geisteslebens, die man mit dem Zeichen „siebenbürgisch" hätte begrenzen müssen. Jede literarische, künstlerische und kulturelle Bestrebung fand ihre Zusammenfassung im einheitlichen Körper des ungarischen Geisteslebens, ob nun deren Quelle Siebenbürgen, die Theißebene oder das Gebiet westlich der Donau war. Es ist überflüssig heute darüber zu urteilen, inwieweit diese geistige Zentralisation günstig oder schädlich wirkte, oder die Gründe zu suchen für diese charakteristische Ausgestaltung des ungarischen Geisteslebens, das sich nach 1867 mit großartigem Schwung entwickelte. Dies ist Tatsache, daß der auf den Weltkrieg folgende geschichtliche Umschwung das anderthalb Millionen zählende siebenbürgische Ungartum nicht nur einer tausendjährigen politischen Einheit entriß, sondern auch einer solchen seelischen Gemeinschaft, die durch große Vergangenheit zu einem festen Körper zusammengeschweißt worden war. Es ist durchaus natürlich, daß die Festsetzung der neuen Grenzen Rumäniens außer auf politischem auch auf seelischem Gebiete das siebenbürgische Ungartum in eine Lage versetzte, für die es nicht gerüstet war. Alle Nervenstränge seines Geisteslebens, die es an die ungarische Hauptstadt fesselten, rissen von heute auf morgen. Von seiner nicht vorhergesehenen neuen Geschichtslage wurde es vorwärts gezerrt in eine unvorstellbare Ratlosigkeit, Weglosigkeit und Hilflosigkeit.

Es wäre umständlich zu zeigen, wie im siebenbürgischen Ungartum nach kurzer Betäubung die Erkenntnis erwachte, daß es sich inner-

halb der durch die neuen Grenzlinien bewirkten Vereinsamung selbst um die Deckung seines geistigen Bedarfs zu kümmern habe und gerade auf literarischem und kulturellem Gebiete starke Wurzeln seines Minderheitsdaseins schlagen müsse. Das Erwachen und die Ausgestaltung dieser kulturellen Selbsterkenntnis wurden bedeutend gefördert durch die tief in den Herzen schlummernden seelischen Überlieferungen, die in Siebenbürgen stets viel stärker und lebendiger waren als in allen anderen ungarischen Strichen. Jahrhundertalte Selbständigkeit in der Vergangenheit entwickelte bestimmte reine Traditionen, edle kulturelle Bestrebungen, einen selbständigen siebenbürgischen Geist und ein starkes sieb.-ung. Eigenbewußtsein. Diese Tatsachen stuften schon früher wirkungsvoll die Kraft der einheitlichen ungarischen Allgemeinkultur ab, in den neuen Verhältnissen aber dienten sie als mächtiger Kraftquell zur verblüffend schnellen Befreiung des sieb.-ung. Geisteslebens. Mit ihrer Unterstützung überdauerte dies den großen Zusammenbruch und mit ihrer Hilfe schuf es sich die dem Riß folgende geistige Selbständigkeit. Die Hoffnungslosigkeit und Verzagtheit, die anfangs die Herzen gelähmt hatten, wurden von kräftigender Zuversicht und einem bald zur Arbeit rufenden Pflichtgefühl abgelöst. Aus der Aussichtslosigkeit des politischen Lebens rettete es sich auf geistiges Gebiet: hier fand es seinen einzigen Ruhepunkt, wo es ohne entmutigende Hoffnungslosigkeit arbeiten konnte.

Bei der Beurteilung des sieb.-ung. Geisteslebens ist die hier berührte Geschichtslage nicht außer acht zu lassen, die den Leser überzeugen wird, daß das gegenwärtige sieb.-ung. Geistesleben ein ganz frischer Trieb ist, der erst jetzt seine ersten Knospen entfaltet. Die Arbeit der verflossenen sieben Jahre konnte zum Großteil nicht einmal die Zielfestsetzung, die Bezeichnung der Aufgaben und die geeignetste Lösung der Probleme erschöpfen. Soviel allerdings steht schon fest, daß die Losreißung aus der organischen Einheit des ungarischen Geisteslebens, wenn sie das siebenbürgische Ungartum auch ärmer machte, es seelisch nicht ermattet, ja es im Gegenteil zum Selbstvertrauen angespornt und zu tapferen Unternehmungen begeistert hat. Diese wenigen Jahre brachten so frische Werte hervor, daß sie nicht nur die Grundlage des selbständigen geistigen Lebens des sieb. Ungartums schufen, sondern auch im allgemeinen eine Kraftvermehrung und Auffrischung der gesamtungarischen Kultur bedeuten.

Der Schreiber dieser Zeilen hat vor kurzem zwei bibliographische Arbeiten fertiggestellt zur genauen und objektiven Bemessung der

Ausdehnung des sieb.-ung. Geisteslebens.[1] Die gesammelten Daten zeigen ein staunenswertes Ergebnis: Bei der Zählung der Bücher stellte sich heraus, daß in Siebenbürgen in den verflossenen sechs Jahren 1919—1924 1066 ungarische Bücher erschienen sind, soviel wie vor dem Umschwung 1919 in höchstens zwei Jahrzehnten. Die Bucherzeugung des letzten Friedensjahres 1919 in den ehemals ungarischen Teilen Rumäniens betrug insgesamt 77 ungarische Bücher und überstieg dagegen 1925 schon die Zahl 300. Da diese Jahre viel Zeit und Energien an die Organisationsarbeit gebunden hatten, verheißen die folgenden an innerem Wert und äußerer Verbreitung eine aufsteigende Tendenz. Das hiesige Ungartum führt, das ist gewiß, gegenwärtig ein so lebendiges Geistesleben wie nur im 16. und 17. Jahrhundert, wo der Schwerpunkt der ungarischen Literatur ausschließlich in Siebenbürgen lag. Zu diesem Aufschwung trug unbedingt auch die strenge Grenzsperre bei, die schon seit acht Jahren den Eintritt geistiger Erzeugnisse Ungarns nach Rumänien verhindert. Das siebenbürgische Ungartum war, wie ersichtlich, notgezwungen, zur Schaffung einer selbständigen eigenfarbigen geistigen Kultur.

Ein Drittel der oben erwähnten 1066 Bücher fällt auf die Schöne Literatur. Die führende Kunstgattung ist darunter die Schöne Prosa, der es aber erst im letzten Jahre gelang, die Lyrik zurückzudrängen, die sich der Stimmung leichter anpaßte, welche das neue Regime bewirkt hatte. Das Ziel dieses Überblicks ist nicht kritische Wertung, kann aber dahin weisen, daß die ungarische Literatur heute schon ernstlich teil nimmt an der siebenbürgischen Schönen Literatur und schon mehrere ansehnliche und einige bleibende Werke geschaffen hat. Die wissenschaftliche Literatur umfaßt in dieser geistigen Statistik ungefähr ein Fünftel der Schlußsumme. Obgleich die Übergabe der Klausenburger ungarischen Universität und der wissenschaftlichen Institute gerade auf diesem Gebiete die Arbeitsmöglichkeit am meisten lähmte, andererseits die Auswanderung des Lehrkörpers gerade die Arbeitskraft dieser Kreisen am deutlichsten verringerte, kann immer noch ansehnlich genug genannt werden, was das siebenbürgische Ungartum auf diesem Gebiete aufweist, vor allem in den für die Herausgabe solcher Bücher nicht besonders geeigneten Zeiten. Da es noch nicht gelang, den ungarischen wissenschaftlichen Bestrebungen in Sieben-

[1] A romániai magyar idöszaki sajtó öt esztendeje 1919—1923, Klausenburg 1924. — Az erdélyi magyar irodalom bibliografiája 1919—1924, Klausenburg 1926. — Siehe darüber auch „Klingsor" Juniheft 1926 Seite 239.

bürgen einen moralischen und tatsächlichen Rückhalt zu geben, ist die Aufrechterhaltung unseres ganzen wissenschaftlichen Lebens auf die Unterstützung der Masse gewiesen. Daher blühen natürlich nur diejenigen Wissenschaftszweige, die allgemeinem Interesse unmittelbar begegnen. Dazu gehören die Literaturgeschichte, Geschichte und Kulturgeschichte. Deren Aufschwung fördert vor allem der Umstand, daß der an und für sich lebendige geschichtliche Blick des Siebenbürgers in diesen Zeiten mit besonderer Lust bei den lebensvollen Erinnerungsbildern seiner Vergangenheit weilt. Doch auch auf den Gebieten der Sprachwissenschaft, der Aesthetik, der Soziologie, Volkswirtschaft, Philosophie und Naturwissenschaft tauchten der Beachtung würdige Erscheinungen auf. Besonders vermehrte die Zahl unserer Bücher die Kirche und Schule (30 %). Die Erklärung dafür liegt auf der Hand. Die Budapester Lehrbücher mußten wir durch in Siebenbürgen hergestellte ersetzen. Die drei ungarischen Kirchen taten auch auf literarischem Gebiete alles, um das nach dem Kriege umgekippte seelische Gleichgewicht wiederherzustellen.

Einen der Literatur ähnlichen reichen Aufschwung beobachten wir auch bei der Presse, die in den letzten fünf Jahren 330 periodische Blätter hervorbrachte. Davon erbten wir bloß 87 aus der Zeit vor 1919, die übrigen 243 sind Neugründungen: natürliche und erfreuliche Erfolge der geistigen Einstellung, die dem ungarischen Kulturempfinden neu entsprang. Wer die Verhältnisse kennt, wird leicht verstehen, daß neben den lebensnotwendigen Ersatzgründungen auch eine ganze Menge von heut auf morgen mißglückter Versuche gewagt wurden. Nach dem Stand am 31. Dezember 1923 waren von den oben erwähnten 330 Blättern 104 eingegangen, wir traten also in das Jahr 1924 mit 200 ungarischen und 26 gemischtsprachigen (rumänisch-ungarisch-deutschen) Blättern. Diese Zahl bleibt mit gewissen Schwankungen fest, darunter sind 53 politische Tageblätter. Die Kirchenarbeit unterstützen 35 kirchliche Blätter, 70 Fachzeitungen dienen dem Gewerbe, dem Handel und der Volkswirtschaft. Das Kulturleben zog sich größtenteils hinter die tapfere Beständigkeit der Kirche zurück. Auch ergab sich für das Ungartum als notwendig, sich auf volkswirtschaftlichem und gewerblichem Gebiete in seiner neuen Stellung einzurichten. Bezeichnend für die Entwicklung unserer schönen Literatur sind die seit 1919 gegründeten 14 Literaturblätter, von denen allerdings 11 inzwischen eingegangen sind. Nur eins konnte erstarken und in weiteren Kreisen Eingang finden: der im 12. Jahre

halbmonatlich erscheinende Pásztortüz, dessen Bedeutung bei der Schöpfung des sieb.-ung. Literaturlebens sich bald aus geschichtlicher Ferne ersehen lassen wird. Während die beiden anderen schöngeistigen Blätter (Hirnök, Klausenburg. Vasárnap, Arad) ausgesprochen katholisch sind, betont der Pásztortüz stark sein siebenbürgisch, ungarisch und künstlerisches Gepräge und ist, indem er auf der Grundlage der ungarischen Einheitsliteratur steht, der heute einzige Träger der magyarischen literarischen Einheitsbestrebungen in Siebenbürgen, Ungarn und Tschechoslowakei. Anmerkung verdient die literarische Sonntagsbeilage des in Klausenburg erscheinenden Ellenzék unter Leitung von Dr. Aladar Kuncz und Ludwig Aprily, die mit ihrer großen Verbreitung unsere literarischen Bestrebungen wohltätig volkstümlich macht. Auf dem Gebiete der Volksbildung leistet die bemerkenswerteste Arbeit das unter Leitung von Demeter Gyallay und Koloman Petres im 6. Jahre bestehende Volksblatt Magyar Nép, das wöchentlich in 18000 Exemplaren erscheint. Eine ernste und große Aufgabe erfüllt die im dritten Jahre vierteljährlich erscheinende Erdélyi Irodalmi Szemle, die einerseits mit ihrem enzyklopädischen Inhalt die mangelnden Fachschriften zu ersetzen und das zerstreute ungeführte sieb.-ung. wissenschaftliche Leben zusammenzufassen sucht, andrerseits bemüht ist, durch eine auf festen Grundlagen stehende Kritik gesunde Literatur zu schaffen. In der Reihe der Blätter darf die von Elemér Jakabffy ausgezeichnet geleitete und in Lugosch erscheinende politische Halbmonatsschrift Magyar Kisebbség nicht unerwähnt bleiben, das wichtigste politische Organ des sieb. Ungartums und der tapfere Kämpfer für Minderheitsrechte. Eine ganz neue Gründung ist die in Klausenburg erscheinende Monatsschrift Korunk, die den Ideengehalt der Gegenwart von weltanschaulicher Seite aus bekannt zu machen sucht.

Nur ein äußeres, aber nicht gleichgültiges Zeichen zur Beurteilung des sieb.-ung. Kulturlebens ist die führende Rolle Klausenburgs unter den Buch- und Zeitung schaffenden Städten. Diese Stadt gab beinahe die Hälfte der ganzen sieb.-ung. Buchproduktion heraus. Sie hält ein Drittel der ungarischen Zeitungen in Händen. Zum Mittelpunkt des ungarischen Geisteslebens in Rumänien wuchs sie naturgemäß aus ihrer Vergangenheit und ihren Überlieferungen. Zur Umrahmung des geistigen Situationsberichtes ist noch zu bemerken, daß eine sehr wichtige Arbeit die 1920 gegründete Literarische und Kunstdruckanstalt Minerva leistete, deren planmäßig durchgeführtes

Programm die Arbeitskreise unserer seit 1919 in ihrer Tätigkeit behinderten Kulturvereinigungen im Einzelnen ersetzte. Sie ist der bedeutendste ungarische Verlag in Siebenbürgen, der seit 1919 ein Viertel der erschienenen Bücher herausgegeben hat, und nicht nur der Besitzer der erwähnten Schriften Pásztortüz, Magyar Nép- und Erdélyi Irodalmi Szemle, die unzweifelhaft die Pfeiler unseres kulturellen Lebens darstellen, sondern auch Herausgeber einer wissenschaftlichen, einer schöngeistigen, einer Jugend- und einer Volksbücherei und in allen diesen Zweigen ein zielsicherer Wegweiser.

Das sieb. Ungartum vermißt auch diejenigen literarischen und kulturellen Vereinigungen nicht, die die äußere Wirkung eines geistigen Lebens ermöglichen. Hier war es ein Glück, daß fertige Organisationen von der Vergangenheit ererbt wurden, die man den veränderten Verhältnissen bloß anpassen und mit entsprechendem Inhalt versehen mußte. Dank ihrer Geschichte, ihres Ansehens und ihrer Leistung steht an erster Stelle die „Siebenbürgische Literarische Gesellschaft" (Erdélyi Irodalmi Társaság) in Klausenburg, die zusammen mit der Kemény Zsigmond Irodalmi Társaság in Marosvásárhely auf eine 40jährige bedeutende Vergangenheit zurückblickt. Die Temesvarer Arany János Társaság und die Großwardeiner Szigligeti Társaság sind die kleinen Mittelpunkte des Literarischen Lebens außerhalb des engeren Siebenbürgens. Neben diesen arbeiten noch fünf literarische Vereine in Siebenbürgen, oder kämpfen vielmehr gegen die rückständigen Beschränkungen, die die Verwirklichung ihres rein literarischen Programms noch hindern. Vor allem ist es schmerzlich, daß die zwei mächtigsten kulturellen Massenvereine: die aus der Opferwilligkeit der ungarischen Gesellschaft noch in den 60er Jahren geschaffene Siebenbürgische Museumsgesellschaft (Erdélyi Muzeum Egyesület EME), die sieb.-ung. wissenschaftliche Bestrebungen in ziemlich akademische Verbundenheit bringen könnte, schon im achten Jahre gelähmt und die in den 80er Jahren gegründete Siebenbürgisch Magyarische Allgemeine Bildungsgesellschaft (Erdélyi Magyar Közművelődési Egyesület, EMKE), deren Aufgabe es wäre, alle Äußerungen des sieb.-ung. Kulturlebens zusammenzufassen, zu völliger Untätigkeit genötigt ist.

Das künstlerische Leben ist ebenfalls ziemlich bewegt, wenn auch die wenigen verflossenen Kampfjahre sich als zu kurz erwiesen haben, um es seiner Bedeutung entsprechend zu einem wichtigen Faktor unserer Kultur zu verdichten. Ja, in der Theaterkunst können

wir sogar einen klaren Verfall feststellen. Auch hier sind die alten Organisationen noch vorhanden: in acht ungarische Theaterkreise ist Siebenbürgen eingeteilt und diese spielen unter der geistigen Zielsetzung des 134 Jahre alten Klausenburger ung. Theaters. Aber, offen eingestanden, ihre Tätigkeit ist in Wahrheit nur eine ununterbrochene Kette von Kämpfen. Während sie zur Befriedigung der feindlichsten Ansprüche gezwungen sind, zappeln sie ewig zwischen Streitfällen und schweren materiellen Belastungen herum. So ist es kein Wunder, wenn sie sich vorläufig mit künstlerischen Zielen wenig beschweren, nur um im Dienste ihrer wichtigen Aufgabe eine Daseinsmöglichkeit zu finden. Dennoch läßt sich auf eine Besserung der Verhältnisse und eine günstigere Zeit hoffen, die auch die Theater wieder unter die unentbehrlichen Faktoren unseres Geisteslebens einschalten, aus dem sie Verhältnisse rissen, die außerhalb unserer Einwirkung lagen.

Traurig ist auch unsere musikalische Lage. Vor dem Kriege war unser Musikleben so stark an Budapest gefesselt, daß die Provinz ohne Bedeutung blieb. Unsere lebendige Verbindung mit dem Musikmittelpunkt ließ übrigens die örtlichen Mängel leicht verschmerzen. Knapp vor dem Kriege drückten einige siebenbürgische Städte, besonders Klausenburg und Marosvásárhely, dem musikalischen Leben einen günstigen Stempel auf, der dann im Kriege zu verblassen begann und nach dem Heerschaftswechsel völlig unsichtbar wurde. Mit der Übergabe des vor einer schönen Entwicklung stehenden Klausenburger Musikkonservatoriums und der Marosvásárhelyer Musikschule wanderte der Hauptteil unserer guten Musiker aus und auch das Klausenburger ung. Theater war durch Mangel an Geldmitteln vor kurzem gezwungen die Opernaufführungen einzustellen. In einzelnen Städten, Arad und Temesvar, ist viel freudiges Wollen, ja Dezsö Járosy, früher Professor an der Budapester Musikakademie, gründete auch zwei Musikblätter, doch all dies ist bloß ein Versprechen für bessere Zeiten. Gegenwärtig ist dies die Lage: zu wirklichem Musikgenuß gelangt das ung. Publikum nur dann, das heißt es nimmt nur dann an der eigenen musikalischen Kultur teil, wenn ungarländischen Künstlern zu einer siebenbürgischen Musikrundreise die Grenzüberschreitung erlaubt wird.

Stellen wir die Verhältnisse in Rechnung, so können wir auch von unserer darstellenden Kunst nicht viel verlangen. Bildhauerei, Bau- und Kunstgewerbe ernähren sich kümmerlich, nirgends ist Aussicht vorhanden, daß sich die Wirtschaftsvorsorge auch dieser Künste annähme. Wirtschaftsfragen sind eng verknüpft mit künstlerischen, aber gegen-

wärtig erschlaffen diese Bande eher als sie sich festigen. Die meisten Aussichten eröffnen sich bisher der Malerei. Ein großes Glück für uns ist zweifellos der Besitz von Nagybánya, das „ungarische Barbizon", das vor 30 Jahren die ungarische Kunst revolutionär umformte und ihr neue Entwicklungswege wies, auf denen sie seither auch Welterfolge errang. Die Begründer und Kämpfer dieser Richtung, Réthy, Glatz, Rudnay, Csók, sind heute Professoren der Budapester Kunsthochschule, und einer ihrer besten Meister, Hans Thorma, führt auch jetzt die Nagybányaer Malschule. Unsere sieb.-ung. Malerei steht noch heute unter Nagybányaer Einfluß. Ihr Entwicklungsweg ist allerdings noch nicht sichtbar. Aus allen Städten des Landes, auch aus Nagybánya, kommen Künstler nach Klausenburg, wo sich vom Herbst bis zum Sommerbeginn die Ausstellungen ablösen. Doch sind sie ziemlich auf sich allein angewiesen: sie haben keine Kunsthalle; weder eine Künstlervereinigung, noch einen für Ausstellungen geeigneten Raum können wir ihnen freistellen, nur der Pásztortüz unterstützt sie. Es läßt sich nicht bestreiten, daß es ihm gelang, zwischen Künstler und Publikum einen lebendigen Kontakt herzustellen. Die weiteren Wege sind unbekannt, aber nicht aussichtslos.

Dieses geistige Leben, dessen Umrisse durch diese engbegrenzte Zusammenfassung eben vor den Leser gestellt wurden, ist noch im Gären und Werden. Die Ziele aber stehen klar und fest vor dem in die Minderheit gedrängten Ungartum, das sein in rauher Zeit erblühtes Geistesleben ohne Entmutigung und Zaghaftigkeit als das einzige sichtbare werthafte Gebiet erblickt. Auch dies beweist seine Eigenart, die sich in der Geschichte oft äußerte; große geschichtliche Proben und Wendungen erdrücken es nicht, sondern erfüllen es im Gegenteil mit neuer Kraft. (Deutsch von H. Zillich)

Mittag

Von Manfred Sturmann

Wohin mich wenden
In dieser Fülle?
Stunden spenden
Klingende Stille.

An Bächen liegen
Fromme Gesänge,
Mit Falkern fliegen
Täler und Hänge.

Die Erde schwinget,
End und Beginn,
Ein Windhauch singet,
Daß ich nicht bin...

Bruder Matteo und Bruder Franz

(Oder: Vom Sinn im Schicksal des Heiligen Franz)

Alten Quellen nacherzählt und neu gedeutet von Kurt Zarek

Bruder Franz war schmal und schwach, und seine Züge zeugten von inneren Kämpfen und von geheimem Leid. Bruder Matteo aber war jung, schön und stark, und seine Augen leuchteten vor siegreicher Kraft. Bruder Franz nun war Bruder Matteo zugetan, und beide wanderten gar oft miteinander. Eines Tages nun gingen sie in ein Dorf, Brot zu erbetteln. Als aber die Dörfler den Bruder Matteo sahen, so groß, so schön, so stark, so leuchtend von siegreicher Kraft, da gaben sie ihm alle freudig und reichlich, so viel er nur tragen mochte, vom guten Brot; dem Bruder Franz aber — dieweil er unscheinbar war, unschön, schmal und schwach — gab man nur wenig und widerwillig kärgliche Brocken und Bissen. — Als nun die beiden zusammen kamen und als jeder des anderen Gaben sah, da erwachte in Bruder Franz geheimer Neid und er dachte seiner Jugend und er erinnerte sich der Worte, die er einst, fast ein Knabe noch, sprach: „Weiß ich doch, daß ich einst ein großer Fürst sein werde". — Da aber erfüllte ihn Traurigkeit, denn er wußte nun: daß seine Worte und Gebete nur Sehnsucht sind, jenes Schönheit aber Erfüllung. — Und eine Anfechtung überfiel ihn, und eine Stimme sprach: „Du sollst nicht nur mehr vor Gott, du sollst auch mehr vor den Menschen sein". — Und wie er nun so zweifelte und dachte und wie nun der Versucher zu ihm sprach: „Du sollst auch mehr, vor den andern, als jener sein"; da hob er jenen empor mit seinem Willen und durch seinen Gedanken, als wäre es eine Feder, im Winde. — So ward er jenes Herr, der doch größer als er und stärker und schöner war.

Seitdem war Bruder Franz des nagenden Kummers ledig und frei, denn was er lange ersehnte, das war jetzt geschehen: Die Macht seines Geistes hatte jenen überwunden. — Seitdem war er allen Dingen zugetan, und hinwiederum sprachen zu ihm, in Schönheit, alle Dinge. Und es verstanden ihn die Tiere des Waldes, und die Fische und Vögel lauschten seinem Worte, schwisterlich. Eins war er mit allem: den Sternen und dem Winde und dem Meer, der Erde und unsrer Schwester, der Sonne.

Sein Leib aber siechte in Krankheit dahin, und sein Orden zerfiel in innerem Streite.

Rasse und Kultur

Von Alfred Pomarius

Ich habe in den letzten Monaten Gelegenheit gehabt, in dieser Zeitschrift zwei Bücher des deutschen Rassentheoretikes Hans F. K. Günther zu besprechen, und zwar „Kleine Rassenkunde Europas" und der „Nordische Gedanke unter den Deutschen".

Es sei mir gestattet im Anschlusse hieran einiges, was in diesen Besprechungen nur flüchtig berührt werden konnte, näher auszuführen.

Seit Spenglers „Untergang des Abendlandes" ist es dem Denken der Gegenwart lebendiger als je zum Bewußtsein gekommen, daß das Kulturproblem ein Seelenproblem sei, Kultur eine seelische Bindung großer Menschenmassen zu einer überindividuellen Einheit. Das Rasseproblem greift weiter aus: Rasse bedeutet nicht nur seelische, sondern auch körperliche Bindung in bestimmte Formen, in Geschlechtsfolgen, in einem Strom gemeinsamen Blutes. So ordnen sich diese beiden Probleme um das zentrale Problem des Menschen, sofern dieser als eine Gemeinschaft von Leib und Seele angesehen wird.

Das Rasse- und das Kulturproblem sind einander nicht nebengeordnet, sondern liegen durchaus in verschiedenen Schichten des menschlichen organischen Daseins, und zwar Rasse in der tieferen, Kultur in der oberflächlicheren. Gerade deshalb führt der moderne Hang nach synthetischer Zusammenschau der Erscheinungsreihen auf die Frage der gegenseitigen Beziehungen. Die Rassenforschung stößt im Aufsteigen aus den Folgerungen ihrer Ergebnisse auf das Kulturproblem, die Kulturforschung findet sich im Absteigen zu den Fundamenten ihrer Entdeckungen dem Rasseproblem gegenüber.

Rasse ist Leib und Seele als naturhaft gebunden, kosmisch bedingt und erdverschmolzen durch die Ströme gemeinsamen Blutes, Kultur ist ein aus diesem naturhaften „Daseinsstrom" (Spengler) aufsteigendes Eigenreich der Seele, das naturabgewandt eigenen Gesetzen folgt. Die Streitfrage ist nun die, ob die Eigengesetzlichkeit der Kultur eine wirkliche Eigengesetzlichkeit, oder ob sie bloß scheinbar ist, bloß eine seelische Wucherung im Gegeneinanderspiel der Rassen, ein Schaumkranz auf dem Meere der Menschheitsmassen, entstehend, wenn die Wellen der Rassen gegeneinander prallen. — Diese letztere Ansicht verficht die durch Günther vertretene Rassenkunde, die erstere hat ihren Anwalt in Spengler.

Beide sprechen verschiedene Sprachen, benützen jeder eine andere

Symbolik. Spengler entwirft ein Gemälde, die Rassenkunde benützt eine mathematischer Exaktheit zustrebende Formelsprache, die der Erblichkeitslehre entnommen ist. Spengler nennt Rasse die „Tatsache des durch Zeugungen in einer engeren oder weiteren Landschaft fortkreisenden Blutes". Der wissenschaftlichen Ausdrucksweise der Rassenforschung verdichtet sich dieses Bild zu demjenigen eines Vererbungsvorganges, bei dem sich die Individuen von Generation zu Generation unverändert ein und dieselbe Erbformel in ihren Keimen weiterreichen. Jede Rasse wird durch eine solche Erbformel dargestellt, die im entwickelten Organismus ein ganz bestimmtes körperliches und seelisches Eigenschaftsbild bedingt, eben das Bild der betreffenden Rasse. Diese auf dem Wege der Vererbung schicksalhaft dem Individuum aufgeprägte Gruppe von Eigenschaften bildet das starre unverrückbare Gerüst, in dessen Maschen das Wandelbare, Zufällige seinen Platz findet, das zusammen mit jenem Unwandelbaren erst den wirklichen Körper und die wirkliche Seele des Menschen ausmacht. Während alles Unwandelbare am Gesamtbild des Menschen durch Vererbung bedingt ist, rührt alles Wandelbare an ihm vom Einfluß der Umwelt her und ist nicht vererbbar; oder umgekehrt, alles, was nicht durch die Erbmasse bedingt ist, ist wandelbar, d. h. es wird vom Individuum erworben und sinkt mit ihm ins Grab.

Solcher letzteren Art ist nun nach der Rassenkunde dasjenige im menschlichen Seelenleben, was als das Wesen einer Kulturwelt erscheint. Einer Rasse gehört der Mensch an vermöge seines Blutes, einer Kulturgemeinschaft vermöge Erziehung und einer bestimmten seelischen Umwelt. Er wird als Rasse geboren und in eine Kulturwelt hineingeboren, Kultur ist eine Oberflächenerscheinung der Reaktion von Rasse auf Rasse, ein Chemismus, in dem die auf gemeinsamem Boden zusammenwohnenden Rassen die Rolle der Atome spielen. Und wie sich chemische Prozesse um ein bestimmtes Atom oder eine Atomgruppe wie um einen Mittelpunkt gruppieren, so die Kulturvorgänge um eine bestimmte führende Rasse. In den indogermanischen Kulturen ist dies bekanntlich die nordische Rasse, d. h. der hochgewachsene blonde blauäugige schmalköpfige Mensch, der mit den seelischen Grundeigenschaften der Tatkraft, Urteilsfähigkeit und Wahrhaftigkeit, das bestimmende Element auch in der gegenwärtigen Kultur ausmacht. Seine Rasse allein bildet diese Kultur nicht, denn sonst würden ja Kultur und Rasse zusammenfallen. Das können sie aber gar nicht, da ja die Kulturen im allgemeinen Erscheinungen der historischen Zeit

sind, die Rassen aber, wie die Rassenkunde feststellt, sich ungefähr seit der Steinzeit nicht verändert haben. So ergibt sich schon rein logisch als der nächste Weg der Kulturerklärung der von Günther wirklich eingeschlagene, nämlich Kulturwelten, ihr Entstehen, Werden und Vergehen aus der Kombination der Rassen miteinander abzuleiten. Die Erreichung dieses Zieles ist vorläufig etwa in folgenden beiden Sätzen Günthers zu sehen: 1. Ursache des Aufblühens von Kulturen ist Rassenschichtung (eine schöpferische Rasse herrscht als führende, über anderen Rassen als den Geführten, alle in derselben Volks- und Sprachgemeinschaft vereinigt zu denken), 2. Ursache des Niederganges der Kulturen ist die notwendig auf jede Rassenschichtung folgende Rassenmischung. (Das Schwinden der führenden Schicht durch Geburtensieg der bisher beherrschten übrigen Rassen, die nicht die Eignung haben, die Kulturgüter zu erhalten.)

Ein ganz anderes Bild entwirft das Gemälde Spenglers. Für ihn nimmt auch das Kulturgeschehen etwas von jenem schicksalhaften Zuge an, den wir bei Schilderung des Wesens der Rassen hervorhoben. Ja das Wesen der Kultur sucht er geradezu in einem seelischen Faktor, der dem Individuum ebenso schicksalmäßig zuteil wird, wie ihm durch die Rassenzugehörigkeit seelische und leibliche Faktoren aufgeprägt werden. Diesen seelischen Faktor nennt er die Kulturseele. Und in den Ursymbolen, auf die er die Kulturseelen zurückführt, schafft er sich ähnliche Formeln, wie die Rassenkunde sie in den Erbformeln besitzt, Abkürzungen, die in dem Wandelbaren das Unwandelbare festhalten und das eiserne Gerippe des Kulturgeschehens ebenso darstellen, wie dies die Eigenschaftsgruppen der Rasse im Rassengeschehen tun. Der Schnitt zwischen Wandelbarem und Unwandelbarem wird also von Spengler anders gelegt, als von Günther, und der für das Seelentum einer Kulturwelt maßgebende Faktor in das Unwandelbare einbezogen. In die Sprache der Rassenforschung übersetzt würde das geradezu heißen, daß dieser Faktor nicht durch individuelle Erwerbung, sondern durch Vererbung bedingt sei.

Was Spengler als Kulturseelen beschreibt, wären also gewissermaßen seelische Rassen, höherer, sagen wir zweiter Ordnung, die sich über die von Günther beschriebenen leiblich-seelischen Rassen erster Ordnung lagern. Und umgekehrt wäre Rassesein mit Kulturseelesein wesensverwandt, nur daß es sich in einer unvergleichlich tieferen organischen Schicht abspielt und einer unvergleichlich größeren Periodik unterworfen wäre als etwa Spengler sie für die Kulturen feststellt.

Das würde auch erklären, weshalb z. B. in Günthers Büchern wohl vom Bestehen der Rassen, nicht aber vom Entstehen derselben die Rede ist. Und doch müssen dieselben einmal entstanden sein, ihr Unwandelbares, das als Keimgut materialisiert vorgestellt wird, muß einmal Wandelbares, oder besser Sich-Wandelndes gewesen sein, es muß einen Ursprung gehabt haben. Es ist die große Frage nach der Umwandlung der organischen Formen ineinander, die sich hier erhebt, nach jenem geheimnisvollen Werden und Vergehen, über dessen Tatsache kein Zweifel möglich ist, dessen treibende Kräfte in ihrer Gesetzmäßigkeit aber trotz Darwin in ihrem tieferen Wesen noch im Dunkel liegen.

Auch hier können diese Kräfte nicht näher bezeichnet werden. Aber es kann festgestellt werden, daß wenn Günther genötigt würde sich über den Ursprung der von ihm beschriebenen Rassen zu äußern, seine Meinung wahrscheinlich nur in der Ausdrucksweise, aber nicht ebenso sehr im Kern der Sache von der Spenglers abweichen würde, wenn dieser über das Entstehen der Kulturseelen spricht. Dieser wie jener steht hier vor einer letzten Frage, der gegenüber er sich mehr beschreibend als erklärend verhält. Für Spengler, den Philosophen, ist die Notwendigkeit der Umwandlung aller organischen Formen gegeben in der Annahme, daß das raumlose geistige Wesen aller Dinge die Wandlung eben als Weseneigenschaft mit in sich schließt. Er macht also aus der Not eine Tugend und nimmt das zu Erklärende einfach als Prinzip an. Für die naturwissenschaftliche Symbolik der Biologie liegt bei jeder Umwandlung einer organischen Form eine spontane Veränderung der Keimmasse vor, sie nennt das eine Mutation. Damit ist aber im Wesen dasselbe gesagt, was schon Spengler meinte, denn spontane Veränderung heißt doch eben, daß die Veränderung als zum innersten Wesen des sich Verändernden zugehörig angesehen werde. Rassen muß man also als durch eine Mutation gewisser seelischer und körperlicher Keimanlagen entstanden denken, ebenso wie Spenglers Kulturseele von der Biologie als Mutation einer seelischen Keimanlage anzusprechen wäre. Darüber, daß von Spengler wie von der Mutationstheorie die Hauptursache für die Veränderung der Organismen ins Innere verlegt wird, darf nicht die Tatsache hinwegtäuschen, daß von beiden Seiten auch Faktore der Außenwelt als auslösende Ursachen mit herbeigezogen werden. Als ein solcher auslösender Faktor bei der Entstehung der Kulturen ist bei Spengler die „mütterliche Landschaft" anzusehen, in der die „Geburt" der Kulturseele vor sich geht. —

Nachdem in vorhergehender Übersicht die Grundlinien der beiden Ansichten klargestellt worden sind, handelt es sich darum die Streitfrage über die Eigengesetzlichkeit des Kulturgeschehens zu entscheiden. Diese Entscheidung wird grundsätzlich zu Spenglers Gunsten ausfallen müssen. Es gibt in der seelischen Eigenart jeder Kultur auch eine Stimme des Blutes, die z. B. bewirkt, daß die Kinder abendländischer Eltern leichter und vollendeter in die Seelengestalt der abendländischen Kultur hineinwachsen, als etwa in die der chinesischen. Eine seelische Bindung in der Strenge, wie Spengler sie annimmt, ist abzulehnen, aber sie ist mehr als jedesmalige bloße Erwerbung des Individuums. Es braucht nicht abgewiesen zu werden, daß wie die Rassenkunde annimmt, gewisse Rassen fähiger zur Kulturarbeit sind, als andere, aber Kultur ist nicht ein Nebenprodukt der Rassenchemie, sondern eine seelische Lage in die die Menschen verschiedener Rassen in gleicher Weise hineingestellt sind und in der sie sich vielleicht verschieden bewähren. Rassenschichtung im Sinne Günthers ist nicht Ursache des Aufblühens von Kultur sondern Folge der seelischen Einstellung in die die Frühzeiten der Kultur den Menschen versetzen; Rassenmischung nicht Ursache des Verfalls von Kultur, sondern Folge jener Seelenlage die Spätkultur mit sich bringt. Kultur ist mit einem Worte, in Goethes Sinne Urphänomen, gerade so wie Rasse Urphänomen ist. Diese beiden Urphänomene überlagern sich und verhalten sich stufenförmig zueinander, so daß Kultur nicht ohne Rasse möglich ist, wohl aber Rasse ohne Kultur. Auch das ist möglich, daß das Zusammentreffen mehrerer Rassen an und für sich zu der Einwirkung einer bestimmten Landschaft als ein weiterer auslösender Faktor hinzutritt, um das Entstehen einer Kulturseele einzuleiten, so daß damit eine weitere Annahme der Rassentheorie zu ihrem Rechte kommt. Überhaupt ist zu rügen, daß Spengler über das Rassenproblem, wie es die moderne Rassenforschung aufstellt, so souverän hinweggeht. Die Kulturphilosophie sollte die Aufschlüsse, die sie von dieser Seite erhält, dankbar entgegennehmen und in ihre Theorien hineinarbeiten.

Von dem bisher behandelten Problem des Wesensverhältnisses zwischen Rasse und Kultur ist zu trennen das Problem einer Periodik des Kulturgeschehens, wie sie sowohl Spengler als auch Günther annimmt. Diese Problematik und in ihrem Zusammenhang die berühmte Untergangstheorie Spenglers hier zu behandeln würde einen viel zu breiten Raum einnehmen. Nur soviel mag noch erwähnt sein, daß

Spenglers aufsehenerregende Sätze über die Periodik des Kulturlebens ihren bleibenden Kern nur enthüllen, wenn von ihnen sehr viel an individueller, psychologisch zu wertender, Gefühlsbetonung abgezogen wird, in die bei ihm das aus der inneren Logik des Geschehens Abgelesene getaucht ist.

„Ion" von Rebreanu

Ein Beitrag zum „Siebenbürgischen Menschen"

von Bernhard Capesius

Hier ist ein siebenbürgischer Roman geschrieben worden, wie ihn weder wir Sachsen noch, so weit ich sehe, die Ungarn in gleicher Stärke hervorgebracht haben. Ein Roman zugleich, den seine rumänischen Beurteiler an allgemeiner literarischer Bedeutung neben ja über Tolstoi stellen. Wir wollen ihnen in dieser vergleichenden Ästhetik nicht folgen, obwohl der Bukarester Universitätsprofessor M. Dragomirescu sein Urteil mit „objektiven Gesetzen" zu begründen versucht hat — aber gerne feststellen, daß er sicher auch als Kunstwerk für sich genommen sehr gut ist. Für uns aber ist er in erster Linie „siebenbürgisch" ausgezeichnet und sei als solcher des Nähern betrachtet. Er ist vom März 1913 bis Juli 1920 geschrieben worden.

Der Titelheld ist ein Bauernbursche aus Pripas, einem Dorf hoch oben in der Ecke des Bistritzer Komitates gegen die Bukowina zu. Aber der eigentliche „Held" ist das ganze Volk, das da wohnt, die Bauern und die „Intelligenz" des Dorfes und des Marktfleckens Armadia mit seinem rumänischen Gymnasium. Das Schicksal Jons, der ein armer Teufel ist, sich aber durch Zähigkeit und List zum wohlhabenden Besitzer aufschwingt, indem er die in ihn verliebte einzige Tochter eines reichen Bauern schwängert und diesen zwingt, ihm seinen Grund zu übertragen, der aber dann seines Besitzes nicht froh wird, weil er die ungeliebte Frau haßt und nach ihrem freiwilligen Tode vom Manne seiner Geliebten erschlagen wird, dieses ist das einzige vollständig und konsequent durchgeführte Einzelschicksal des Buches und selbst das kann in einem, wenn auch langen Satz zusammengefaßt werden. Aber viele andere treten uns daneben ebenso wichtig, ebenso plastisch und lebendig entgegen, und erst ihre Gesamtheit gibt das wesentliche Bild: das Bild einer ganzen vollen, in sich abgeschlossenen Welt von spezifisch-siebenbürgischem Charakter.

Die Bauern freilich, die Grundschichte dieser Welt, sind vielleicht auch anderswo so, wie sie hier dargestellt werden: mit zähem Eigennutz am Boden hängend, der ihnen alles bedeutet, um dessentwillen sie zu jedem Streit, jeder Gemeinheit, jedem Opfer bereit sind. In Jons Person erhält dieser „Ruf des Bodens" direkt kultische Gestalt: als er endlich im Besitz aller „Länder" seines Schwiegervaters ist, da geht er an einem Frühlingstag hinaus und sinkt in die Knie und küßt die feuchte, duftende Erde. (So erzählt klingt dies freilich romantisch-idealisiert, aber in der Tat ist es so realistisch-möglich gestaltet, wie nur irgend eine ähnliche Szene bei Tolstoi, Schönherr oder Hamsun). Es würde eher die Frage aufzuwerfen sein, ob nicht gerade darin eben ein wesentlicher Unterschied innerhalb der siebenbürgischen Bauernwelt bestehe, daß der sächsische Bauer doch mehr ideale, geistige Güter völkischer und religiöser Natur habe und „die bösen Triebe" bei ihm zurückgedämmt erscheinen. Aber laufen wir da nicht wieder Gefahr, die Wirklichkeit mit dem idealisierenden Bild unserer Bauerndarsteller zu verwechseln? Ich erinnere mich mancher mündlich erzählter Fälle, in denen höchst ehrenwerte Männer aus unserm Bauernstand plötzlich in merkwürdigster Beleuchtung dastanden.

Andererseits wieder sagte mir jemand, diese Bauern in „Jon" seien außerordentlich unsympathisch, verschlossen und heimtückisch, wie es der freie, heitere Charakter der Moldauer Rumänen nicht sei. Da wäre eben doch an landschaftlich und geschichtlich bedingte Gleichheit über die völkischen Unterschiede hinweg zu denken. Diese Gleichheit aber könnte bedingt sein durch freien Bodenbesitz gegenüber dem Leibeigentum des Altreichs, durch den Kampf mit dem wenig ergiebigen Boden, durch Unterdrückung der völkischen Selbständigkeit in Schule, Verwaltung, Rechtsprechung. Ausgezeichnet dargestellt ist das Verhalten des Bauern diesem letzteren gegenüber. Er will nichts mit den Behörden zu tun haben, sie sollen ihn in Ruhe lassen. Aber sie sind ihm nicht ihrer Sprache sondern ihrer sozialen Überordnung wegen verhaßt. Als ein junger, begeisterter Nationalist der Intelligenzklasse die Bauern bei einer Reichstagswahl in seinem Sinne zu beeinflussen sucht, sagen sie bloß achselzuckend: „Gut, junger Herr, so wird es sein. Aber wir haben keinen Boden und die Steuern sind viel und schwer". Da fällt mir ein, daß zur Zeit der ersten Besetzung Siebenbürgens durch rumänische Truppen im Weltkrieg eine sächsische Bäuerin sagte: „Es ist doch alles eins, wohin wir die Steuern zahlen". Das ist wahrscheinlich aufrichtiger gesprochen als die schönen

Worte bäuerlicher Führer bei Gelegenheit von Bezirkskirchenversammlungen und Vereinstagen. Die nationale und politische Frage ist bei Rebreanu ausschließlich Interessengebiet der Intelligenz.

Diese „Intelligenz" nun ist es, die wir mit voller Sicherheit als spezifisch siebenbürgisch bezeichnen können, wenn uns auch die Vernunftbeweise dafür fehlen und nur der Duft der Atmosphäre um sie herum, den einzufangen einer Besprechung nicht gegeben ist, überzeugend wirkt. Die ganze Liebe des Verfassers, und auch unsere, gehört dem alten Lehrer Herdelea, der 32 Jahre im Staatsdienst stand und dann gehen muß, weil seine Frau und Tochter nicht ungarisch können, der aber doch gerührt ist von der Güte des Ministers, da er ihm in dem Pensionierungsschreiben für seine treuen Dienste dankt. Das kleine Haus dieses Mannes, mit all den Leiden und Freuden seiner Familie, ist ganz wundervoll geschildert. Von hier aus spinnen sich die Fäden zu den andern Menschen der „gebildeten Stände": zum finstern, rachsüchtigen aber in seinem religiösen und nationalen Fanatismus bewunderungswürdigen Dorfspfarrer, zu den Advokaten und Abgeordnetenkandidaten und zu den Professoren des Gymnasiums in Armadia, zur angesehenen Pfarrersfamilie Pintea mit ihren Kindern in allen Ecken der Monarchie und des Regats, zu den rumänischen und ungarischen Stuhlsbeamten, Schulinspektoren usw. Vielleicht kann ich manchem, das, was ich meine, am leichtesten klar machen, wenn ich sage, daß so und so viele Dinge: ein Ball im kleinen Städtchen, die politischen Träumereien des Lehrersohnes Titu, das Fest der „Astra" in Hermannstadt — mutatis mutandis — dasselbe Leben zeigen wie die ähnlichen Dinge in meinem „Alten Land".

Freilich muß eine Einschränkung gemacht und in aller Offenheit ausgesprochen werden: eines ist auch bei allen diesen Figuren charakteristisch rumänisch, nämlich ihre Wankelmütigkeit in persönlichen Beziehungen. Solche Schwankungen im Verhältnis zwischen Pfarrer und Lehrer, wie sie hier gezeigt werden, wären unter Sachsen unmöglich. Es mag dabei das leichter bewegliche romanische Blut, es mag die demoralisierende Wirkung jahrhundertelanger politischer Unterdrückung sein — jedenfalls ist diese Mentalität vorhanden, weil sie sonst nicht so glaubwürdig hätte dargestellt werden können. Nur aus solcher Mentalität heraus sind ja auch Erscheinungen verständlich, die es bei uns nicht, bei den siebenbürgischen Rumänen häufig gegeben hat: der Staatslehrer, der um des Brotes willen seine Bauern gegen ihren Volksgenossen für den Regierungskandidaten zur

Wahlurne führt, der Stuhlrichter, der als Renegat päpstlicher ist als der Papst und empört das Lokal verlassen will, als eine rumänische Gesellschaft in Glühweinbegeisterung anfängt zu singen: „Deșteaptă-te Române". Der junge rumänische Lehrer, der aus einem Staatsseminar hervorgegangen, den Kindern sogar in den Pausen verbietet, unter einander rumänisch zu sprechen.

Angesichts dieser Verschiedenheit aber „erhebt sich die Zukunftsfrage", wie Dr. Theil im 3. Heft des „Ostland" im Aufsatz über die „siebenbürgische Seele" sagt. Ist dieser Begriff, der nach Egon Hajek (Klingsor Aprilheft 1926) „in der Luft liegt", etwas, das wirklich einer Realität entspricht oder ist er eine von uns Sachsen aus der gegenwärtigen Lage heraus geschaffene Ideologie, die augenblicklich infolge des politischen Umschwunges einen gewissen Wahrscheinlichkeitswert besitzt, aber auch nur solange, bis dieser Umschwung vollzogen ist? Theil sagt selbst, daß die Madjaren Siebenbürgens seit 1868 ihrer siebenbürgischen Gedankenwelt untreu geworden seien — werden das jetzt die siebenbürgischen Rumänen nicht auch tun? Auch die Äußerungen Lemenys im Juniheft des Klingsor lassen diese siebenbürgische Seele eher als Postulat denn als Tatsache erscheinen und dazu noch als stark praktisch-politisch gefärbtes.

Das, was uns an Rebreanus Roman so „siebenbürgisch" anmutet, sind vielleicht nur die durch die politischen Verhältnisse vor 1918 von außen bedingten Erscheinungen, die binnen Kurzem vollständig verschwinden — und vielleicht bei den Ungarn auftauchen werden. Es sind zweifellos auch sächsisch beeinflußte Gewohnheiten der Intelligenz, wie z. B. der Studentenball und dgl., die heute durch den Verkehr der siebenbürgischen Rumänen mit der entsprechenden Gesellschaftsschicht aus dem Regat und durch ihre ganz anderen Gebräuche bald als überlebt erscheinen werden. (Ist doch auch infolge äußeren Zwanges schon aus dem Hermannstädter Fasching z. B. der Studentenball verschwunden, dessen Vermissen erst undenkbar schien). Daher mag man recht vorsichtig sein, wenn von „Synthese von Mensch und Landschaft" gesprochen wird, obwohl selbst die Anthropologie neuerdings entschlossen solche Wege wandelt. „Siebenbürgisch" wird freilich stets der „Kranz von Nationen um des Vaterlands Altar" bleiben, von denen einige die Unterdrückten sind und also jene „siebenbürgische" Eigenart annehmen, unter welcher wir letzten Endes doch unser sächsisches Wesen verstehen, als landschaftlich bedingte besondere Ausprägung des Deutschen. Daß wir mit dieser Kennzeichnung zugleich

ein Lob verbinden, liegt im Urspruch des Begriffes psychologisch begründet.

Und als in diesem Sinne „siebenbürgisch" möchten wir schließlich den Verfasser selbst bezeichnen, wozu sein Besuch eines sächsischen Gymnasiums, wie wir vermuten, wesentlich beigetragen haben mag. Er hat vor Kurzem eine satirische Komödie über die Bretter des Bukarester Nationaltheaters gehen lassen, in der die Tätigkeit der „Apostel" aus dem Altreich, denen die naiven Siebenbürger aufsitzen, gebrandmarkt wird. So bekennt er sich auch tendenziös zum Siebenbürgertum. Das soll uns aber nicht die Hauptsache sein. Seine von höchster Volksliebe durchglühte, aber von jedem Chauvinismus freie Darstellung der politischen Verhältnisse, seine kühle Beurteilung des „rumänischen Paradieses" jenseits der Berge, seine erdgeborene Sprache und Darstellungskunst lehren uns in ihm einen „Landsmann" kennen und lieben. Es ist zu wünschen, daß eine in Aussicht genommene deutsche Übersetzung des Buches in einem guten Verlag möglichst bald erscheint und allen, nicht nur den siebenbürgischen Deutschen dies wertvolle Werk erschließt.

Der Zaungast

Von Hans Wühr

Ich liebe alles, Mensch und Erde,
Tier und Pflanzen, Gott und Geister,
Gram und Lust und jegliche Beschwerde,
selbst noch den dümmsten Bürgermeister.

Ich hab viel Zeit. Ich kann vor Türen
mit meiner Liebe ewig warten,
und alle meine Aventuren
versäume ich vor fremdem Garten.

Ich hab viel Zeit. Drum muß ich eilen,
Denn wißt: Die Zeit ist gar ein Schwindel!
Treulos allem, wurzellos im Weilen:
ganz gehör ich nur dem fahrenden Gesindel.

Das „Besser-Machen"

Von Arthur Wildebrandt

Der Schaffenstrieb wird durch vielfältige Ursachen gestärkt und geweckt. In seiner reinsten Äußerung entstammt er der „Bejahung" der seelischen Überfülle, die spielend sich auslebt und zunächst im Spiel, später in produktiver Arbeit die Form und die Art sucht zur Aufnahme seiner quellenden Kraft. Auch durch „Überkompensationen", durch Verdrängungserscheinungen auf irgend einem Gebiet vermag der Schaffenstrieb lebhaft angeregt werden. Schließlich wird der Schaffenstrieb auch durch eine „Negation", durch eine Verneinung von etwas Bestehendem, das Unlust erweckt, ausgelöst, durch den Vergleich dieses Unzulänglichen mit einem innewohnenden Ideal. Diesen Vorgang sprechen häufig unbewußt die Menschen aus, wenn sie sagen: „Wer mein Lehrer war? — Niemand! Vielleicht war es die Abneigung vor gewissen Dingen!"

Mit anderen Worten ist also die Haupttriebkraft das „Besser-Machen-Wollen". Der Abscheu, die Kritik ist allerdings nur etwas Negatives. Zum positiven Schaffen muß dann auch noch die Kraft gegeben sein, die neu zu gestaltende Materie um ihrer selbst willen liebend zu erfassen, Kenntnis ihres Wesens und Hingabe. Nur polare Energien sind im Schaffen wirksam, wie in allem Lebendigen; sie geben die erforderliche Bewegung und Spannung, aber weit über die verneinende Kraft die bejahende Kraft, ohne die kein bejahendes Werk erwachsen kann.

Rundschau

Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt". Eine Kritik. Jahrzehntelang war man gewohnt, das „Tageblatt" als das offizielle Sprachrohr der Siebenbürger-Sachsen anzusehen. Dann gab es Jahre heißen Konkurrenzkampfes mit der „Deutschen Tagespost". Nun ist er ausgekämpft und das Tageblatt verbreitet wieder allein nach außen und innen die sogenannte maßgebende Meinung unseres Volkes. Mittlerweile aber sind wir angewachsen und zu Führern vieler Brüder geworden. Das Tageblatt mit, dessen Untertitel seit der Fusion mit dem früheren Gegner lautet „Allgemeine Volkszeitung für das Deutschtum in Rumänien". Es sind seither soviele Monate vergangen, daß eine Kritik des bisher Geleisteten weder zu verfrüht sein dürfte, um schon Wesentliches zu bieten, noch aber — so hofft der Verfasser — zu spät kommt, um einige Fehler aufzudecken, die, falls sie nicht bald behoben werden, dem Tageblatt die gewünschte und in mancher Beziehung fast gewährleistete Entwicklung zum deutschen Zentralblatt hierzulande im letzten Augenblick gründlich verhauen können.

In Titel und Untertitel seine wirkliche Aufgabe gesetzt anerkennend zeige die Untersuchung Schritt für Schritt, weshalb das Blatt nicht hielt, was sein Name täglich versprach.

Gleich das erste Wort der Stirnseite enthält eine entscheidende Begriffsverbindung und mit ihm wollen wir denn beginnen. „Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt" ist kein bloßer Name wie etwa „Berliner Tageblatt", sondern ein Bekenntnis. Freilich ein Bekenntnis von tieferer Bedeutung als unsere Journalisten für gewöhnlich annehmen. Denn in dem schlichten Worte deutsch klingt durchaus nichts mit von reichsdeutsch, rechtsdeutsch, großdeutsch, nichts überhaupt von irgendeinem parteideutsch. Es mutet daher lächerlich an, wenn sich unsere Hauptartikler zuweilen einen reichsdeutschen Parteistandpunkt aneignen und mit den vollen Backen gedungener Parteipropagandisten ins Horn blasen; ein Umstand, der einen rumänischen Professor einmal zum Witz reizte: unsere sächsische Presse gleiche einer Lokomotive, die bei Entwicklung von viel Dampf die weitesten Strecken leer laufe — es seien auf ihnen ja keine Lasten zu befördern. Vor solchem Leerlaufen möchten wir unsere journalistischen Lokomotivführer daher zuerst warnen. (Und haben sie niemals empfunden, daß sie mit ihrem großdeutschen Stil die andern zwingen, großungarisch und großrumänisch zu schreiben?) „Schlechtweg deutsch" schütze sie davor! Oder wenn sie schon auf das schmückende Beiwort politischen Inhalts nicht ganz verzichten zu können glauben, so sollten sie dasjenige wählen, das unserer Kolonistenpresse in der Tat allein zusteht und: weltdeutschen Gedanken dienen.

Auch der zweite Titelbegriff siebenbürgisch, (der besser als erster gelten sollte im Text wie im Titel), hat im Laufe der Jahre viel von seinem schönen alten Klang eingebüßt und hat sich eine Einengung gefallen lassen müssen, die er schwer verträgt: seine Verhermannstädterung. Nun ist aber siebenbürgisch und hermannstädterisch durchaus zweierlei, was von jedem billig anerkannt werden dürfte, der Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat kennt. In Siebenbürgens Geschichte ist nichts reizvoller als der Geist gegenseitiger Duldung, soweit wenigstens Einheimische dafür bestimmend waren. Im allgemeinen werden Zerwürfnisse in dieses Land importiert. Nun weht uns aus dem „Hermannstädter Tageblatt" (wie der Volksmund heute noch hartnäckig sagt) statt dieses Geistes der Duldung — wenigstens uns Rest-sachsen — der Geist anmaßender Bevormundung in einer Weise entgegen, daß all' die überflüssigen Kraftbeteuerungen nach der Formel „Von Broos bis Draas", all' die Rütlischwüre, die von dieser Seite ausgehen, uns zu klingenden Schellen geworden sind, denen gegenüber unser schlimmstes Mißtrauen gewöhnlich Recht behält. Es handelt sich um jene merkwürdige Art der Aufbauschung hermannstädter Lokalereignisse zu Volksangelegenheiten, die nicht nur vom übrigen Siebenbürgen, sondern auch von einsichtigen Hermannstädtern aufs schärfste abgelehnt wird. Denn sie schadet dem Ansehen der Zeitung andernorts gewaltig und kann in ihrer Parteilichkeit — nicht nur in den Sportberichten — geradezu humoristisch wirken.

Noch viel weniger natürlich als es dem Tageblatt gelungen ist, umfassenden siebenbürgisch-deutschen Ausdruck zu gewinnen, konnte es sich bis jetzt zur „allgemeinen Volkszeitung für das Deutschtum in Rumänien" entwickeln. Zum Teil aus denselben Gründen. Immer lähmten die Eierschalen seiner örtlichen Geburt den Flug in die Weite. Denn man verträgt bekanntlich den Geruch des Hühnerstalles nicht, wenn man ein Brathuhn (selbst auf „evangelische" Art zubereitet) verzehrt. Was

gehen einen banater, einen bessaraber, einen buchenländer Deutschen unsere kleinlichen eiteln Komödien an?

Eine wirklich „allgemeine Volkszeitung" wird heute den drei großen Gebieten öffentlichen Lebens: der Politik, der Volkswirtschaft, der Literatur (im weitesten Sinne des Wortes) gleichmäßig und ernst Rechnung tragen müssen. Von der Politik war schon die Rede — so allgemein freilich als es von dieser Stelle aus nur geschehen durfte. Die Volkswirtschaft ist — soweit Verfasser dies Gebiet beurteilen kann — im Tageblatt mustergültig vertreten: ihr gehört ein selbständiges Zeitungsressort mit einem eigenen verantwortlichen Schriftleiter, der seine Sache zu verstehen scheint. Völlig vernachlässigt dagegen ist die Abteilung für Literatur und darüber noch ein Wörtchen zu sagen, muß hier allerdings gestattet sein.

Es fehlt im Blatt erstens der dauernd zur Verfügung gestellte Feuilletonraum, es fehlt sein selbständiger Leiter. Tatsächlich erwecken die literarischen Berichte oft den Eindruck, vom Klatschgeschichtenreporter oder einem Setzerlehrling zusammengestoppelt zu sein. Mit einer beispiellosen Willkür wird das primitivste Erfordernis einer literarischen Beratung, die Buchbesprechung, gehandhabt. Zwischen dem Widerspruch wertloser Lobhudelei und ebenso wertloser Nichtzurkenntnisnahme bestimmter Werke pendelt man unsicher hin und her. Der Klingsorverlag z. B. hat nun seit Jahr und Tag drei siebenbürgische Werke (Zillichs „Kronstadt" und „Siebenbürgische Flausen", Wührs „Figurenschuck der Schwarzen Kirche in Kronstadt") in der Redaktion liegen, die noch keiner Besprechung gewürdigt wurden. Wer aber, so frägt man sich, soll Bücher von so konzentriertem siebenbürgischem Gehalt besprechen, wenn nicht die führende siebenbürgische Zeitung? Ähnlich erging es mir mit meinen St. L. Roth-Büchern. Während ausländische (besonders schweizerische) Großzeitungen darüber spaltenlange Feuilletons brachten, hat das Tageblatt es für nicht der Mühe wert gehalten, ein eigenes Wort darüber zu sagen (es wurden nur einige fremde Presseurteile in einem Sonntagsblatt abgedruckt). Man könnte nun versucht sein, die Schriftleitung damit zu entschuldigen, sie bewältige bei unbesetztem Feuilletonleiterposten einfach die Mehrarbeit nicht. Das ist aber bestimmt nicht der einzige Grund ihres Verhaltens in diesem Falle. Denn es ist uns zuverlässig bekannt geworden, daß von sehr distinguierten Kritikern dem Tageblatt Besprechungen unserer letzten Bücher angetragen worden sind. Die Besprechung der „Flausen" wurde abgewiesen mit der Bemerkung, der Hauptschriftleiter könne die Verantwortung dafür nicht übernehmen, solange er das Buch nicht selbst gelesen habe (und dazu findet der bedauernswert angestrengte Mann noch immer keine Zeit), die Besprechung meines „Eckhart und Laotse"-Buches mit dem dem heimischen Schrifttum zu ewiger Warnung dienenden Wort: das Tageblatt habe dafür keinen Raum. Reichsdeutsche Blätter haben dafür Raum genug gehabt — selbst ohne moralische Verpflichtung einem siebenbürgischen Autor gegenüber.

Oder sollten vielleicht dem Konservativismus dieses Greisenblattes jugendliche Gebärden unter allen Umständen strafwürdig erscheinen? Und lehnt es also a priori ab, was nicht, gleich ihm, ergrautes Denken verrät? Dann erkenne es sich selbst in der Tatsache, daß Vatikan und Hochwissenschaft zusammen bei uns liberaler denken als seine Schriftleitung! (Mann lese die Besprechungen unserer Bücher in den „Kirchlichen Blättern", dem „Bukarester Gemeindeblatt" und dem „Korrespondenzblatt des L. K. V.") Es entsage in alle Zukunft hinein hochfliegenden Plänen und ziehe

sich auf seinen Altenteil zurück. Dann wird ihm auch niemand mehr verübeln, daß es ständig einer Sorge nachhängt: ja nicht um-alles-in-der-Welt einmal seine geliebten Spießerleser durch Förderung einer jungen Künstlerschaft zu verletzen. Denn dieser insgesamt widerfährt gleichmäßige Behandlung. Was wissen die Leser des Tageblattes z. B. von den kronstädter Malern Eder, Honigberger, Kimm?

Genug. Ein Wespennest kann nicht aufs erste gesäubert werden. Warfen wir Steine? Wir haben keine Personen, sondern Zustände treffen wollen. Den Kardinalfehler des Tageblatts, die Hauptursache seiner bisherigen Mißerfolge als einer allgemeinen Volkszeitung sehen wir im Versagen seines literarischen Aufgabenkreises. Es verzeihe dies Urteil Bruder Klingsor mit der Dichtermähne, sehe sich aber doch daraufhin die beliebtesten Auslandzeitungen unseres Publikums genauer an: angefangen von der „Neuen Wiener Presse" über die „Münchner Neuesten Nachrichten" bis zu den rheinischen und schweizerischen Zeitungen — worauf in ihnen richtet es denn seine durstigen Blicke? Auf die Politik? Nein, denn sie ist durch die Telegrammmeldungen der Lokalblätter schon längst überholt. Auf die Volkswirtschaft? Selten, und fast ausschließlich nur Männer. Auf den literarischen Lesestoff aber: ja! Und zwar Männlein und Weiblein, Alt und Jung. Keine dieser Zeitungen wäre heute ein Weltblatt ohne ihre Spalten weit den Künsten, der Wissenschaft und Literatur geöffnet zu haben.

Das Tageblatt schaffe ein siebenbürgisches Feuilleton weitesten Begriffs! Dann wird es in Kürze nicht nur zu einer allgemeinen deutschen Volkszeitung hierzulande werden, sondern auch den Nichtdeutschen dieses Landes und allen, die den Duft unserer Erde draußen in der Welt lieben, etwas zu bieten haben.

Otto Folberth

Neue Bücher und Schriften

Hans Leip, Godekes Knecht. Roman. (Grethlein & Co.) Leipzig. Von allen guten Romanen, die ich in letzter Zeit las und die zum Teil schon erste Erfüllung, sicherlich aber Aufklang einer bedeutenden Epoche epischer Kunst sind, ist dieser der hinreißendste, innerlich jüngste und eigenartigste. In seiner Sprache enthüllt sich der Sinn der expressionistischen Revolution, heute nach dem Abflauen der Bewegung, wie der Wein sich läutert, nachdem der Most vergärt hat. In dieser Sprache, die nur aus dem Gefühl strömt, wie je das Wort eines Dichters, empfängt der Roman seine hinreißende Bedeutung, die Weite seiner Landschaft.

Die Fabel enthüllt den Untergang der Likedeeler, jener Piraten der Ost- und Nordsee um 1400, die die Hansa bekriegten und keine gewöhnlichen Räuber waren, sondern seltsame „Kommunisten" des Meeres, „Gottes Freunde, aller Welt Feinde". Einer ihrer Führer nach Störtebeckers Tod Godeke Michels hatte einen ehemaligen Magister mit Namen Wikbold zum Schreiber und dieser schildert den letzten Sommer 1402, den die Vitalienbrüder, wie sie auch genannt wurden, erlebten, ehe sie in die Gewalt und das Schwert des Hamburger Rates fielen. Aber dies ist keine Schilderung, die die Umstände gemächlich betrachtet und tüpfelfein niederlegt; hier schreibt das Blut, hier singt das Meer, hier ist die Welt voll Tat, voll Sinn und Vergehen. Hier ist Gott und Teufel, Stern und Schicksal, Weib und Liebe, Freundschaft und Männlichkeit und immer gewaltiger das Fluten des Meers. Kein historischer Roman,

keine dürftige Geschichte eingeklammert in die Geschichte. Leben, Leben ist dies Buch, unsäglich berauschendes, unsäglich mächtiges, unsäglich bedeutsames, dichterisch gebändigtes Leben.

Die ersten Werke Leips waren nicht frei wie das vorliegende, durch das er plötzlich in die erste Reihe deutscher Epiker tritt. Was aber nur ihm zueigen ist, war auch früher schon fühlbar und ist hier herrlich geworden: die Durchtränkung des Geschehens mit lyrischer (wenn dieses Wort bloß härter wäre) Wucht, mit einer Seinsbegeisterung, die seine Epik zum Gesang und Epos weitet.

Hans E. Kinck, Die Anfechtungen des Nils Brosme. Roman. (H. Haessel-Verlag, Leipzig, 1926). Vom norwegischen Dichter Kinck wußte ich bislang nichts. Ihn in diesem Werke kennen zu lernen, da er schon am Ende der Fünfziger steht, ist Freude und gleichzeitig Erstaunen, denn hier rückt neben die große nordische Gestalt Hamsuns eine zweite, ihr beinahe ebenbürtig. Sicherer vielleicht als Hamsun im Aufspüren der hintergründigsten Bewegungstriebe, ist Kinck auch in der Darstellung voll Rückbezüglichkeit (wundervoll die seelische Ausdrucksfeinheit seiner Dialoge). Er mag als philosophischer Dichter gelten, wo Hamsuns Welt Natur ist (darum auch größer), aber welch ein lebensversenkter Philosoph! — Ein großstädtischer junger Pastor setzt sich mit den Bauern seines Tales auseinander. Durch schwerste sinnliche und menschliche Anfechtungen, erwachsen aus der ihm ungewohnten Weite des Landes, findet Nils Brosme nach wildem Kampf mit den harten, schlauen und wieder tiefen Bauern zur Pfarrersicherheit. Eine Unzahl von Fragen jeder Art, gleichsam Extrakte aller Regungen, haben Raum und Erwiderung im Werke. Man steigt mit jeder Seite nicht handlungsgemäß, wohl aber gefühlsbestimmt zur freieren Aussicht, bis in die Freiheit schon das Lachen über die unsäglich groteske Komik der Triebe schlägt, der letzte Nachklang der Not.

René Maran, Batuala. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von Claire Goll (Rhein-Verlag, Zürich). Ein Neger schrieb diesen Roman, der mit dem Goncourtpreis ausgezeichnet in Frankreich durch die Darstellung der kolonialen Verhältnisse Aufsehen erregte. Der Titel Roman ist zu viel und zu wenig für das Werk, das vielleicht als erstes das Leben der Neger mit solcher Überzeugungskraft schildert. Der Urwald lebt mit seiner uns grauenhaften Fremdheit aus dem tierisch glücklichen und unglücklichen Treiben des Häuptlings Batuala, seines schwarzen Widersachers und seines Stammes. Geschlechtliche Orgien, Liebe, Essen, Haß gegen den Weißen, Religion und Weisheit, Landschaft und Alltag, alles im Blickfeld des Negers. — so entsteht ein Urbild Afrikas, von so einleuchtender dichterischer Sachlichkeit entworfen, daß es alt und neu zugleich ist, mag es uns auch fremd erscheinen. Was zuletzt den künstlerischen Eindruck durch seelische Beklemmung stört, ist die nach diesem Buche unabweisliche Frage nach der inneren Auseinandersetzung Europas mit Afrika, die uns die Zukunft bringen wird.

Hans Leifhelm, Hahnenschrei. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1926). Es gibt eine Lyrik — und es ist die große — die gleichsam über den Leiden und Freuden klingt, die sie erschufen; sie ist entpersönlicht und gerade deshalb der vollste Widerhall der geläuterten, geformten Persönlichkeit; in ihr klingt nur das Bleibende wieder, das im kleinsten Ereignis vorhandene Ewig-Sinnvolle. Wer aber solches kleinscheinende Große in tausend Gestalten vernehmen und bannen kann, ist der Dichter. Im vorliegenden Werk tritt es uns entgegen, unbeeinflußt von der neuzeit-

lichen Lyrik, unbeeinflußt wie es im Kerne Trakl war und doch anders als dieser: deutscher, männlicher (wenngleich nicht so gewaltig und erschütternd) und in der Form (wieder anders als Trakl) konservativ. Diese Form öffnet den Weg zu den Gedichten frei für jeden und da ist es erschütternd zu sehen, daß der bisher unbekannte Dichter einen Platz in der deutschen Dichtung eingenommen hat mit seinem ersten Werk (eines Fünfzigjährigen), den wir nur wenigen zubilligen. Ganz aus der Natur heraus, in einer Sprache, die zum erstenmal in solch plastischer Kraft Liliencron zu Gebote war, ist Gedicht nach Gedicht entstanden, voll innerster Musik, voll Sturm und Breite, in einer Geschlossenheit und Notwendigkeit gefügt, die zu keinem Deuteln Anlaß bietet. — Wie ein Wunder berühren die Gedichte. Denken wir an die Gegenwart, so staunen wir, daß sie jetzt an die Öffentlichkeit treten, denn wir haben einen anderen Rhythmus stärker als diesen im Blute, den wir gleichwohl fühlen als schon groß geformten Teil unseres Selbst. Heinrich Zillich

Jahrbuch des Burzenländer Sächsischen Museums. Der vorliegende erste Jahrgang dieser Schrift gibt uns Bericht davon, wie sich das Museum aus seinen Anfängen zu seinem jetzigen Umfang entwickelt hat. Neben rein wirtschaftlichen und Personaldaten, Tatsachen der Entwicklung usw. — die in einem jeden derartigen Berichte zu finden sind — enthält das Jahrbuch auch eine Reihe von wertvollen wissenschaftlichen Abhandlungen und monographischen Skizzen volks- und landeskundlichen Inhalts, in denen berufene Vertreter der einzelnen Fachgebiete (Geologie, Naturgeschichte, Archeologie, Numismatik, Heraldik usw.) zu Worte kommen. Erfreulich und bezeichnend für unser Burzenländer Museum ist, daß sich unter seinen Mitarbeitern neben Fach-Akademikern auch eine Reihe von hervorragenden Autodidakten finden, die ihre gediegenen Kenntnisse in jahrzehntelanger begeisterter Sammelarbeit und Forschung erworben haben und zum Teil auch in der europäischen Fachwelt rühmlich bekannt sind. Man muß sich eigentlich wundern, daß die vielen und interessanten Schätze unseres Burzenländer Museums bei uns Sachsen so wenig bekannt sind, wo wir doch unsere 800jährige Vergangenheit und alle Retter so gerne im Munde führen. Theodor Schiel

Ethos. Vierteljahrschrift für Soziologie, Geschichte und Kulturphilnsophie. Herausgeber Prof. Dr. D. Koigen, Oberschulrat Hilker, Prof. F. Schneersohn. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1. Heft Juli 1925. Preis des Heftes 5 Mark. Der Inhalt des ersten Heftes dieser Zeitschrift zeigt, daß es den Herausgebern darum zu tun ist, gediegene Geistesarbeit auf dem gesamten Gebiet der Kulturprobleme zu leisten. Das Arbeitsfeld ist weitgestellt: „Die Gesamtheit der menschlichen Einstellungen, Willens- und Bildungsrichtungen, das Ethos schlechthin ist unser Arbeitsfeld." D. Koigen beginnt in einem Aufsatz „Geschichte und Kultur" die „Grundzüge einer Geschichts- und Kultursoziologie" darzulegen und zielt darauf, Geschichte und Kultur als verschiedene Vorgänge darzulegen. Geschichte ist ein Gattungsmäßiges, sein Organ der Staat, Kultur ist Angelegenheit der Individualgeister. Die Ausdrucksweise dieses Aufsatzes, der neuartige Gedanken bringt, ist stellenweise nicht straff genug, im übrigen werden nur die noch zu erwachenden Fortsetzungen den Gedankengang ganz übersehen lassen. Es folgt ein Aufsatz von Ferdinand Tönnies: „Die Tendenzen des heutigen sozialen Lebens", der ebenfalls auf Fortsetzung berechnet in diesem ersten Teil von streng soziologischem Gesichtspunkt die gegenwärtige „Richtung auf Vergrößerung aller Elemente des sozialen Lebens" sachlich und mit dem un-

bestechlichen Auge des naturwissenschaftlichen Forschers untersucht. Über „Idee und Interesse in der Geschichte" schreibt Eduard Bernstein. F. Schneersohn gibt in einem großangelegten Aufsatz „Zur Grundlegung einer Völker- und Massenpsychopathologie" die Grundsätze, denen eine Untersuchung der krankhaften, unnormalen Erscheinungen der gesellschaftlichen Psyche zu folgen hat. Der oberste aufgestellte Grundsatz von dem dieses noch unbekannte Gebiet erschlossen werden kann, ist der, daß Individium und Gesellschaft ihrem Wesen nach, verschieden sind. Was bisher als Soziopsychopathologie getrieben worden ist — Schneersohn gibt einen interessanten kritischen Überblick darüber — ist mehr soziale Psychopathologie gewesen d. h. Beschäftigung mit dem unnormalen Seelenleben vieler Einzelindividuen. Ein neues Gebiet ist die Seele der Gesellschaft; für sie fordert Schneersohn eine eigene Disziplin. Vielleicht eine der aktuellsten Fragen des allgemeinen Geisteslebens der Gegenwart berührt Fr. Hilker in seinem Aufsatz: „Soziale Vererbung und Sozialpädagogik." Er erörtert im Anschluß an das Buch „Volksorganisches Denken" von Bechthold Otto und an den amerikanischen Psychologen Baldwin die Möglichkeiten der „sozialen Vererbung" d. h. die Art der Einflüsse und Umformungen, die das Individum von Seiten der Gemeinschaft in Bezug auf seinen geistigen Besitz im allgemeinsten Sinne erfährt, sowie die Folgerungen die sich daraus für die Pädagogik ergeben. Den Beschluß des reichhaltigen Heftes bilden zwei Referate von Michael Schwarz: „Kulturmorphologie" und Siegfried Kawerau: „Zur Soziologie der Jugendbewegung". Herausgeber und Verleger haben jedenfalls ein Heft herausgebracht, daß zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Alfred Pomarius

Jüngste Lyrik. Seit Kurt Pinthus die „Menschheitsdämmerung" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1920) herausgab, hat sich das Bild neuester Lyrik in vielem gewandelt. Aus der Divergenz der einzelnen Talente aber, aus der Vielgestaltigkeit ihrer Physiognomie und ihres Ausdrucks, ist es nicht möglich ein geschlossenes Gesamtbild zu konstruieren, geschweige denn es im einzelnen zu präzisieren. Vor zehn Jahren noch einte die jungen Dichter das Erlebnis trostloser Wirklichkeit, so daß ein Gemeinsames, wenn auch nicht in der Form, so doch im Inhalt zu erkennen war. Heute schwingt in jedem ein viel allgemeineres Zeitgefühl. Das Chaos, in das die Menschheit damals zu versinken drohte, löste den Schrei nach Befreiung, Empörung gegen brutale Gewalt, Liebe zum Bruder-Menschen und Sehnsucht nach besserer, menschenwürdigerer Zukunft. Die Explosion solcher Gefühle zerbrach die Form um des Ausdrucks willen. Wo Chaos bestand, durfte Kosmos nicht vorgetäuscht werden.

Dieser Expressionismus scheint langsam zu verebben. Schwingt heute auch noch überstarkes Gefühl in jüngster Dichtung, so löst sie sich doch aus dem Schwülstigen der vergangenen Jahre. Im ganzen ist eine größere Einfachheit und Geschlossenheit in Form, Sprache und Ausdruck zu spüren. Interessant in diesem ist „Die Lyrik der Generation" herausgegeben von Jo Lherman. (Dreieck-Verlag, Gerhard Fuchs, Berlin 1925.)

In der Einleitung hebt der Herausgeber hervor, daß es sich im Wesentlichen nur um eine Bestandaufnahme zeitgenössischer Lyrik handele, maßgebend sei die Vitalität der Gedichte und ihr schöpferisches Verwachsensein mit der Zeit, nicht jedoch Programm und Richtung, Form und Stil im einzelnen. Es handelt sich also nicht um eine kritische Auslese im eigentlichen und allgemeinen, sondern im sehr speziellem Sinne.

Deshalb ist viel aufgenommen, was an sich unbedeutend und belanglos ist. Anerkennenswert aber, daß auch begabte junge Autoren, die noch im Werden und kaum bekannt sind, zu Wort kommen. Es sind Talente darunter, die viel Zukünftiges versprechen: Jakob Haringer, dessen schwermütige Verse ein durchaus persönliches, von starker Phantasie getragenes Gepräge haben; Wolfgang Hellmert, der unliterarisch, naiv und echt ist; Else Rüthel, die in der Inbrunst ihres Gefühls an Else Lasker-Schüler erinnert; Ernst Reissig, dessen starker Sprachausdruck der Gefahr des Schwülstigen nicht immer entgeht. Von schon bekannten Dichtern sind Fritz Walter Bischoff, Berthold Brecht, Iwan Goll, Max Herrman-Neisse, Klabund, Armin T. Wegner mit sehr guten Gedichten vertreten. Auf einzelnes einzugehen, ist hier nicht möglich. Leider vermissen wir einige Namen, die noch zur jüngsten Dichtung Beziehung haben, wie etwa Gottfried Benn, Oskar Loerke, Anton Schnack, Schiebelhut und Paul Zech.

Eine andere Sammlung „Verse der Lebenden" von Heinrich Eduard Jakob herausgegeben. (Propyläen-Verlag, Berlin) ist deshalb eine gute Ergänzung zu der Anthologie von Lherman. Diese ist nicht so sehr von der Tendenz des Nur-Gegenwärtigen bestimmt und zeigt vielleicht mehr Sichtung und Auswahl. Ein größeres interessantes Vorwort ist ihr beigegeben, in welchem das Wesentliche zeitgenössischer Lyrik im Gegensatz zur vorhergehenden zu interpretieren versucht wird. Die Kategorien des Naturalismus und Klassizismus sind dabei ausschlaggebend, Chaos und Kosmos -- die antithetischen Begriffe. Von den Lyrikern von 1910—1924 heißt es: „Die Chaotiker, die 1910 auftreten und die untereinander wenig Gemeinsamkeit aufweisen, haben nach außen hin eine: daß sie (aus verschiedenen Gründen) geschworene Gegner dieses Renaissance-Klassizismus sind. Sie sind Naturalisten."

Mag mit dieser Definition das Wesen des Expressionismus auch nicht erschöpft sein, so ist doch ein richtiges Symptom erkannt. Die strenge Form des Klassizismus findet im Naturalismus ihre Auflösung. Der Naturnähe und der Naturferne eignet so ihr adäquater formaler Ausdruck. Gleiche Strömungen lösen sich fast periodisch in der Kunst ab. So ist die Auflösung der Form dem Expressionismus mit dem Naturalismus gemeinsam. Es ist deshalb verständlich, daß heute wieder eine Richtung mit klassizistischen Momenten die Kunst unserer Tage beherrschen wird.

Christian von Kleist

Bengt Berg: Mit den Zugvögeln nach Afrika. Verlag Dietrich Reimer, Berlin. In Ganzleinen geb. RM. 9·—. Was Bengt Berg im Norden Schwedens von Kuorga dem Kranich erlauscht, wie er ihn brütend und seine Jungen aufziehend am Nest im Morast des sterbenden Waldes beobachtet, was Berg weiterhin auf seiner Afrikafahrt, als er den Scharen der Zugvögel folgte, mit der Kamera festhalten konnte, all das kehrt wieder in den Bildern dieses Buches, vereint mit einem Text, der zu den besten, wahrsten und spannendsten Beschreibungen aus diesem Genre zählen muß. Bengt Berg ist den Kranichen seiner Heimat nach Afrika gefolgt, um sie auch hier, in ihren Winterquartieren zu beobachten. Und er findet nicht nur die Kraniche seiner nordischen Heimat, er findet auch die Jungfernkraniche aus den Steppen Asiens, er findet die afrikanischen Kronenkraniche und ein wahres Gewimmel von Strand- und Uferläufern, von Gänsen, Enten, Marabus, Reihern, Schnepfen, Ibissen und Geiern. Und all' dieses tausendfältige Gewimmel kehrt in zahllosen prachtvollen photographischen Aufnahmen und in einem Text, dem jede Uebertreibung und jede Ueberhebung fehlt, wieder. Was Bengt Berg in diesem Buch geschaffen hat, schuf

er nicht nur für den Biologen und Ornithologen, nicht nur für den Wissenschafter und den Naturfreund, sondern er schuf dies Buch für jeden, den noch ein bißchen Liebe mit der Natur verknüpft. Alles in allem, ein Buch wie wir es brauchen, um unser sich von der Natur immer mehr abkehrendes Empfinden wieder ein Stück der Natur zu nähern. Eine unendliche Liebe zur Vogelwelt, die aus jedem Bild und jedem Wort des Buches wiederstrahlt das ist Bengt Vergs Buch „Mit den Zugvögeln nach Afrika". Richard Jacobi

Walther Harich, „Das Ostproblem." C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1922. Die Geschichte läßt sich nur entweder philosophisch vertiefen oder politisch-pragmatisch verflachen. Im ersten Fall wird sie in der Richtung auf ein metaphysisches Sinnzentrum gestaltet, im zweiten als eine Art Lehrbuch für praktisches Verhalten gewertet. Walther Harich macht nun den unmöglichen Versuch, gleichzeitig vom kulturphilosophischen und vom politisch-aktuellen Standpunkt aus Geschichte zu treiben, wobei aber der Politiker den Philosophen immer mehr in den Hintergrund drängt, um ihn schließlich vollkommen auszuschalten. Das schließt einzelne gute und fruchtbare Gedanken natürlich nicht aus. Insbesondere die Darstellung des westlich-östlichen Gegensatzes, den wir heute vorfinden, als die Fortsetzung des alten Kampfes zwischen Rom und Byzanz, dann die allerdings viel zu wenig ausgeführte Erklärung des inneren Zwiespaltes der christlichen Religion, wie er in jenem Gegensatz zum Ausdruck kommt, aus dem Seelenkampf Christi auf Gethsemane sind solche Gedanken. Sie bleiben aber sporadisch und haben mit dem Hauptzug des Buches nur wenig zu tun. Der Verfasser ist Ostpreuße und betrachtet seine Heimat sozusagen als den Angelpunkt des Weltgeschehens, als den Punkt, in dem sich europäischer Orient und europäischer Okzident zum Wohle der Gesamtmenschheit treffen und versöhnen müssen. Diese These wird mit Hilfe weitläufiger Erörterungen über die geschichtliche Vergangenheit Preußens, Polens, Litauens und der Ostseeprovinzen wahrscheinlich zu machen gesucht. Dabei konstruiert aber Harich immer nur von außen her, von den historischen Tatsachen aus, und so fehlt auch seinem Buch jede Möglichkeit, von innen her zu überzeugen. Alles bleibt am Ende im Aktuellen und Vergänglichen stecken. Wie himmelsweit ist diese, wenn auch gewiß blendend geschriebene Leitartikelphilosophie von der auf Ideen gegründeten Geschichtsbetrachtung Spenglers entfernt! Erwin Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Hefte wird die Diskussion über das „Siebenbürgische Problem" fortgesetzt. Neben optimistischen Stimmen wie von sächsischer Seite Müller-Langenthal, von ungarischer der Schriftleiter des „Pásztortüz" und des „Erdélyi Irodalmi Szemle", Dr. L. György, kommt auch eine mehr pessimistische Auffassung im Artikel Bernhard Capesius zu Wort.

Die Beiträge von Ernst Kühlbrandt, dessen Schaffen in K. K. Kleins „Ostlanddichter" eingehend beurteilt wurde, ist zum Teil seinem Buche „Erkenntnisse und Geständnisse" entnommen.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

An jedem Sonnabend der Monate Juli und August finden in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt Geistliche Abendmusiken statt. Anmeldungen von heimischen Künstlern, die nach Maßgabe der noch nicht besetzten Abende mitwirken wollen, übernimmt das Konzertbüro Klingsor.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR AUGUST 1926 HEFT 8

Siebenbürgische Großbauern

Von Heinrich Zillich

In Fingern, die sich am Pfluge krümmten,
schwanken die Gläser wie gelbe Korallen,
ewig erhoben und niedergestoßen,
Schlägel, die hart auf die Trommel fallen.

Gevatter mit sechzehn Ochsen im Stalle,
Nachbar mit hunderten Morgen voll Weizen —
sie schmeißen den Knechten den Lohn vor die Füße
und können die Stube mit Roggenmehl heizen.

Die Fäuste sind prall von Schinken und Speck.
Sie klatschen dem Schankweib am schwappenden Hintern. —
Doch hinter ihnen erscheint an dem Fenster
der Werwolf bereift von Wettern und Wintern.

Den Brüllenden brechen die Worte vom Munde.
Die Augen schwären hervor. Aus den Lippen
hängen die Zungen wie nasse Fetzen,
die breit in die Bärte hinunter wippen.

Hauch wird zu Flüstern — Der jüdische Wirt
schraubt an der Lampe. Sie sehn sich nicht um.
Es heult wer im Ofen. Es tropft von den Stirnen.
Ein Schatten steht quer an den Wänden und stumm.

Bis einer denkt an die sechzehn Ochsen,
die Morgen voll Weizen — da brüllt er nach Wein! —
Zur Fütterung hebt sich nach Stunden ein Alter
und stapft durch die Tür in die Frühe hinein.





Der Bauernpräfekt

Von Heinrich Zillich

Der Komitatspräfekt Jonell Calugescu war seiner Heimat fern, der breiten Dorfstraße in der Walachei, wo Ferkel hinter der Sau herquieken durch den tiefen Staub, an den Gartenzäunen vorbei, an den Bäumen, die schwarzgrün in den wehenden Himmel voll Sonne stoßen. Fern auch der Dorfschaukel mit den Riesenradspeichen, wo sonntags die Röcke der Mädchen flogen. O Röcke der Mädchen, er hatte sie nicht vergessen. Nur waren es andere, die er jetzt sah, irgendwo in Siebenbürgen.

Sein Vater war Pope. Kein feiner Herr. Die Kutte fett, die Haare lang und schmutzig, der Bauch dick und die Füße wie breitgequetschte Schwämme. Aber dort, wo im Acker die Sträucher gen Süden abschlossen, begann das große Gut. Irgendeinem Herrn gehörte es, dessen Stiefel in Paris mit samtenen Lappen gerieben wurden, während Sami Fischer seine Bauern den Weizen säen ließ. Der Weizen war gelb, der Weizen stand gut und Sami Fischer rechnete aus, daß an jeder Ähre fünf Körner verloren waren, weil die Bauern Geld kosteten. Und da war der alte Calugescu der Mann, der ihm zur Seite trat. Nach etlichen Jahren, als Sami Fischer zu Neujahr wieder am Schreibtisch saß, zog er einen dicken Strich unter seine Rechnung und sandte dem Popen ein Säckchen voll Silber für die guten Ratschläge, für die gute Besänftigung des Volkes. Dann schrieb er einen Bericht nach Paris: Mon Dieu! wie schlecht stand der Weizen, mon Dieu! und die Gerste!

Der Pope Calugescu hatte ein halbes Korn von der Ähre, die nur noch drei Körner Lohn kostete. Seine Körner füllten zusammen einige hübsche Säcke, denn von den Sträuchern, die gen Süden abschlossen, streckte sich das große Gut vier Stunden weit und die Erde war fett. Fett war auch Sami Fischers Dankbarkeit. Sie ließ ihre Abdrücke in Bukarest zurück als Tintenklexe auf weißen Papieren. Der kleine Jonell steckte die Papiere in die Brusttasche. Eines Tages war er Student und eines anderen Tages zog er ein solches Papier aus der Tasche und saß im Ministerium. Er war kein Bauernfeind. Das Riesenrad der Schaukel und die Röcke der Mädchen hatte er gut im Sinn. Flog man hoch, hob sich schwankend der winzige Kirchturm des Dorfes über die Gärten. Wie war das schön! An der Kirche wohnte der alte Calugescu. Er trug eine schmierige Kutte, aber nun sprach

er ein gewichtiges Wort im Ausschuß, der die Bodenreform durchführte. Wie oft rollte Sami Fischers Jagdwagen durch die Felder zur Gemeindepfarre, der gelbe Wagen durch den gelben Weizen. Sie zogen manchen dicken Strich unter viele Rechnungen und als Schlußsumme sprang Ionell mit einem Satz nach Siebenbürgen, vierzig Jahre alt, in eine Präfektur. Mon Dieu, schrieb Sami Fischer nach Paris, die Agrarreform — mon Dieu!

Ionell fuhr nicht mehr auf Riesenschaukeln. Er fuhr im Auto. Doch die Dörfer liebte er, wenn sie auch tief in den Wäldern lagen mit seltsam breiten Toren, an denen ein fremdes Schnitzwerk prunkte. Er war kein Feind der Bauern, und konnte er mit ihnen auch nicht sprechen, so wußten die Ungarn doch: er war dick und tanzte gern. „Brüder!" sagte er, „Brüder!" und schwang die Bauernmädchen in den Schenken, daß die Gläser umstürzten. — „Mein Sohn", schrieb der alte Vater, „ich höre, du führst ein liederliches Leben. Hat man je so etwas gehört: ein Präfekt tanzt mit Dorfmädeln! Heirate!" — Ionell dachte, ich saß zu oft auf Schaukeln! und sandte Sami Fischer einen Brief. Der gelbe Jagdwagen fuhr durch die Felder und brachte ein Geschenk: ein Heiligenbild. Das schenkte der Pope der Kirche. Der alte Calugescu war kein Jüngling mehr; er näherte sich Gott mit Demut und Freigebigkeit.

Im August 1922 betrat sein Sohn wieder einmal den Tanzboden in einem Dorf. „Brüder!" hatte er beim Eintritt gesagt, und die Bauern zogen die Hüte von den Köpfen. An der Wand, wo zwei saßen, Peter, der Sohn des Gemeinderichters, und sein Vetter, der Hans, wurden in einem Zug die vollen Gläser leer. Hart stießen sie auf die Platte. Dann rückten die Kerle die Arme weit auf dem Tisch vor und starrten. Zwar schwang die Petroleumlampe nur düstere Schatten in den Pfeifenqualm, sie aber sahen genau, mit wem der Präfekt tanzte. Peter zischte durch die Zähne dem Vetter ins Ohr: „Gefällt dir das?" Hans schwieg. Peters Blick war trüb, als er weiterflüsterte: „Dich hat sie hinters Licht geführt, mich hat sie mit dir betrogen. Und jetzt dieser Präfekt — Ich schlag ihr den Schädel ein!" Da strafften sich die Lippen des anderen: „Versuchs!" Sie stierten sich in die Augen, die härter wurden und langsam näher rückten. „Da hast dus mit mir zu tun!" Peter ächzte: „Ich fürchte mich nicht .. du .. du .." Sie hörten den Lärm nicht mehr, langsam ballten sie die Fäuste.

Neben ihnen, ganz nahe, erklang eine Stimme. „Was sind das

für Herren, die Präfekten", murmelte der Onkel Gyuri durch den zahnlosen Mund. „Manche sind ungerecht, manche quälen uns. Dieser liebt die Frauen. Das ist ein kleines Übel!" — Peters Faust donnerte auf den Tisch. — „Ei ja!" grinste der Onkel. „Die Weiber freut es, wenn sich ein Herr an ihnen wetzt. Hol sie der Teufel!"

Hans blinzelte hinüber zur Türe, wo der Gendarm saß und mit allen Fasern den Vorgesetzten belauerte. Sie lachte, die dumme Gans, die der Präfekt schwenkte, lachte wie sie im Dienst in Kronstadt gelacht hatte, wenn die Soldaten sie in die Wange zwickten. Doch das wußte Hans nicht, er sah nur den Präfekten und neben sich Peter. Er erhob sich und zog aus der Tasche, wo der Erlös vom letzten Ochsenmarkt säuberlich in Papier gewickelt steckte, einen Geldschein. Den warf er dem Zigeunerprimas auf die Geige: „Hör auf zu spielen!" Der Musikant packte den Schein blitzschnell und spielte weiter. Entschuldigend zuckte er mit der Achsel: der Herr Präfekt will tanzen! Breitbeinig, ohne sich zu regen, stand Hans vor ihm. Mitten im Fiedelbogenschwung hatte der Zigeuner den Geldschein wieder unterm Daumen und gleich darauf der Bursche das Geld in der Hand. Die Bauern und an der Türe dichtgedrängt die Weiber blickten wispernd herüber. „Herr!" rief Hans laut durch den Saal. „Ich will mit meiner Liebsten tanzen!" Jonell war kein Bauernfeind. „Was willst du, mein Sohn?" fragte er und hielt schwankend an, die Hände noch prall am roten Mieder. Kreischend brach die Musik ab. Der Gendarm sprang neben den Burschen. Und nun verstand Jonell, verstand es gut von seinem Dorfe her. Er ließ das Mieder los. Mit der breiten Handfläche wischte sich das Mädchen über die Stirne. Aus ihrem roten Gesicht öffneten sich hilflos die Augen. Die Stille lag im Raume, daß der Atem der Bauern hörbar wurde. Sie hatten Angst.

Jonell aber schmunzelte: „Trink, Bruder!" und warf dem Burschen einige Münzen zu. Das Geld klirrte auf den Boden, niemand bückte sich darnach. Da pfiff der Präfekt dem Gendarmen durch die Zähne ein Wörtchen zu. Hans wartete den Griff nicht ab, er drehte sich um und schritt zur Türe hinaus.

Es waren gute Zigeuner. Sie spielten sofort einen Tusch. Die Bauernmädchen kicherten sich zu, wenn auch die Bauern das Glas schweigend füllten. Sie tranken es nicht leer: Peter stand vor Jonell. Er war anderer Art als sein Vetter und doch sagte er genau dasselbe: „Herr, ich will mit meiner Liebsten tanzen!" — Das Mädchen schlug die Hände vor das Gesicht und lief davon. „Hei!" lachte der

Präfekt ihr nach. „Zwei hast du? — Drei hast du! Mein Täubchen, drei hast du!“ Und es lachten mit ihm der kleingewachsene Notär und der Gendarm. Aber die Bauern schwiegen, bis einer vortrat und den Hut abnahm. „Dies ist mein Sohn!“ sagte er und zeigte dem Burschen mit erhobenem Finger die Türe. — „Ein wilder Sohn, Richterchen“, meinte Jonell mit lustigem Kopfschütteln. „Trink Bruder!“ Als die Zigeuner wieder spielten, spuckte Onkel Gyuri aus: „So ist die Welt!“

Peter schritt die Wirtstreppe hinunter. Vor dem Hause stand das Auto des Präfekten. Er betrachtete es lange, die Brust voll Keuchen, dann ging er durch die Dorfstraße. Der Wind fuhr ihm um die Ohren. Er atmete nicht leichter. Dicht und nahe standen die Berge vor dem Wege, den das Rauschen der Wälder überdachte. Der Mond sandte ein helles Licht.

Am letzten Haus, wo die Straßenkehre jählings über die Brücke führte, beschattet von den ersten Fichten, stand ein Mann gebückt und hämmerte. „Was machst du hier?“ fragte Peter und hielt drei Schritte vor ihm an. Der andere fuhr herum, die Axt in der Faust. — „Geh zum Teufel!“ antwortete er. Sie schwiegen, dann sagte Peter: „Ich helfe dir.“

Hans bückte sich und hob ein Öllämpchen mit roten Gläsern auf, das von der Mitte eines langen Steckens herabhing. Den Stecken legten sie quer über die Brücke auf die Geländer. Streichhölzer hielten beide in der Hand, um die Lampe zu entzünden, sobald das Auto heranlärmte. Sie setzten sich nebeneinander in den Graben. Peter hatte keine Waffe. Sie hörten die Fichten rauschen und sprachen nicht. Ihre Gesichter waren starr geradeaus gerichtet. Sie sahen sich nicht an.

Nach einer Stunde blitzte in der Gemeinde ein grelles Licht auf. Bis zur Brücke flog der Schein. Sie sprangen auf. Beide entflammten ein Streichholz, beide steckten zu gleicher Zeit die brennenden Hölzchen in die Laterne. Rot schwankte sie hin und her. Und da trafen sich ihre Augen, kurz und böse. Im selben Augenblick tönte selbst durch den Fichtensturm hörbar das Sumsen des Gefährts. Das Scheinwerferlicht streifte nach rechts und erlosch.

Die Burschen keuchten. Es lärmte nur noch der Wald. Weit hinter der Gemeinde schoß ein blasser Lichtstrahl in den Sternhimmel, einmal, zweimal. Durch die Häuser war der entgegengesetzte Dorfausgang und die Landstraße verdeckt.

Peter tobte auf wie ein wildes Tier: „Der Hund fährt nicht nach Hause!“ Stampfte den Boden, schlug das Öllaternchen vom Stecken, daß das rote schwanke Licht zerklirrte. Hans stand dabei und sah zur Erde; dann ging er mit großen Schritten in das Dorf hinein. Peter verstummte. Er blickte wie im Traum um sich. Auf die Straßenkehre fiel der Mondschein. In den Fichten schrie es wie Katzen. Er kreuzte die Arme vor der Brust und fluchte ein Wort.

Als er sich zum Gehen anschickte, sah er Hans mitten in der Dorfgasse, nicht zwanzig Schritte weit, neben einem Mädchen stehen. Peter lief plötzlich. Da lehnte sie an einem Tor, das Mädchen, im Schatten und redete auf den Burschen ein, in dessen Faust reglos und steil die Axt hing.

Peter trat hinzu. „Du Hur!“ sagte er und wußte kein Wort mehr. Wind fuhr ihm in die Augen, daß er sie geblendet zusammenkniff. „Die Axt habe ich von deines Vaters Hof genommen“, meinte Hans, „Da — trag sie nach Haus und laß dies Mädchen in Ruhe, denn bei Gott du hast es mit mir zu tun, wenn du sie beschimpfst!“ Sie stierten sich wieder an und unter den hart aufeinandergerichteten Augen nahm Peter mit weitem Griff die Axt an sich. Sein Mund klaffte: „Was sagst du!“ Aber sein Blick war schwächer, er irrte ab. Da schluchzte das Mädchen. Er wandte sich ihr zu und da sah er nur sie, da stieg ihm die Wut, da fand er Worte. Die Axt in seiner Faust hing nicht reglos. Sie schwankte zornig mit. „Du!“ schrie er. „Sind wir dir alle dazu gut, daß du mit uns spielst!“ Er faßte sie am Halse und fühlte sofort die Hand des Vetters an der Schulter. „Laß los!“ heulte er nach rückwärts. Das Mädchen sank jammernd zu Boden. Die hellen Augen, groß aufgeschlagen, waren vor den seinen. Er wußte, sie gaben ihm recht. Dreifach quoll ihm das Blut in das Hirn. „Laß los!“ schrie er nochmals, riß sich frei, daß der Vetter taumelte, und spie dem Mädchen ins offne Gesicht.

Es waren nicht fünf Sekunden vergangen. Wie rauschte der Wald in der Stille! Hans lag blutig auf der Erde. Und eben begann das Mädchen zu schreien. Wie sie schrie! Peters Hand fuhr langsam über den Hinterkopf. Dahin hatte ihn Hans geschlagen, mit der Faust. Nun lag der Tote. Der Mond fiel auf ihn wie vorher auf die Straßenkehre.

* * *

Am nächsten Tag erzählte der Gendarmeriehauptmann dem Präfekten Calugescu, es sei nachts ein Bauernbursch verhaftet worden, der einen

Nebenbuhler mit der Axt erschlagen habe. Der Vater des Täters, irgendein Dorfrichter, habe ihn selbst mit den Gendarmen eingeführt. Alles um ein Mädchen — und sie hießen so und so. Calugescu war ein Freund des Volkes. Ihm zitterten die Beine. „Brüder", sagte er, „ich will ihn sehen".

Auch das Mädchen saß da auf einer Bank. Der Richter stand klein und gedrungen, über sein Antlitz flossen Tränen. Er stand weitab von dem Mädchen. Calugescu klopfe ihm auf die Schulter: „Du hast ihn selbst eingeführt. Brav! Brav!" Der Alte schwieg. Jonell verstummte. Überall sah er das Mädchen. Sie weint nicht, dachte er.

Man führte Peter herein. Calugescu sah nicht auf. Ich bin ohne Schuld, gings ihm durch den Sinn. Der Gendarm erzählte den klaren Tatbestand. Calugescu hörte Wort für Wort und atmete leichter. Da klang plötzlich eine andere Stimme, eine andere Sprache. Der Mörder redete und jemand übersetzte Wort für Wort. Er erzählte, was er und Hans auf der Brücke hatten tun wollen.

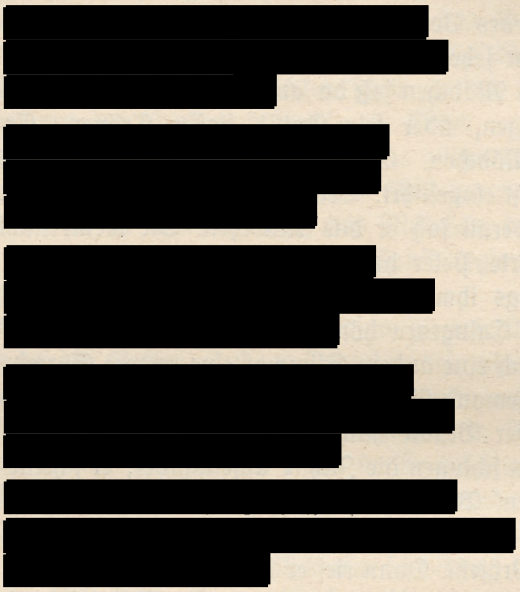
Calugescu schlugen die Zähne aufeinander, er schielte in das Gesicht des Burschen. Blaue Beulen saßen auf dessen Wange und Stirn. Die hatten ihm die Gendarmen oder Bauern geschlagen. Mein Gott! dachte der Präfekt. Dann rief er laut: „Ich habe deiner Liebsten nichts getan!" — Auf der Bank schluchzte das Mädchen auf. Der Mörder, rechts und links von Gendarmen umgeben, sagte gequält: „Warum kommen Sie zu uns?" Auch dies übersetzte der Dolmetsch.

Da war es vor Jonells Augen, als drehte sich die Riesenschaukel über seinem Dorf und die Röcke flogen. Und er sah das Kirchlein, den Popen und Sami Fischers Jagdwagen. Immer heller aber die Bäume im wehenden Himmel. „Ich bin nicht schuld!" sagte er, ehe er bewußtlos wurde.

Der Pope raufte sich die Haare, als Jonell von seinem Amte zurücktrat, sich im Heimatsdorf ankaufte und den Pflug zu führen begann. „Ich bin ein Bauer", antwortete der Sohn. „Daß mir Sami Fischer ja nicht ins Haus tritt! Ich hetze ihn mit den Hunden hinaus, denn einige Papiere habe ich noch in der Brusttasche." Vor seinen Augen lag gelb der Weizen, ohne Berge ringsum, ohne Wälder.

Spukhafte Nacht

Von Ruth Behrens



Die Jugendbundtagung in Heltau (26.—29. Juni)

Von Heinrich Zillich

Über Jugendbewegung haben wir in dieser Zeitschrift schon oft [1]) gesprochen. Zuletzt wies Dr. P. Honigsheim [2]) nach, daß das Ziel der deutschen Jugendbewegung auf die Schaffung einer der heutigen entgegengesetzten Gesellschaftsform innerlicher, unegoistischer Menschverbundenheit, einer wahren Gemeinschaft gerichtet gewesen sei. An diesem Traum ist die Jugendbewegung in Deutschland zerbrochen. Was übrig blieb, wandelt die Wege einer meist von Unjugendlichen geführten Jugendfürsorge, die bei uns dem „Siebenbürgisch-deutschen Jugendbund" zur Aufgabe [3]) wurde.

[1]) Klingsor I. S. 189, Klingsor II. S. 60, 341/380/419, siehe auch: Klingsor I. S. 1, 23, 98, 211/251, Klingsor II. S. 10, 50/97, 131, 169, 181, 216, 222, 293, 348, 370, 374, 392, 432, 441, Klingsor III. S. 34, 36, 56, 112, 116, 197, 214, 237, 236 Rundschau.

[2]) Klingsor III. S. 100.

[3]) Siehe den Aufsatz von Dr. Heinz Brandsch in diesem Heft.

Jener ersten Jugendbewegung Ziel aber wäre sinnlos gewesen, wenn der Drang zur Gemeinschaft sich nur auf die Schaffung von äußeren Formen gerichtet hätte. Die Bewegung wäre damit schon eingangs auf den heutigen Weg getreten. Anlaß und durch die Generation der Kriegsteilnehmer besonders befeuerter Grund war vielmehr die Sehnsucht nach innerer Gebundenheit, die erst einer Gemeinschaft Inhalt zu geben vermag. Jene Sehnsucht suchte nichts Greifbares, sondern Ergriffensein, Religion. Und wenn nun mit der Verflachung der Jugendbewegung deren Organisation maßgebend wurde, so blieb — dank jenes ersten Jugendimpulses — doch auf viel weitere Kreise wachsend ausgebreitet die einmal empfundene Sehnsucht bestehen. Der Jugendtrieb wurde zur geistigen Frage derer, die zwischen 1910 und der Gegenwart ins Mannesalter traten, wurde Sehnsucht zum Absoluten, zur religiösen Bindung für die, die der europäischen Krise keine äußerliche Machtfreude entgegenstellen können wie die älteren Generationen, die am Materialismus des vorigen Jahrhunderts bis in die Jetztzeit hinein nicht nur tätig beteiligt waren, sondern ihn als Erfolg noch heute erleben. Damit hatte sich aber die Fragestellung, die ursprünglich notgedrungen die der Jüngsten war, zum Problem für die Männergeneration Europas ausgeweitet und wurde vermännlicht, wurde zum Wort und Gedanken.

Es wäre eine lächerliche Überschätzung der Jugend, die in Bünden geschart ist, verlangte man von ihr das erlösende Wort. Es ist Vorrecht dieser Jüngsten, wortlos empfindend und gedankenfrei erlebend zu sein. Was Jugend in diesen Jahren zu geben vermag, ist nur ein ungefüger Ausdruck ihres Instinktes, der das Kommende fühlt und ersehnt — nichts weiter. Jugend ist Brücke zur Reife. Die Ufer sind des Mannes.

So ist es tief im Wesen der Gegenwartskrise begründet, daß die wahrhaften Regungen, die lebendige Not und Sehnsucht der Zeit auf dem Jugendtag in Heltau nicht durch die Jugendbundzöglinge laut wurden, auch nicht durch Vertreter der Organisationen, sondern ausnahmslos durch Männer, die im Kriege ihre maßgebenden Eindrücke empfangen hatten. Dabei waren diese Äußerungen nicht gegen die Jugend gerichtet, der doch die meisten dieser Männer an Jahren ohne weiteres zugeteilt werden können; aber die Jugend unter zwanzig hätte bloß einer Ahnung Ausdruck zu geben vermocht, während sich hier schon Wissen und Erleben äußerte. Noch eines berechtigt diese 25 bis 35jährigen zum führenden Wort, das größere Erlebnis der

Zeit im Kriege. Im Grunde durch nichts von den Problemen der Gegenwart verschieden, nur im Ausbruch krasser, sichtbarer und an Leib und Seele fühlbarer waren ihnen die Jahre 1914—1919 eine bessere Schule als den ganz Jungen deren behütete Jahrfünfte.

Wenn also diese Männer vor und um 30 aussprachen, was not tat, so sprach auch die erste Jugend aus ihnen, allerdings klarer, als sie es selbst vermocht hätte. Wogegen aber gesprochen wurde, im schärfsten Gegensatz, war der andere Teil der heutigen Menschheit, der religiös nicht berührte, der sich ungefähr mit denen deckt, die schon vor 1910 innere Ruhe fanden. Uns ist aber die Bescheidung auf das Sichtbare zur Qual geworden. Mag das Bewußtsein, den göttlichen Inhalt schon lange verloren zu haben, auch den Alten nicht fehlen, so haben sie doch bis heute in Kirche und Staat das Gegenteil dessen, was sie taten, durch leeren Formengehorsam betrieben. Sie empfinden den Widerspruch nicht, weil sie den Verlust nicht lebendig, sondern bloß gedanklich erfassen. So kam es auf dieser Tagung, daß wir staunend hörten, wie ältere Herren statt der wirklichen deutschen Not zu gedenken, die deutschen Eichen rüttelten und den Blätterregen trocken und raschelnd auf die Erde niedergehen ließen, auf der wir, die jenen wie Wolkengucker anmuten, zweibeiniger stehen als sie. Erheitert vernahmen wir, die doch nationales Werk leibhaft mit Waffe und Blut getan hatten, wie Besorgnis um uns in denen hochquoll, die niemals so stark dem Volksschicksal verbunden waren, daß sie dafür jahrelang sterbensbereit sein mußten.

Aber das Intermezzo war kurz. In überstürzter, formloser Weise brach in vielen Reden hervor, was in den vorgestellten Zeilen als Gegenwartssehnsucht aufgezeigt wurde. Zum erstenmal, meines Wissens, stand unsere durch Schicksal gewordene Herzenssache und Selbstanklage vor größter Öffentlichkeit ungewollt und plötzlich. Stand da vor dem praktischen Ziel der Tagung, das keineswegs gering bewertet sei, sondern nur richtig als zweitrangiges und menschlich-lösbares Problem.

Hätten wir, dieses Häuflein von zehn Leuten, die Aussprache, die vor allem ein Bekenntnis war, herbeiführen wollen, wir wären an der Formung geklebt wie Bienen am Blütenhonig und hätten nicht mehr als diese davongetragen. Daß es ungerufen zum Wort wurde, verlieh der Tagung jähen Wert und leitete über zum Abschluß, der auf geistigem Gebiete in der Montagabendsitzung durch die umfassende Rede Konrad Möckels gegeben war.

Was aber ist nun der Erfolg dieser Tagung, soweit wir von einigen erfreulichen praktischen Resultaten absehen, die im wesentlichen einen strafferen Zusammenschluß der deutschen Jugendbünde im Gesamtlande herbeiführen und etliche Wohlfahrtseinrichtungen schaffen?

Es traten in Heltau Vertreter der verschiedenen Richtungen zusammen: Abgesandte der Bruder- und Schwesternschaften, Mittelschuljugend, Wandervögel und Antisemiten, Guttempler und Mitglieder von Jünglings- und Jungfrauenvereinen, bildungsbegeisterte Töchter dörflicher Fortbildungsschulen und Gemeinderevoluzzer, Pfarrer aller Schattierungen, Rassenchemiker und natürlich Frauen der Volkswohltätigkeit. All diese Erscheinungen, die im ersten Sichten oft erheiternd und erschreckend wirkten, verblaßten, wenn man hinaustrat aus der Heltauer Kirche, die niemals so viel ungöttliches Zeug gehört haben mag (wie z. B. in der Rede des Dr. Siegmund) und den ersten Bauer auf seinem Gefährt wie das leibhaftige Leben durch die Dorfgasse fahren sah. An diesem Bild des Lebens, dem Bauer, der an der Kirche vorbeifuhr, blieb zu erkennen, daß jede Bewegung, die nicht aus dem Inneren des Menschen emporwächst, sondern dessen Einzeltun doktern will, im Sande weitersickert. Der Schreck, daß solche Teileinstellung jemals allmächtig werde, schwand und so hielt auch die Wirkung jener „Verkappt Religiösen" nicht länger an als bis zum zweiten Hufschlag des Bauerngauls, dem sein rumänischer Lenker eins über das Fell zog und gleich drauf das Kreuz vor der sächsischen Kirche schlug.

Aber noch eines gab dieses Bild zu bedenken: Die Abendfeier in der Michelsburg mit Weihepredigt und mehreren „Balladen", die da sehr düster und seltsam im Fackellicht gesprochen, gesungen, geblasen und geschritten wurden, mit dem Punkt 8 des Programms, der „Stille" hieß, wahrscheinlich „andächtige" oder „schöpferische", worauf ein schönes Sonnwendfeuer aufflammte, diese Feierstunde mag in vieler Hinsicht unecht gewesen sein, aber es kommt, so recht auch jedem, der sich dagegen wehrt, zu geben ist, es kommt nicht darauf an für die vielen hundert ganz jungen Menschen, die ihr Fest hier hatten. Was auch zu ihnen gesprochen wurde, es wird sie nur der Eindruck, mit hundert eben so Jungen bei Gesang und Tanz, Feuerschein und Wälderdunkel begeistert worden zu sein, nachhaltig beeinflussen. Sie werden nur dies als Erlebnis davongetragen haben, da die Fortsetzung der Festlichkeiten durch schlechtes Wetter verhindert war. Dies Ergebnis ist hübsch, begeisternd und für die Masse durch-

aus wünschenswert; im übrigen hat Gottfried Keller dazu das beste Wort gesprochen:

In Vaterlandes Saus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein.
Und kehr ich besser nicht nach Hause,
So werd ich auch nicht schlechter sein.

Sie werden also so, wie es hier steht, nach Hause gekehrt sein, die Gymnasiasten in die verworrene Problematik ihres Alters, die Bauernjungen zu ihrer mehr eindeutigen und egoistischen Anarchie.

Nicht so gleich geblieben und festglanzerfüllt kehrten wir heim, aber, glaube ich, freudiger. Kein greifbares Ergebnis, aber das Bewußtsein erhebt, daß zur Aussprache kam, was uns wirklich fehlt und was auch dem Gymnasiasten und dem Bauernburschen fehlt, weil es ihren Erziehern mangelt, und wonach sie sich sehnen und ihre Erzieher nicht.

Dieses Sehnen will kein Zertrümmern alter Formen. In Bruderschaften, Coeten und der Kirche sind lebendige Überlieferungen, die bloß Verinnerlichung brauchen. Jede neue Organisation ist ein leeres Kartenhaus gegen diese ererbten Glieder. Daß bisher, in ängstlicher Beobachtung der Jugend, deren Unruhe mit neuen Organisationen entgegengetreten wurde ohne den geringsten Erfolg, daß dazu aus gleicher Ursache alte Traditionen, besonders durch die Schule bei den Coeten, zerstört und durch ein unlebendiges Nichts zu ersetzen versucht wurde, deutet darauf, wie fern dem wirklichen Kern die Führer sind.

Nichts als das Eine: hier im ernstesten Fall des tatsächlichen Lebens nicht mehr oberflächlich zu helfen (und dadurch zu vernichten), sondern ehrlich zu erkennen und unserer durch das Schicksal gefügten Gottlosigkeit bewußter und dadurch größer zu werden und, wo es nottut, auch bereit zu sein, Zucht zu üben, denn welches Volk und welche Jugend bedürfte ihrer nicht, jenseits der Demokratie zu sein, die uns der innere Relativismus unserer Vorgänger übermachte — nur dies ist der Ertrag: ein Keim bloß, aber ein frischer.

Die Jugendfrage

Rede, gehalten von Dr. Konrad Möckel auf der Jugendtagung in Heltau

Die Jugendbewegung ist in ihrer Tiefe eine religiöse Bewegung. Soziale Erscheinungen dieser Art können sehr verschiedene Ursachen haben. Meist ist es die wirtschaftliche Not oder der politische Zwang,

die sie hervorrufen. Keines von beiden ist bei denen vorhanden, die Träger der Jugendbewegung sind. Nach reinen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten, nach wirtschaftlichen oder politischen Prinzipien urteilen und handeln ist überdies Zeichen von Vorsicht, Einsicht, Erfahrung, meist böser Erfahrung, lauter ganz unjugendlichen Bewertungen. Dagegen will die Jugend nicht Wohlergehen sondern Wahrheit, nicht Macht sondern Gerechtigkeit und Freiheit, nicht bloß den zweckmäßigen Fortschritt, sondern Vollkommenheit. Vor allem aber sehnt sich alle Jugend, die unverdorben und stark ist, nach reinem, gesundem, starkem Leben. Wer ihr das bietet oder auch nur so verspricht, daß die Erfüllung nicht ganz unwahrscheinlich ist, dem leistet sie Gefolgschaft.

Das sind die Kennzeichen der Triebkräfte, die in der Jugend „bewegen". Sie sind nicht gebunden an Zeitströmungen und besondere Gesellschaftsprobleme. In irgend einer Form sucht der junge Mensch das ganz Große, schlechthin Imponierende, schlechthin Erhabene, den absoluten, verläßlichen Maßstab, an dem er sein eigenes Leben messen und bewerten kann. Er sucht sich seinen Glauben. Wer mit vorurteilslosem Blick das heranwachsende Geschlecht ansieht, dem kann das nicht verborgen bleiben.

Nun ist allerdings wiederholt und mit einem gewissen Recht gesagt worden, daß wir bei uns keine Jugendbewegung haben. Wir haben allerdings nichts oder fast nichts von den Organisationen, die jetzt draußen in allen Abstufungen zu finden sind. Wir brauchen das nicht zu bedauern. Denn es bleibt uns damit sehr viel Unreifes, Überspanntes, ja Krankhaftes erspart. Aber zweierlei muß doch auch in unserm Volksleben festgestellt werden: Erstens, daß eine „Bewegung" — angeregt durch die großen Wellen im Deutschen Reiche — auch durch unsere Reihen geht, und zweitens, daß auch bei uns die Bewegung in merklichem Gegensatze gegen vieles Alte steht, das gestern noch in voller Geltung war und heute diese auch noch beansprucht. Ein stärkeres Hervortreten, ein auffälligeres Drängen der Jugend ist fraglos ein Wetterzeichen der Zeit. Es ist nicht das einzige, aber ein besonders bedeutsames, denn es betrifft unser Leben besonders unmittelbar.

Was will uns dieses Wetterzeichen sagen? Man kann ihm die verschiedensten Deutungen geben. Eines aber ist gewiß: es deutet einen Notstand unseres Lebens an. Es stimmt etwas nicht mehr in der Gliederung unseres Gesellschaftsbaues. Von unten wächst Jahr für Jahr neues Leben in unsere Gesellschaft mit ihren Formen hinein. Es ergeben sich Konflikte zwischen diesem Leben und den Gesetzen,

Pflichten und Rechten, in die es sich kleiden soll. Dieser Vorgang ist zwar, wenn er in gewissen Grenzen sich vollzieht, ein ganz natürlicher, den jede neue Generation durchzumachen hat. Dabei spricht man auch noch nicht von Jugendbewegung. Aber nun will es vielfach scheinen, daß die jugendliche Erfüllungssehnsucht nicht mehr zu den Formen finden kann und finden will, die unser Leben bisher getragen haben. Ist uns die Kraft abhanden gekommen, das junge Leben zu meistern und in die alten Formen zu lenken? Sind die Formen selber morsch und überständig geworden? Oder ist es eben darum, daß neue Zeiten gekommen sind, die das Alte zertrümmern und an seine Stelle neues, noch unbekanntes und unentwickeltes Leben setzen wollen?

Diese Fragen scheinen mir den Punkt zu bezeichnen, an dem wir, Pfarrer und Lehrer, die wir die Verantwortung tragen nach beiden Seiten, dem jungen Leben und den alten Lebensformen gegenüber, eingreifen und mitreden müssen, auch wenn wir sonst vielleicht dem, was man so im allgemeinen Jugendbewegung nennt, ohne größeres Interesse gegenüberstehen sollten. Eingreifen nicht etwa im Sinne einer starren Verteidigung des Alten; denn darin liegt ja gerade die Schwierigkeit, daß wir das nicht können und dürfen. Und doch sind wir uns über eines von vorne herein einig; auch die Leitung des Jugendbundes hat es wiederholt ausgesprochen: Die Formen, die wir besitzen, sind gut und zweckmäßig. Es gilt nur sie mit Leben zu erfüllen. Diese Formen sind aber die Einrichtungen unserer Volkskirche. In Deutschland müht man jetzt sich darum, das zu erringen und zu schaffen an volkskirchlichem Leben, was bei uns seit Jahrhunderten die stille Kraft unserer Gemeinden bildet, gewachsen und geworden ohne viel bewußtes Organisieren. Daß wir unsere Landjugend in Bruderschaften und Schwesterschaften geeint beisammen haben, daß wir auch in unsern Mittelschulen die alte Tradition unserer Coeten haben, sind Vorteile, die wir nicht hoch genug veranschlagen können.

Allein mehr als einmal hat man es leider hören müssen, daß das neue, heute die Jugend bewegende Leben diese Formen bei Seite geschoben hat. Liegt das doch vielleicht an den Formen? — Es gehört nicht viel Weisheit dazu um festzustellen, daß Formen tot sind. Es liegt auch gar nichts daran, daß wir sie sklavisch zu erhalten suchen, wenn es um das Leben geht. Aber es liegt daran, daß wir das Leben bewahren, das wir ihnen zuzuführen gedachten. Was aber ist der tiefste Gehalt und die beste Sehnsucht dieses Lebens? Ich habe eingangs behauptet, es sei Religion. Religion im Sinne eines sich

Bekennen-Wollens zu etwas Großem, Starkem, Gewissem, dem man seine Zukunft anvertrauen darf. Im jugendlichen Menschen kann das naturgemäß alles nur ersehnt, nebelhaft verschwommen sein. Aber — ich wiederhole — wer es vermag auszusprechen, was sein Herz nur ersehnt und in der Tiefe bewegt, der hat ihn auf seiner Seite. Er will ein Bekenntnis, dem er mit seinem besten Wahrheitswillen sich anschließen darf; er will eine Überzeugung hören, die wirklich Überzeugung ist und hinter der er das Leben fühlt; er will mehr als Verbote und Vorschriften, die auf reine Zweckmäßigkeit abzielen.

So wird die Jugendfrage zu einer religiösen Frage und mehr als das, sie wird zu einer brennenden tiefernsten Frage der Jugendführer. Sie wird es in diesem Zusammenhange umso mehr, als wir alle in irgend einem Sinne Träger unserer Kirche sind, die uns einzig und allein die Formen und Möglichkeiten der Einflußnahme auf unsere eigene Zukunft, das ist aber unsere Jugend, gibt.

Woran liegt es also, wenn die Bewegung unserer Jugend an uns vorübergeht, soweit wir, das in Amt und Verantwortung stehende Geschlecht, eben Träger unserer Volks- und Kirchenformen sind? Man kann Verantwortung niemals dort suchen, wo sie natürlicher Weise nicht sein kann. Nicht bei den Geführten, sondern bei den Führern. Wir Führer müssen so sein, daß das junge Geschlecht uns mit Vertrauen entgegenkomme; uns und dem, das wir zu vertreten haben. Dazu gehört sehr viel, und ich darf nicht wagen, den Versuch zu machen, es mit wenigen Worten hier zu schildern. Aber eines ist um so gewisser; eines muß der Führende in sich tragen: das ist den Glauben. Darauf kommt alles an. Von beiden Seiten werden wir darauf geführt. Wehe uns und wehe unserer Zukunft, wenn wir versagen. Glauben müssen wir haben, nicht etwa an die Jugend, denn die bedarf es nicht, daß man an sie glaube. Glaube auch nicht an Volkstum und deutsche Art, denn denen sollen wir ja gerade helfen durch unsern Glauben, die sollen durch unsern Glauben erst ihren Sinn erhalten. Wir können sie höchstens mit einschließen darein. Sondern uns tut Glauben im tiefsten Sinne des Wortes not: Glauben an ein Ewiges, an unvergängliche Wahrheit, an Frieden und Liebe als ewige siegreiche Mächte, an Erlösung und Reinheit.

Es kann sein, daß wir andere Worte gebrauchen als das junge Geschlecht. Es kann sein, daß wir uns häufig, nur allzu häufig mißverstehen; daß allerlei noch zwischen uns steht, was im Wesen veränderter Zeiten liegt. Das aber will die Jugend in ihren besten

Teilen, daß sie solchen starken Glauben bei uns finde; das fordert sie von uns, daß wir sie hinführen, hinziehen zu starkem Glauben.

Es heißt völlig verkennen, was evangelische Freiheit bedeutet, wenn man unter dem Deckmantel dieses Wortes oder ähnlicher der Jugend nichts bietet als die leeren Formen von Geboten und Verboten, deren tiefern Sinn man vielleicht selber nicht ganz versteht und für die es niemand wagt, mit ganzer Kraft auch wirklich einzustehen. Dem Mangel sucht man dann abzuhelfen durch viel Wissensstoff und sogenannte Objektivität. Und dabei ist doch die höchste Aufgabe von uns Lehrern ein volles Herz zu haben, das entschieden und kraftvoll Stellung nimmt zu allen Fragen des Lebens. In „parteiischem Enthusiasmus" müssen wir sprechen: So ist es recht und wir wollen, daß ihr auch so glaubt und handelt wie wir. Gegen die Kraftlosigkeit vielen Wissens, hinter dem kein geschlossenes Bekennen mehr stand, ist die Jugendbewegung erwachsen.

Nur durch starkes Bekennen, durch Bekennen zu Ewigem, Unwandelbarem lassen sich alle Gegensätze überbrücken. Wo nicht ein tiefer Glaubenston mitschwingt, wird Stadt und Land niemals zusammenkommen. Das Volkstum ist uns wohl ein teueres, hohes Gut, aber zum heiligen Gut wird es auch erst dort und erst dann, wo wir es als Gnade nehmen aus den Händen des Ewigen. Damit soll nicht der unbedingten Autorität der Kirche das Wort geredet werden. Wohl aber all dem Leben, das die Kirche in ihrem besten Falle zu pflegen und zu hüten verpflichtet und berufen ist. So wollen wir mit starkem, gläubigem Vertrauen in ewige Mächte ihre Formen erfüllen, die sie uns das gegebene Bollwerk für Glauben und Leben ist. Aber wir wollen uns nicht engherzig einschließen darein, wohl wissend, daß das Leben mehr ist als die Form. Wo immer wir starken Glauben erwachsen sehen in den zersetzenden Einflüssen der Zeit, wollen wir ihn pflegen und behüten. Denn er ist das Lebenselement, aus dem alle Kräfte sich verjüngen; das Lebenselement, ohne das wir keine Jugend und keine Zukunft haben.

Ich will mit all dem nicht gesagt haben, daß damit die Jugendfrage gelöst sei. Man kann bei größter Begeisterung und tiefstem Glauben vieles verkehrt machen und mit seinen Plänen scheitern. Man kann scheitern daran, daß der eigene Glaube nicht ausreicht starke Hindernisse zu überwinden. — Auch will ich nicht sagen, daß mit dem Glauben alles getan sei. Im Gegenteil. Nun erst kommt die Fülle der Einzelaufgaben, das ganze reichhaltige Programm, das

auch diesen Beratungen zu Grunde liegt. Aber eines möchte ich zum Schlusse nochmals unterstreichen: Jedes Programm, jede Einzeltat, alles Organisieren bekommt erst seinen Sinn durch den Glauben und die Begeisterung, die wir in all dies hineintragen. Man denke nicht, daß es uns an dem liegt, was „positiv" geleistet wird. Das ist auch so einer von den vielen Irrtümern unserer materialistischen Zeit, daß man glaubt, die Kraft und das Leben messen zu können daran, wie laut geschrien und wie schnell in die Wette gelaufen wird, wie viel Vereine und Zeitungen gegründet werden. Namentlich aber den, der Führer sein soll, kann man nicht darnach bewerten, wie geschäftig er im Organisieren ist. Viel wichtiger ist, daß er so fühlt und denkt und dies durch sein ganzes Verhalten beweist, wie es von unserer, Leben und Reinheit und Großes suchenden Jugend erstrebt und ersehnt wird.

Sie werden bei weitem nicht alle folgen, die Jungen, auch wenn der Führer ein Siegfried oder Parzival sein sollte. Aber das ist auch gar nicht nötig. Wir sind nicht eine Armee Soldaten, wo alles auf Befehl im gleichen Takte geht. Wir sind ein lebendiger Organismus. Ein solcher hat einzelne Punkte der Kraftsammlung und des bevorzugten Wachstumes. Solche Wachstumspunkte müssen die Führer sein. — Wir berufen uns alle so gerne auf Stephan Ludwig Roth. Es gibt nicht einen unter uns, der annähernd so wäre oder gewesen wäre wie jener Mann. Ist also sein Lebenswerk verfehlt gewesen? Nein! Ungeheure Wellen von Leben und Kraft sind aus jener Führergestalt herübergeflossen auf die, die schwächer waren, als er.

Das heißt Führer sein. So spricht unsere Vergangenheit zu unserer Zukunft. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Kleinarbeit im Rahmen des Allgemeinen Sieb.-Deutschen Jugendbundes

Von Dr. Heinz Brandsch, Obmann des A. S.-D. J.

Der Allgemeine Siebenbürgisch-Deutsche Jugendbund ist in der Nachkriegszeit neugegründet worden, in einer Zeit, da man nach dem Zusammenbruch den Segen fester Formen und heiliger Ordnung wieder zu schätzen verstand; er hat — zumindest in Schäßburg — Jugendräte abgelöst, die mehr oder weniger politisch eingestellt waren und mit dem Erringen eines gewissen Einflusses der Jugendlichen in

allen völkischen Organisationen ihr Ziel erreicht hatten und somit überflüssig geworden waren.

Die Gründungszeit unseres Bundes deckt sich also ungefähr mit der Zeit der zweiten Tagung auf dem Hohen Meißner. Vielleicht ist das nicht so ganz unwesentlich für die Form, die unser Bund annehmen mußte.

Bedenkt man weiterhein, daß seine Hauptträger vor allem dem Pfarrer- und Lehrerstand angehören, daß es galt, die gesamte sächsische Jugend aller Stände zu sammeln, so wird man verstehen, daß die Kleinarbeit, die pädagogische Einstellung, die Arbeitsweise der Jugendfürsorge hervortreten mußte. Wir wollten keine Jugendbewegung machen. Wie wäre das auch möglich? Wir wollten auch nicht eine Jugendbewegung abfangen und in das ruhige Fahrwasser der Fürsorge überleiten. Es gab doch keine eigentliche Jugendbewegung bei uns.

Wir sahen aber und hörten die Not, in der unsere Jugend drinnen steckt. In Heltau ist wieder erschütternd von ihr gesprochen worden. Wir sahen auch die Gefahr, die unserm Volke von allen Seiten, von innen und außen, drohte, und wollten, damals noch mehr als heute zur Jugend gehörend, unserm Volke eine brauchbare Gruppe jugendlicher Kämpfer und Kämpferinnen zur Verfügung stellen.

Aus diesen nüchternen Erkenntnissen heraus ergaben sich uns ebenso nüchterne, klare Teilziele, die wir jenen Hochzielen: Evangelium und Deutschtum, unterordneten. Es ist ja zweifellos, daß im Wettbewerb die Kleinarbeit neben der Wucht großer Gedanken und hinreißender Gefühle zurückgedrängt und unscheinbar klein wird, wie man ja gerne geneigt ist, neben dem genialen Baumeister des einfachen Handlangers zu vergessen.

Wer aber wirklich die Masse unserer Jugend kennt, die Jugend, die unsere ländliche Fortbildungsschule bevölkert oder den Gewerbestand einmal ergänzen soll, der muß sich sagen: an diese Jugend kommt man nur durch Kleinarbeit, durch praktisches Arbeiten heran. Mit dieser Jugend muß man in endlosen Proben einfache Volkslieder singen, muß ihre ungelenken Glieder in primitiven Freiübungen beweglich machen, muß sie beim Einstudieren von Volksstückchen lesen, sprechen lehren, muß ihnen Augen, Ohren, Herzen öffnen, um sie erst empfänglich zu machen für das, was hoch und heilig und geistig ist.

Man muß drinngesteckt haben, Jahre hindurch in solcher Kleinarbeit, die zu den schwersten und mühseligsten Arbeiten gehört, die Menschen auf sich nehmen können, um auch ihren Wert — und ich

möchte es mit aller Entschiedenheit betonen — ihre absolute Notwendigkeit zu verstehen. Es kann nicht geleugnet werden, daß in jedem Menschen innere, geistige Kräfte leben, die häufig auch ohne Mitwirkung anderer sich frei und schön entfalten können. Im allgemeinen aber ist es doch so, daß andere mithelfen müssen, damit diese Entwicklung möglich, oder daß doch zumindest durch solche Mithilfe das Wachstum beschleunigt wird.

So verstandene Erziehungsarbeit — in Familie, Schule, Jugendorganisation und allen übrigen äußeren Formen menschlichen Lebens — gehört somit zu den wichtigsten Aufgaben, die einem Volk, der Gesellschaft gestellt sind.

Der Allgemeine Siebenbürgisch-Deutsche Jugendbund stellt sich nun bewußt in die Reihe jener Erziehungs- und Bildungsstätten, die im Sinne eines Wortes Pestalozzis ihren Zweck darin sehen, daß diese innern Kräfte der Menschennatur, auch der niedersten, zur reinen Menschenweisheit emporgebildet werden.

Vielleicht versteht man unsere Arbeit besser, wenn man in ihr einfach eine Fortsetzung der Schularbeit sieht. Daß dabei die Formen der Erziehungs- und Bildungsarbeit freiere, andere sein müssen als die der Schule, ist ja selbstverständlich. Vielleicht begreift man es dann auch, weshalb die Schulfragen — es sei u. a. erinnert an unsere 1. Flugschrift — im Vordergrunde unserer Beratungen stehen, daß wir die Fortbildungsschule zu einer Schule der Jugend machen wollen, daß wir immer wieder auf die Gründung von Volkshochschulen zurückkommen. Vielleicht versteht man dann auch das etwas Schulmäßige und Nüchterne unseres Arbeitsprogrammes.

Ich darf wohl, eben um möglichst klar und einfach und handgreiflich zu zeigen, was wir eigentlich durch praktische Arbeit zu erreichen versuchen, die Ziele und Arbeitswege unseres Bundes in wörtlicher Übereinstimmung mit unsern Satzungen, die schon 1921 geschaffen worden sind und auf Grund langer Beratungen schließlich all das aufzählen, was der Bund und die ihm angeschlossenen Einzelvereine an praktischen Arbeitszielen besitzen, hier wiedergeben:

„Ziel: Der Allgem. Sieb.-Deutsche Jugendbund will seine Mitglieder a) staatsbürgerlich und völkisch erziehen, b) für wirtschaftlichen Fortschritt begeistern und in wirtschaftliche Fragen und Arbeit einführen, c) an ihrer allgemeinen und fachlichen Fortbildung mitarbeiten, d) die Berufswahl derselben durch Rat erleichtern und frohe Schaffenslust in der Jugend erwecken, e) die kulturelle Eigenart unseres Volkes kennen und schätzen lehren, f) die Pflege der Volkskunst (Volkstracht, Volkslied, Volkstanz usw.) und Volkssprache fördern, g) das religiös-sittliche Erbe der Väter in Gesinnung und Tat erhalten helfen, zeitgemäß ausgestalten, um so zur Selbst-

verantwortlichkeit und Charakterfestigkeit zu führen, h) die körperliche Ertüchtigung und Stärkung der Jugend fördern, i) die Abwehr von Schädlingen (Alkohol, Tuberkulose, Nikotin, Geschlechtskrankheiten, Engelmacherei usw.) erleichtern, j) Erziehung zur enthaltsamen Lebensweise treiben, k) Frohsinn, Kunstsinn und Naturssinn in der Jugend fördern und wecken, l) überhaupt die sieb.-deutsche Jugend in Stadt und Land einander näher bringen, sie geistig, gemütlich, willensmäßig und körperlich so fördern, daß sie ihrem Volke und Vaterland möglichst wertvoll werde.

Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind: a) Veranstaltung von Vorträgen, b) gemeinsamer Leseabende innerhalb der Ortsgruppen, c) von Belehrungsreisen, d) von sozialen Kursen, e) von Kursen zur Heranbildung von Jugendpflegern und -pflegerinnen, f) Anstellung eines Jugendanwaltes (Jugendpflegers, -pflegerin), g) Einrichtung einer Berufs- und Rechtsberatungsstelle und Auskunftskanzlei, h) Errichtung von Herbergen und Jugendheimen, i) von Werkstätten für Handfertigkeitsunterricht, j) Anleitung zu gemeinsamem Arbeiten, zu praktischer Betätigung im Sinne des Jugendbundgedankens, k) Einrichtung von Jugendsparkassen, l) Mithilfe zur Vorbereitung und Errichtung von Volkshochschulen, m) Herausgabe eines Jugendbundblattes und von Flugschriften, n) Errichtung einer Jugendbundwanderbücherei und Ausleihstelle für Theaterstücke, Lichtbilder usw., o) Bekämpfung der Schundliteratur, p) Unterstützung der Bestrebungen der angeschlossenen Vereine, q) Einwirkung auf die Behörden im Sinne einer erfolgreichen Jugendpflege, r) Veranstaltung von Jugendspielen, Pfadfinderübungen, Wanderungen, Turnfahrten, Volksfesten, Theateraufführungen, Gesangsvorträgen u. dergl., s) Anhaltung der Mitglieder zu regelmäßigem Besuch von Kirche und Schule."

Und der bisherige Erfolg unserer Jugendbundarbeit?

Es ist für jemanden, der mitten in dieser Bewegung drinnsteckt, nicht leicht, in einigen Worten Rechenschaft über die Arbeit von 4 Jahren abzulegen. Es ist auch möglich, daß wir uns etwas als eigenen Arbeitserfolg buchen, was auch ohne uns gekommen wäre, oder daß uns etwas als gelungene, wertvolle Tat erscheint, was nach der Ansicht anderer — besser unterblieben wäre.

Wir meinen aber, daß der Allg. Sieb.-Deutsche Jugendbund als bisherige Erfolge buchen darf: 4 große Tagungen, die zumindest deutlich gezeigt haben, daß unsere bisherigen Jugendorganisationen und unsere Jugendfürsorge nicht auf der Höhe stehen, daß vieles noch zu tun sein wird, Tagungen, die aber auch gangbare Wege gewiesen haben; Förderung der Leibesübungen auf unsern Dörfern durch das mit den Tagungen verbundene Turnen; direkt oder indirekt durch uns veranlaßte Gründung von Jugendorganisationen in Städten und Marktflecken, wo von einer Jugendarbeit bisher kaum die Rede war; Belebung der Arbeit in manchem schon bestehenden Jugendverein; Herausgabe eines Jugendbundblattes (im 6. Jahrgang), das schon manchen wertvollen Gedanken hinausgetragen und manchem Jugendlichen Gelegenheit gegeben hat, durch Mitarbeiten selber geistig zu wachsen; Herausgabe von 4 Flugschriften in vielen Tausenden von Exemplaren, die wesentliche Fragen, wie die unserer sächsischen Schule,

der Dorfbühne, unserer Jugendorganisationen berühren; Herausgabe eines von der Presse, aber auch von der Jugend selbst beifällig aufgenommenen Jahrbüchleins und Beteiligung an der Herausgabe eines Liederbuches für die deutsche Jugend; Aufnahme der Arbeit zur Gründung von Jugendherbergen, der Einrichtung einer Jugendburg; Mitwirkung bei der organisatorischen Zusammenfassung der deutschen Jugend in andern deutschen Siedlungsgebieten unsers Vaterlandes; Errichtung eines Jugendamtes, zusammen mit dem Kulturamt usw.

Was geleistet worden ist, mag dem Außenstehenden als wenig erscheinen; der an der Arbeit Beteiligte aber, der die vielfachen Widerstände kennt, mit denen bei uns jede Bewegung zu kämpfen hat, der an die Hunderte von Berichten, Werbeveröffentlichungen, Zeitungsaufsätze, an die immer wieder notwendige Aufklärungsarbeit zurückdenkt, der freut sich, daß zumindest soviel erreicht werden konnte.

Mit der Heltauer Tagung hat die Kritik an unserer Arbeit von allen Seiten her begonnen. Wir haben sie bewußt herausgefordert. Wir sind nach Heltau gegangen, um es zu einer Entscheidung kommen zu lassen. Wir haben es von dieser Tagung abhängig gemacht, ob wir weiter in dieser Arbeit drinnen bleiben sollten oder nicht. Nicht in letzter Linie die Betrauung, die uns von den Vertretern der Jugendorganisationen der übrigen deutschen Siedlungsgebiete zuteil geworden ist, zwingt uns, dem begonnenen Werk treu zu bleiben.

Wir brauchen aber Vor- und Mitarbeiter! Der eine wird sich mit seiner ganzen Arbeitskraft in die Kleinarbeit unseres Bundes hineinwerfen, der andere wird mit klarem, scharfem Blicke unser Treiben beobachten, kritisieren, Irrwege darin aufweisen, Ziele zeigen können, der dritte wird sich begeisternd an die Spitze einer begeisterungsfähigen Gruppe stellen und vorwärts stürmen — niemand aber sollte seine Mithilfe ganz versagen.

Im Grunde genommen wollen wir doch sicher nichts Schlechtes und Unnötiges!

Der Expressionismus und seine Überwindung

Von Misch Orend

Keine Kunst hat so unmittelbar den Sprung in alles Ungeformte, Chaotische, Unaussprechliche getan wie der Expressionismus. Jede gewohnte Bindung ist gesprengt worden, alles Logische überwunden, um durch Stammeln, durch Verrenkung und durch Sinnlosigkeit einen Sinn anzudeuten, der noch nicht geformt werden kann.

War schon der Naturalismns eine Revolution, so war er jedenfalls nicht aus Menschen entstanden, die innerlich ganz das Dämonische dieser Zeit erlebt hatten, sondern es war eine Revolution von oben herab, ein erstes Augenöffnen für den neuen Menschen, der in dem Gebrüll der Großstadt und im Getöse der Fabriken entstanden war.

Und so hatte der Naturalismus auch nur die große äußere Not dieses neuen Menschen irgendwie begriffen und war bemüht, durch soziale Maßnahmen Hilfe zu schaffen; vor allen Dingen aber diese angefühlte Not in die Welt zu schreien. Er war den Dingen nicht auf den Grund gegangen, und hatte diesen neuen Menschen noch nicht in der Tiefe seines Wesens erfaßt.

Der Impressionismus wieder, als Reaktion auf den Naturalismus, war zu sehr idealistisch in seinem Grundwesen, war zu sehr ein Haften an der Oberfläche, zu sehr nur der Blick aus der Nähe einer Abgeschiedenheit auf das Flimmern und Wogen draußen, als daß er aus dem Wogen selber entstanden wäre.

Hatte der Naturalismus erstmals die Straße, die Fabrik, das Hinterhaus entdeckt, so plauderte der Impressionismus auf geistreiche Art über diese Dinge. Gewiß, es war ihm ernst um alle Erscheinungen der Außenwelt, aber seine Herkunft konnte er dennoch nicht verleugnen, seine Herkunft aus „der guten Gesellschaft“: dieses Leichte und Flimmernde, dieses Andeuten und Verhüllen, dieses sensible Gleiten über die Oberfläche.

Und dennoch lag schon in ihm der Keim für etwas Neues, das unten brodelte und noch nicht zu sich selber gefunden hatte; und gerade dieses Nervöse, das Zittern und Auflösen der Gegenstände in Punkte und Farben, diese Abkehr von der realen Wirklichkeit und das Hinwenden zu dem Duft, der über den Dingen liegt, ließ ahnen, daß auf etwas Unfaßbares gewartet wurde, vor dem man halb die Augen schloß, um selbst im Flimmern noch eine ererbte Schönheit zu genießen.

Nun aber brach der Sturm los. Was sich in dem betäubenden Lärm der Eisenwerke, was sich im Großstadt-Massengewoge an Gefühlswerten aufgespeichert halte, was die Sehnsucht bei eintöniger Arbeit an irgend einem Hebel in die Seele gefressen hatte, was der Aufmarsch einer tausendköpfigen Menge an neuen Kraftgefühlen ahnen ließ, — nun wurden sie hinausgeschleudert, mit Brüllen und verzerrten Gesichtern, mit fliegenden Haaren und rollenden Augen, als ein unendlicher, ungeheurer Schrei.

Räumliche Entfernungen wurden nicht mehr als Hindernisse erlebt, und dadurch vergrößerte sich der Wert der Zeit, Millionen Menschen wurden auf einen Haufen zusammengeballt, die von unsichtbaren Händen, geleitet wurden, Maschinen und Fabriken wurden selbstherrliche Götzen, die ungeheuere Kräfte in sich bargen und vor denen der Mensch den Wert einer Laus hatte, sie wurden zerknickt, aber das Werk ging weiter.

Alte Bindungen wie Kirche und Adelsverbände als anerkannte Herrschaftsformen verloren ihren Sinn, da sie nicht Zeit hatten, sich umzustellen. Alle alten Werte wurden entwertet, und dem ungeheuren innerlichen Schwung, den jedes starke Gefühl zurückließ, gab nichts Ausdruck.

Zu dieser großen innerlichen Verwirrung und Auflösung aller ererbten Begriffe kam noch gänzliche Verdinglichung des Menschen hinzu: als lebender Hebel, als fahrender Kaufladen, als bebrilltes Lexikon, als mathematische Formel. Alle tiefen Regungen, die erst den Menschen zum Menschen machen, waren erdrosselt durch den Betrieb als Wirtschaftsbetrieb, Schulbetrieb, Lehrbetrieb oder Kirchenbetrieb.

Dazu kam dann als letztes der Krieg. Was sonst noch in alte Bindungen verstrickt war, erfuhr hier im Anblick des Todes die entgültige Loslösung, die Besinnung auf sich selbst. Augen und Ohren waren erfüllt von dem rauschenden Geschehen, das sich mit Eisenklammern ins Innere eingrub und seiner Deutung wartete. Wie eine Masse Zündstoff lagerten die Erlebnisse in der Seele, die sie nicht verdauen konnte, jeden Augenblick bereit, den ganzen Menschen zu sprengen.

War schon die Wirtschaft zum Schicksal geworden, das nicht mehr begriffen wurde, so vollends der Krieg. Die ungeheure Spannung mußte gelöst werden, die ungeheure Leere in der Loslösung aller Bindungen mußte mit einer neuen Formung erfüllt werden, wo aber fand man diese neue Form?

Aus diesem Zustand heraus erwuchs der Expressionismus, revolutionär bis in seinen innersten Kern, in diabolischer Verzerrung, voller Hohn für alles Gestrige, als ein verzweifelter einziger Schrei. Keine Form wollte mehr Gefäß sein für das Wogen, das im Menschen fraß, kein Gott erbarmte sich dieser Inbrunst, die Asien näher liegt als Europa, am nächsten aber Afrika ist.

Die Kunst zerriß Menschen und Gegenstände in Fetzen und legte sie wirr durcheinander; erfand Töne, die in Innerasien ihre wesens-

verwandten Menschen hatte und sträubte sich gegen jedes mathematische Gepräge. Sie lallte wie die Kinder, verrenkte die Glieder wie die Hottentotten in ihrem Kral in Afrika.

Etwas ungemein Dynamisches lag darin, eine Ekstase, ein Rausch, der noch nicht wußte, was er wollte, wohin er wollte; und so blieb einzig der große Schrei. Ist es der Schrei nach einer neuen menschlichen Geltung? Ist es der Schrei nach einem neuen Gott?

Und gerade im Erlebnis des Krieges liegt es, daß auch wir in Siebenbürgen irgendwie Anteil haben an diesem großen Schrei, in Dorf und Stadt, bei Bauern und bei geistig ergriffenen Menschen. Wenn es sich auf dem Dorf auch zu politischen Sonderungen rationalisierte, wenn diesem Schrei also ein Vernunftgrund unterschoben wurde, wie man es so oft in Versammlungen erleben konnte; oder wenn er bei erkennenden Menschen so unmittelbar zum Ausdruck kommt, wie auf der Jugendbundtagung in Heltau — immer ist es der Schrei nach der neuen Bindung, die uns alle umfaßt und der wahre Ausdruck unseres ganzen Wesens sein soll. Noch haben wir sie nicht.

Die alten Bindungen werden heute lediglich intellektuell bejaht, nicht aber aus dem untersten Grund unseres Wesens, das hinter der Vernunft liegt. Wir wollen eine starke Bindung und nicht eine Bindung nur für Schwache und Beladene. Ein starkes Zeitalter bricht heran, dessen Träger den Blick, über die heimatlichen Berge hinweg, über die ganze Erde werfen, um das, was ewigen Wert hat und je von Menschen geschaffen wurde, in sich aufzunehmen.

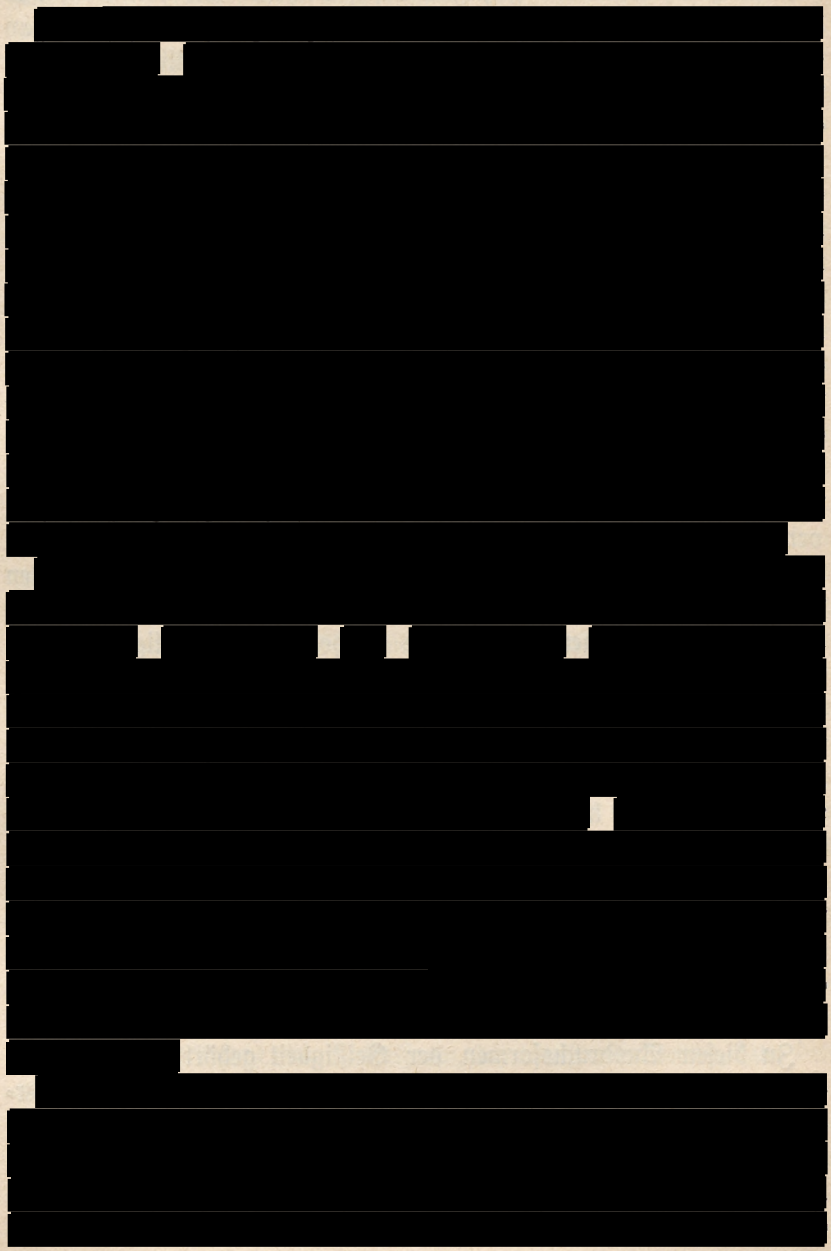
Daher muß denn alles Morsche zu Boden geworfen werden, ehe sich das Neue formen kann. Das Neue aber muß stark und schwer sein, muß die Welt, die ganze Erde als unsere Welt umfassen, es muß uns die Freiheit geben, die der Drang in uns erheischt, damit er ein geformtes Gebilde werde, der Gott muß aus uns heraus kommen, der sein Antlitz uns verbirgt, der Gott, der Leben heißt und der uns befiehlt, Bruder zu sagen zu Tier und Pflanze, zu Erde und Stein, da wir derselben Art verschiedene Form sind.

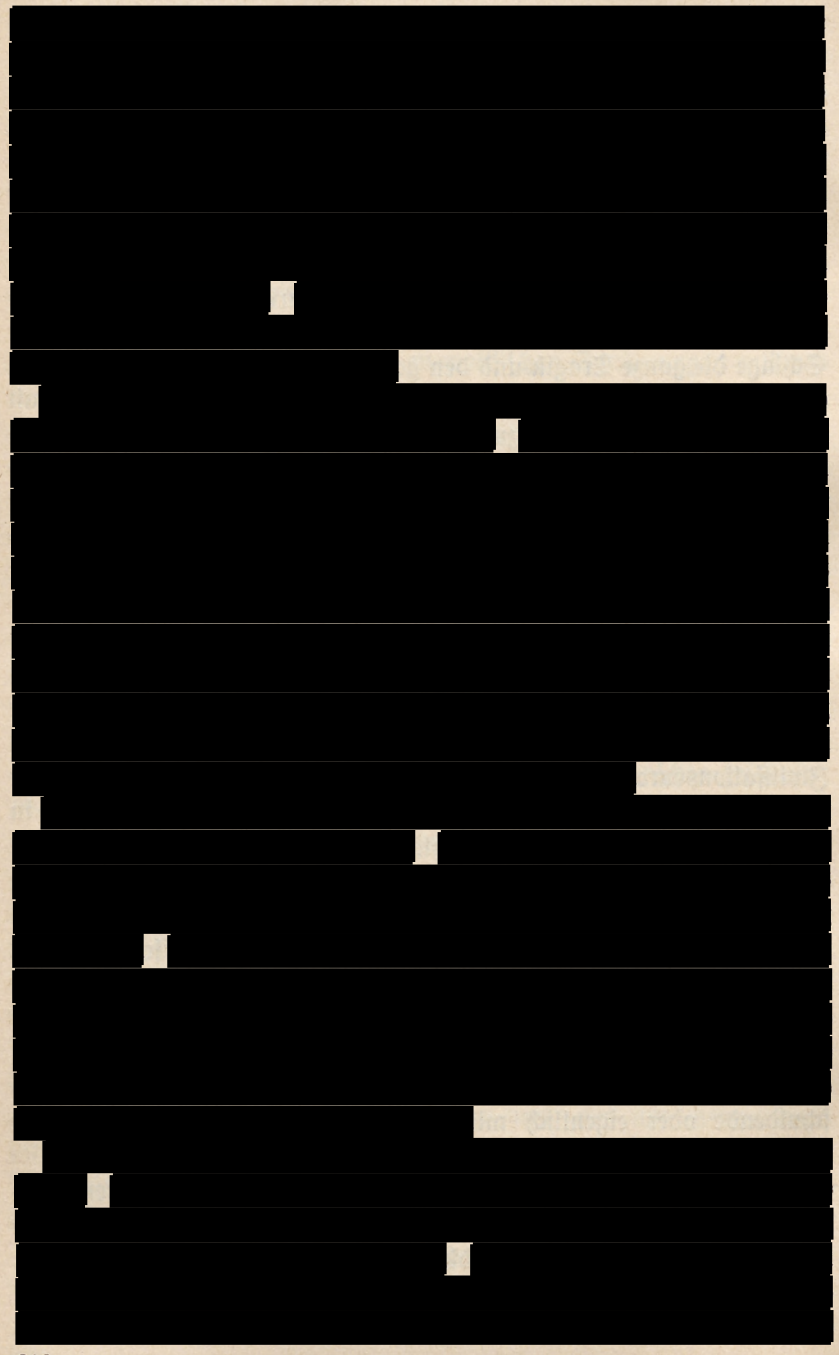
So komme denn diese Bindung über uns, aus uns heraus und forme in uns, in Dorf und Stadt, diesen ungeheuren Drang, der zum Bild noch nicht werden konnte. Wir aber werden alle Hindernisse aus dem Wege räumen und als Totengräber nicht Angst haben.

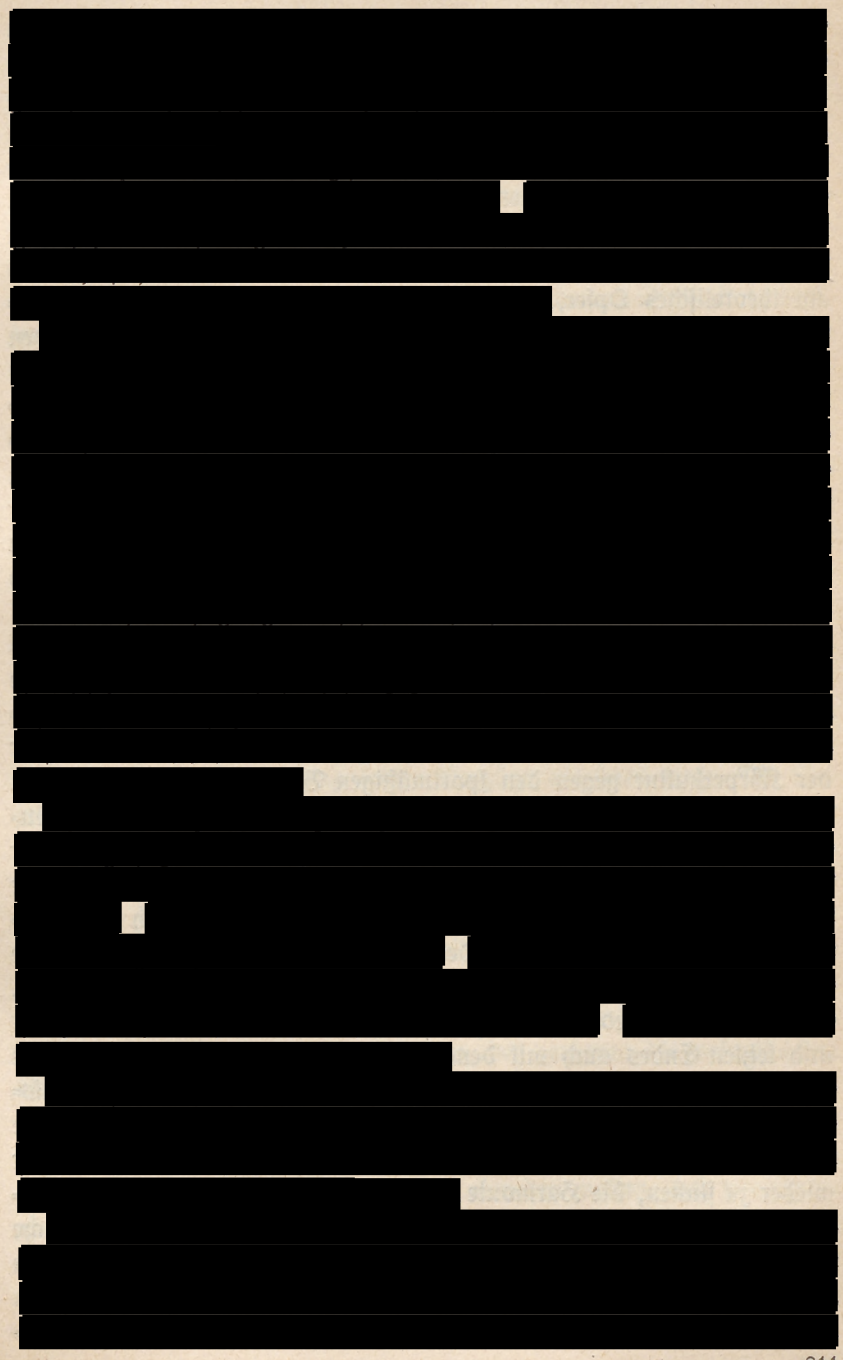
Wird es Dionysos sein oder Apollo, Zarathustra oder Faust, Nietzsche oder Goethe?

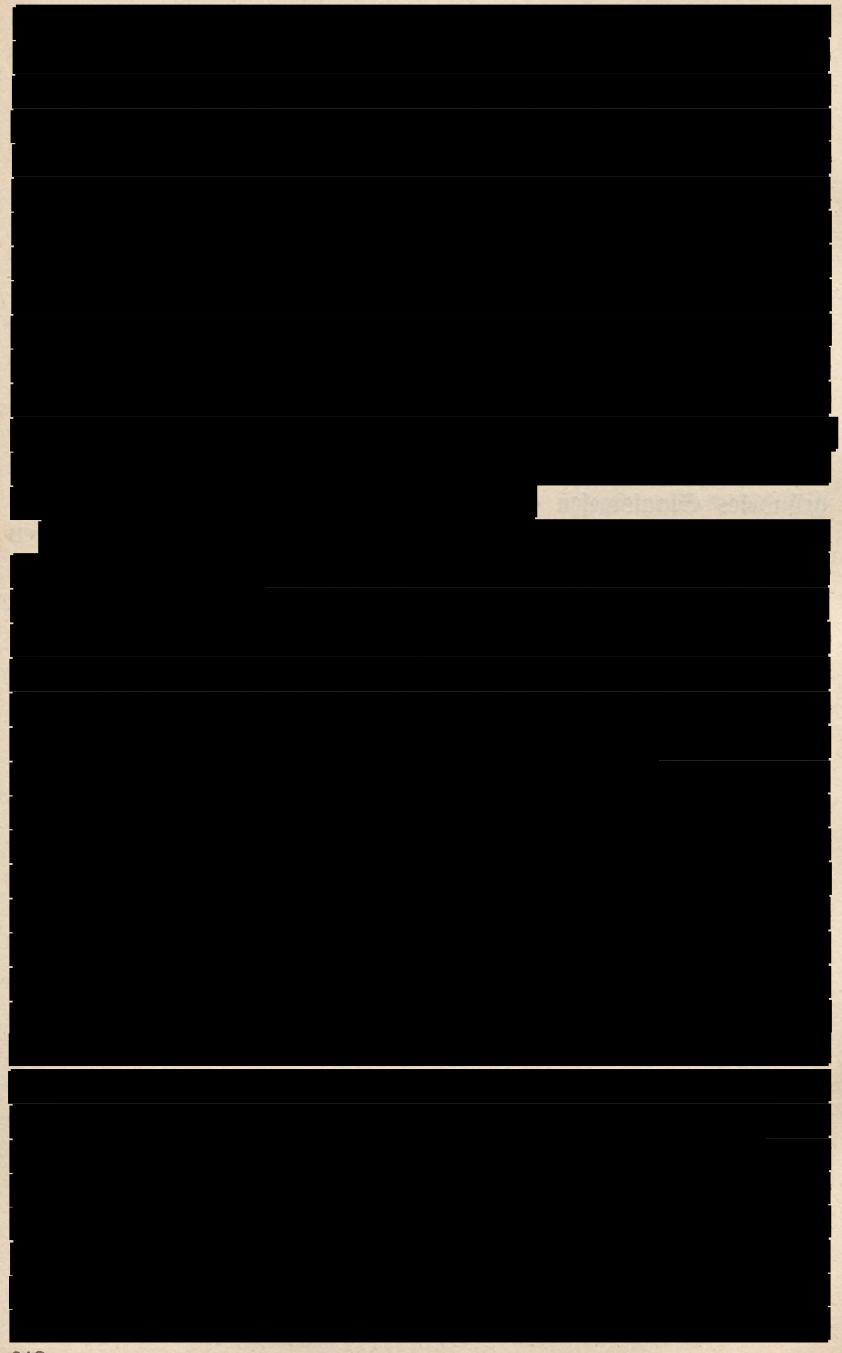
Bemerkungen zur neuen Körperkultur

Von Erwin Reisner

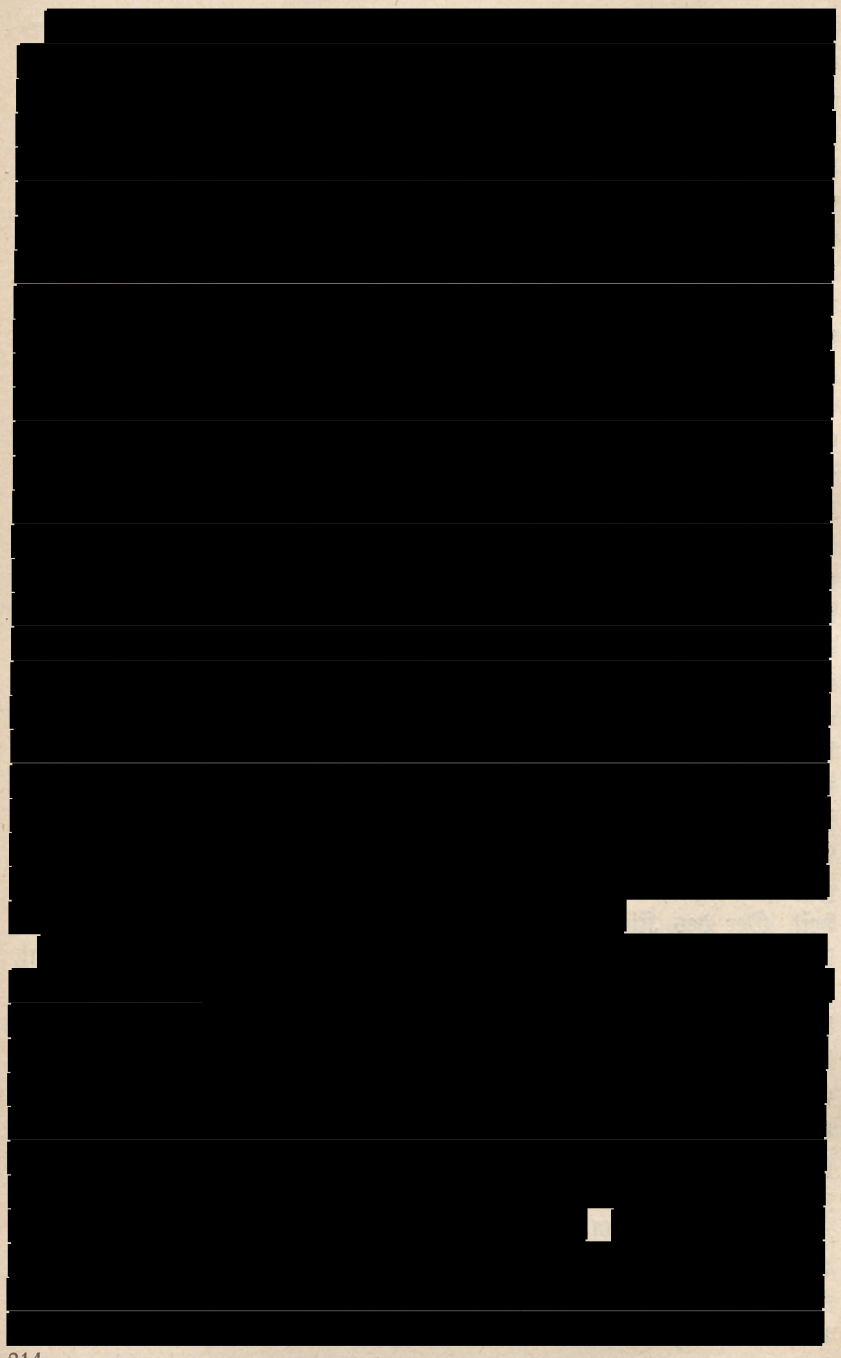


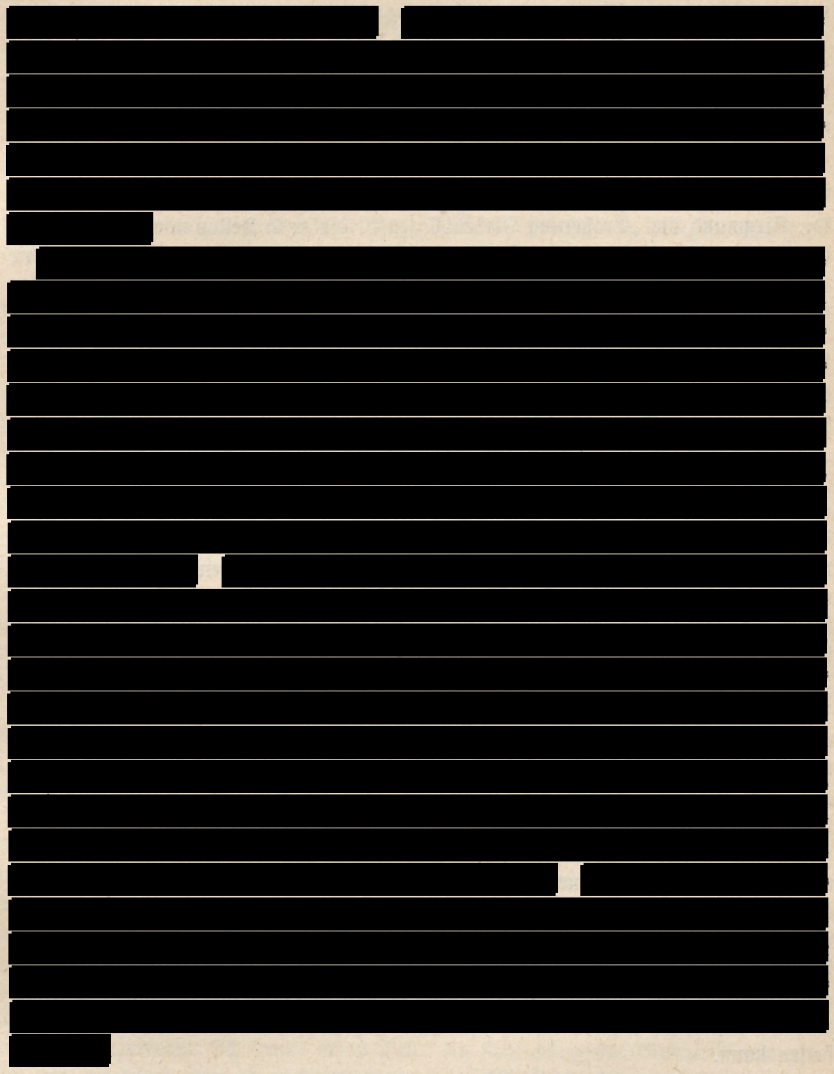












Rundschau

Sächsische Antisemiten. Bei der Jugendbundtagung, wenig sichtbar, aber doch fühlbar, waren auch etliche Antisemiten. Man mag sich zur jüdischen Frage, wie sie in westlichen Ländern und bestimmten Gebieten Rumäniens dringend wird, stellen nach Gefallen. Wir Sachsen und vor allem unsere Bauern haben das Glück, mit Juden sehr selten Verbindung zu haben. Warnt man uns vor ihnen, können wir mit fröhlichem Gesicht antworten: „Wo sind sie denn?" Der Bauer löst dies Problem

so: er mißtraut dem jüdischen Händler, braucht ihn in seiner Gemeinde nicht und haßt ihn im übrigen auch nicht; höchstens bewitzelt er ihn. Wozu also sollen wir uns, einer Antisemitengruppe zuliebe oder gar, weil es rumänische Hakenkreuzler tun, gegen die Juden stellen? Wir unterstützen bloß diejenigen, die in diesem Staat die Minderheiten austreiben wollen. Daß wir Minderheit sind, macht uns jeder Tag bewußt.

Rassentheoretiker. Es gibt Menschen, die an Günthers nordischer Theorie ein Allheilmittel gefunden haben: Leute, die Mehrnis, Wehrnis und Nährnis und gleich Dr. Siegmund die „Eroberung Siebenbürgens", die er in Heltau von uns verlangte, als weltgegebene Aufgaben der Sachsen sehen. Ich, bereit wie sie zu glauben, daß die Schädelformen (und noch mehr das individuelle Gesicht) den Wert eines Menschen aufzeigen, sehe mir ihre Köpfe an und wünsche, sie tätens auch.

Die echte Tracht. Im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt äußert sich Pfarrer Klaster am 22. Juni in verständiger Weise zur Trachtenfrage. Er erklärt, daß er keinen grundlegenden Unterschied zwischen der bäuerlichen und patrizischen Tracht feststellen könne. Wenn die städtische Tracht wieder belebt werden soll, müsse sie dort anknüpfen, wo ihre Überlieferungen liegen, an der Bauerntracht. Keineswegs aber sei die Gewandung, die heute als neusächsische Tracht ausgerufen wird, sächsisch. Frauen und Mädchen tragen mitunter ungarische oder bulgarische Blusen, ohne daß es jemand einfalle, eine solche Kleidung als Nationaltracht zu bezeichnen. Dasselbe sei bei dem neusächsischen Kostüm der Fall, wo sächsische mit fremden Motiven willkürlich gemischt wurden. Dringe aber dies Gemisch in die Dörfer (wie es manche Frauen wollen), so sei die Gefahr für die Volkstracht unabsehbar. Erst aus der tatsächlichen Verbundenheit mit der Tracht, nicht aus dem Drängen nach ihr, könne eine Tracht sinngemäß umgeschaffen werden.

Kein Wort in diesem Aufsatz ist uns neu. Wir haben alle schon früher ausgesprochen und der es hier tat, ist ein Pfarrer. Die Optimisten sagen allerdings, wenn sie auch über die Frauentracht die Achseln zucken, die Tracht der Mädchen sei hübsch. Ja, man ziehe den Siebzehnjährigen was immer an, lasse sie mit einem Hottentottenschurz herumlaufen, sie werden auch weiterhin hübsch aussehen, aber ebenso wenig sächsisch wie heute. Welche Frau aber, die eine solche Tracht hat, wird zugeben, daß sie nicht national ist. Sie hat ein neues Kleid, also ist es auch national. Die Mode bestimmt die Frau, und wenns auch die neusächsische Frau und Mode ist, und so wird die Volkstracht ad majorem populi gloriam für immer zerstört. Haben wir keine Bauerntracht mehr, wird in den Städten schon längst eine andere Mode national geworden sein und manche Damen werden immer noch über die Tyrannei der Mode schreien, anstatt sich auf den Altenteil jener zurückzuziehen, denen die Mode nicht mehr helfen kann.

„Bücher-Bund". Die Buchgemeinschaften, die in den letzten Jahren zahlreich entstanden sind und auch in Siebenbürgen Verbreitung gefunden haben, sind alle derart aufgebaut, daß sie ihren Angehörigen je nach der Höhe der Mitgliedsbeiträge eine bestimmte Anzahl von Büchern billiger, als es im gewöhnlichen Handel möglich wäre, verschaffen. Die Zahl der von den Gemeinschaften verlegten Werke ist verhältnismäßig klein und auf ein Gebiet beschränkt, über das die großen deutschen Verlage nicht allein bestimmen. Die ältere Literatur gehört zuerst dazu, während das gesamte neue Schrifttum vernachlässigt ist. Aber selbst wenn einzelne neuzeitliche Werke von den Gemeinschaften verlegt werden, so bleibt der ungeheure Kreis der

Mitglieder — mögen diese aus der Liste der Gemeinschaft welches Buch immer auswählen dürfen oder nicht — auf ganz bestimmte Werke gewiesen. Die Gemeinschaften schreiben ihren Mitgliedern, die es aus Geldnot sind und eine andere Buchquelle meist nicht ausnützen können, den Bezug und damit Geschmack und Bildung vor. Sie sind der Konsumverein der auf Konsumvereine Angewiesenen, nur mit dem sehr ungenossenschaftlichen Aufbau, daß die Besitzanteile nicht den Genossen gehören; sie sind rein geschäftliche Unternehmen, deren Diktat mit jedem neuen Mitglied umfassender und schädlicher wird. Heutzutage sind sicherlich 3/4 Millionen Deutscher in Buchgemeinschaften organisiert; sie erfahren vom deutschen Gegenwartsschrifttum so gut wie gar nichts.

Diesem Zustand ein Ende zu bereiten, wurde der „Bücher-Bund" gegründet, der in Verbindung mit fast allen führenden deutschen Verlegern einen großen Teil der deutschen alten und neuen Literatur seinen Mitgliedern zu bedeutend billigeren Preisen verkauft. Die Vorteile für den Käufer sind mehrfacher Art, er kauft billig, er ist von der neuen Literatur nicht ausgeschlossen und er benützt als Vermittler die Buchhandlung. Die Verpflichtung, die er übernimmt, besteht aus der Zahlung einer einmaligen Aufnahmsgebühr von 1 Mark bei einer Buchhandlung, die dem „Bücher-Bund" angeschlossen ist, und dem monatlichen Beitrag von 1·80 Mark. Diese Beiträge sind Anzahlungen auf die Preise der Bücher, die er zu erwerben wünscht. Jede Buchhandlung, die als Ausgabestelle des „Bücher-Bundes" fungiert, führt die Bücherliste des Unternehmens. Daß der Werber von drei neuen Mitgliedern ein Buch als Prämie erhält, nur nebenbei, wesentlich ist dies: Buchhandel und Buchkäufer sind hier nicht getrennt, sondern zu gemeinsamem Vorteil vereinigt und eine von äußerlichen Gesichtspunkten bestimmte, kulturelle Beeinflussung des Abnehmers ist vermieden, ja die ganze Weite der Literatur steht ihm frei.

Damit gewinnt die Organisation erst wahre kulturelle Bedeutung auch für Auslanddeutsche. Zu fordern ist: daß auch die siebenbürgischen Buchhandlungen sich an den „Bücher-Bund" und dessen „Buch-Einkaufs-Zentrale" in Leipzig, Böse Straße 2, anschließen.

In diesem Zusammenhang ist auch ein Wort über unsere Buchhandlungen am Platze. Wir erleben es täglich, daß ihnen nicht bloß bekannte reichsdeutsche Werke im Lager fehlen, was mit Rücksicht auf die Wirtschaftslage verzeihlich ist, sondern auch siebenbürgische Erscheinungen, und dies ist unverzeihlich. Die siebenbürgischen Bücher werden in Kommission geliefert, die neueren Erscheinungen gewähren recht ansehnliche Rabatte (manche bis zu 100 Lei für das Buch), dennoch aber gibt es kaum eine Buchhandlung, die es sich zutraut, ein solches Werk unter die Leute zu bringen. Der Buchhändler ist Buchberater; dazu gehört, daß er wisse, was gut ist, und auch, daß er es verstehe, ein Buch anzubieten. Ich kenne einen Fall: ein siebenbürgischer Buchhändler nahm sich vor, ein Werk über die sächsische Kirche möglichst oft abzusetzen und bot es jedem Kunden an. Obgleich ein solches Werk nur wenig Leute interessiert, verkaufte er in kürzester Zeit weit über 100 Exemplare in einer unserer allerkleinsten Städte. Wir haben aber viele andere Werke, die dem allgemeinen Interesse begegnen. Jeder Buchhändler könnte unendlich befruchtend auf unsere Literatur einwirken, wenn er nur eines wollte, was ihm als Geschäftsmann zusteht: mit Nachdruck Geschäfte machen.

Heinrich Zillich

Zum lithurgischen Kurs in Heldsdorf. Die von der evang. Landeskirche veranstaltete Vortragsreihe, zu der alle Pfarrer geladen waren, rollte alle Fragen auf, die zu einer lebendigeren und eindrucksvolleren Gestaltung des ev. Gottesdienstes führen

könnten. Neben die Predigt, die so ganz und gar von der individuellen Gestaltungskraft des Geistlichen abhängt und auch so sehr im Mittelpunkt unseres Gottesdienstes steht, daß mit der Person des Geistlichen oft das ganze religiöse Leben einer Gemeinde steht oder fällt, soll ein Objektives treten, das die Gemeinde zur lebhaftesten tätigen Anteilnahme in der Verehrung des Höchsten bestimmt. In diesem Sinne soll die Lithurgie und im weiteren Sinne die ganze künstlerische Gestaltung des Gottesdienstes und des Gotteshauses eine möglichst weitgehende Bereicherung erfahren. Zur Predigt, die die verstandesmäßige Erfassung des Glaubensinhalts nie entbehren kann, soll in allen Teilen des Gottesdienstes rein auf das Gefühl, — und das Gefühl unserer Zeit aufgebaut — das Künstlerische hinzutreten, das also in idealer Weise die religiöse Kraft des Laienelements ausdrücken soll. Als lebendige Antwort auf die Gefühlswerte, die der Geistliche vermittelt, soll dieses Künstlerische aufzufassen sein, also nicht als „Teilnahme", sondern als Ausdruck. Freilich müßten Geistlichkeit und Laienelement von heute in verständnisvoller Annäherung zueinander und in absolut ehrlicher Arbeit und Erkenntnis des Wesentlichen einen Zustand religiösen Lebens herstellen, der erst den Inhalt und die Möglichkeiten und Notwendigkeiten des Ausdrucks schafft. Wir stehen hier an einem Anfang, der dem intuitiven Geist eine gewaltige Perspektive einer schönen Entwickelung eröffnet, der aber bei dem heutigen Zustand der Unbildung auf künstlerischem Gebiet — zumal auf dem der religiösen Kunst, gleichviel ob bei Geistlichen oder Laien — einige Zweifel aufkommen läßt, ob der Weg der Gesundung wirklich begangen wird, denn — seien wir ehrlich — unsere Gottesdienste und Gotteshäuser sind jetzt oft so zum Erfrieren seelenlos, daß wir da nichts finden, was unserer Hinneigung zum Höchsten irgendwie entgegenkäme.

Eduard Morres

Neue Bücher und Schriften

Pásztortüz, die führende sieb.-ung. Kunstzeitschrift brachte Anfang Juli ein Sonderheft sächsischer Kunst und Kultur heraus (Jahrg. XII. Nr. 13, 4. Juli). Ausführlich wird über unsere Dichtung, Musik und Malerei Bericht erstattet. Aufsätze über das Brukenthalmuseum, die „Siebenbürgische Seele", Heinrich Zillich, dazu Prosabeiträge und Gedichte sächsischer Dichter füllen mit zahlreichen Bildern von Gemälden und Künstlern das Heft. Wichtig ist an der Sondernummer: sie ist die erste von Ungarn herausgegebene Würdigung unseres gegenwärtigen künstlerischen Lebens und spiegelt am deutlichsten die starken Bestrebungen wieder, die sowohl die führenden Ungarn als auch uns einer besseren Wahrnehmung unserer heimatlichen Verbundenheit entgegenführen. Wer persönlich erlebt hat, mit welcher Sympathie uns die Kreise entgegentreten, die dieses schöne Dokument herausgegeben haben, wird die Grüße umso freundlicher erwidern, die hier uns allen und unserer Zeitschrift im besonderen geboten wurden.

Ostdeutsche Monatshefte, Sonderheft: Siebenbürgen. Danzig, Juni (1926). Die gute und reichhaltige Zeitschrift, die vor allem der Erschließung deutscher Art dient, weist in diesem dem siebenbürgischen Deutschtum gewidmeten Heft erfreulichere Ergebnisse auf als manches andere Sonderheft über dasselbe Thema. Aus den Aufsätzen ist nun unser Leben keineswegs voll erkennbar, vor allem fehlt ein Artikel über die sächsische Musik, in der Besprechung der Malerei vermisse ich den Namen

Walter Teutschs, ebenso hätte Fritz Kimm unbedingt gewürdigt werden müssen und auch das Alltagsdasein, Sitte und Brauch der Bauern wären einer Darstellung wert gewesen, aber auf begrenztem Raume ist hier — so verlockend es gerade sächsischen Mitarbeitern bei solcher Gelegenheit bisher war, lieber nationale Töne zu blasen als Tatsächliches auszusagen — eine saubere Arbeit geleistet worden, mag man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein, weniger Geschichte und mehr Gegenwart wünschen. Der Fremde wird einen nicht unwahren Eindruck aus diesen Berichten empfangen, denen auch Bilder beigegeben sind, (z. T. Zeichnungen von Kirchenburgen, dann Wiedergaben von Gemälden des Brukenthalmuseums und von Bildern Eders, Honigberger und Konnerths — hier hätten W. Teutsch und F. Kimm mit gleichem Recht einen Platz beanspruchen dürfen).

René Schickele. Ein Erbe am Rhein. Roman (Kurt Wolff-Verlag, München). René Schickele hat einen Liebesroman geschrieben. Schwer von Liebe, voll Verwirrung und ohne Erlösung, aber ein süßes getränktes Werk, in die letzten zwanzig Jahre gestellt, ein Buch gleichzeitig des Elsasses, der Riviera, Venedigs, Deutschlands und Frankreichs. Kein Problem wird darin gelöst, es ist nur aufgezeigt. Was in der Welt vorgeht, findet einen kleinen Widerhall, einen fast spießbürgerlich-mildernden, den elsässischen. Aber gerade vor diesem Hintergrund der Welschen, der bloßen Selbstbewahrung und des begnadeten Alters einer Land- und Volkschaft erwächst die heillose Menschennot der Liebesirrsal rein und doch wieder etwas dunkel, nicht überwältigend und groß (außer auf den letzten Seiten des Buches) aber lockend und schön, wozu eine gleichsam schwebende Sprache Duft und Licht gewährt.

Heinrich Zillich

Alfred Brust. Die Wölfe. Ein Winterstück. Kurt Wolff-Verlag, München. (Preis Mark 2·—)

Ein sehr starkes Drama. Brust ist nicht, wie dies häufig geschieht, mit Bronnen, Brecht u. a. in einem Atem zu nennen. Diese sind Macher, jener ist ein Dichter. Und zwar ein starker und originaler Dichter, trotzdem er uns in der Technik ganz hauptmannisch kommt. Mit der jüngsten Dramatik bleibt er nur durch die Wahl des äußerst gewagten sexuellen Stoffes verbunden — eine thematische Infektion, die durch allzu literarische Befassung mit dem Problem Weib hervorgerufen wird. Aber während die andern ihre sogenannte dichterische Kraft durch gelegentliches Spiel ihrer wattierten Muskeln zu beweisen suchen, ist in Brusts kühnem und packendem Zugriff die echte Kraft des naturalistischen Gestalters, der eine alte Wunde der Dekadenz aufreißt. Wie hier in der schauerlich stickigen Atmosphäre eines Ehelebens die blutleeren männlichen Intelligenzen an einem Triebweib verenden (das bloß an einem Wolfsbiß stirbt, in brünstiger Hingabe an seine Tierheit, an das Tier), das statuiert die Geisteskatastrophe einer Welt, in der der Intellekt alle Kraft vom Ursprung her auffrißt. Dieser Defekt — hier der dramatische Brandherd — ist der Ursprung dessen, was man heute „Das sexuelle Problem" nennt, und aus dessen Flammen man sich keinen Ausweg weiß. Auch Brust zeigt ihn nicht, er löst nicht den Konflikt und erlöst nicht seine Männer. Und das zeugt wohl dafür, daß auch dieses Drama nicht dazu berufen ist, über seine Zeit hinauszudeuten. Es dürfte aber als der stärkste und wesentlichste Ausdruck einer Dramatik übrigbleiben, die bald überwunden sein wird und der man später Epitheta wie „barbarisch" und „brutal" geben wird. Im Sinne eines Wegweisers aus einer Sackgasse möge es also gelten.

Otto Basil

N. Berdjajew. Die Weltanschauung Dostojewskijs, Aus dem Russischen übertragen von Wolfgang E. Groeger. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, 1925.

Aus der apokalyptischen Stimmung der Nachkriegszeit hat das allgemeine Interesse für Dostojewski in Europa und vor allem in dem durch Leid wissend gewordenen Deutschland mächtig Nahrung gesogen. Die Dostojewski-Literatur wächst von Jahr zu Jahr, und unter den bereits erschienenen Werken gibt es manches wertvolle und aufschlußreiche. Zu den besten von allen gehört zweifellos das uns vorliegende Buch des russischen Philosophen Berdjajew. Ein auf Vergleichen aufgebautes absolutes Werturteil bleibt hier freilich ausgeschlossen; denn Dostojewski ist eine in vielen lebendigen Farben schillernde Welt, ein Phänomen, das sich erschöpfend von einer einzigen Seite her — und jede philosophische Interpretation muß notwendig einseitig bleiben — überhaupt nicht fassen läßt. Unser Urteil wird also weniger von der Vielseitigkeit der in Frage stehenden Darstellung als von ihrer Tiefe abhängen, und nur dieser Maßstab allein darf auch an das Werk Berdjajews angelegt werden, wenn man seinen hohen Vorzügen gerecht werden will. Das Leitmotiv bildet hier die Legende vom Großinquisitor aus den „Brüdern Karamassoff", bzw. das Problem der menschlichen Freiheit, wie es in diesem unvergleichlichen Dialog, der eigentlich ein Monolog ist — denn Christus antwortet schweigend —, behandelt wird. Das Freiheitsproblem im streng christlichen Sinn gelöst zu haben, hält der Verfasser für die wesentlichste und unverlierbare Tat Dostojewskis, auf die das ganze Russentum einmal am „Jüngsten Tag der Völker" als auf seine spezifische Leistung wird hinweisen können. Wie Berdjajew diese Auffassung begründet, und zwar an Hand aller großen Romane des Dichters, läßt sich in kurzen Worten nicht wiedergeben, weil man dabei in Gefahr liefe, die ganze Darstellung zu verflachen. Das etwa 200 Seiten lange Buch ist überreich an Gedanken und Tiefblicken und dabei so entschieden auf die philosophischen Bedürfnisse der Zeit eingestellt, daß selbst der mit den Hauptwerken Dostojewskis nur wenig oder gar nicht vertraute Leser aus ihm reichen Gewinn ziehen kann.

Erwin Reisner

Verschiedene Neuerscheinungen. Um mit dem Schlimmsten zu beginnen: ich erbat mir, in völliger Unkenntnis, das vom Verlag (Carl Reißner, Dresden) angezeigte Buch des bekannten Populär-Schriftstellers Rudolf von Delius. Pompös sucht der Umschlag schon über den Autor zu informieren: „So führt er aus den Naturbegriffen hinaus in die Schöpferwelt der Kunst und des Denkens". Und der Herr Verfasser selbst verkündet in der Einleitung: „Aus der Funktion unseres Körpers selber möchte ich das Geistigste ableiten. So ist (!) die volle Einheit der beiden Welten hergestellt." Verleger und Autor wetteifern in ihrer Anpreisung, also in trautem Verein. Und dann wird uns solch triviales abgeschmacktes Zeug in diesem schmalen 92 Seiten umfassenden Bändchen vorgesetzt. Nein, nein, Herr Delius! — Wer sich wirklich, ohne fachlich geschult zu sein, mit den Problemen des Lebens beschäftigen will, der lese die Schriften von Raoul Francé und, vor allen anderen, von Adolf Kolsch. Delius aber ist ein Eklektiker, ein Epigone der Epigonen; er bringt: selbstverständliche Wahrheiten, Schiefheiten, Plattituden, alles durcheinander. Man lese nur das Inhaltsverzeichnis (I. Kapitel: das Herz, 1. die Bewegung aus sich, 2. Mitte und Kreis, 3. der Einzelne; II. Kapitel: die Verdauung, 1. die Umwandlung, 2. Wühlen und Werten, 3. das Innere; III. die Gestalt; IV. das Geschlecht; V. die Sinne usw.) — Der „Text" ist gleich lächerlich. —

Hans Weichelt's Büchlein: „Nietzsche, der Philosoph des Heroismus" (Band V der von Karl Vorländer im Bausteine-Verlag, Leipzig, herausgegebenen Reihe volkstümlicher Einzeldarstellungen) dagegen ist populär im guten Sinne. Das Büchlein ist von einem klaren Kopf, einem, irgendwie doch, Verstehenden geschrieben, es vermittelt also dem Unkundigen die notwendigen Vorkenntnisse, es sucht zur Weiterarbeit, zur Beschäftigung mit Nietzsche und zum Nachdenken über ihn, anzuregen, es ist maßvoll in seinen Urteilen, sympathisch in seiner Einstellung. Weichelt hat, gewiß zu recht, keine Ambitionen, aber seine Leistung erfüllt ihren Zweck. — Albert Steffen's Essay-Band: „Die Krisis im Leben der Künstler" (Grethlein & Co., Leipzig), den er dem Dichter Rudolf Steiner, dem „umfassendsten Geiste unserer Zeit" gewidmet hat, ist sicherlich in manchem anfechtbar, aber es ist geistvoll, anregend, interessant. „Jede Zeit hat ihre Aufgabe. Unsere erweist sich, wenn wir die Tatsachen und Geschehnisse unvoreingenommen betrachten, als die: das Denken und Fühlen und Wollen zu einem richtigen Zusammenklang im Selbstbewußtsein zu bringen." — Im Sinne dieser knappen, klugen Worte sind die Aufsätze auch über „Dante und Goethe", über Jeremias Gotthelf, über Keller, C. F. Meyer, über Spitteler und über — besser: gegen Tagore zu verstehen. — Wesentliches weiß Steffen oft treffend zu sagen. C. F. Meyer, diesen Dichter des Gewordenen, diesen „Katholiken in der Form", der „im Leben ein Protestant" war — hat er in seinem Wesen verstanden, Literatur-Kundige sollten an Steffen nicht achtlos vorübergehen! —

Karl Nötzels, des geschätzten Rußland-Kenners, Dostojewski-Werk, ist mehr breit als tief — die maßgebende deutsche Kritik hat dies schon erkannt und betont. Nötzel ist sicher ein guter Soziologie, er versteht sicherlich viel von Nationalökonomie und Politik. Und er ist ein fleißiger Arbeiter. Aber das genügt nicht. Genie ist eben alles andere als Fleiß, meine Herren Pedanten! — und man muß schon irgendwie ein Fünkchen in sich tragen, will man einer Erscheinung wie Dostojewski beikommen. Nötzel, jedenfalls, vermag das nicht. Wie lächerlich, wenn er seinen Helden in Schutz nehmen zu müssen meint, wenn er ihn gar als ein Muster bürgerlicher Moral hinzustellen versucht. (Ach wären doch die schrecklichen epileptischen Anfälle nicht gewesen, die sind denn doch nicht wegzudeuteln!) Und dann die Sprache. Nötzel, der — irre ich nicht — zwar lange in Rußland lebte, ist doch Deutscher! Man lese aber folgendes (S. 352): „Das alles überschaute des Dichters Kassandrablick... Sein Paradies war gestört, giftige Schlangen lauerten unter den Blütensträuchern... Und dabei wußte der Warner nur zu gut, daß die Warnung bereits zu spät kam... Aber schwer, unerträglich schwer, ward es dem Dichter auch nur einen einzigen seiner Menschen aufzugeben, wie viel mehr ganze Geschlechter vor seinen Augen, sie ohnmächtig warnend, dem sichern Abgrund zuwanken zu sehen." — Das ist — wie vieles andere in dem „Werk" — nicht erlebt, nicht erschaut, sondern konstruiert und erdacht, es ist papierne Weisheit, die zu nichts nütze ist. — Der Umfang des Buches (846 Seiten!) steht jedenfalls in krassem Mißverhältnis zum Gehalt. Bücher müßten im umgekehrten Quadrate ihrer Dicke honoriert werden, sagte ich, als ich über Nötzel sprach, neulich einmal! — Um aber nicht ungestraft zu sein: zur Information über die äußeren Daten des Lebens, als Nachschlagewerk, wird das Buch dienlich sein. (Im übrigen lese man am besten Dostojewski selbst, dann hat man für sein Leben eigentlich schon genug zu tun!) — — Professor Philipp Witkop's „Deutsche Dichtung der Gegenwart" (H. Haessel, Leipzig) ist ein klares, ruhiges, vernünftiges Büchlein, ein wenig hausbacken zwar, nicht frei von ressentimenthaften Ungerechtigkeiten, im wesent-

lichen jedoch sympathisch. Es sei denen empfohlen, die die Werke nicht selber lesen können oder wollen, oder die sich zunächst orientieren wollen. Eines fiel mir übrigens auf: Witkop würdigt verhältnismäßig ausführlich den Dramatiker Beer-Hofmann, der ein Könner, aber sicherlich kein großer Dichter ist, jedoch er schweigt sich über Josef Ponten, den großen Epiker, völlig aus. Gerade Witkop, der Volkheit, Deutschheit will, sollte Ponten nicht vergessen! — H. H. Korff, der bekannte Literaturhistoriker, gibt fünf zusammenhängende Vorträge über Literaturgeschichte, in einem Sammelbande „Humanismus und Romantik" (J. J. Weber, Leipzig) heraus. „Daß ich damit keine wissenschaftlichen Prätentionen mache" — schreibt er in der Einleitung — „bedarf keines Wortes. Doch rechne ich auf die Dankbarkeit derer, die sich im Streben nach geschichtlicher Klarheit gerade durch vereinfachende Übersichten am meisten gefördert fühlen". — Das treffliche, tief-schürfende Buch ist, ganz im Sinne des Verfassers, höchst anerkennenswert.

Und nun das Wichtigste! Gertrud Bäumer's „Die seelische Krisis" erschien in der zweiten Auflage (im F. H. Herbig-Verlag, Berlin). Das ist keine gelehrte Leistung, es ist ein Buch der Kraft, des Wollens, der Leidenschaft. Gertrud Bäumer, diese tapfere, nicht „gelehrte", aber im besten Sinne „gebildete" Frau, kämpft gegen unsere Zeit, gegen die Zeit der Mechanisierung, der Verflachung, der Willens-Ohnmacht, der Kraft- und Ziellosigkeit. Es ist unmöglich, den Reichtum dieses Buches in dürren Worten zu schildern. Ein jeder lese es, der aus dem Chaos unserer Zeit heraus will, der einen Führer sucht, einen Menschen, der ihm den Weg zu weisen vermag. Gertrud Bäumer jedenfalls, gehört zu den Auserwählten, die sagen dürfen: „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunklen ins Helle strebt." Kurt Zarek

Die Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen. Band 1. Herausgegeben von Lic. Erich Stange. Verlag Felix Meiner, Leipzig. Preis geb. 12 Reichsmark.

Wenn das Bekenntnis an sich auf jedem Lebensgebiet ein Stück Menschentums begreiflich macht, so wird der Reiz dieses Erlebnisses auf dem Gebiete der Religionswissenschaft um soviel erhöht, als Religionswissenschaft sich von der Wissenschaft in ihrer Gänze abhebt: um die unpersönlichste Stellungnahme zum Endzweck der Religion. Hier spricht vielleicht mehr denn anderswo die innere Entwickelungslinie mit, die unwillkürlich zur Schilderung der Gotteserfahrung werden muß. Denn wenn Theologen von ihrer Wissenschaft sprechen, so ist das Wechselspiel des Zufalls ausgeschlossen und die Gottnotwendigkeit regiert den Lebensfaden. Wo der Mediziner z. B. eine „Entdeckung" macht, die er freudigst als eigenen Gedanken oder eigenen „Glücksfall" kund tut, steht über der Wissenschaft des Gottesgelehrten der ganze Zauber einer innern Bindung. Wir sind dem Herausgeber großen Dank schuldig, daß er sich mit der Theologie an die andern „Selbstdarstellungen" angeschlossen hat.

Und nun die Persönlichkeiten selbst. Als erster ein Amerikaner W. M. Adams Brown, der die Spannweite des evangelischen Gedankens über Newyork hinaus nach West und Ost wach werden läßt. Dazu unsere Deutschen, wohlbekannte, wohlstudierte. Sie sprechen zu uns als Menschen: Deißmann, Ihmels, Kittel, Schlatter, Seeberg und Zahn. Ferner ein Holländer J. R. Slotemaker de Bruine. Das ganze Werk ist der Weltkonferenz für praktisches Christentum in Stockholm gewidmet. Unsere Landeskirche durfte dort nicht anwesend sein Aber einen Hauch der Geistesgröße, ein Licht der starken Erlebniswelle fühlen wir aus jeder Zeile dieses Buches. Wer sollte also nicht mit Freuden das Werk zur Anschaffung

empfehlen? Sind wir doch mit unseren evangelischen Nöten so ferne vom Zentrum und doch so verständnisvoll nahe dem Empfinden für all das, was da draußen geschieht. Wir sehn den weitern Bänden mit Interesse entgegen.

Dr. Egon Hajek

Mauriciu Jókai, Biografie şi caracterizare, de Dr. Gheorghe Kristóf; traducere de Dr. Árpád Bitay.

Daß obiges Werk, auf das wir nicht weiter einzugehen brauchen, — da ja Jókai und seine Schriften, sozusagen, ein europäisches Patrimonium geworden sind —, im Wust der heutigen, allgemeinen politischen Kämpfe und Hetzereien entstehen konnte, ist ein deutliches Anzeichen dafür, daß auch in den Intelligenzschichten unseres Landes noch gesunde Keime zu finden sind. Gesund war es, daß der gewesene Kultusminister Alexandru Lepädat das Erscheinen des Werkes ermöglichte. Gesund war es, daß die Verfasser den Gedanken hatten — natürlich aus einem inneren Bedürfnis heraus —, einen der großen Schriftsteller ihres eigenen Volkes, den Rumänen vorzustellen und zu verdolmetschen. Es sind dies sicherlich Zeichen wertvoller Annäherungsbestrebungen unter den verschiedenen Völkern des Landes, die ja doch, letzten Endes, im eigenen, wie auch in höherem Interesse des allgemeinen Fortschrittes, zu einem gesunden, fruchtbringenden Ausgleich kommen müssen. Zu bedauern ist nur, daß diese Bestrebungen, sowohl offiziell, als auch privat, noch viel zu schwach und spärlich erscheinen. Siebenbürgen speziell ist ein Gebiet, welches besonders in kultureller und pazifistischer Hinsicht einen schönen Erfolg haben könnte. Leider wird heute, kulturell, zu wenig gearbeitet und die Intellektuellen lesen fast gar nichts mehr. Entsprechende Vereine und Kreise scheinen ein dringendes Bedürfnis zu sein. Dies lehrt uns auch die Tätigkeit der oben erwähnten Autoren.

Dr. J. Lemeny.

Erdélyi tudományos füzetek. Eine siebenbürg.-ungarische Sammlung wissenschaftlicher Einzeluntersuchungen, redigiert von Dr. Ludwig György. Herausgegeben von der Zeitschrift Erdélyi Irodalmi Szemle. Es erschienen bis jetzt: Heft 1. Rass Károly: Reményik Sándor. 8° 16 S. Heft 2. Pârvan Bazil: A Dákok Trójában (Im Troja der Daken). Aus dem Rumänischen übersetzt von Alexander Ferenczi 8° 12 S. Heft 3 Dr. Bitay Árpád: Gyulafehérvár Erdély művelődéstörténetében (Stuhlweißenburg in der Kulturgeschichte Siebenbürgens 8° 13 S.) Den Interessenkreis unserer Zeitschrift berührt näher nur das erste der angeführten Hefte. Der Verfasser versucht darin der scheuen und mimosenhaften, reinen und glühenden Prophetenseele des siebenbürg.-ung. Dichters Alexander Reményik nachzuspüren. Zugleich findet er in Reményik Dichtung stärksten Ausdruck der Seele des siebenbürgischen Ungartums.

Transilvania. 57. Jahrgang, Heft 1—5 (Januar—Mai 1926). Die Zeitschrift des siebenb.-rumänischen Kulturvereins „Astra" sieht auf ein ehrfurchtgebietendes Alter zurück. Ihrer Bestimmung gemäß dient sie viel weniger reiner Kunst als nationaler volkstümlicher Kulturpropaganda.

Otto Folberth

Mitteilungen der Schriftleitung

In den Aufsätzen von K. Möckel, H. Zillich, M. Orend dringt dasselbe Gefühl — es ist das geistige Streben der jüngeren Generation — zum Ausdruck. Man möge daraus erkennen, wie es sich in starker Gleichheit auf alle Gebiete lebendig ausbreitet, selbst auf das der tätigen Fürsorge (Aufsatz von H. Brandsch). Die öffentliche Aufmerksamkeit,

die sich durch die Heltauer Tagung diesen Fragen zuwandte, führte zu mehrfachen Berichten in den Zeitungen, darunter zu zwei ausführlichen und verständigen Stellungnahmen (die eine von Dr. F. Theil) im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" und zu einem Vortrag E. Hajeks in Kronstadt, der auch in Heltau mehrere bedeutsame Reden hielt. Nur die „Kronstädter Zeitung" scheint, wie ihr Bericht beweist, von diesen Problemen der Tagung nichts zu verspüren.

*

Der Holzschnitt dieses Heftes ist von Grete Csaki-Copony.

*

Zwei Artikel im Maiheft haben in rumänischen Kreisen Aufsehen erregt: der Aufsatz „Siebenbürger Rumänen" von E. Jekelius, den die Zeitschrift „Transilvania" im Juni vollinhaltlich wiedergibt und daran die Frage anschließt: „Ist nicht dies der Weg und der geeignete Ton für eine Zusammenarbeit in diesem Lande?" Weiter berichtete Professor N. Jorga wie die „Deutschen politischen Hefte aus Großrumänien", Heft 6, Seite 111, ausführlich mitteilen, in der Rumänischen Akademie der Wissenschaften über eine Abbildung (Klingsor III. 5. Seite 179) zum Aufsatz von C. Petranu über die rumänischen Baudenkmäler in Siebenbürgen, aus der hervorgeht, daß es in Siebenbürgen einen rumänischen Adel gab.

*

Druckfehler: Juliheft Seite 281, 19. Zeile von unten statt „alle Retter" lies „alte Kultur".

*

Wir bitten den unbekannten Verfasser des uns eingesandten Manuskripts „Siebenbürgen ohne die Siebenbürger" sich uns brieflich oder persönlich vorzustellen, da wir seine Skizze, ohne ihn zu kennen, nicht veröffentlichen.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Die Geistlichen Abendmusiken werden im August an jedem Sonnabend von 7—8 Uhr fortgesetzt.

14. September. Lichtbildervortrag: Der erste Flug eines Zeppelins von Europa nach Amerika, gehalten von Dr. Hugo Eckener, dem Führer des Luftschiffs.

17. September. Liederabend; Lula Myß Gmeiner. Am Klavier Egon Siegmund.

Alle Veranstaltungeu finden in Kronstadt, die beiden letzten im Apollosaale statt.

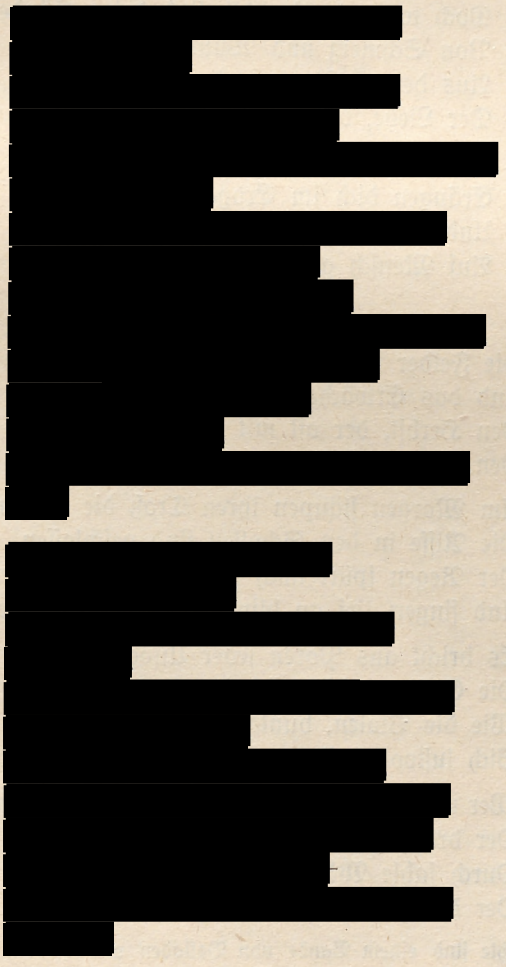
Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

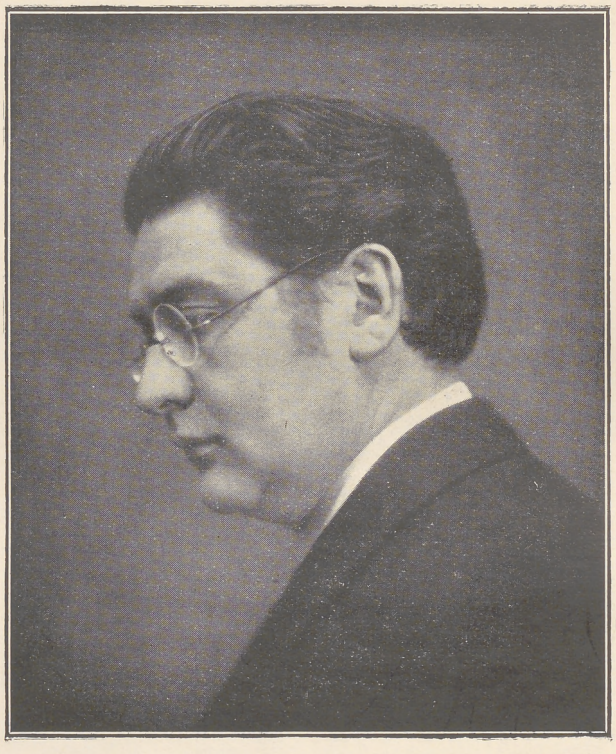
Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR SEPTEMBER 1926 HEFT 9

Gedichte

Von Egon Hajek

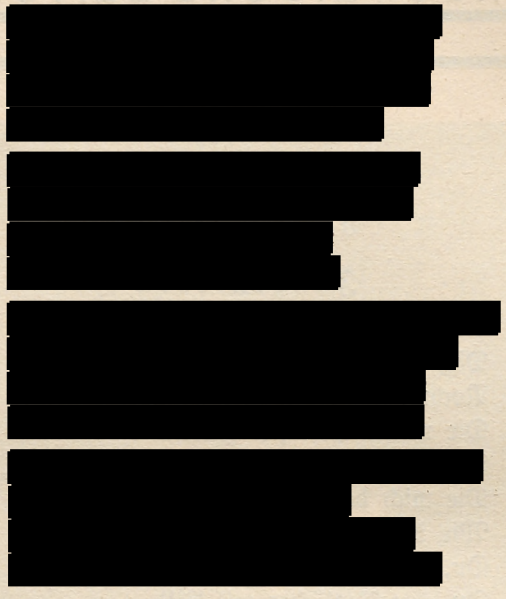
Zungenreden



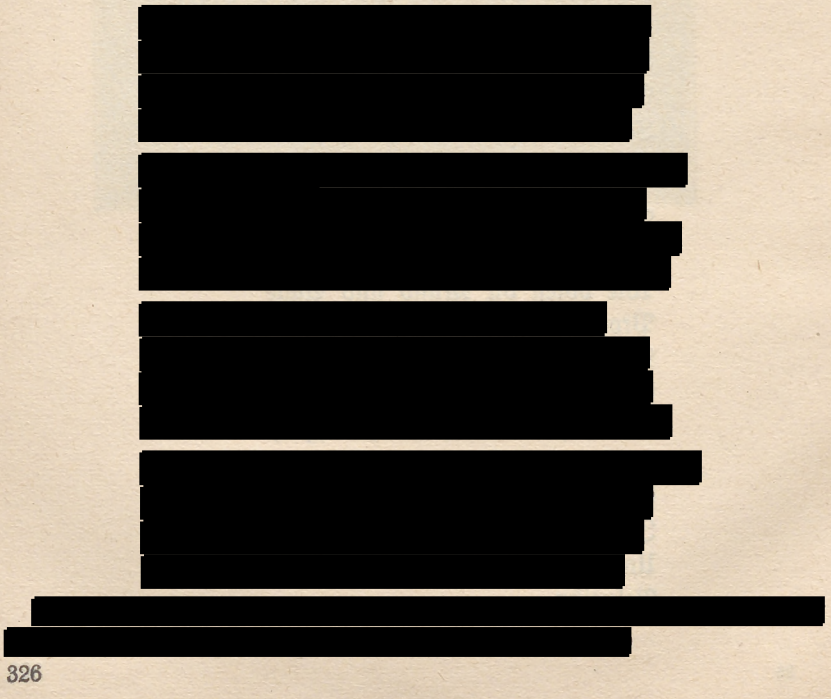


Egon Hajek

Franziscus

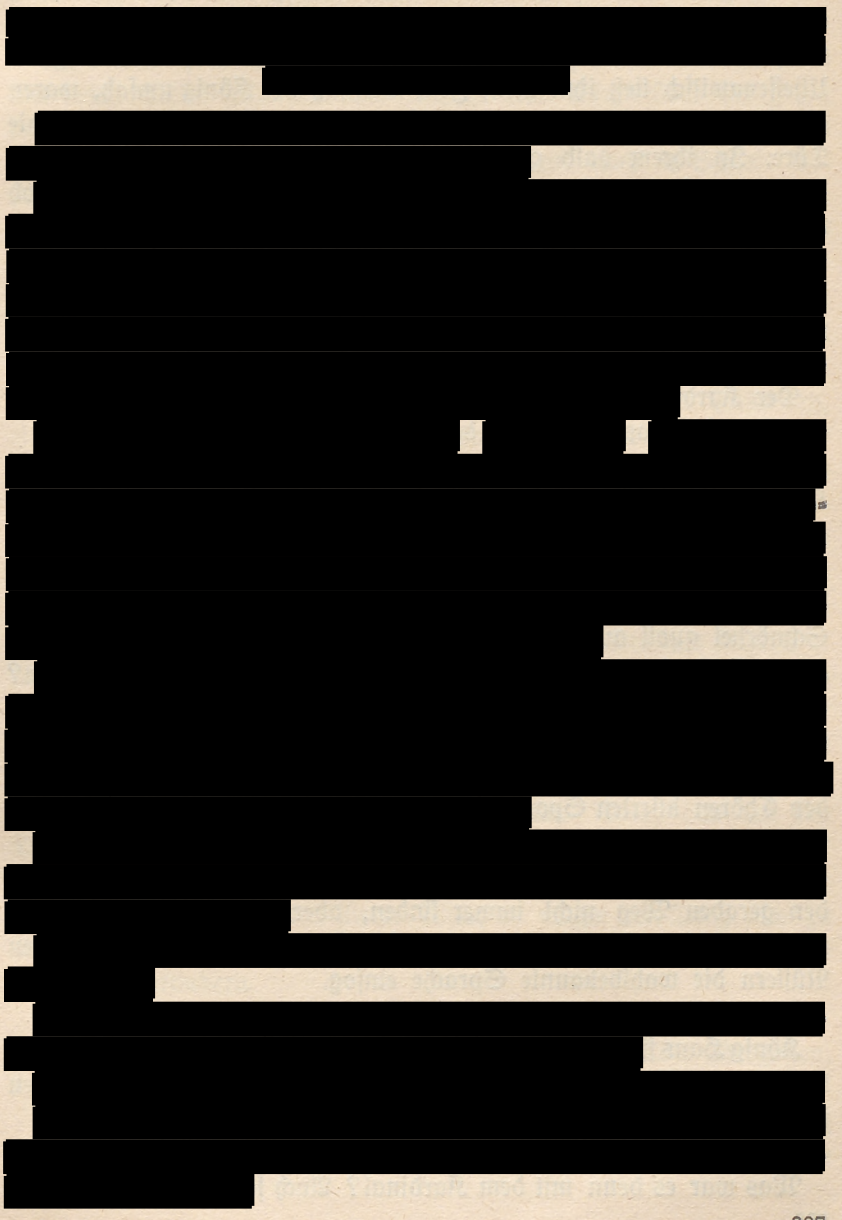


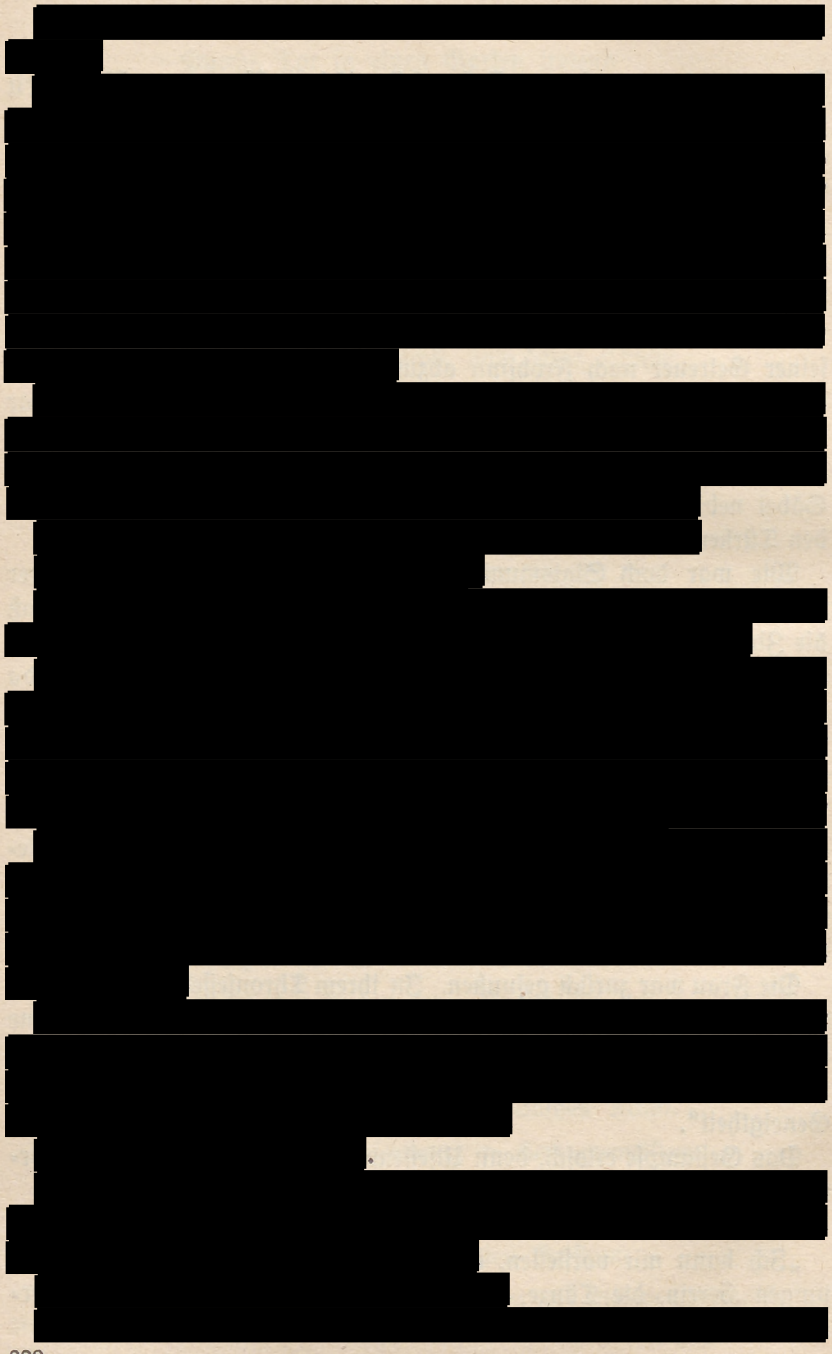
April

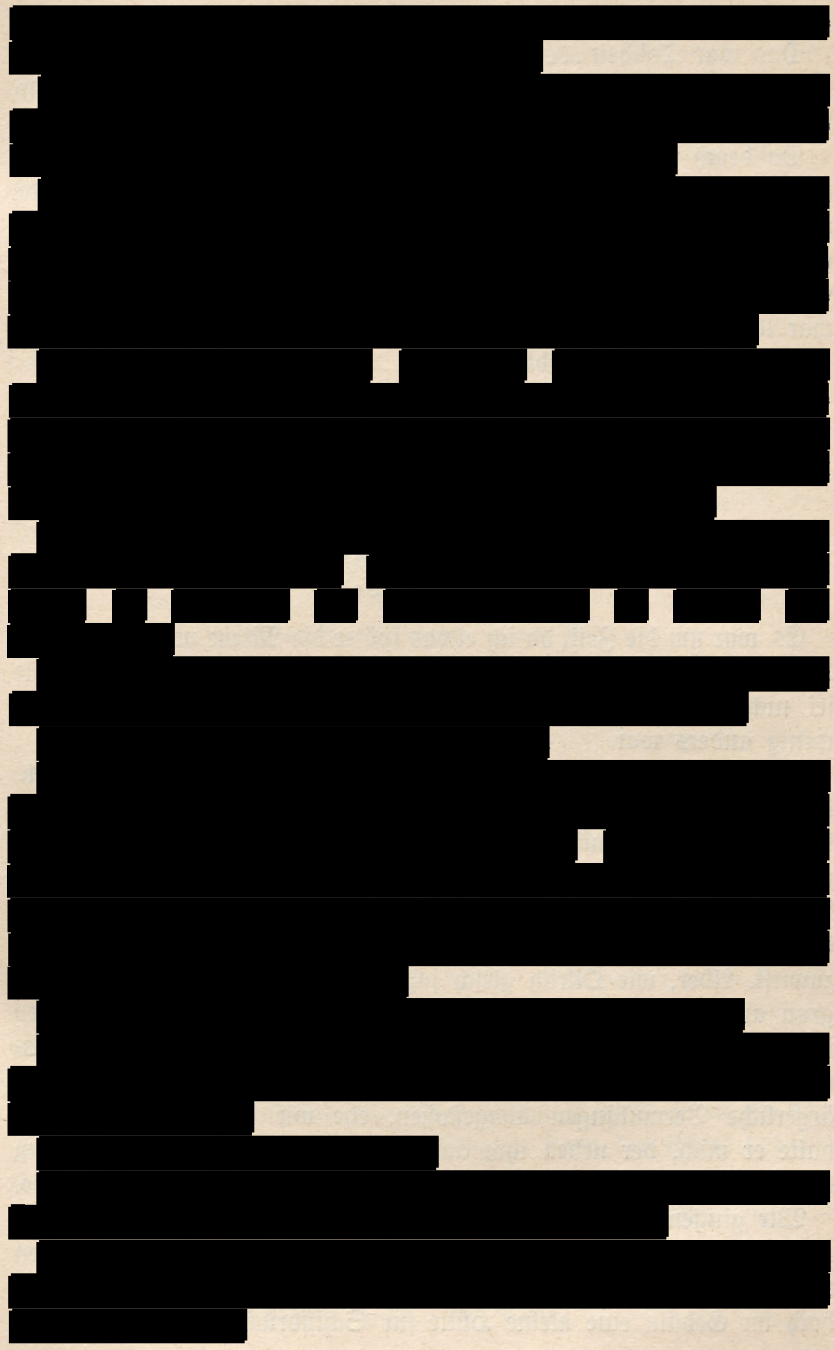


Fragment aus einem siebenbürgischen Roman: Bakfark

Von Egon Hajek









Der tote Matrose

Von Hans Leip

Es war um die Zeit, da ich etwas später die Mieke von Teerstickens Hof kennenlernte. Öllrich, Leuchtturmwächter zu Neuwerk, sagte, sie sei nicht normal. Der Himmel verzeih' mir, wenn das Ganze ein wenig anders war.

Die Inselbauern fuhren nach jener Sturmnacht, wo sie der Bark, die abends auf Scharhörnriff aufgelaufen war, nicht hatten helfen können, eilends hinüber, sobald es die Ebbe erlaubte. Sie fuhren mit ihren hochrädrigen Wagen über das Watt, wie sie es seit alters her zu tun pflegen, um von den Trümmern zu stranden, was möglich ist. Denn es ist ihr gutes Recht, zu nehmen, was das Meer ihnen zuwirft. Aber, wie Öllrich gleich sagte, der vom Turm im ersten Taggrau ausgelugt hatte, das Wrack war schon bis auf die Mastspitzen im Triebsand versackt. Und Nelke, der Wirt des Hotels zur Meereswoge, des einzigen auf der Insel, hatte die ganzen zwei Stunden ärgerliche Vermutungen ausgestoßen, ehe wir da waren. Dadurch hatte er mich, der neben ihm auf dem Bock saß, in meinem Genuß der Landschaft gestört, weswegen ich ihm gönnte, daß er recht habe.

Wir gingen gleich auf die Baake, die ungeheuerlich in den Tag ragte, denn sie ist das größte Seezeichen Deutschlands. Wir stiegen mit dem Gemeindevorsteher hinauf, dessen Pflicht es ist, weil sich dort hoch im Gebälk eine kleine Hütte für Schiffbrüchige befindet. Jedoch

Zwieback, Decken und Wasserkessel waren unberührt, und es gab für Nelke keine Gäste zu begrüßen. Somit kletterten wir denn wieder zu den Wagen hinunter. Nelke ließ seinen vierschrötigen Blick noch einmal über die endlose Sandwüste gleiten, die gerillt ist vom ewigen Wind. Fern am Weltsaum stand der Gischt wie eine atmende Mauer. Die hochbeinigen Wattwagen bewegten sich spinneklein in der Weite umher. Nelke schüttelte verächtlich den Kopf und schnalzte seinen Pferden zu, die ohne weiteres die Richtung gegen den Neuwerker Turm nahmen. Aber auf einmal steckte er die Nase höher und lenkte wieder den Sand hinauf, auf eine Stelle zuhaltend, wo ein paar Möwen sich über der Kimmung balgten. Wir hörten auch bald die Brandung, und als wir über die Düne waren, sahen wir etwas Dunkles, und wir fanden da eine angespülte Leiche. Es war ein Matrose der wohl in der Nacht ertrunken war. Mir zitterte das Herz, als wir zu ihm traten. Er lag mit entblößten Zähnen da, gleichsam ein verzweifeltes Gelächter verbeißend. Die Möwen und Fische hatten schon ihr Teil von ihm genommen, und seine leeren Augenhöhlen standen voll Salzschaum. Nelke sah ihm die Taschen nach und nahm an sich, was er hatte, eine Brieftasche, einige Münzen, einen Ring.

„Ein armer Teufel, es ist Glas!", sagte Nelke, „und dazu ein Engelsmann."

Dann luden wir ihn auf den Wagen und fuhren davon, denn außer ihm schien keiner mehr da zu sein. Ich wandte voll Grausen meinen Blick über ihn hin, wie er so dalag und vom Wagen ein wenig gerüttelt wurde. Über ihm leuchtete das Meer, und auf dem unbewegten Horizont glitten viele Dampfer dahin. Ich sah es wohl, wie sich der Sand heimtückisch bis an die Fahrrinne der Welt schiebt, gierig mahlend und scharrend, ein Horn und ein Schlund zugleich. Scharhörnriff.

„Nichts für ungut, wenn's ein bißchen pumpelt!", sagte Nelke, und er meinte den toten Matrosen. Wir schlugen ein gutes Tempo ein, um den Luftzug hinter uns zu lassen. Nelke war weit vergnügter als auf der Herfahrt. Er hat ein gutes Herz! dachte ich. Er bemerkte aber gleich darauf, daß sich eine Leichenbergung mehr lohne als das Suchen nach ein paar verrotteten Stengen; denn der Staat bezahle fünfundzwanzig Mark dafür.

Wir holten nunmehr den Wagen des Gemeindevorstehers ein, der auch auf die Wrackbeute verzichtet hatte, aber mehr aus Standesbewußtsein. Nelke lieferte ihm richtig alles ab, was er bei dem Toten gefunden hatte. Wir hielten mitten im Watt, Deichsel an Deichsel.

Nie sah ich die Muschelbänke ringsum so gelb im kobaltblauen Wasser. Der alte Seebauer entfaltete die Brieftasche mit seinen knotigen Fingern. Etwas Geld war darin und ein Brief, das war alles.

„Schlecht zu lesen!" sagte er nach geraumer Zeit und reichte das feuchte Papier an Nelke.

„Wahrhaftigen Gotts!" bestätigte Nelke und reichte es mir.

Es war klar und deutlich geschrieben und unverwischt.

„Von einem Mädchen!" sagte ich und kramte meine englischen Brocken im Gehirn zusammen. Sie war anscheinend irgendwo in Australien. Es war ein Liebesbrief. Und sie schrieb, wie es üblich ist, sie würde ins Wasser gehen, wenn er nicht wiederkäme. Aber dahinter stand, Gott werde ihr den Weg schon zeigen, bis sie ihn finde in der See.

Ich sagte den beiden Männern, was da also stand, und wir sahen eine Weile stumm auf den toten Liebsten.

„Er hat mal gute Zähne!", kaute der Gemeindevorsteher schließlich aus seiner alten Mundfalte heraus.

Im unendlichen Watt tauchten nun auch schon die Wagen der Nachbarn auf, und wir fuhren weiter.

Auf Neuwerk angekommen, hielten wir gleich vor dem kleinen Leichenhaus, in dem immer ein frischer Sarg bereit steht für die Heimatlosen. Nelke und der Gemeindevorsteher wollten sich nunmehr daran begeben, den Toten abzuladen, aber der Alte hält plötzlich inne und befragt mich noch einmal nach dem Inhalt des Briefes.

„Ne!," sagte er danach zu Nelke, „sodenn fahr ihn man wieder zurück!"

„Und das Geld?" entgegnete Nelke.

„Steck ihm wieder bei!" sagte der Alte und schob die armen Habseligkeiten auf den Wagenbock.

„Dunnerslag, den Bergelohn, sag ich!" knurrte Nelke hoch.

„Er muß in der See bleiben, du hörst es doch!," erwiderte der Alte, „wo soll sie ihn sonst finden!" Und er sagte dies eigentümlich aus seinem gebeugten Haupte hervor.

Andere Leute waren herzugekommen und beredeten die Sache und den Brief. Nelke schrie wütend: „Er schwimmt ja oben!"

Aber man bedeutete ihm, es läge noch ein verrosteter Anker im Vorland, oder einige Steine würden es auch tun. Währenddes lag der tote Matrose auf dem Wagen dabei; er grinste schaurig in den Himmel, und das Wasser tropfte von den Rädern. Schließlich gingen

sie alle davon, und keiner wollte etwas mit der Sache zu tun haben. Nelke stand allein da mit seinem Leichnam. Er verbat sich jede Handreichung von mir, wagte auch, wie ich wohl merkte, an meinen Englischkenntnissen zu zweifeln, weswegen ich es begrüßte, daß Öllrich, der Leuchtturmwächter, kam, da er gerade ausgeschlafen hatte, und Nelke versprach ihm zehn Mark.

„Ich tu es," wandte sich Öllrich an mich, wohl um sich vor einem einwandfreien Zeugen reinzuwaschen, „denn man soll immer gegen den Aberglauben angehn!" Er wäre vierzehn Jahre auf Segelschiffen gefahren; sein Sohn sei auch draußen, und er würde ebensowenig wegen einer lächerlichen Deern — hingegen, was er an diesem tue, das möge jemand, solle es so sein, auch an jenem tun.

Damit hoben sie den toten Matrosen herunter und trugen ihn hinein. Sie wagten aber denn doch nicht, ihn in den Sarg zu legen, sondern legten ihn auf die bloße Erde.

An dem Abend kam kein Mensch in die Wirtschaft, die sich Hotel zur Meereswoge nennt. Nelke hatte gleich nachmittags die Habseligkeiten des Toten in ein Paket gepackt, denn er könne es so gut wie der Gemeindevorsteher, und er schickte seinen Knecht bei der zweiten Ebbe damit los, nach Duhnen auf die Post, an den Cuxhavener Amtmann, so unsinnig es zu der späten Stunde war. Der Knecht kam denn auch triefend mit triefenden Pferden lange vor de Zeit zurück, und der Priel habe sich geändert, und er sei bis an den Hals im Wasser gewesen.

„Und das Paket?"

Das Paket sei weg!

„Es ist nicht wegen der fünfundzwanzig Mark, sondern wegen der Albernheit!" erklärte mir Nelke, als es wieder still war. Und er täte nicht gern etwas umsonst; aber dieser Grog, der solle heute nichts kosten; denn er würde das Geld schon kriegen, schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch. Da tranken wir bis Mitternacht. Kein Laut war außer uns in der Welt. Und wir sprachen dies und das und redeten mit großer Stimme von sozusagen philosophischen Dingen.

Auf einmal klopft es ans Fenster. Nelke erbleicht, steht schweigend auf, geht an die Tonbank, nimmt eine volle Flasche und schwankt hinaus.

Nun geht er dahin! dachte ich, und ich mußte laut auflachen, als er weg war; denn er sah komisch von hinten aus, so breit wie kurz,

und hatte den Kopf eingezogen wie eine Schildkröte, und die Flasche hatte fast auf dem Boden nachgeschleift, so tief hingen seine Arme. Danach fiel mir der tote Matrose ein, von dem wir den ganzen Abend nicht geredet hatten; ach, das traurige Lied stieg mir im Sinn auf, das sie an der Hafenseite singen.:

„Glori-, glori-, gloria,
Schön sind die Mädchen in Batavia!"

Doch war es nur der Kehrreim, denn es handelt von einem gestorbenen Seemann, und mir kamen die Tränen in die Augen, wenngleich ich nicht auf die anderen Worte kommen konnte. Da dachte ich auch wieder an sein Mädchen, das nun in die See gehen würde, ihren Liebsten zu suchen. Ja, ich betete heimlich, da niemand zugegen war, Gott möge gnädig mit ihr sein und mit seinem Finger die Wellen lenken, sie hinzuführen bis Scharhörnriff, und ich wollte Öllrich auch zehn Mark geben, damit er Tag und Nacht nicht das Fernglas von seinen Augen nehmen solle. Und wir würden sie auch begraben auf dem Heimatlosenfriedhof neben ihrem Herzallerliebsten. Diese tröstliche Erleuchtung überströmte mich, und ich ging hinaus auf den Deich, um den Kleingläubigen, denen man das schlechte Gewissen sogar von hinten ansah, zuzusprechen: „Fürchtet euch nicht! —"

Als ich gegen den Wind an die Stelle kam, wo der Grabenring unten liegt, der den kleinen, kreisrunden Friedhof umschließt, da sah ich in der Dunkelheit die beiden schon daherschwanken, unten am Deich, und sie trugen den Sarg auf ihren Schultern. Die Turmlaterne stand wie ein böses Auge hoch darüber. Ich hörte die Kibitze jammern, und Nelke trug in der freien Hand die Flasche und ein Tau, während der Leuchtturmwächter die beiden Spaten hatte. Es geht ein kleiner Steg über den Graben auf den Friedhof. Wie nun die beiden mit dem Sarg auf den Steg kommen, da schreit Nelke plötzlich dumpf auf, und sie halten an. Ich starre auf die Stelle hin, ich kann mich nicht rühren, so schaurig ist es. Vor dem Steg, auf der anderen Seite, da steht eine Frau, und sie hebt die Hand und weist die beiden Männer mit dem Sarg zurück. Ich sehe, wie der Sarg schief auf den beiden Schultern steht; denn Nelke ist etwas kleiner, und ich sehe, wie sich Öllrichs Bart vorsträubt; denn er hebt sich vom Grabenwasser ab, in welchem sich das Leuchtfeuer spiegelt. Und sie gehen keinen Schritt, sie stehen auf dem schmalen Steg, der über den Graben führt, und der Sarg schwankt hin und her. Eine unsinnige Angst erfaßt mich, er könnte in den Graben stürzen, oder

die von mir so schön erdachte göttliche Fügung könnte anderweitig zunichte werden. Ich will hinunter, aber meine Füße sind wie Schlick, ich breche in die Knie, ich würge an meiner Kehle, es kommt kein Laut heraus, und dennoch schrei ich wie verrückt.

„Scharhörnriff!" schrei ich und schrei es ihr zu. Mein Gesicht schlägt ins Gras.

Als ich wieder aufblickte, da standen die beider Männer mitten auf der Friedhofskuppe, die so gewölbt ist von dem Gebein der Namenlosen die vielen Jahrhunderte lang. Sie schaufelten, daß die Spaten klirrten.

Es ist vom Grog! sagte ich mir, nahm mich zusammen und stieg den Deich hinab. Ohne Zögern ging ich den Steg zu den beiden und half ihnen, das Seil halten.

„Sie ist wohl wieder runter," sagte Ollrich, „die Mieke stand nämlich vorhin da, die ist nicht ganz normal."

„Und wir dachten erst, es wär' seine Braut!" lachte Nelke; aber sein Lachen klang man dürftig, und er nahm den letzten Zug aus der Flasche; denn man sah ihm an, daß es kalt war die Nacht.

Ich aber schwieg; denn es hat keinen Sinn, einfachen Leuten zu zeigen, wenn man einen romantischen Gedanken gehabt hat. Somit war der Hügel bald gemacht, und er sah aus wie eine kleine helle Sandinsel auf dem dunklen Friedhof, und dieser war wieder eine Insel auf einer Insel, und diese lag mitten auf der runden Erde, die wiederum eine Insel ist in dem großen Himmelsmeer. Wir nahmen alle die Mützen ab, und da mir gerade in dem Augenblick der letzte Vers des Liedes einfiel, an dem ich die ganze Zeit herumgegrübelt hatte, so nahm ich die Gelegenheit wahr und sagte ihn auf:

„Ruhe sanft auf blauem Grunde,
Von den Wellen eingewiegt!
Deiner Mutter bring ich Kunde,
Wo ihr Sohn begraben liegt."

Aber das Gloria ließ ich weg.

Tömöschland

Von Konrad Nußbächer

Schwarz schlingt ein schlanker Turm sich auf, die Luft
Ist weich und still — so laß uns gehn selband
Durch Wiesen mondenglitzernd und den Traum
Der Berge, hoch in schwarzen Massen aufgetürmt:
Geliebte Hüter meiner Kindheit! Du,
Nun gehst du mit durchs Kindertömöschland,
Nachtstill, und doch voll Klingen — weißt du noch?
Und heimlich lächeln Mühle, Wehr und Fluß
Im Traum, da sie uns beide kommen sehn.

Ein blaues Tal gewunden durch die Berge,
Riesig, zerzackt, mit krausem Schluchtenwald,
Der trieft von Mondlicht. Und balsamisches Erz
Fährt hochher in die Lungen: Tömöschluft.
Der Bach rauscht schattendunkel, Tannenfittiche
Schweben die Lehnen aufwärts, starker Pracht,
Und schweben tausendfach bis zu den Felsenwiesen.

Ein anderes Gesetz erfüllt dies Tal,
Spürst du's? ein ander Leben nahm uns auf
Nach jener Kehre — Leben zwischen Hohenstein
Und Schulerwand, wie nur der Tömösch weiß,
Der schäumende, der unsere Sommer kühlte.

Noch immer brütet schwer der Hohenstein
Der Nacht und ihrer Rätsel, mütterlich
Umschließt er immer noch die Tömöschwelt,
Aus der wir lang geschieden, wartete
Mit Berggeduld auf dich und mich und jetzt
Segnet er unsere Scheitel hell mit Mond.
Und altes Blühn und Singen nimmt uns auf,
Schubert, und der uns früh erschreckte: Beethoven.
Der Onkel läßt den Bösendorfer donnern
In dunkler Stube mächtiger Phantasien.
Komm nun und birg dein Köpfchen mir im Arm,
Dein blondes, mondgeküßtes. Tief und süß
Ist Schlaf und Träumen unter Tömöschrauschen.

Über Eduard Schullerus

Von Heinrich Zillich

Es sind zwölf Jahre seit seinem Tode verstrichen, ehe seine Dichtungen gebunden vor uns liegen konnten. Sein Freund Adolf Meschendörfer besorgte die dankenswerte Ausgabe in einem fast alle Gedichte, etliche Prosastücke und Übersetzungen umfassenden Bande,[1]) mit dem gleichzeitig ein Auswahlheft seiner Dichtungen erschienen ist. Und nun ist es an uns, über den Eindruck, den die so erschlossene Persönlichkeit vermittelt, zu einem Urteil zu finden, das nicht dem Eigenvolk zuliebe das Geschaffene übertreibt, wie es bei Albert und Schuster geschah.

Ein schmerzliches Erkennen folgt der Lektüre des Buches. Blätterte man in den „Karpathen", wo die meisten Gedichte von Schullerus zum erstenmal veröffentlicht wurden, so hob sich sein Dichten weit über das der anderen, die wir schon vergessen haben. Hier, nun auf sich allein gestellt, steht sein Werk klar und — vorweg sei es gesagt — weniger groß da, als es bisher erschien.

Aber es ist doch das größte abgeschlossene lyrische Werk eines Siebenbürger Sachsen. Was Albert in einigen Versen des „Totenkranzes" und Schuster in wenigen Gedichten erreichte, eigenes Empfinden in starker, nicht nachgefügter Formung auszudrücken, gelang Schullerus nicht nur öfter, sondern auch zwingender. Über seine Prosastücke und Übersetzungen, denen beim besten Willen nicht viel abzugewinnen ist, können wir hinweggehen. Diese Arbeiten geben nichts Bleibendes. Nur seine Gedichte und er in ihnen berühren uns tiefer.

Sein Umfang ist klein, seine Abhängigkeit von den Impressionisten seiner Zeit unleugbar, aber dieser kleine Umfang seines Erlebens ist gestaltet: die behütete Welt, zurückbezogen auf ein rein empfindendes, stilles Herz, dem ein gleichgestimmter Verstand nicht zur Last, doch auch kaum zum Antrieb wird. Es ist nicht die Welt mit Höhe und Tiefe, es ist nicht die Tragik des Daseins in einem reinen Herzen großartig veredelt wie bei Trakl und Hölderlin, es ist nur die Welt, die Schullerus erfühlen konnte, obschon er vielleicht die wirkliche sah; sie ist deshalb nicht etwa klein in seiner Resonanz, sie ist nur begrenzt durch den begrenzten Resonanzboden, der sich ihr bot. Er kannte den Teufel nicht, er hat ihn höchstens kennen gelernt. Ihm mangelte das Dämonische,

[1]) Astern, Gesammelte Dichtungen von Eduard Schullerus. Herausgegeben von Adolf Meschendörfer, Verlag W. Krafft, Hermannstadt 1926. (Die Ausstattung besorgte würdig H. Lani.)

das jeder große Dichter besitzt. Sichtbar wird dies dort, wo er sein Thema, das der menschlichen, meist idyllischen, Bescheidung, verläßt und zum großen Bild und Stoff hindrängt, die beide sein Meister Liliencron in gewaltiger Wortplastizität zu bannen vermochte. Bei Schullerus bleibt die Vision, selbst wo sie erlebt wurde (bezeichnenderweise fast immer erlebt durch Äußerliches: Krankheit, Krieg) ungestaltet, und erst, wenn sein Thema gleichsam zur Verzeihung für die ihm unerlaubte Abkehr zum Dämonischen anhebt, ist da, was ihn auszeichnet: Klang und innerste Wahrheit. Man lese das Gedicht „Nachgedanken" daraufhin durch: der Schluß ist schön, ganz entschwert, ganz entpersönlicht, gerade weil er so sehr persönlich ist; der Anfang ist Erzählung. Dies ließe sich an vielen anderen Gedichten aufzeigen, nicht nur an den schwachen epischen und balladesken oder den Zeitgedichten. Ein Beispiel verdeutliche, wie in einem Gedicht mit gutem Anfang und einem guten Bild eine einzige Zeile seine Unzuständigkeit zu solchen Bildern plötzlich klarlegt:

Die weiße Straße liegt nun lastenleer
Und schlummerschwer
Im weichen Licht der Nacht:
Ein riesenhafter Drache, dessen Schwanz
In weiten müden Windungen
Des Hochjochs dunkelen Rücken überkriecht.
Vorn eine Brücke
Auf harten Pfeilern, starren Schienen,
Mit hohen kühnen Wölbungen:
Des Lindwurms Maul.

Schon die Wörter „Vorn eine Brücke" sprengen das Bild. Kein Lindwurm hat eine Brücke und besonders keine so genau beschriebene. Die gewaltsame Wiederanknüpfung nach diesem Sprung aus dem Bild zerstört das Gedicht völlig mit dem erklärenden Doppelpunkt „Des Lindwurms Maul". Das klare Ansteigen des Gedichts im plastischen Bild stürzt an dieser Beschreibung ab. Natürlich wird ein dafür befähigter Dichter sagen müssen, daß die Brücke das Maul des Lindwurms sei, doch wird er es ebenso sichtbarlich tun wie Schullerus, als er sagte, die Straße sei ein Lindwurm.

Ähnliche Durchbrechungen des dichterisch klar empfundenen Bildes durch eine nüchterne Feststellung, die nur gedanklich das Bild weiterführt und es deshalb nicht überträgt, erfahren sogar wertvolle Gedichte wie das mit einer genialen Strophe anhebende „Hohe See". Auch innerhalb seines dichterischen Zuständigkeitsgebiets kann Schullerus

nicht immer die freie Entwicklung eines Gefühls durchgestalten. Naturhafte Einheit besitzen bloß einzelne Gedichte, dann aber in ganz verinnerlichter Tiefe. So dies:

Feierabend (Erste Fassung)

Nun ist der Woche Arbeitsbraus verhallt.
Ein Tag der Ruhe ward der Hast beschieden;
Aus reinen Höhen: eine Lichtgestalt
Senkt sich der Welt der heilige Sonntagsfrieden.

In tiefem Schweigen feiert weit das Land,
Der letzte Bauer auch ist heimgezogen.
Voll rauscht durchs Korn ein ährenschweres Wogen
Als führe drüber segnend eine Hand.

Das Gedicht ist vollendet. Hier unterstellt sich der Anlage des Dichters wunderbar der Anlaß und so durchdringen sich Welt und er vollkommen. Hier weitet er sich durch einen glücklichen Zu-Fall über sich hinaus: in ihm ist Gott. Wie bedeutend seine Sprachberufenheit sich dabei erweist, zeigt das Wort „auch" in der zweiten Zeile der letzten Strophe, das klanglich mit „Bauer" verbunden vollendetes Geschehen und Ruhe atmet, gleichsam Bauer, Mensch, Arbeit hinführt unter die segnende Hand. Es ist dies Gedicht auch deshalb so groß, weil es ausdrückt, was Schullerus innerst Kraft gab, ein Leben voll Krankheit mutig und fast unberührt zu bestehen: Religion als zugefallenes, nicht erkämpftes Geschenk.

Von solcher Verdichtung nicht, aber doch bedeutend und an der bei uns üblichen Dichterei gemessen groß sind bei schärfster Sichtung etwa fünfzehn Gedichte, darunter „Dorfnachtfrieden", „Erntezeit", „Unser Kind", „Im Sturm der Zeit".

Eingangs schon sagte ich, daß sein Umfang klein sei: die befriedete Welt der Kleinstadt, aus der man nach Mancherlei ausblickt, nach dem Bauer (ohne Bauer zu werden), nach den großen Zeitbestrebungen (an denen man heiß wird, aber im Grunde nur beobachtend teilnimmt), nach den großen Ereignissen (die man literarisch miterlebt), doch dies bedeutet nicht, daß er dort, wo er lebt, und darauf kommt es an, nicht strömend weit ist. Das oben zitierte Gedicht schon mag als Beispiel dafür gelten. In vielen anderen, den guten und schwächeren, die sein Blickfeld umfrieden, wird diese Schau lebendig wie durch ein Fernrohr, das auch nur ein Teilbild faßt, es aber bedeutsam näher, aus der Tiefe in die Anschauung hebt. Es sind da natürlich Wiederholungen, Abwandlungen darunter, die man missen kann; manches erscheint nicht wertvoll genug, der Rührung einer Minute

oder eines Tages entrissen worden zu sein, aber fragen wir getrost nach dem, was bleibt aus dem Großgestalteten, dem Mittelgut der meisten Gedichte und den dilettantischen Arbeiten wie „Heldentum" und „Weltbrand".

Für die Zukunft sicherlich nur die beschränkte Zahl der Gedichte, die seiner Art und seinem innersten Erleben, seinem durch Krankheit, Familie und Heimatstadt gezeichneten Dasein entflossen sind in der stofflichen Bescheidung, die dazu gehört, und die gleichzeitig hinausgewachsen sind in jenen wenigen Fällen zu allgemeiner Gültigkeit. Das Mittelgut aber, diese kleinen Zustandsbilder seines Wesens und die Zeitgedichte, die kindlich und rührend sind in ihrer gläubigen Weltfremdheit und tapferen Volks- und Lebensliebe, geben beinahe noch mehr: das Porträt des Menschen Schullerus, der größer erscheint in seiner edlen Einheit als der Dichter, den er behinderte.

Wenn aber gefragt wird, wer unter Sachsen (nicht Ausdruck des Volkes, sondern) bejahenswertestes, wenn auch schon leis verklungenes Bild unseres Bürgertums ist, so muß auf diesen Mann hingewiesen werden, der als Dichter, seltsam ist es und wieder rührend und kindlich wie so vieles an ihm, nicht eine ragende Eigenart war, kein Genie, kein Urbeauftrager, sondern ein erfüllter Erleber und allgemein gültiger Deuter dessen, was den guten Kern unseres Bürgers ausmachen kann, sobald er über seine Zwiebelwirtschaft hinausblickt. Und damit ist Schullerus auch Verkörperung des üblichen sächsischen Schicksals, das keine höchsten, aber gute Würfe kennt.

Vom Industriemenschen

Von Alfred Herrmann

Das Zwanzigste Jahrhundert hat uns in der Struktur der westlichen Menschheit vor eine bisher unerhörte Neuerscheinung gestellt: vor die Industriegemeinschaft! Es setzt in krasser Umgrenzung an den durch Zweckmäßigkeit der Lage, durch das Vorkommen der Rohstoffe, durch Vorhandensein natürlicher Kraftquellen ausgezeichneten Punkten der Erde menschliche Niederlassung ab, die durch das Ziel der Gütererzeugung allein ins Leben gerufen wurde. Erdgas, Petroleum, Wald und Wasser, Erz- und Gesteinvorkommen sammeln

um sich Menschen wie ein Knochen im Walde die Ameisen. Es entsteht ein „Unternehmen," das nicht fragt nach Heimat und Überlieferung, nach Schönheit oder Gesundheit, nach Werten des Geistes und der Seele, nach Freundschaft und Vaterland.

* * *

So, bar jeden Gemütswertes schießt Ansiedlung empor in einem, in fünf, in zehn Jahren und saugt Menschen, lebendige Menschen, an sich und reißt sie heraus aus dem ausgefahrenen Bett bürgerlichen Lebenslaufes, ohne Unterschied nach Stand oder Herkommen. Den Ingenieur, dessen Seele daheim ist im Schatten gotischer Dome, den Werkmeister, dessen Kindheit erfüllt ist vom Sang der Drosseln in den Bäumen des Stadtparks, den Schreiber, der seine Jugend verträumte an den stillen Gewässern alter Festungsgräben dem Flug der Libellen nachsinnend und dem Schnalzen der Fische lauschend. Dort ist der Arbeiter, dessen Wiege im Bauernhause stand, Heuduft und das tiefe Summen der Dreschmaschine webt in seinen Träumen — oder das Hämmern der elterlichen Kleinwerkstatt sang ihn in Schlummer. Sie alle sind nun Heimatlose an der Stelle ihrer Arbeit. Der Ort, im Gebirge oder Flachland, in der Steinwüste der Großstadt oder am Rande der Provinzstadt redet nicht zu ihnen mit den tausend Stimmen vergangener Geschlechter, Geschichte und Sage, erlebter und vertrauter Daheimsprache. Auch die Beziehung von Mensch zu Mensch ist bar der Herzenskenntnis, gemeinsamer Erlebnisse der Jugend und Versippung. Doch aber tragen alle diese Menschen in sich Überlieferung und Verbundenheit, Heimatsabglanz! Eine Art „Eigengesetzlichkeit," eine besondere Naturkraft scheint hier zu walten, die den Menschen, diesen und jenen, Tausende, Millionen mit sich reißt und zum wirkenden Atom zwingt im Vereine der Industriegemeinschaft, im Bergwerksschacht und in der Fabrikshalle, als Leiter und Wärter moderner Maschinenungeheuer.

* * *

In pflanzenhafter Dumpfheit oder in der Qual seelischer Unbeholfenheit, in bewußter Knebelung und gewollter Drangabe dieses „Seelischen" versucht der Industriemensch mit dem fertig zu werden, was er von drüben mitbringt, und was hier keine Nahrung findet, wo vielleicht nur die graue Rauchfahne des Fabrikschornsteins gen Himmel weist. Die aushöhlende Arbeitsweise ernüchtert bald jede beschauliche Ro-

mantik, die Wurzellosigkeit dieses Daseins dörrt das Gemüt aus und die Unsicherheit über Dauer und Sinn des Aufenthaltes an der Arbeitsstelle läßt schwer das Gefühl wesenhafter Verbundenheit aufkommen, in dessen Humusboden allein die Pflanze wahren Menschentums gedeihen kann.

Es beginnt ein Wandlungsprozeß von besonderer Beschaffenheit im Lebensgefühl dieser Menschen. In gleicher Weise ergreift ihre Frauen und Kinder eine eigenartige Macht, formt und prägt Lebensrhythmus, Denken und Fühlen zu der bisher unerhörten Kategorie des Industriemenschen, von eigentümlicher Haltung in Arbeit und Vergnügen, von besonderer Gefühlsbetontheit den Lebensformen und Ideen des „Bürgertums" gegenüber.

* * *

Vom Bauern unterscheidet diesen Menschen bald eine ausgesprochene Naturfremdheit, vom Bürgertum der Zug zur Traditionslosigkeit und zum Kitsch. Es entsteht der Massemensch unserer Tage, etwas, von dem wir noch gar nicht wissen können, was eigentlich aus ihm wird, der aber da ist mit seinem Anspruch auf Geltung, Lebensfreude und Glück, der in sich die Hoffnung und Sehnsucht trägt nach einem Evangelium, nach dem Evangelium vom „Menschen"! Denn über allen schwebt, wie sonniges Morgenrot, der Abglanz der Verheißung: Jeder Erdgeborene hat das Recht Mensch zu sein. Mensch zu sein, der nicht von Brot allein lebt. Denn hier erst fängt Menschentum überhaupt an.

* * *

Der rechte Mensch will Sterne über sich sehen, will einen Himmel glauben dürfen, will Sonne fühlen, sich hingeben können und dienen, einem bewunderten, geliebten Herrn, ewiger Idee!, weil daran sein Eigenwert und Adel offenbar wird. Der alte Himmel und Herr aber der bürgerlichen Welt ist ihm, dem Industriemenschen von heute, in fahler Götterdämmerung verschlossen und nun steht er da zwischen zwei Welten, der alten dahingegangenen und der neuen, die erst geboren werden soll durch ihn, den Mann und die Frau des neuen Standes.

Was bringt der Industriemensch nun mit an die Grenze der neuen Welt, die noch gar nicht da ist in der Erscheinung?

Ein ungeheures Wollen, eine kindliche Sorglosigkeit, geschulten Verstand, harte Vorstellungen von der Unerbittlichkeit des Kampfes

um Geld und Brot, ein verkrampftes Gemütsleben, eine versandete Seele, — dazu aber Augen in den Köpfen einiger, die hart und scharf sehen können, besonders Dinge und Menschen, wie sie außerhalb des Bannkreises der Industriezone zu leben oder sich zu sonnen scheinen. Wer könnte als denkender Beobachter sich des Eindrucks erwehren, daß hier Urkräfte am Werk sind, die Geburtsstunde einer neuen Menschwerdung vorzubereiten?

Was die Siebenbürger Rumänen von den Sachsen und Ungarn halten[1])

Von Dr. Ioan Lemeny

Auf die Einladung des Leiters dieser Zeitschrift Dr. H. Zillich, hin, will ich versuchen, das obige verhältnismäßig heiklige Thema in kurzer Zusammenfassung zu erörtern. Ich will dabei, selbstredend, nicht persönliche, sondern bloß allgemeine, in den Massen und besonders in den Intelligenzschichten vorhandene Urteile und Meinungen auftischen. Also kurz und bündig, zur Sache.

Ethisch, ist der Sachse ehrlich, arbeitsam, konsequent, ausdauernd, einen hartnäckigen Willen äußernd.

Geistig, etwas schwerfällig, grübelnd, verhältnismäßig tief denkend, weniger geistreich, doch gemütsvoll, logisch und solid in seinem Denken.

Sozial ist er, d. h. im allgemeinen schwer annahbar, in eigenen Kreisen isoliert, oft verstockt, unter sich aber sehr gesellig, mit einem ausgesprochenen Bedürfnis, sich in Vereinen, Kreisen, Bünden, Tischgesellschaften, auszuleben.

Kulturell beständig tätig, emsig arbeitend und säend, konservativ und ohne die Überlieferung zu mißachten, organisatorisch tüchtig.

Künstlerisch durchschnittlich begabt, seine Begabung gelangt aber besonders durch hohen Fleiß zur Ausprägung.

Moralisch, es herrscht im allgemeinen von den Sachsen die Meinung, daß die sächsische Mutter und Frau noch als gutes Beispiel dienen kann, daß aber die jüngere Generation, in ihrem Übermut und in

[1]) In den folgenden Heften veröffentlichen wir auch die Urteile der Sachsen über Rumänen und Ungarn, und der Ungarn über die Rumänen.
(Anmerkung der Schriftleitung)

falscher Auffassung des Zeitgeistes, mangels Erziehung, stark abgeglitten ist, und in Unfug und Unmoral die Ungarn und Rumänen übertrifft und übertroffen hat.

Politisch endlich, wird den Sachsen ihre Opportunität, ihre übertriebene Vorsicht, ihr enger, allzu praktischer Sinn im Beurteilen großer, politischer Probleme und Situationen vorgeworfen. Im Zusammenhange hiermit sind sie national stark gefärbt, im allgemeinen alles Fremde mißachtend, doch loyal und den Bestand des Staates nicht gefährdend.

Die **Ungarn** sollen ethisch weniger ehrlich und redlich, weniger fleißig und ausdauernd, doch in ihrem Wesen viel aufrichtiger sein.

Geistig, durchschnittlich minder begabt, doch wo Begabung vorhanden ist, da schlägt sie höhere Wellen. Weniger Gemüt, dabei mehr Temperament und oft gewissermaßen beschränkt.

Sozial sind die Ungarn minder solidarisch und gesellig untereinander, doch im allgemeinen, und vorzugsweise in Berührung mit Fremden, viel leutseliger, offener und freundlicher, als die Sachsen.

Kulturell, etwas träge, schwächer orientiert und organisiert, teilweise stark konservativ, teilweise aber auch übertrieben modernistisch gesinnt, trotzdem im allgemeinen einen steten Hang nach Kulturwerten äußernd.

Künstlerisch, einen ausgesprochenen, natürlichen Kunstsinn besitzend, sind doch hervorragende, schöpferische Begabungen nur seltener vorhanden.

Die jüngere Generation scheint sich um Moral auch wenig zu kümmern. Der „Zeitgeist", natürlich der falsche, an den so oft Mündige und Unmündige appellieren, haust ziemlich herrscherisch in ihrer Mitte, und treibt auch da seinen gefährlichen Unfug.

Schließlich politisch beweisen die Ungarn, sonderbarerweise, trotz ihrer Jahrhunderte langen Schulung, einen merkwürdigen Mangel an Orientierungs- und Klärungssinn. Zügellos zwischen schroffem Chauvinismus und nationaler Gleichgültigkeit umherschweifend, geben sie kein klares, präzises Bild über ihre politische Haltung. Teilweise demokratisch und sozialistisch gesinnt, teilweise reaktionär und aristokratisch, bald chauvinistische Anwandlungen hegend, bald auf jedes politische Prinzip verzichtend, schweben sie in der Luft, ohne ihrem allgemeinen guten Willen nach, dem Staate nützen zu können, ja sogar von diesem oft verdächtigt....

Die subjektive Seite dieser Erörterungen ist nicht größer, als sie in solchen Fällen zu sein pflegt.

Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde

Von Privatdozent Dr. Karl Kurt Klein-Jassy

1.

Es gibt Bücher, die Notwendigkeiten sind. Sie schlummern vielleicht im Halbbewußtsein eines Volkes, und es scheint kaum eine Sehnsucht nach ihnen zu bestehen. Sobald sie aber ans Licht kommen, tritt ihre Notwendigkeit mit solcher Macht ins Volksbewußtsein, daß der kostbare Schatz nicht mehr entbehrt werden könnte. Ein solches Buch war für das deutsche Volk „Des Knaben Wunderhorn", das der leichtblütige Rheinländer vereint mit dem ernsten Märker: Brentano und Arnim in Tagen schwerer Not ihrem Volke schenkten. Ein solches Buch ist für uns Sachsen die „Sachsengeschichte" von Teutsch Vater und Sohn: Nach Außen das Wahrzeichen unseres Rechtsbestandes, uns Sachsen der Trost-Spiegel der Vergangenheit, in dessen Bilde wir die Gewähr einer sächsischen Zukunft in Siebenbürgen erblicken. Daß neben die Darstellung der äußeren Geschicke des Sachsenvolkes die Schilderung seines innerlichen Seins zu treten habe, war eine der frühesten Erkenntnisse des Gelehrten Adolf Schullerus. Im Dezember 1891 hatte der damalige Seminarprofessor die Leitung des Publikationsorgans der sächsischen Wissenschaft, des „Korrespondenzblattes des Vereins für siebenbürgische Landeskunde" übernommen; bereits in der Februarnummer 1892 begann er „in einer Reihe von kleinen Aufsätzen wichtigere Gegenstände unserer Volkskunde" zur Besprechung zu bringen; im Sommer 1892 sandte er die im Verein mit O. Wittstock zusammengestellten „Fragebogen zur Volkskunde" aus. So fing er an, planvoll den Grund zu legen für jene dem Laien ganz unheimliche Menge von volkskundlichen Daten, die in seine bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienene „Siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde" [1]) hineingearbeitet sind. Dieses Buch war für das sächsische Volk eine Notwendigkeit. Die Zufügung: Volkskunde „im Umriß" zeigt zwar an, daß die Darstellung nicht als abschließend gedacht ist; und das Vorwort verrät, daß nur „eine auf breiterer Grundlage angelegte Darstellung dem Plan der Sammlung gemäß zu knappem Umriß" zusammengezogen wurde. Nachdem für uns Sachsen keine Aussicht besteht, in absch-

[1]) In der von Prof. Dr. Friedrich von der Leyen herausgegebenen Reihe „Deutsche Stämme, Deutsche Lande"; 1926, 179 S. mit 16 Tafeln, Preis 5 Mark.

barer Zeit neben dem Wörterbuch eine zweite große wissenschaftliche Arbeit veröffentlichen zu können, wird der „Umriß" auf lange Zeit hinaus unsere Volkskunde bleiben. Da Schullerus außerdem die Wörterbucharbeit im weitesten und besten Sinne als volkskundliche Arbeit ansieht (wie er andererseits das zur Volkskunde gesammelte Material unbedenklich und mit Erfolg für das Wörterbuch verwendet hat) und die Vollendung dieser Großtat unserer Wissenschaft ohne Zweifel noch jahre-, wenn nicht jahrzehntelang dauern wird, bleibt auch die volkskundliche Arbeit im Fluß.

Hoffmann Krayer, der verdienstvolle Organisator der Schweizer Volkskundeforschung, hat die Schlagworte „stammheitliche" und „allgemeine" Volkskunde geprägt[1]), die nachmals von bekannten Trägern der deutschen Volkskundearbeit scharfer Kritik und Einschränkung unterworfen waren. Schullerus hat im Anschluß an Krayer-Hoffmann entschieden festgestellt, daß die Aufgaben des wissenschaftlichen Betriebes unserer eigenen siebenbürgisch-deutschen Volkskunde sich mit der von K.-H. als „stammheitlich" bezeichneten decken: mit dem Unterschiede allerdings, daß es sich hier um ein vom Mutterboden auf fremdes Gebiet verpflanztes, unter fremde Verhältnisse und Einwirkungen gesetztes Volkstum handle.[2]) Es war also vorauszusetzen, daß Schullerus in der Volkskunde nicht „Prinzipien und Grundgesetze der volkstümlichen Anschauungen" suchen würde, sondern daß er „die primitiven und volkstümlichen Überlieferungen einer zusammengehörigen Gruppe, einer Gemeinschaft von Menschen" d. i. eben der Siebenbürger Sachsen darstellen würde. Die Aufgabe war von höchstem Reiz. Sie bot andererseits Gefahr. Denn sie setzte infolge der so außerordentlich mannigfachen und wechselnden Umstände, unter denen das sieb.-sächsische Volkstum sich seit seiner Abtrennung vom Mutterkörper gebildet hat, nicht nur eine ausgebreitete und tiefgründige Kenntnis voraus, sondern auch eine starke Entschlossenheit, die Volkskunde gegen Grenzgebiete (ihre Hilfswissenschaften) abzugrenzen. Über das tiefgründige Wissen verfügt Schullerus in geradezu glänzender Weise. Nur ein Mann, der vierzig Jahre hindurch in zielbewußter Arbeit sich die Ergebnisse aller einschlägigen sächsischen und außersächsischen Veröffentlichungen unter einem Gesichtswinkel zu eigen machte und innerlich verarbeitete, der außerdem mit beiden Füßen, mehr: mit seinem ganzen Herzen, Sinnen und Denken im

[1]) Durch sein 1902 erschienenes Büchlein „Die Volkskunde als Wissenschaft"
[2]) Kblt. 1901, S. 145.

sächsischen Volksleben drinnen stand, konnte ein solch umfassendes, in seiner Breite und Tiefe gewiß von keinem unseres Geschlechtes überbietbares Wissen zusammentragen, dessen wie mit spielender Mühelosigkeit erreichte Beherrschung wir bei Schullerus bewundern. Daraus erklärt es sich, daß ihm das Abgrenzen schwer fiel. Als die Disziplin von der aus Schullerus zur Volkskunde gelangte, ist auf Schritt und Tritt die Sprachwissenschaft kenntlich. So bezeichnende Streiflichter gerade von der Sprache auf Sitte, Brauch und Sinnesart der Sachsen fallen, so läßt die ungenaue Umschrift der mundartlichen Ausdrücke zu keinem ungestörten Genuß kommen. Daran trägt freilich nicht der Verfasser die Schuld, sondern die scheinbar nicht mit dem genügenden Typenmaterial ausgerüstete Druckerei. Auch die nach der kulturgeschichtlichen Seite hin gezogenen Grenzlinien verschwimmen manchmal. Gerade die drei ersten, breit angelegten Kapitel scheinen mir manches Beispiel dafür zu bieten. Nachdem etwa S. 68 f zur Erläuterung der bekannten sächsischen Kächen die Ableitung des Namens aus lat. coquina, cocina „Küche" (ahd. kuchina) gegeben wird, schon in frühmittelalterlichen Aufzeichnungen für das Essen selbst verwendet, fährt der Verfasser fort: „Bei Du Cange, in der Charta Reginaldi episcopi Carnot 1212: der Knecht der die Heumacher auf die Wiese führt, hat für sie aus der Curia die Brote, die bestimmte Menge Wein „et coquinam" mitzunehmen. Da diese Art der Essenszubereitung als das gute Essen schlechthin verstanden wurde, ging auf diese Weise das Wort Küche in den angedeuteten Sinn über, zumal das siebenbürgisch-sächsische Haus eine besondere Küche nicht hat.." Wo beginnt das Volkskundliche, wo hört das Kulturgeschichtliche auf? Die Gelehrsamkeit und Belesenheit und Schlußkraft des Verfassers verwischt die Grenze. Dagegen soll nicht geleugnet werden, daß gerade kulturgeschichtliche Bemerkungen die Darstellung beleben und zu den gehaltvollsten Teilen des Buches gehören.

Otto Lauffer schließt seine Niederdeutsche Volkskunde mit den Worten: „Wer ein Buch von deutscher Volkskunde schreibt, schreibt ein Buch der Liebe." Wahrlich, was ist alle Gelehrsamkeit ohne den Pulsschlag lebendiger Liebe? Das macht die Darstellung von Schullerus groß und uns Sachsen teuer, daß sie aus dem Born der Liebe quoll. Es ist natürlich, daß man das Volk, in das hinein man geboren und erzogen wird, liebt. Es will aber scheinen, als ob bei den Siebenbürger Sachsen durch das Leben in einer fremden Umwelt nicht nur die Liebe zu ihrem Volk, sondern zu ihrem Volkstum, zu Sinnes-

art, Sitte und Brauch besonders groß geworden sei. Aus Schullerus' Buch spricht ein solches Verbundensein des Verfassers mit der Volksseele, ein so restloses Aufgehen in sächsischem Wesen nnd Wirken, ein solches Verstehen und Lieben des „kargen und harten" Volkes, daß das Buch schon darum gelesen werden müßte.

2.

Eine rechte Beurteilung von Schullerus' Sächsischer Volkskunde ist aber nicht möglich, wenn man das Buch in der Vereinzelung betrachtet. Es gehört nicht nur dem sächsischen Volke; schon äußerlich bringt es sein Hineingestelltsein in einen größeren Kreis zum Ausdruck, indem es in einer Sammelreihe „Deutsche Stämme, Deutsche Lande" erschien, die bisher eine niederdeutsche, westfälische, rheinische, badische, ostdeutsche und sudetendeutsche Volkskunde herausgebracht hat. Wir sehen daraus nicht nur, daß der von Schullerus befolgte Grundsatz der „stammheitlichen Volkskunde" weite Anerkennung gefunden hat, sondern es ist uns auch die Möglichkeit des Vergleichs der sächsischen mit anderen Darstellungen gegeben. Am nächsten liegt der Vergleich mit der „Sudetendeutschen Volkskunde", die zum Verfasser den als Pädagogen und Volksmann rühmlich bekannten Dr. Emil Lehmann hat, aus dem Grunde, weil auch hier Volkskunde von außerhalb der deutschen Reichsgrenzen stehenden deutschen Volksteilen gegeben wird, die zum Teil wie die Siebenbürger Sachsen unter fremdvölkischer Umgebung leben. Dagegen bildet das Sudetendeutschtum keine volkskundliche Einheit; „Sudetendeutschtum" ist ein erst durch den Versailler Frieden geschaffener politisch-erdkundlicher Begriff, der die Gesamtheit der Deutschen in der Tschechoslowakei umfaßt (nachdem andere Bezeichnungen wie Deutschböhmen, Sudetenland u. a. verboten worden waren). Insoweit war also Dr. Lehmanns Aufgabe eine andere und schwierigere als die des Siebenbürger Sachsen, der einen in sich geschlossenen Stoff darzustellen hatte. Von vorneherein fällt darum an der Darstellung von Schullerus die straffere Gliederung auf; er bewältigt den Inhalt in vier Hauptkapiteln (I. Die äußere Erscheinung II. Das Leben im Hause III. Das Leben in der Gemeinschaft IV. Das geistige Leben), deren glückliche Einteilung und Wahl zu bewundern ich nicht anstehe; diese haben zusammen 14 Unterabschnitte. Lehmann bildet neun ganze Kapitel, die sich inhaltlich manchmal überschneiden (z. B. VII., „Sitte und Brauch im Jahreskreis" und VIII., „Sitte und Brauch

im Lebenslauf"). Dagegen hat Lehmann den Vorteil, Abschnitte wie z. B. I. „Siedlungsgeschichte" und II. „Siedlungsformen" ausführlich erörtern zu können, die bei Schullerus verkürzt erscheinen. Schullerus selbst macht im Vorwort aufmerksam, daß die geistigen Gebiete den „Sachgebieten" gegenüber etwas zurückgesetzt wurden, weil diese in den sächsischen Veröffentlichungen bisher vernachlässigt worden seien. Was aber als ein Mangel an dem so ausgezeichneten Buch von Schullerus schmerzlich auffällt, ist das Fehlen des Quellen- und Stichwörternachweises. Die vorzüglichen Anmerkungen Lehmanns (S. 197—210) und sein ausführliches Stichwörterverzeichnis (S. 211—229) sind mit vorbildlicher Sorgfalt ausgeführt und ermöglichen nicht eine Nachprüfung, über die er gleich Schullerus erhaben ist, sondern) die unbegrenzte weitere Ausbeutung des Stoffes. Schullerus Hinweis auf die Angaben der vor dreißig (!) Jahren erschienenen Arbeit Wittstocks („Volkstümliches der Siebenbürger Sachsen" im 12. Bde von Kirchhoffs Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 1895) genügt längst nicht. Hier muß die zweite Auflage Wandel schaffen; und sie kann es, denn trotz „eingeschränktem Raum" wird der Umfang des so erweiterten Buches den der Rheinischen Volkskunde (von Wrede) oder der Ostdeutschen Volkskunde (von Brunner) in der gleichen Schriftenreihe nicht überschreiten.

Um dem Vorwurf zu begegnen, mit der „weiteren Ausbeutung des Stoffes" nur eine hochtrabende Redensart gebraucht zu haben, verweise ich auf die Arbeiten des Frankfurter Germanisten Hans Naumann — mit hoher Freude las ich die Nachricht, daß er an den diesjährigen Ferienkursen in Hermannstadt als Vortragender mitwirken wird[1]) — die m. E. auch unserer sieb.-sächsischen Volkskunde ganz neue Aussichten eröffnen.[2]) Soweit ich Einzeldarstellungen der Reihe „Deutsche Stämme, Deutsche Lande" kenne, hat sich noch keiner der Verfasser — und es sind erste Fachleute auf volkskundlichem Gebiet — mit Naumann auseinandergesetzt; es sei also ferne von mir (und wäre auch ganz ungehörig!) Schullerus daraus einen Vorwurf zu machen. Naumanns Erkenntnisse sind aber von solcher grundlegenden (besonders methodischen) Bedeutung, daß künftige Arbeiten an ihnen nicht werden vorübergehen dürfen. Naumann verdanken wir die neue Fassung der beiden Begriffe „Gemeinschaftsgut" und „Gesunkenes Kulturgut", mit denen es gilt „systematisch weiter zu arbeiten, wenn

[1]) Die vorliegenden Ausführungen wurden im Mai d. J. geschrieben.

[2]) Ich denke vor allem an seine beiden Abhandlungen „Primitive Gemeinschaftskultur", Jena 1921, und „Grundzüge der deutschen Volkskunde", Leipzig 1922.

man in die gewaltige und bunte Masse dessen, was sich Volksgut nennt und im Arbeitsgebiet der Volkskunde lagert (Dichtung, Glaube, Sitte, Zeiten und Feste des Jahres, Haus und Hof, Siedlung und Tracht), einigermaßen Ordnung und Gliederung hineinbringen will". Wie mit diesen beiden Begriffen zu arbeiten ist, zeigt Naumann selbst, indem er Schritt für Schritt an jedes Teilgebiet der Volkskunde mit der Grundfrage „Primitives Gemeinschaftsgut oder aus den oberen Schichten herabgesunkenes Kulturgut?" herantritt. Durch die methodische Anwendung schon früher bekannter volkskundlicher Lehrsätze, etwa daß Kulturformen der Unterschicht häufig nur die zeitlich spätere Wiederspiegelung jener der Oberschicht sind, („Volk produziert nicht, es reproduziert") und durch reinliche Scheidung des gesunkenen Kulturgutes vom primitiven Gemeinschaftsgut gewinnt die Volkskunde ganz ungeahnte Bedeutung auch für ihre Schwesterwissenschaften (Geschichte, Kulturgeschichte, Völkerkunde, Literatur usw.) Es ist heute noch gar nicht abzusehen, in welch neues Licht z. B. die sächsische Geschichtsforschung gerückt werden kann, wenn sie die Volkskunde als ancilla im Sinne Naumanns in ihren Dienst stellt. Zum allerwenigsten erhellt aus Naumans Forschungen, daß die sächsische Volkskunde sich auf dem von Schullerus erklommenen Gipfel keine Ruhe gönnen darf. Auch nach vollständiger Sammlung und erstmaliger Verarbeitung des gesamten volkskundlichen Materials der Siebenbürger Sachsen wird noch Arbeit für Geschlechter vorhanden sein. [1])

3.

Die dem Jahre 1918 folgende Neugestaltung hat das siebenbürgische Deutschtum aus einer „Nationalität" Ungarns zum Teil der „deutschen Minderheit Rumäniens" gemacht. Die Schwierigkeiten, die dem Verschmelzen der deutschen Volkssplitter in Rumänien zu einer Volks-Einheit entgegenstehen sind größer, als sie die Deutschen Böhmens, Mährens, Schlesiens, der Slowakei und Karpathenrußlands zu überwinden hatten, um das „sudetendeutsche Volk" zu werden (und auch hier ist die Entwicklung erst im Gange). Trotzdem schrieb Lehmann

[1]) Die Feststellung erscheint nicht überflüssig — und als Siebenbürger Sachse bin ich stolz, darauf verweisen zu können, — daß Anschauungen Naumanns gerade bei Schullerus sich gleichsam in nuce vorgebildet finden. In der schon erwähnten Besprechung des Büchleins von Hoffmann-Krayer schließt Schullerus mit Gedankengängen, die denen Naumanns im Wesen überraschend nahe stehen (Korrespondenzblatt 1901, S. 147), freilich auch mit dem bedauernden Ausblick, daß Untersuchungen nach dieser Richtung noch völlig ausstehen.

seine sudetendeutsche Volkskunde. Müßte nicht auch uns nach der sieb.-sächsischen Volkskunde als weiteres Ziel eine „Volkskunde der Deutschen Großrumäniens" vorschweben? Freilich, auch wenn man diesen Titel, der das Fehlen der inneren Einheit schon in der Form kraß anzeigt, hinnimmt (wer findet endlich den einheitlichen Namen für das großrumänische Deutschtum, etwa nach dem Muster von sudetendeutsch?); auch wenn man die unbestreitbare Tatsache, die sich auch an unserem rumänischen Staatsvolk so gut beobachten läßt, übersieht, daß nämlich aus einer politischen Einheit über Nacht keine volkskundliche und stammheitliche werden kann: auch dann noch bleibt die Kühnheit eines solchen Gedankens für den Siebenbürger Sachsen fast verletzend. Denn das Siebenbürger Deutschtum verfügt über ein jahrhundertealtes wissenschaftliches Herkommen, auf dem Gebiet der Volkskunde über Jahrzehnte hindurch mit Ernst und Eifer betriebene Vorarbeiten. Die anderen Siedlungsgebiete Rumäniens mit Ausnahme der Dobrudscha, über die Paul Träger sein auch volkskundlich vorzügliches Buch geschrieben hat, besitzen nichts. Konnte aber ein einzelner Mann (Friedrich Müller-Langenthal) die „Geschichte unseres Volkes" schreiben — eines Volkes, das nicht ist, sondern erst wird; und wobei nicht geleugnet werden soll, daß wir außerhalb Siebenbürgens lebenden Deutschen Rumäniens uns darin stiefmütterlich behandelt fühlen —; um wieviel eher könnten Vorarbeiten zu einer großzügigen, das Deutschtum in ganz Großrumänien umfassenden Volkskunde ins Auge gefaßt werden, die wie keine andere Wissenschaft durch die Mitarbeit von Laien gefördert werden kann! Freilich müßte, um Entgleisungen zu verhüten, die Verarbeitung der von Laien gesammelten Tatsachen-Vorräte von Fachleuten oder unter strenger Aufsicht erfolgen. Raim. Friedr. Kaindl bezeichnet in seiner „Volkskunde" (Leipzig und Wien 1903) Schule und Universität als berufenste Pflegestätten der volkskundlichen Wissenschaft; und Klausenburg für das Banat, Czernowitz für die Bukowina, Jassy für Bessarabien könnten Mittelpunkte der Arbeit werden, von wo aus der Vorsprung der Siebenbürger Sachsen eingeholt werden könnte.[1]) Es klingt nicht ermutigend, wenn Professor Herzog mitteilt, daß er in fünf Jahren, seitdem er den germanistischen Lehrstuhl in Czernowitz vertretungsweise versieht, keinen einzigen Studenten gefunden habe,

[1]) Als einen ganz bescheidenen Anfang in diesem Sinne betrachte ich meinen auf volkskundlichen Beobachtungen, die innerhalb des Deutschtums in Altrumänien gesammelt wurden, aufgebauten Vortrag über „Volks- und Heimatskunde in der kirchlichen Praxis der deutsch-evang. Auslanddiaspora" (veröffentlicht im „Bericht über die Bezirkskirchenversammlung des Dekanates Bukarest", Bukarest 1925, S. 39—79).

der für solche Arbeit in Betracht gekommen sei. Geht's nicht mit Studenten, so müssen andere, geistig regsame und im Volksleben wurzelnde Menschen zur Herbeischaffung des Stoffes gewonnen werden. Auf die Dauer wird es nicht angehen, den Siebenbürger Sachsen den Vorsprung auch auf wissenschaftlichem Gebiet, der durch Leistungen wie die Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde von Schullerus immer größer wird, kampflos zu überlassen.

Gebet, bei Beginn einer Zeitung.

Von Heinrich von Kleist

Man erkenne aus den folgenden Zeilen die höchste Auffassung von dem, was einen Zeitungsmann bestimmen soll; und dann erkenne man die Zeitungen.

Die Schriftleitung

Gott, mein Vater im Himmel! Du hast dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und tierische, spielen in seiner Brust zusammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, von Irrtum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt sich in seinem Zustand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, so würden wir gar nicht mehr ahnden, von welchen Gipfeln, o Herr! der Mensch um sich schauen kann. Nun lässest du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen, von dem Auge eines deiner Knechte, den du dir erwählt, daß er die Torheiten und Irrtümer seiner Gattung überschaue; ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebreich, mitten unter sie trete, und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlafsucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Stähle mich mit Kraft, den Bogen des Urteils rüstig zu spannen, und, in der Wahl der Geschosse, mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt

begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhm, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Toren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne! Über alles aber, o Herr, möge Liebe wachen zu dir, ohne welche nichts, auch das Geringfügigste nicht, gelingt: auf daß dein Reich verherrlicht und erweitert werde, durch alle Räume und alle Zeiten, Amen!

Vorwort zu den „Berliner Abendblättern"

Rundfrage über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt"

Die vorangesetzten Worte Heinrichs von Kleist leiten am besten über zu den Antworten auf eine Rundfrage, die wir am Anfang August an mehrere Männer unseres Volkes gerichtet haben. Wir fragten nach deren Urteil über bestimmte Arbeitsgebiete der führenden siebenbürgisch-deutschen Zeitung. Dabei beherrschte uns das Bewußtsein, daß die von Otto Folberth im Juliheft dieser Zeitschrift veröffentlichte Kritik des „Sieb.-Deutschen Tageblatts" nicht als einzelne Stimme zur allgemeinen Unzufriedenheit bleiben darf, wenn dem Ruf nach Besserung die Besserung folgen soll.

Fast alle, an die wir uns wandten, haben geantwortet — Beweis genug für die Notwendigkeit unserer Frage. Die Antworten geben wir wörtlich wieder, ehe der Schluß aus ihnen auf eine lebendigere Gestaltung unserer ganzen Presse gezogen wird, denn steht hier auch das „Sieb.-Deutsche Tageblatt" allein zur Betrachtung, so ist damit die Güte der übrigen Zeitungen noch lange nicht bewiesen.

Die Schriftleitung

Allgemeine Urteile über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt".

Meine Meinung über das Tageblatt? In jeder Beziehung ablehnend. Es gibt sich heute noch als ob wir in der alten, halbvergessenen Südostecke, nicht aber in der umbrandeten Mitte eines großen Landes lebten. Es ist eifriger bemüht uns über westliche Verhältnisse ein siebenbürgisch-sächsisch verzeichnetes Abbild, als über die politischen und sozialen Strömungen unseres eigenen Landes Aufschluß zu geben. Diesen Fragen müßte ein viel breiterer Raum gegönnt, dabei auf rascheren und umfassenderen Nachrichtendienst größter Wert gelegt werden.

Und dann tut vor allem not: die vorurteilslose, von schöpferischer Kritik erfüllte Betrachtung und Vertretung aller politischen, sozialen und geistigen Angelegenheiten der Deutschen Rumäniens. Wer aber wird die Erfüllung dieser Forderung vom Tageblatt erwarten? Es bleibt wohl kein anderer Ausweg, als zur Gründung einer neuen, von freiem, frohem Geiste getragenen Zeitung aller Deutschen Rumäniens zu schreiten.

Otto Ott, Kronstadt

In 10—12 Zeilen kann man wohl seine Meinung sagen, kaum aber sie begründen. So kann ich auf die Frage: „Entspricht der politische Teil, das Feuilleton und die Kunstkritik des Tageblattes" nur im Fragebogenstil antworten. Der politische Teil entspricht im Großen, Ganzen. Ein führender, überlegter Wille ist in der Leitung zu spüren, die Ereignisse der großen Politik erfahren eine fast zu ausgiebige Behandlung, die Leitartikel stehen oft (besonders die von Dr. Theil) auf überprovinziellem Niveau. In letzter Zeit ist auch die allzu geheimrätliche Vorsichtigkeit in innerpolitischen Fragen einer erfrischenden Entschiedenheit gewichen. — Ödeste Provinz dagegen gähnt aus den Spalten des Feuilletons. Von bewegter Geistigkeit keine Spur, das neue Geistesleben in Deutschland und — so unglaublich es klingt — auch in Siebenbürgen, existiert für das Blatt nicht. Es ist ganz klar, daß die Führung in geistigen Dingen bei uns anderswo liegt, als beim Tageblatt. In der Kunstkritik ist eine einheitliche konsequente Linie zu vermissen, wodurch auch die guten Kritiken an Wert verlieren, da es dem Zufall überlassen bleibt, ob ein Lobhudler oder ein ernster, verantwortungsvoller Mann das Wort führt.

Dr. Konrad Nußbächer, Hermannstadt.

Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" hat in erster Reihe die Aufgabe unsere „offizielle", genauer umschrieben die von der Mehrheit unserer Volksorganisation für richtig erkannte Politik zu vertreten. Kein Wunder also, wenn in der Behandlung unserer eigensten Angelegenheiten eine gewisse Gebundenheit herrscht und man zuweilen den grünen Tisch merkt, an welchem geschrieben wird. Diesem Übelstande ist auch nur bis zu einem gewissen Maße abzuhelfen. Eine weniger akademische, mehr volkstümliche und lebendige Behandlung unserer innenvölkischen Fragen wäre aber immerhin möglich und wünschenswert.

Vielleicht führt gerade diese vorgeschriebene Marschrichtung in der Behandlung der eigenen politischen Fragen dazu, daß die Geister des Tageblattes sich auf dem Gebiete der deutschen Tages- und der großen Weltpolitik frei und kühn, oft allzufrei und allzukühn bewegen. Trotz vollauf berechtigtem Selbstbewußtsein unseres Volkes über die eigene Urteilsfähigkeit in politischen Fragen und des natürlichen Dranges mit der großen Welt im Zusammenhang zu bleiben, müßte dennoch die Behandlung außen- und weltpolitischer Probleme räumlich eingeschränkt und der äußeren Form nach in bescheidenen Tönen gehalten werden. Die Gefahr ist nämlich da, daß große Dinge von unserem kleinen Winkel aus in die Welt posaunt überhebend und etwas lächerlich wirken.

Umso größere Aufmerksamkeit müßte in der Zukunft der Behandlung der rumänischen innenpolitischen Verhältnisse geschenkt werden, welche — ich sehe dabei von der letzten Zeit ab — arg vernachlässigt worden sind. Unsere ganz außergewöhnlich gefährdete Lage zwingt uns mehr wie jeden anderen, die in diesem Stande wirkenden Triebkräfte richtig zu erkennen und einzuschätzen. Altrumänien ist für viele, die in der Politik mitreden wollen, auch heute noch unbekanntes Land. Mit einigen landläufigen, in dieser Allgemeinheit gar nicht zutreffenden Ansichten wie „Korruption und Rückständigkeit auf allen Linien" ist es wahrlich noch nicht getan. Mit der alleinigen Kenntnis der etwas imaginären siebenbürgischen Seele noch viel weniger. Und da wenige Gelegenheit haben, sich aus unmittelbarer Anschauung ein Urteil bilden zu können, so wäre es Aufgabe unseres führenden Blattes die Kenntnisse über die rumänischen Verhältnisse auf allen Lebensgebieten zu vermitteln.

In den übrigens sehr beachtenswerten Ausführungen Otto Folberths wurde die Unzulänglichkeit des Tageblattes in seiner Eigenschaft als führendes Organ des Gesamtdeutschtums in Rumänien hervorgehoben. Ich glaube in dieser Beziehung ist die Kritik unzutreffend. Unsere sogenannte deutsche Gemeinbürgschaft ist noch ein sehr gebrechlich Ding. Sie muß von sächsischer Seite aus mit viel Takt und mit viel Nachsehen gepflegt und die Empfindlichkeit und Eifersucht der übrigen noch nicht so festgefügten Bruderstämme dabei berücksichtigt werden. Eine betonte Führung, eine weitläufige, umfassende Behandlung innerer Angelegenheiten unserer nichtsächsischen Volksgenossen könnte leicht zum Gegenteil des beabsichtigen Zweckesführen.

Alles in allem genommen. Das Tageblatt ist gut, es könnte aber noch viel besser werden. Dr. Hans Hedrich, Abgeordneter

Das „Tageblatt" als Organ der Volkserziehung?

Der Aufgabenkreis einer Tageszeitung müßte wesentlich unter den Gesichtspunkt der Volkserziehung gestellt werden. Erziehung ist allerdings ein weiter Begriff, bevor man ihr Ziel genannt hat. Von den Kommunistenblättern bis zur Kreuzzeitung ist ein ungeheurer Raum für „Ziele" in der verschiedensten Beziehung. Dem Tageblatt kann man wohl den Vorwurf nicht ersparen, daß seine volkserzieherischen Ziele, d. h. Aufgaben nicht immer deutlich genug in die Erscheinung treten. Das hat natürlich auch sein Gutes. Kein vernünftiger Mensch wird dem Radikalismus, wie er aus den Blättern des In- und Auslandes sattsam bekannt ist, das Wort reden. Auch entspricht ja eine gewisse Vorsicht und Bedachtsamkeit durchaus unserm Volkscharakter. Aber Erziehung müßte doch stets Führung, d. h. Sicherheit, Entschlossenheit bedeuten. Immerhin muß man anerkennen, daß eine ruhige, sachliche Verteidigung unserer Volksinteressen immer wieder zu finden ist, sowie eine politische Berichterstattung, die nicht allzu aufdringlich, schreiend und tendenziös ist.

Dagegen ist vom Standpunkte der Volkserziehung aus entschieden zu verwerfen der „Tagesbericht". Das „Ziel", das hier ungewollt erreicht wird, ist die weitgehendste Förderung der Oberflächlichkeit des Lesers, die wahrlich keiner Förderung bedarf. Hinter dem Seelentraining, das hier in dieser Richtung geboten wird, bleibt der übliche Roman unter dem Strich weit zurück. Man kann wahllos eine Nummer zur Hand nehmen, um Notizen zu lesen, die etwa so beginnen: „Furchtbares Grubenunglück...", „Grauenhafter Doppelmord..." 2c. 2c. Wer auch nur eine von diesen Notizen wirklich miterleben könnte, hätte vielleicht Monate daran zu tragen. Aber dazu ist Gott sei Dank keine Zeit; ja nicht zwei Sekunden ist Zeit dazu, denn in der nächsten Zeile wird schon eine Modetorheit, eine kuriose Naturerscheinung oder der neueste Rekord eines Hungerkünstlers berichtet oder es folgt die humoristische Ecke! Es gibt auch wirklich wertvolle unter diesen Berichten, aber viele lesen sie gar nicht, weil sie den Tagesbericht lieber ganz überschlagen, und die sehr vielen, die ihn bereitwillig lesen, haben nichts davon, weil das dort Gebotene auf ihre Seelen ebenso tief und lange Eindruck macht, wie der Muttermord, der irgendwo gerade geschehen ist. Vielleicht wendet man ein, diese Berichte seien überall nicht besser und seien eine Notwendigkeit des großen Publikums wegen. Darauf muß man entgegnen: Woher stammt denn die Erwartung, mit der der Durchschnittsleser seine Zeitung zur Hand nimmt? Und hat man denn auch nur den Versuch gemacht, in diesem Punkte eine Besserung zu erzielen?

Dr. Konrad Möckel, Großpold

Nach meinem Eindruck war das „S.-D. Tageblatt" früher durch einen Kreis von Mitarbeitern aus Liebhaberei in „sächsischen Kirchen- und Schulsachen" — wozu Sie meine Äußerung wünschen — gut bedient, wobei die Einstellung seiner halbamtlichen Haltung entsprach. Die Überspannung der Kräfte aller in verantwortlicher Stellung Tätigen infolge der Umwälzungen und Umstellungen seit dem Ende des Weltkrieges hat Berichterstattung und Schriftstellerei aus Liebhaberei für die im wirkenden Leben Stehenden nahezu zur Unmöglichkeit gemacht. Man merkt das daran, daß das Tageblatt seinen früher maßgebenden Einfluß auf kulturelle Einstellung und Urteilsbildung unserer „gutgesinnten" gebildeten Kreise unversehens verloren hat. Ein Wandel ist nötig, weil unsere Volksbehauptung einer vernünftigen halbamtlichen Wegweisung in kulturellen Dingen nicht entraten kann; ist sie doch im Kreuzfeuer verschiedenster Einflüsse in hohem Maße mitbedingt durch kulturelle geschlossene Selbstdurchsetzung. Daß es daneben auch aufrüttelnde Geister geben muß, halte ich für eine ebensolche Selbstverständlichkeit. Eine Bewältigung der eben angedeuteten Aufgabe durch das Tageblatt wird unter den heutigen Verhältnissen nur erfolgen können, wenn es ihm gelingt, in einem seiner Redakteure einen Leiter der Abteilung für literarische, künstlerische und allgemeine Kulturfragen heranzubilden. Statt der frühern Mitarbeiter aus Liebhaberei hätte er die betreffenden Gebiete zu überblicken und zu bearbeiten, bzw. bearbeiten zu lassen. Die frühern nebenamtlichen Bearbeiter, bzw. deren Nachfolger im öffentlichen Wirkungskreis hätten nebenbei noch immer die wichtige Rolle von Informatoren.

Friedrich Müller, Schulrat

Was Berichte über Schulgesetzgebung und Schulorganisation anbelangt, entspricht das „S.-D. T." seiner Aufgabe wohl ganz, doch habe ich das Empfinden, als ob allgemeine Bildungsfragen nicht genügend oft und systematisch behandelt würden; vor allem halte ich es für wünschenswert, daß sich unsere führende Tageszeitung noch nachhaltiger in den Dienst der Volkserziehung stelle. Unsere hierher gehörigen Fachzeitungen („Kirchliche Blätter", „Schule und Leben" u. a.) erscheinen zu selten und werden gerade in den Kreisen nicht gelesen, auf die das „S.-D. T." seinen erzieherischen Einfluß ausüben könnte und müßte. Die Hauptschuld daran, daß das nicht in ausreichender Weise geschieht, trägt wohl nicht die Leitung des Blattes, da sie erfahrungsgemäß alle entsprechenden, die Volkserziehung behandelnden Aufsätze gerne aufzunehmen pflegt; sie trug sich — glaub ich — einst auch mit dem Gedanken, gerade diesen Fragen ihre volle Aufmerksamkeit in einem monatlich erscheinenden Beiblatt zu widmen. In der Tat läßt sich eine derart brennende Frage nicht durch das gelegentliche Bringen diesbezüglicher Aufsätze gelegentlicher Mitarbeiter lösen. Das „S.-D. T." würde sich sicher ein großes Verdienst erwerben, wenn es daran ginge, sich für alle Fragen der Volks- und Jugenderziehung einen Stab von wertvollen ständigen Mitarbeitern zu sichern, die seine Leser regelmäßig auch über methodische Erziehungsfragen in Familie und Schule, Gemeinde und Volk informierten und Fragen der Jugendbewegung und Jugendfürsorge auf breiter Grundlage erörterten. Ich kenne keine für unser Bestehen wichtigere Frage als eben die der Volkserziehung.

Dr. Heinz Brandsch, Schäßburg

.... „Hat das „Tageblatt" ein wirkliches Interesse an religiösen (nicht kirchlichen) Fragen?" .... Die Frage verdient eine ausführliche Erörterung — doch Sie wollen

ja nur eine 10—12 Zeilen-Antwort. Da springt mir ein Bild vor die Augen: ein konsistorialer Sitzungssaal. Auf dem Tisch die neue Kirchenverfassung in Halbfranz.

A. Herrmann, Kronstadt

Kunst und Kritik im „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt".

Ob der kulturelle Teil des Tageblattes entspricht? Man stelle sich einen Menschen vor, der nichts anderes gelesen hat und liest als das Tageblatt und suche dann die Frage zu beantworten, was besagter Mensch von der Kultur unserer Zeit wissen würde. Ob ihm Gebiete unseres heutigen Kulturlebens vielleicht ganz fremd bleiben würden und von welchen Teilen er ein schiefes und von welchen er ein zutreffendes Bild haben würde. Ich glaube, man würde sehr rasch eine recht klare Antwort darauf bekommen, ob der kulturelle Teil des Tageblattes entspricht oder nicht.

Misch Fuß, Hermannstadt

Tageblatt, Kunst, Kritik?

Jedes Ding hat sein Für und Wider. Dem Einen gefällt Sturm und Drang, dem Andern die Ruhe. Einer bedauert und belächelt den Andern.

Das Tageblatt wird nichts, was gut ist, zur Seite liegen lassen.

Verfallen wir nicht in unnützes Ästhetisieren. Das ist die Krisis der Kritik.

Bewegen wir uns im Rahmen der Geltung unseres Volkes!

Im Übrigen: 1, 2, 3 literarische Zeitschriften verbreiten auf ihre Weise Kunst. Kunst bleibt wagerechte Gliederung. Josef Lehrer, Mediasch

„Entspricht der Kunstteil des Tageblattes? Hat es überhaupt eine Stellung zur Kunst?" Sie erlauben, daß ich beide Fragen umstelle und sie in umgekehrter Reihenfolge beantworte. 1. Welche Stellung das Tageblatt zur Kunst einnimmt, erhellt daraus, daß unter den 8—10 Rubriken jene über „Kunst und Schrifttum" oder „Musik und Kunst" (auch das ist eine bezeichnende „Stellungnahme"!), die letzte, manchmal auch die vorletzte Stelle einnimmt. 2. Der Textteil des Blattes umfaßt 6 Seiten. Auf diese Rubriken entfallen häufig nur einige Zeilen. Wenn sie nicht ganz in den Redaktionskorb fallen.

Sie gestatten mir nun, daß ich auch eine Frage an Sie stelle (der es erlaubt sei, eine Feststellung vorauszuschicken): In der Politik, in aller Welt, an jedem Tage, in der Volkswirtschaft, ja auch in Schäßburg, in Mediasch und ihrem Umkreise geschieht alle Tage etwas. (Und nun die Frage): Geschieht in der „Kunst" (als welche ich die beschreibende, darstellende, malende, graphische, singende, Instrumente behandelnde Kunst verstehe) nur dann etwas, wenn in Hermannstadt eine Aufführung geschieht oder ein Buch erscheint oder ein Bild gemalt wird?

Fritz Holzträger, Bistritz

Ich habe selbst fünf Jahre — 1903 bis 1908 — an der Schriftleitung des „Sieb.-Deutschen Tagebl." mitgearbeitet und schon damals einsehn müssen, daß diese Zeitung Pflichten bloß unserm politischen und wirtschaftlichen Leben gegenüber kennt. Es ist bis heute so geblieben. Das Tageblatt spiegelt unsere politische — auch kirchenpolitische — und wirtschaftliche Entwicklung wider, und mehr als das, es hat mitschöpferischen Anteil an ihr. So ferne sich in dieser Entwicklung kulturelle und erzieherische Kräfte offenbaren, ist auch das Tageblatt sicherlich ein „Kultur- und Erziehungsorgan" für unser Volk. Ich selbst stelle den erzieherischen und Kulturwert

der Kunst freilich hoch über den der Politik und Volkswirtschaft, fühle mich aber mit dieser Anschauung unter uns Sachsen allein. Erfreulich ist, daß gerade der gegenwärtige Leiter des Tageblattes, Hermann Plattner, sich einsetzt für den geistigen Ausbau und die Einbeziehung künstlerischer Potenzen in seine Schriftleitung; er begegnet dabei dem ganzen mächtigen und grausamen Widerstand unserer politischen und wirtschaftlichen Führer, die keine Götter neben sich dulden.

Hermann Klöß, Hammersdorf

Nichts ist schwerer als in engen Verhältnissen großzügig zu sein. Bei uns, wo alles verwandt, bekannt und verkliqut ist, ist eine völlig wahrhaftige Kritik unmöglich. Auch im „Sieb.-D. Tageblatt" steht es nicht schlechter und nicht besser als in unsern übrigen siebenbürgischen Zeitungen. Vorsicht im Bemängeln, Übermaß im Lob der heimischen Leistungen, zwischen diesen beiden bewegt sich — wie ein schlauer Aal unsere ganze Kritik. Wagt ein gewissenhafter Kritiker einmal einen rücksichtslosern Weg, so kehrt er gar zu bald zu der Promenade der Gemütlichkeit, Vorsicht und Lokalbegeisterung zurück. Der Dornenweg der Wahrheitssagerei würde auch das „S.-D. Tageblatt" bald müde machen. Wie gesagt, das ist in engen Verhältnissen bedingt, überall. Keiner von uns eingesessenen Skriblern kann sich gänzlich loslösen von Clique, Verwandtschaft, Lokalpatriotismus. Als Jüngling wagt man gewöhnlich den Sturmlauf über Stock und Stein, man glaubt den Weg über das zähe Gebirge zur Wahrheit in kühnem Schwung nehmen zu können.

Jeder purzelt zu Tal und wenn der Gepurzelte ehrlich ist, bekennt er: Gebundenheit an die Verhältnisse diktieren den Weg und dieser Weg ist doch am gemütlichsten an linden Sommerabenden. Die Musikkritik des S.-D. Tageblattes geht auch den Sommerabendweg, gemütlich und ohne viel Aufregung.

Nun wäre aber gerade das S.-D. Tageblatt, als führendes, weitverbreitetstes, infolgedessen einflußreichstes sächsisches Blatt dazu berufen, einen steileren Weg zu versuchen. Die Bemängelungsvorsicht müßte gelockert, das maßlose Lob solcher Leistungen, die der herrschenden Hermannstädter Klique nahestehen, gedämpft werden.

Dem Tageblatt wünschten wir einen Berufskritiker, der in der Art wie Dr. Wühr auf dem Gebiete der bildenden Künste Ansätze zum mutigen Wahrheitsagen mit wissenschaftlicher Überlegtheit gezeigt hat, einen Mann, der nicht zu rasch müde wird. Dann könnte die Tagblattkritik und wir mit ihr den Weg finden.

Emil Honigberger, Mediasch

Das Nachrichtenwesen des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes"

Welch andern Sinn kann die Wiedergabe von Nachrichten aus aller Welt in unserem Volksblatt haben, als den, ein Bild des reichen und bewegten Lebens da draußen in unsere Enge zu tragen. Neben den Schachzügen europäischer Politik bringt uns dies Bild fast nur Katastrophen, Verbrechen und Modetorheiten. Vom Sein und Wirken der Völker, von Natur und Forschung, Bildung und Lebensgestaltung, Kunst und Geist spüren wir kaum einen Hauch. Eine Besserung in den letzten Monaten ist aufzuzeichnen, läßt aber noch das Meiste zu tun übrig.

Der Auslese aus dem Reichtum des Weltgeschehens ist im heimatlichen Teil eine wärmere und vollere Darstellung unseres Binnenlebens gegenüberzustellen.

Welch reichen Gewinn brächte herzliche Anteilnahme an der Eigenart unserer Brudervölker. Wer kann sie von einer Zeitung erwarten, die am Landleben

unseres Bauernvolkes, an dem stillen Sein unserer Kleinstädte achtlos vorübergeht, ja das die Geisteswelt unserer Jugend unterschlägt, um sich das alltägliche Lokalereignis zu komisch-versüßter Größe aufpuffern zu lassen. Zum bedeutsamen Vortrag kann — wegen Raummangels — kein ordentlicher Bericht gebracht werden, aber das Tanzkränzchen, auf dem „die tanzfrohe Jugend das Tanzbein unermüdlich bis in die frühen Morgenstunden schwang", wird zum Ereignis. Ungeistigkeit und Vergnügungssucht der Menge werden ermuntert und bestärkt.

Das Bewußtsein muß geweckt werden, daß die Presse nicht eine Anstalt zur Befriedigung der Lüsternheit des Spießers ist, sondern — nach einem Worte Stephan Ludwig Roths — der Predigtstuhl unserer Zeit.

Dr. Ernst Jekelius, Hermannstadt

Bezüglich des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt" wünsche ich, daß es den Geschehnissen in Deutschland und in den Gebieten des Grenz- und Ausland-Deutschtums größere Aufmerksamkeit widmen und den Mitteilungen über Deutschland mehr Raum gewähren möge.

Dr. Karl Wolff, Hermannstadt

Ein Ableger der Weltpresse ist mehr oder weniger jede Provinzzeitung, und wir können gerechterweise auch von dem führenden deutschen Organ Siebenbürgens nicht verlangen, daß es von dieser Notwendigkeitsregel eine Ausnahme mache. Aber es handelt sich eben auch hier letzten Endes nicht um das Was?, sondern um das Wie? Als die größte und verbreitetste deutsche Zeitung des Landes hat das Tageblatt in erster Linie eine Kulturaufgabe. Es dürfte sich nicht darauf beschränken, die ihm telegraphisch zugehenden politischen Nachrichten abzudrucken und mit größtenteils recht belanglosen Leitartikelweisheiten zu kommentieren, sondern hätte vor allem die Pflicht, seine Leserschaft über die wesentlichen geistigen Strömungen auf weltanschaulichem, religiösem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet zu unterrichten, bzw. von sachkundigen Mitarbeitern unterrichten zu lassen. Leider muß gesagt werden, daß die Schriftleitung gerade in dieser Hinsicht eine erstaunliche Indolenz und Verantwortungslosigkeit an den Tag legt. Den nicht-politischen und nicht-wirtschaftlichen Teil des Blattes füllen zum Teil kilometerlange langweilige Auslassungen über Ereignisse von rein lokaler Bedeutung, wie Bezirkskirchenversammlungen, Lehrerkonferenzen, Glockenweihen u. dgl. oder aber Unterhaltungsbeiträge, die bestenfalls das Niveau des „Neuen Wiener Journals" erreichen. Das gilt insbesondere von der Sonntagsbeilage, die für ein Blatt, das vermutlich darauf Anspruch erhebt, auch literarisch ernst genommen zu werden, eine wahre Schande ist.

Erwin Reisner, Hermannstadt

Das Tageblatt als wissenschaftlicher Berichterstatter

Ich unterscheide zwischen Berichterstattung über auswärtige und einheimische wissenschaftliche Leistungen von allgemeinem Interesse.

In Bezug auf die erstgenannten wäre das Tageblatt nach Geschichte und Bestimmung berufen, als die meist einzig gelesene deutsche Zeitung Siebenbürgens die Kunde vom wissenschaftlichen Leben in der großen Welt bis in das entlegenste sächsische Pfarrdorf zu tragen, wenigstens soweit es sich um Haupterscheinungen handelt.

Dieser Aufgabe dient das Tageblatt gegenwärtig nicht. Das tritt äußerlich zutage in dem Fehlen einer dem erwähnten Zwecke eingeräumten allgemeinen „wissenschaft-

lichen Ecke" über oder unter dem Strich. Zur Lösung der Aufgabe wären in regelmäßigen Zwischenräumen Sammelbesprechungen nach Sachgebieten zu bringen, in kurzer Orientierung, nicht im Abhandlungsstil.

An Hinweis und Würdigung mit Bezug auf einheimische wissenschaftliche Arbeit ist wohl nichts zu vermissen; doch müßte über das sächsische und deutsche Kulturgebiet hinaus der Blick auch auf das geistige Leben der uns umgebenden Völker mehr noch als bisher geöffnet sein. D. Netoliczka, Kronstadt

Das Tageblatt und unsere Bauern

Sie haben ein großes politisches Interesse, das sich nicht nur auf die Verhältnisse unseres Staates erstreckt; wenn auch wenige die Zeitung lesen — ihr Ableger in den „Landwirtschaftl. Blättern" ist doch zu kümmerlich und dessen Sensationsmeldungen aus dem „Tagesbericht" sind gänzlich unangebracht — so wird doch an den Sonntagen jedes große Ereignis verhandelt. Was aber fast gänzlich fehlt, ist der Hinweis auf die Arbeiten der „Studierten". Wenn sie gelegentlich erfahren, daß unsere Parlamentarier ihre Reden halten, so wollen sie doch auch wissen, daß andere Bücher schreiben oder auf künstlerischem Gebiet schöpferisch tätig sind; kurz, sie wollen wissen, welche Männer Führer — und nicht nur auf politischem Gebiet sind. Es scheint, daß man das Interesse unserer Bauern und die breiten Schichten unseres Volkes auf kulturellem Gebiet unterschätzt, denn weshalb schweigt das Tageblatt hierüber? Halten sie doch jeden Namen mit Klang so äußerst lange im Gedächtnis.

Dr. Misch Orend, Jakobsdorf

Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" ist von Bauern in den Gemeinden, die ich kenne, meines Wissens nicht bezogen worden. Und auch in der Umgebung Hermannstadts dürfte das Tageblatt nur in verschwindend wenige Bauernhäuser kommen. Auch in ländlichen Lesevereinen und auf dem Weg des Ausborgens werden nicht allzuviele Bauern das Blatt lesen, das als die Zeitung unserer sächsischen „Intelligenz" gilt. Daher dürfte das Tageblatt mit vollem Bewußtsein eine besondere Rücksichtnahme auf bäurische Leserschaft und ihre Bedürfnisse ablehnen. Ob das richtig ist, ist eine andere Frage. Jedenfalls bezweifle ich, daß die bäurische Leserzahl auch im anderen Fall wesentlich zunehmen würde, weil unsere Bauern ihre „Landwirtschaftlichen Blätter" lesen und fast ohne Ausnahme eine Tageszeitung viel zu teuer finden. Hans Lienert, Brenndorf

Der volkswirtschaftliche Teil des „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblattes"

Man muß sich wohl bei der Beurteilung des wirtschaftlichen Teiles des Tageblattes vor Augen halten, daß hierzulande die gesteigerten Anforderungen an die Ausgestaltung des volkswirtschaftlichen Teiles einer Tageszeitung verhältnismäßig jungen Datums sind, daß in dem Leserkreis das Interesse für allgemein wirtschaftliche Fragen und Probleme, wenn sie nicht unmittelbare Beziehung zu der praktischen Tätigkeit haben, nicht in gleichem Maß wach ist als in Ländern, wo einerseits die wirtschaftlichen Kenntnisse größer sind, andererseits aber auch das Wirtschaftsleben eine andere Gangart hat.

Ein sehr wesentliches Erfordernis wirtschaftlicher Berichterstattung und wirtschaftlicher Journalistik, die Raschheit der Übermittlung von wichtigen Nachrichten und die umgehende Stellungnahme zu den Ereignissen wirtschaftlicher Bedeutung sehen

wir bei dem „Siebenb.-Deutschen Tageblatt" nur teilweise erfüllt, was einerseits daran liegt, daß für den Nachrichtendienst ein entsprechender Apparat — aus sehr naheliegenden Gründen — nicht vorhanden ist, andererseits die Fühlungnahme zwischen Schriftleitung und Mitarbeiterschaft, ohne die in wirtschaftlichen Fragen an eine Ausgestaltung des Blattes zur Lebendigkeit und Schlagfertigkeit schwer zu denken ist, nicht rege und nicht eng genug ist. Da meist nur eine Seite für Volkswirtschaft zur Verfügung steht, (während für Dinge, über deren Wert man streiten kann, recht viel Raum verbraucht wird), und die Veröffentlichung von Auszügen aus Gesetzen und Verordnungen, sowie die von kleineren wirtschaftlichen Nachrichten von Landesbedeutung nicht unterlassen werden kann, so kommt aus Raumrücksichten manche Frage, die plötzlich auftaucht und sehr wichtig ist, oft nur zur Sprache, wenn andere Zeitungen dieses Thema schon hinter sich haben. Dieser Umstand trägt sicher dazu bei, manchen der für Mitarbeit in Betracht käme, fern zu halten und läßt es für viele notwendig erscheinen, sich aus anderen Blättern über wichtige Wirtschaftsfragen zu informieren.

Nachdem heute die größeren Blätter den volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen Aufmerksamkeit schenken, weil diese oft die Grundlagen für wichtige Entscheidungen sind, ist die weitgehende Ablehnung des Tageblattes gegen die Behandlung solcher Fragen nicht zeitgemäß, denn sie bedeutet einen Verzicht auf neue Anregung.

Dr. Ewald Sindel, Hermannstadt

Im Besitze Ihres Rundschreibens in der Angelegenheit Tageblatt bemerke ich, daß der Aufsatz Dr. O. Folberth in sehr vielen Punkten mit den Ansichten übereinstimmt, die ich seit Jahren über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt" habe. Ich bin aus einem Konflikt ähnlicher Natur noch vor dem Kriege als Mitarbeiter des Tageblattes ausgeschieden.

Was speziell den wirtschaftlichen Teil der Zeitung betrifft, so halte ich diesen für gut geleitet. Ein Provinzblatt, das nicht an dem Standorte einer Börse herausgegeben wird, kann natürlich keine Sensationen bringen.

Früher hat das Tageblatt oft sehr große Schnitzer in seinem volkswirtschaftlichen Teil gemacht (z. B. über einen katastrophalen Sturz der tschech. Kronen berichtet, während es sich tatsächlich um die österr. Kronen handelte). Seit aber Herr Hans Plattner die Redaktion inne hat, sind die volkswirtschaftlichen Nachrichten verläßlich und auch die Auswahl der volkswirtschaftlichen Artikel den tatsächlichen Verhältnissen angepaßt. Ich bin der Meinung, daß der volkswirtschaftliche Teil des Tageblattes heute sein bester Teil ist.

Dr. Otto Fritz Jickeli, Hermannstadt

Ich kann der Schriftleitung des volkswirtschaftlichen Teiles des „S.-D. T." meine Anerkennung nicht versagen. Sie bringt wertvolle Originalaufsätze, die abwechselnd die verschiedensten Zweige der in- und ausländischen Volkswirtschaft behandeln. Wenn die Autoren dieser Aufsätze zum überwiegenden Teile Hermannstädter sind und ihre Aufsätze oft einen besondern Hermannstädter Einschlag haben oder ausgesprochen Hermannstädter Fragen behandeln, so halte ich das für leicht begreiflich. Es wird meist einer Anregung der Schriftleitung bedürfen, um jemanden zu veranlassen, einen wirtschaftlichen Aufsatz zu schreiben. Da ist es einfach und naheliegend, wenn der Schriftleiter innerhalb seines engern Bekanntenkreises seine Mitarbeiter wählt und diese wieder einen Stoff behandeln, der ihnen am nächsten liegt. Ohne solchen

Anstoß werden wohl selten Aufsätze zur Veröffentlichung geliefert. Es ist mir nicht bekannt, daß ein angebotener Aufsatz etwa zurückgewiesen wurde.

Die „Volkswirtschaftlichen Nachrichten" sind mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit aus allen Tageszeitungen und Fachblättern zusammengetragen, so daß der Durchschnittsleser alles Wissenswerte auf diesem Gebiet aus dem „S.-D. T." erfährt.

Der volkswirtschaftlich mehr Interessierte wird ohnehin auch den „Argus" und Fachzeitschriften, wahrscheinlich auch eine ausländische Zeitung lesen.

Wenn man den volkswirtschaftlichen Teil des „S.-D. T." mit jenem anderer Zeitungen vergleicht, so kann man ihm das Zeugnis der Gleichwertigkeit, ja sogar der Überlegenheit nicht versagen. Dr. Conrad Dörschlag, Mediasch

Siebenbürgisch-deutsche Presse

Von Heinrich Zillich

Die Unzufriedenheit mit unserer Presse richtet sich naturgemäß in erster Linie gegen die zwei größten Blätter, von denen die kleinen Zeitungen in allen Hauptfragen bestimmt werden. Ein Oppositionsblatt besitzen wir nicht. Die „Kronstädter Zeitung" ist im politischen Teil, der allen Blättern als noch wichtigster das Gesicht gibt, eines Sinnes mit dem führenden, dem „Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt", so daß die Beurteilung einer Zeitung im allgemeinen auch die andere trifft. Beide Blätter sind Eigentum von Aktiengesellschaften, die ohne wirtschaftliche Zwecke gleichsam als Beauftragte des Gesamtvolkes handeln; damit erscheint nach außen die ideale Einstellung der Zeitung deutlicher als es bei dem Blatte eines Einzelnen wäre, gleichzeitig aber auch eine Schwerfälligkeit, die ihr Lebendigkeit rauben kann und, wie es heute Tatsache geworden ist, eine notwendige Opposition verhindert.

Es muß dies vorweg zur Erfassung der Stellung eines Redakteurs bei uns gesagt werden. Er scheint freier zu sein als der Leiter eines Privatblattes, ist es aber durchaus nicht. Die Organisation, die ihn beaufsichtigt, tritt mit dem vollen Bewußtsein, des Volkes willen da zu sein, vor ihn hin, wenngleich sie vielleicht schon längst verkalkt ist; nicht alle ihre Vertreter haben Verständnis für ihn, der sie eine Art Geschäftskorrespondent der Nation dünken mag, jederzeit zum Schreiben darüber verpflichtet, was gerade ihnen des Tages am Herzen liegt. Daß Redaktion Führung bedeutet und nicht Schreiben von Aufsätzen, mag auch dem Leser unklar sein. In unseren Verhältnissen gilt das Handwerkermaß: Fleißig ist der, den man arbeiten sieht. So sehen

wir, daß unsere Redakteure wöchentlich vier oder gar fünf Leitartikel verfertigen. Wer aber die Hemmungen kennt, die produktiv-geistiger Arbeit entgegenstehen, weiß, daß diese Redakteure, wenn sie etwas im Kopf haben, völlig ausgepumpt sein müssen und der Redaktion des Blattes nicht mehr gewachsen sein können. Oder aber sie schreiben leicht, dann wird der Text den Wehen entsprechen und die Redaktion erst recht. In beiden Fällen leidet das Blatt.

Betrachten wir nun die oben veröffentlichten Urteile über das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt", so springt in die Augen, daß all das, was bei uns den vorwiegenden Stoff für den Leitartikel liefert, im allgemeinen als gut behandelt angesehen wird: die Politik, die Fragen völkischer Abwehr und Organisation. Damit ist gemeint: daß das Gegenständliche dieser Gebiete zur rechten Darstellung gelangt, nicht aber, daß der Gesamtstandpunkt und die Ausschau gut sind. Die Einwürfe sind hier: Verkennung der zentralen Lage unserer Presse in einem größeren Land, provinzielle Einstellung zu reichsdeutschen Problemen, falsche und auch sachlich nicht einwandfreie Betrachtung der Innenpolitik. Hinzugefügt muß werden: Vernachlässigung sozialer Fragen. Der wesentliche Einwand, dem die übrigen bloß zur Illustration dienen, ist aber: daß der politische Teil zu häufig anlaßgetrieben ist, genau wie der Leitartikel, und dies wieder vor allem in Fragen der inneren Politik.

Es genügt nicht Stellung zu nehmen, wenn es nottut: sondern Stellung zu haben, wenn es nötig ist. Die Weltpolitik, über die uns sachliche Aufsätze oft geboten werden, muß auch in ihrer Beziehung auf uns beleuchtet sein; nicht aus den Ressentimentgefühlen der verdrängten Minderheit dürfen die inneren Verhältnisse betrachtet werden, sondern aus der ein für allemal klar aufgestellten Forderung, an ihnen mitzuarbeiten. Wir haben zu geben, nicht bloß zu verteidigen; wir sind es wert, deshalb brauchen wir etwas und deshalb sind wir an allem teilhaft, nicht bloß an unserer Schule, ebensogut an der neuen Uniformierung der Fliegertruppe oder der Eisenbahnpolitik. Der Mut, den unsere politischen Schreiber bei der Verteidigung unserer Stellung aufbieten, hat mehr zu fordern: den Rock, nicht nur das Hemd. Wir müssen mit einem Wort: staatsbewußter werden. Dies eröffnet eine Weite sondergleichen für den politischen Pressedienst, die wir ausfüllen müssen, denn sie ist reale Wirklichkeit. Erst bei solcher Ausweitung kann unsere eigenste Position als Deutsche und Siebenbürger, der der Bauer und Händler des Volkes schon längst entsprechen, auch geistig

bezogen werden. Die Presse hat hier den Tatsachen nur nachzufolgen. Wir haben bisher die Kinderstuben unserer Art verteidigt, aber daß wir ein Haus besitzen und einen siebenbürgischen Hof, an dem auch ein rumänisches und ungarisches Gebäude stehen, daß dieser Hof einem Weiler nicht als schlechtester Grund angehört, nimmt uns in Pflicht, unser Haus allein, den Hof mit den beiden andere Wirten gemeinsam zu bestellen, aber entkleidet uns doch nicht des Rechts, auch den Weiler mitzuregieren, und zwar nicht nach dem idiotischen Maß unseres Bevölkerungsanteils, sondern nach unserer Schaffenskraft.

Dieser Wirklichkeit zu dienen erfordert, daß unsere Zeitungen den politischen Teil nicht mehr als wichtigsten ansehen. Solange in uns das durch die Minderheitennot in Rumänien bewirkte Gefühl vorherrscht, nur zur Verteidigung fähig zu sein, ist der politische Teil der wichtigste; ist aber der Gesichtspunkt maßgebend, daß wir vor Gott das sind in diesem Lande, was uns die Rumänen so gerne nehmen, nämlich gleichwert ihnen an äußerem Recht (an Kultur aber nach unserem Schaffen überlegen oder nicht), gilt es nicht mehr bloß zu organisieren, sondern zu erziehen und das mag nun ein Ganzkluger auch Politik nennen. Damit unterstellt sich die Presse einer Idee, wo bisher Taktik herrschte, und so erst kann sie den Vorteil ausnützen, der ihr vor den übrigen Blättern des Landes, weil sich diese keiner Weltsprache bedienen, für das Ausland zusteht: Als Wortführerin der hiesigen Deutschen auch Nachrichtenträgerin für Rumänien zu sein. Aber dies ist sie bloß dann, wenn sie nicht nur sächsisch, sondern auch rumänisch im Sinne des Staates ist. Sie ist schon heute den führenden Boulevardblättern moralisch überlegen, sie muß es auch ethisch sein. Moral wird zur Ethik an der Idee. Und unsere Idee ist hier gekennzeichnet an der lebendigen Erfassung der Worte: Deutsch-siebenbürgisch-staatsrumänisch.

Aber dazu — und besonders zur tiefen Erfassung der beiden ersten Worte, die nicht dem Verstand oder den Verhältnissen, sondern der Geburt ihre Wirklichkeit verdanken — bedarf es der Volkserziehung.

So wie das Leben sich nicht in einem seiner Teile erschöpft, der etwa Politik heißt, sondern ein Ganzes ist, dem Politik und Kunst nur als Ausdrucksformen angehören, so genügt es nicht bei einer Zeitung, wenn der volkswirtschaftliche Teil gut ist oder der künstlerische. Die Zeitung muß gut sein. Die Idee macht höchstens — man kann über den Teufelsschwanz, der hier hineinwedelt, lachen — am Inseratenteil halt. Natürlich besagt dies nicht, daß über die Einzelglieder kein Befund zur Kur eingeholt werden darf.

Erziehung ist die Aufgabe. Sehen wir an, was uns da heute geboten wird: Aufklärung über Volksschäden, Trunksucht, Trachten, Geburtenrückgang, oder endlose Aufsätze über Deutschtum und Volk. Das ist alles notwendig auch weiterhin, obgleich gerade in diesen Teilfragen eine objektive Redaktion am Platze wäre (und nicht wie in Kronstadt und Schäßburg eine guttemplerische, die aus jeder Schreckensnachricht ihr Fazit zieht). Wichtig allein ist aber ein bewußter Blick für das wahrhaft Notwendige. Auch hier wird nicht eine Reihe von Aufsätzen Erfolg ernten. Der Erziehung gibt der Erzieher Wert. Und blicken wir nun um nach der eingangs aufgezeigten Idee der Deutschheit in Siebenbürgen, so faßt uns doppelt der Sinn der Forderung da an, wo sie sich der verstandesmäßigen Zerklärung entzieht. Was deutsch ist, kann erfühlt werden, aber es kann nicht erklärt erscheinen, wo es zum Worte führt. Wir sprechen höchstens darüber, wir sprechen es nicht aus, aber wir müssen aus ihm sprechen. Und da stellt sich auch die ganze Schwere des redaktionellen Berufs vor uns, die ihn als geistige Berufung erkennen läßt.

Ein Redakteur, so verpflichtet, wird zu allererst davon zu trinken suchen, was heute in Deutschland aus unzähligen Quellen an neuem Geist, auch dort noch weit verkannt, sprudelt. Ich bin mir der Härte bewußt, wenn ich hinzufüge: unsere führenden Männer, soweit sie an Jahren nicht mehr jung sind (jawohl: an Jahren jung) werden dazu unfähig sein. Hier teilen sich die Generationen, die ältere, deren Ideale der Weltkrieg zerschlug; die junge, die erst im Kriege die Welt schauen lernte. Man tue mich hier nicht von Bürgerseite damit ab, daß ich vermutlich Pazifist oder Sozialist wäre; ich bin es tausendmal weniger als sie, die solchen Parteien erst ein Recht geben, indem sie Bürger sind. — Nein, der Geist, der nötig wird, legt sich auf soziale Fragen nicht fest, deshalb kann er auch über diese handeln, niemals aber wird er mit dem Geist des heutigen Bürgertums handeln.

Wie aber soll eine solche das Wesen des Deutschen wieder tief erfassende Bestimmtheit durch die Presse wirken? — Eine Änderung der Zeitungstechnik wird dazu nötig.

Wie werden Zeitungen gelesen?

Es lesen alle ständigen Leser die lokalen Mitteilungen, wenigere die Nachrichten aus aller Welt, noch wenigere die Telegramme, das Feuilleton kaum ein Viertel, den Volkswirtschaftsteil die größeren Kaufleute und Gewerbetreibenden, den Leitartikel die wenigsten. Daraus zeigt sich schon der Weg und ihn zeigen auch die oben mitgeteilten

Urteile: Kritik-, Kunst- und Nachrichtenteil müssen lebendiger werden. Sie müssen der Volkserziehung dienen. Nur die Telegramme und manche Nachrichten sind nackte Feststellungen, an deren Übermittlung die Forderung zu stellen ist, daß sie rasch und zuverlässig arbeite. Wie das geleistet wird, ist keine Frage der Schriftleitung, sondern der Organisation, die bei uns besser sein könnte. Nicht das Zugetragene ist der Veröffentlichung wert, auch die Eitelkeitsberichte aus den Dörfern nicht. Wertvoll ist dasjenige, was zu bilden vermag in des Wortes doppelter Bedeutung, im zivilisatorischen und im deutschen geistigen Sinn. Da wird der Redakteur vielleicht tausend nebensächliche Vorfälle verschweigen, über ein Ereignis aber zehnmal berichten und selbst dazu schreiben. Da wird der Kunstredakteur — was ist er anders als ein Nachrichtenträger aus dem innerlichen Leben! — von Zeit zu Zeit zusammenfassende Berichte über alles geistige Geschehen des In- und Auslandes, über Kunst, Wissenschaft und Literatur bringen. (Der Durchschnittsbürger bei uns ist geradezu aufreizend ungebildet und uninteressier, an diesen Dingen, weil sein Interesse nicht geweckt wird.) Da wird der Kunstkritiker seiner bei uns so schweren Aufgabe, dem Vereinsdilettantismus und den Künstlern gerecht zu werden, nur entsprechen können, wenn er beim ersten den Zweck als Maßstab der Beurteilung, beim zweiten die Leistung nimmt, bei beiden aber nur das Wahrhafte. Die Vereinsaufführungen dienen der Unterhaltung, der Künstler dem Sinn. Wo aber der Dilettantismus über sich hinauswächst, da muß er sich die strengste Wertung, wenn auch die größte Unterstützung gefallen lassen. — So wie in der Kritik und Berichterstattung nur das Wahrhafte der Verbreitung und Bejahung wert ist und erst in zweiter Linie die Leistung*, so auch in den literarischen Beiträgen. Originalbeiträge sind keine Notwendigkeit, am wenigsten die Ergüsse unserer schreibseligen Empfindsamen. Die deutsche und sonstige Literatur gibt eine Unmenge Stoff zur Auswahl guten und zeitungsgemäßen Nachdrucks.

Zeitung ist keine Zeitschrift, sie ist ein ins Volk eindringender Sprecher, der täglich wiederkehrt, deshalb nur kurz verweilen darf und einfach reden muß. Unsere Leitartikel sind zu lang. An ihre Stelle müssen täglich mehrere kurze Aufsätze treten, die verschiedene Themen behandeln, die uns angehen, in einem Stil geschrieben, der sofort ohne Umschweif das Wesentliche packt. Nun fordere man vom Redakteur nicht, daß er fortab täglich drei Aufsätze schreibe, denn dann

* Siehe hierzu „Ostland" Mai, 1926. Seite 212 ff., Aufsatz von Dr. Konrad Nußbächer.

wird unsere Presse in kurzem überall so schlecht sein wie der Kunstteil des „S.-D. Tageblatts". Er führe und suche sich Mitarbeiter; er schreibe lieber Briefe an diese als zuoft ins Blatt. Wir haben eine Reihe von Männern, die als Mitarbeiter für unsere Zeitungen geeignet sind. Diese für ein Gebiet zu werben, das sie beherrschen, ist sicherlich nicht leicht, weil kaum einer die Bedeutung unserer Presse voll erfaßt und von deren Ausgestaltung wenig entzückt ist. Aber es muß geschehen, wenn unsere Redakteure wirklich führen sollen, deren Zahl unbedingt vergrößert werden muß.*

Über die redaktionelle Führung und derer Übelstände ließe sich noch manches sagen, das übrigens in den Urteilen über das „S.-D. Tageblatt" zum Teil schon ausgesprochen wurde; wesentlich ist, was diesem Aufsatz zu Grunde liegt: daß aus jeder Zeile unserer Presse das Positive, Lebenerhöhende und -kräftigende hinausdringe: der Geist, dessenwillen wir hier im Lande zu sein seit Jahrhunderten das Recht haben. Aber dieser Geist ist wie das Leben, wachsend aus dem einst schicksalgeschaffenen Kern. Suchen wir nicht wie bisher die Schale allein zu behalten, sonst lügen wir uns einen Kern vor, der solchen Illusionen gleicht, die ein wilhelminisches Deutschland entgeistigt haben. Suchen wir die Verankerung dort, wo sie immer war, im Inneren, da wird uns das Reale erst untertan in seiner ganzen auf uns bezogenen Eindeutigkeit.

* Daß z. B. das „S.-D. Tageblatt" keinen Kunstredakteur hat, ist unhaltbar. Gerade diese Zeitung, die in Ton und Umfang als mater saxonum transsylvanorum auftritt, hat ihre Pflicht zur Betrachtung sächsischer Kulturbestrebungen, die sich vor ihrer Nase abspielen, seit Jahren in übelster Weise vernachlässigt. Erst in allerletzter Zeit kündet sich eine Besserung an.

Rundschau

Marosvécser Helikon. Es lag etwas von der unversiegbaren Lebenskraft, aber auch der Tragik des Siebenbürgertums über der Tagung der magyarischen Schriftsteller Siebenbürgens, die Mitte Juli auf Einladung des jungen aber äußerst kunstsinnigen Barons Johann Kemeny im historischen Vécser Schloß stattfand.

Tragik — denn so mancher Fehler trat in diesen vertraulichen Beratungen zutage, der neben der allgemeinen Ungunst der Zeitverhältnisse die Entwicklung der literarischen Bestrebungen des siebenbürgischen Magyarentums in den letzten sieben Jahren hindernd beeinflußt hat. Und manch ein Wort berechtigter Kritik ward laut. Es war kein Zufall, daß gerade der bodenständigste Dichter des Szeklertums J. Nyirö den bedauerlichen Erfahrungen der Vergangenheit in erschütternder Weise Ausdruck verlieh und auf die Schwierigkeiten für die Entwicklung der Literatur hinwies.

Aber auch unversiegbare Lebenskraft; denn aus all den Unterredungen, die im herrlichen Schloßpark in zwangloser Weise geführt wurden, erklang der Wille zu gemeinsamer Arbeit, der Wille zum Erfolg. Ob D. Gyallay die Zeitschriftenfrage oder die Volkserziehung durch die Presse mit abgeklärter Erfahrung erörterte, ob Graf Nikolaus Banffy, der vornehme Diplomat als langjähriger Intendant der Pester Hof- und Staatstheater und gewiegter Kenner der Materie die Theaterfrage von hoher Warte beleuchtete, oder L. Aprily, der feinsinnige Lyriker über den Zusammenhang der siebenbürgischen mit der europäischen Literatur äußerst treffende Sentenzen prägte, immer wieder trat der unverbrauchte Schaffenstrieb hervor.

Aus den interessanten Debatten, an denen besonders der temperamentvolle Führer der Kalotaßeger K. Kós, der Adyforscher G. Taberg und die Klausenburger Schriftsteller Dr. Kadar und E. Ligeti hervorragenden Anteil nahmen, ging hervor, daß die literarischen Bestrebungen des siebenbürgischen Magyarentums in den letzten Jahren mit mancherlei Hindernissen innerer und äußerer Art zu kämpfen hatte. Weltanschauungsgegensätze schieden zwei feindliche Lager: Hie Szabolcska — hie Ady. Letztere — die Modernen — wurden von den konservativ Gerichteten als „destruktiv" und international verschrieen. So wurde planlos gearbeitet, mit wenigen Ausnahmen — so K. Molter — böswillig kritisiert und trotzdem verhältnismäßig sehr viele ungarische Bücher und Zeitschriften in Siebenbürgen erschienen, spielten die politischen Fragen, Parteiungen und Quertreibereien die erste Rolle, Kunst und Wissenschaft — die schöne Muse wurde von vielen in den Winkel gestellt.

Nun die politische Organisation des siebenbürgischen Magyarentums zum Erfolg geführt und zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, schien der Zeitpunkt gekommen Volk und Führer auf die hohe Bedeutung der kulturpolitischen Fragen, der volkserzieherischen und literarischen Bestrebungen hinzuweisen. Und zwar mußte dieser Hinweis von maßgebenden Persönlichkeiten ausgehen, sollte er eine durchgreifende Wirkung nach sich ziehen. Das war die Aufgabe der Marosvécser Tagung. Sie erscheint in hervorragender Weise gelöst. Denn die sieben Beschlüsse, die das Ergebnis der dreitägigen Beratungen zusammenfassen, eröffnen möglichst günstige Perspektiven für die weitere Entwicklung der siebenbürgisch-ungarischen Literatur. Die Beschlüsse lauten: Die Teilnehmer schließen sich zunächst zu einer freien Arbeitsgemeinschaft zusammen, die jährliche Kongresse in Marosvécs abhält. Sie betonen die hohe Bedeutung der kulturellen Bestrebungen und die Notwendigkeit einer ehrlichen freien Kritik. Sie halten die Errichtung einer eigenen Verlagsanstalt und einer unabhängigen Zeitschrift für nötig; die literarischen Beilagen der Tageszeitungen sollen weiter ausgebaut werden. Die Schriftleitung der neuen Zeitung soll in den Händen des Grafen Nikolaus Banffy und L. Aprilys liegen.

Außerdem wird ein Helikon-Almanach die besten Werke der siebenbürgischen Schriftsteller dem Publikum in künstlerischer Form zugänglich machen.

Zwecks Durchführung dieser Pläne werden die Verhandlungen mit der bestehenden Verlagsanstalt „Erdélyi Szépmüves céh" in nächster Zeit aufgenommen.

Die Teilnehmer des Kongresses halten es für eine Kulturaufgabe ersten Ranges, daß die regsten Wechselbeziehungen zwischen der rumänischen und siebenb. deutschen Literatur und der ungarischen Literatur eintreten, weil dadurch das gemeinsame Innenleben dieser Völker vorteilhaft gefördert wird.

Das Theater als unmittelbarste Berührungstelle des Publikums mit künstlerischen Leistungen soll von allen maßgebenden Faktoren besonders liebevoll gepflegt und

zu einer Stätte reiner Kunst und Erhebung werden. Zur Förderung der kulturellen Bestrebungen sollen die literarischen Gesellschaften zu gemeinsamer Arbeit aufgefordert werden. Diesem Zweck dient auch eine hochherzige Stiftung des Barons Johann Kemeny und seiner Gemahlin von jährlich 30.000 Lei.

Die Tagung der magyarischen Schriftsteller Siebenbürgens scheint von weittragender Bedeutung zu sein, nicht nur weil hier zum erstenmal eine geschlossene Front von Gyallay bis Szentimrey geschaffen wurde, die manche Gegensätze überbrückt und als Einheit vor die Öffentlichkeit tritt, sondern weil die Beschlüsse dieser Tagung, neben hochfliegenden Plänen, eine gesunde Kritik der politischen und sozialen Verhältnisse unserer Zeit enthalten. Und diese kann unter Umständen auch andern Völkern dienlich sein. Robert Maurer

Helikon. Die Zusammenkunft der 19 sieb. ungarischen Schriftsteller in Marosvécs erinnert mich an unser sächsisches Helikon: am 19. August 1921, gelegentlich des zweiten Ferienhochschulkurses in Hermannstadt, wo Meschendörfers „Michael Weiß" und Bernhards „Brandung" uraufgeführt wurden, fuhr ein Auto mit einem halben Dutzend sächsischer Schriftsteller ins nahe Hammersdorf, zum stillen Pfarrhaus des Dichters Hermann Klöß. In der Presse ist niemals etwas davon ruchbar geworden — gottseidank! Denn es war kläglich. Kaum saß man einander gegenüber und sah sich — zum Teil zum ersten Mal — in die Augen, gefesselt von jener unsagbaren Spannung, ob man sich nun wirklich unter Brüdern befände, als einige der Anwesenden es für notwendig hielten, sofort über die angeblich unentbehrlichen Statuten einer Art sächsischen Helikonvereines, einer Künstlerzunft, zu beraten. Es ist ja dann auch glücklich darüber weder zu einer Aussprache, die allein sinngemäß und fruchtbar gewesen wäre, noch zum Verein gekommen.

Unsere ungarischen Kollegen scheinen sich im schönen Kastell des Baron Kemény unter etwas günstigerem Stern versammelt zu haben. Sie waren doch drei Tage unter einander und dürften, zumal auf den stillen Parkwegen, sicherlich nicht immer nur beraten haben. Aber auch sie sind nicht mit dem in solchem Falle, fürwahr, angemessenen heiteren griechischen Lächeln (denn wozu sonst die Berufung auf ein „Helikon"?) daran vorbeigegangen, ein schriftlich-greifbares Ergebnis ihrer Tagung zu statuieren und haben der sieb. ungarischen Literatur wenigstens 7 Richtpunkte setzen zu müssen geglaubt. Vielleicht auch nur, um dem Vorwurf zu begegnen, ihr Helikon habe nicht auch praktische Werte gefördert. Also der Andern, vor allem der andern Schriftsteller wegen, die zufällig nicht geladen waren. (Die Auswahl ist angeblich ohne Grundsatz erfolgt.) Und diese? Diese danken verbindlichst für die ihnen gestellten Richtpunkte, selbst wo sich diese Richtpunkte mit ihren eigenen völlig decken, wie eine eingehende Kritik im Pásztortüz vom 1. August, aus der Feder seines Herausgebers, beweist.

Solche Männer, wie sie zum Hammersdorfer und Vécsesi Helikon zusammenkamen, sollten sich in der Tat nie und nimmer schämen, nach eindringlicher Erörterung der sie bewegenden Fragen wieder auseinander zu gehen, ohne ihre Gedanken in Punkte zusammengefaßt zu haben. Das Geschwätz der Andern über Ergebnislosigkeit lasse sie ruhig unbekümmert. In den literarischen Salons Frankreichs sind keine Statuten beraten und keine Punkte aufgestellt worden. Man war dort stets damit zufrieden sich gegenseitig einander mitzuteilen. Und welche Bedeutung für die Literatur und Kunst dieses Landes, ja Europas, kam diesen Gesprächen im Lauf der Jahrhunderte zu! Otto Folberth

Der pädagogische Kurs, den das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht (Berlin) am 16. und 17. Juli in Kronstadt und den übrigen sächsischen Städten veranstaltete, bot reiche Anregung. Er erhärtete die alte Erfahrung, das pädagogische Theorien etwas tragen, wenn ein ganzer Kerl hinter ihnen steckt, wie hinter der Arbeitsschule Schulrat Niemann oder Studienrat Stulfath; er erweckte den Wunsch: unser Kulturamt möchte in Zukunft nicht zwei Dutzend Dozenten zu je einem einstündigen Vortrag in unsere Städte locken, sondern, nach Befragung der zuständigen Lehrkörper, fünf, sechs Schulmänner, die mindestens acht Tage hindurch mit zahlreichen Lehrproben ihre Erfahrungen beweisen.

Adolf Meschendörfer

Heimatbuch. Den folgenden Antrag stellte Dr. Ernst Jekelius bei der Jugendtagung in Heltau. Er wird hier nicht nur dehalb veröffentlicht, weil er prinzipiell angenommen wurde und die Drucklegung seine Verwirklichung hoffentlich beschleunigt, sondern auch darum, weil er bei uns geschichtsverfessenem Volk die Stelle unbewußt berührt, wo wir der geschichtlichen Verpflichtung noch nicht voll und wirksam entsprechen: geistiges und nicht bloß historisches Erbe der Menge und vor allem der Jugend zu vermitteln. — Der Wortlaut des Antrags ist dieser:

„Der beste Willen einer Jugend ist fast verloren in einer Zeit, die keine Vergangenheit mehr hat und keinen rechten Glauben an die Zukunft. Einer Zeit, die sich dem äußeren Schein hingibt, weil sie den inneren Sinn verloren hat. Wir haben das Alle hier erlebt. Wie sollen wir Führer sein einer Jugend, die wir selbst den Weg nicht wissen und in der Irre gehen. Nur eines wissen wir: in dem Glauben an die Autorität allein können wir von der Unrast geschlagenen Menschen Ruhe finden. Welches aber ist die rechte Autorität hier, wo es so viele falsche Mächte gibt. Außer Gott kann es nur die Vergangenheit unseres Volkes sein. Schicksal und Tragik, Größe und Schuld dieses Volkes. Auch die Schuld, die wir auf uns nehmen und tragen müssen. Leben und Werk der Helden, die uns erstanden sind, um Vorbild zu sein. Aus Geschichte und Sage des Sachsenvolkes, seinen Märchen und Liedern aus Leben und Werk seiner Helden und Dichter will ich einen Leuchtturm bauen, der uns den Weg in die Zukunft weisen kann, wenn wir den Glauben an die Vergangenheit gewinnen. Ich stelle daher den Antrag, die Führerversammlung möge mir den Auftrag geben, ein Heimatbuch dieses Inhaltes für unsere Jugend und unser Volk zu schaffen."

Neue Bücher und Schriften

H. D. Lawrence. Jack im Buschland. Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Ich lernte in Lawrence einen englischen Dichter kennen von großem Format, herrisch, männlich, britisch, aber — dies wieder ist unenglisch an ihm — ohne Prüderie und ohne Anmaßung. Jack, ein Junge, wird von England nach Australien vorschlagen. Sein Weg führt — der Roman spielt vor 50 Jahren — aus den engen Bezirken der ersten, schon verbürgerlichten Siedlungen hinaus in die Weite des Buschs. Und da wächst in ihm, sellsam und tief beeinflußt von der fremden, wilden Sonne, sein wahres Wesen zur Persönlichkeit; eisern auf sich selbst gestellt, Herr über Frauen, ja auch über seine Liebe wird er im allerersten Mannesalter schon einsam und

Herrscher. Eine Fülle von Gestalten erfährt eine feste Zügelung. Straff wie sein Held ist des Dichters Griff, der da Australiens Menschen und Land vor uns einfach, unvergeßlich und groß aufbaut.

Blaise Candrars. Gold. Die fabelhafte Geschichte des Generals Suter (Rhein Verlag, Zürich, 1926). Sie ist fabelhaft, die Lebensgeschichte des Schweizers Suter, der nach allerlei Abenteuern in genialer Rodungsarbeit als Erster kalifornische Gründe in größtem Maße urbar macht (um 1845) und auf dem Wege ist, der reichste Mann der Welt zu werden, als auf seinen Gütern Gold entdeckt wird, rasende Goldsucher seine Saaten niedertrampeln, seine Häuser zerstören, auf seinen Äckern San Franzisco erbauen. Jahrzehntelang führt der Altgewordene vergeblich Prozesse um sein Recht, bis er, lächerlich und stets betrogen, auf der Treppe des Kongreßgebäudes in Washington stirbt. Die Darstellung ist knapp, hart und gut, nur stellenweise etwas zu schlagwortartig, bewußt.

Heinz Steguweit, Lanzelot auf dem Dorfe. Erzählung (Verlag Jos. Kösel & Friedr. Pustet, Münschen, 1925). Ein reiner Jüngling wächst frei und knabenhaft wild auf dem Lande auf unter der Obhut einer stillen schönen Tante, wird ins Gefängnis gesperrt, weil er einen Verleumder mit der Axt niedergeschlagen hat, entdeckt dort seine Liebe zur Pflegemutter, an der er zerbricht, als sie sich ihm als die Geliebte seines toten Vaters zu erkennen gibt. Erstaunlich, wie der Novelle Männlichkeit des Stils, jeder Situation gewachsen, und gleichzeitig auch eine süße Lyrik gegeben ist. Das Werk ist im besten Sinne Novelle und Dichtung. — Nicht von der Kraft dieses mir bisher nur oberflächlich bekannten Dichters sind die Verfasser dreier Bücher desselben Verlags, die mir noch vorliegen, und in der Bücherreihe „Das Tor" erschienen sind. Alles gute Erzählungen, aber ohne große Schau und Bedeutung. Es sind: Ernst Thrasolt, Die Witwe, — Hans Freih. v. Hammerstein, Die Ungarn — und Leo Sternberg Teufelsgeschichten. — Die Sammlung selbst mit ihrem den breitesten Kreisen gewidmetem Zwecke verdient alle Unterstützung.

Chor um Schmidtbonn. Zu seinem 50. Geburtstag (6. Februar 1926) herausgegeben von der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart). Eine Reihe bekannter Namen. die sich hier persönlich zum Dichter bekennen. Sein menschliches Bild soll aus dieser Veröffentlichung entstehen nnd es ensteht, mit aller Liebe gezeichnet und dargeboten, die dieser wahre Dichter — denn man so wenig kennt — verdient.

Das moderne Ungarn. Eine Biographieserie, herausgegeben von G. v. Ottlik Die Sammlung, die die bedeutenden Ungarn der letzten hundert Jahre behandeln soll, erscheint in deutscher Sprache. Ausstattung und Bildermaterial sind gut, ebenso ist den bisher herausgegebenen zwei Heften alles Lob zu zollen. Im ersten, von Franz Herczeg verfaßt, ist das Leben und Wesen Graf St. Tißa's dargestellt, im zweiten das Schaffen des Malers Michael v. Munkácsy. Heinrich Zillich

„Ancore" (Anker). Gedichte von Ioan Bran-Lemeny. Kronstadt, Buchdruckerei A. Mureşianu: Branisce & Co., 1926, 82 Seiten. Zuerst ein Vorwort, aus dem wir erfahren, daß dies Bran-Lemenys dritter Gedichtsband ist (zum ersten schrieb das Vorwort Gheorghe Coşbuc). Dann 39 Gedichte, angeordnet nach den drei Gesichtspunkten Religiöses, Patriotisches, Verschiedenes.

In fremder Sprache geschriebene Dichtungen zu beurteilen ist fast stets eine mißliche Sache. Gehalt und Gestalt (oder weiter gefaßt: Inhalt und Form) sind das

Wesentliche jedes Kunstwerkes. Wechselbeziehungen zwischen beiden Kategorien sind aber so mannigfaltig und wertbestimmend, daß Verkennung der einen Mißverstehen der ganzen Schöpfung bedeuten kann. Wer aber dringt in den Geist einer Sprache —als Hauptausdruck mittels der Dichtung—, die nicht seine Muttersprache ist, so tief ein, daß er sich von ihrem Geist unmißverständlich durchdrungen fühlte? Dies vorausgeschickt, erscheint mir Bran-Lemenys vorliegender Gedichtsband als künstlerisch unbefriedigend. Die rumänische Sprache ist anderen Wohllautes, größerer Tiefe, herberer Härte fähig als hier zutage tritt. Die Gedichte klingen schöne, zum Teil tiefe Gedanken an, die aber nicht als Kunstwerke vermittelt sind. Weltanschaulich, auch in der äußeren Aufmachung scheinen sie an Eminescu zu erinnern, ohne mit diesem Großen der rumänischen Dichtung verglichen werden zu können. Karl Kurt Klein

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Heft bringen wir neben Gedichten und einem Romanabschnitt von Egon Hajek dessen Bild. Der Verfasser wurde in K. K. Kleins Werk „Ostlanddichter" (Klingsorverlag) eingehend gewürdigt.

Wir wiesen im Juliheft auf den großen Roman „Godekes Knecht" von Hans Leip hin; der wie kaum ein zweiter Dichter berufen ist, der deutschen Epik neue Wege zu weisen, nun freuen wir uns, ihn selbst durch eine Erzählung zu unseren Lesern sprechen lassen zu können.

Der Bedeutung der Tagung ungarisch-siebenbürgischer Dichter in Marosvécs vermochten wir nicht besser zu entsprechen, als durch zwei Aufsätze in der „Rundschau", die das Ereignis von verschiedenen Seiten beleuchten.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Im August wurden im Raume unseres Verlags neue Zeichnungen von Grete Csaki-Copony ausgestellt. Mitte September werden zum erstenmal Bilder von Dr. Heinrich Zintz (Mediasch) gezeigt.

Der Vortrag Dr. Hugo Eckeners über seine Zeppelinfahrt nach Amerika findet am 10. September (nicht 14.) statt.

17. September. Liederabend Lula Myß-Gmeiner. Am Klavier Egon Siegmund.

22. September. Abschiedsabend Lula Myß-Gmeiner. Am Klavier Egon Siegmund.

Alle Veranstaltungen in Kronstadt.

Im Oktober finden in mehreren siebenbürgischen Städten Gastspiele einer Wiener Operngesellschaft statt. Leiter ist der bekannte Direktor des Bayreuther Opernhauses Friedrich Gruber. Unter den Solisten viele hervorragende Mitglieder der Wiener Staats- und Volksoper. Einteilung: 9.—22. Oktober Kronstadt; 23.—25. Oktober Schäßburg; 26.—27. Oktober Mediasch; 27. Oktober bis 10. November Hermannstadt; 13. bis Ende November Temesvar, Arad, Klausenburg.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3 JAHR OKTOBER 1926 HEFT 10

Der Amerikaner

Vum Schuster Dutz

„Dink der, Poldi, der Schuller Dolf eos Amerika äs plötzlich hime kun."

„Na nemi soh!"

„Cha wärrlich. Giëstern owend."

„Und af wä long?"

„E weall iwerhift nemi zräck. 20 Johr äs jo awer uch ihrlich."

„Und wä giht et em?"

„Na wä?! E ersiff scher ä senje ville Fennengen."

Der Kasper Pold mächt, wä wonn em af ist äst ägeschußt wer, und empful sich.

E wor Viurständ vum Berjerverin und genj glatt än den Eosschaß. Die wor sedder e puer Wochen esizesoh ständich äm Dänst. Denn det noa Geseallschuftsheos, dät der Verin bat, wul nemi ferlig werden. Ideen uch Plän, wä em zem Oijnd ku sil, woren glatt geneach, awer Fenneng äm esi wenijer.

No e puer Däjen bekåm der Schuller Dolf en Aladung zea em gemätlichen Owend. Dät hießt der Kasper hat en persönlich derzea ägeladden.

Der Schuller Dolf känt sich mät de Brechen än der Himel nemi geat eos und genj ahnunglius duer.

An der Dirr erwuert en der Viurständ und feart en än de Saal ännen. Die wor noch nor halwich ferlich und hat nichen Dirren und Fenstrestek. Nor Girlanden glangelden eos der Mättend vum Gebinn än de vär Acker. Uch alld e riut=blo Bänd. Un em griußen Heawesen säßen de Lejd unenändergedroinjd wä de Hering.

Wä e änträt, steand alles af und krisch Heil! E duecht, et gält dem Viurständ, die mät em kåm.

Die feart en af en bekrinzte Steahl un de Spätzt. Dät kåm em schiu verdächtiger viur.

Plötzlich schmieß et en af senjen Ihresteahl nedder. De Jure geallden em.



Dutz Schuster

„Heil dem Freunde, der aus fernen Gauen
Jüngst den Weg gefunden zu uns wieder!
Höher schlägt das Herz beim Wiederschauen,
Und wir grüßen ihn durch unsre Lieder!"

Et wedderhallt vun die läddije Woinjden, wä än em Kealler.

„Eas Dichter, der Brooser Titz huet den Text gemächt, und eas Verinschormister huet en komponiert. Det äs eas gemäscht Chor."

Der Schuller Dolf erkleowt sich nor, wä de siwent Strof verbä wor und alles Heil krisch.

Dro bestält e sich en Kognak.

No er Well steand der Viurstand af und klopt unt Gläs. Em kå sich villicht dinke woräm. E healt en Ried. Af de wierte Gast! Af senj Tüchteget! Af senje Fleß! Af senj Troa ken de Himel! Af senj Läw fiur de Verin — diede glatt etzt än esi schwere Verhealtnesse wer!

Plötzlich mächt der Schuller Dolf griuß Ugen und säch ent Blö.

Det Oinjt vun der Ried hiurt e nemi.

„Säch, wä et en erwascht huet", soht der Verinskassier ken de Schräftfährer.

„Mhe! Ich dinke, mer senj eoßem Padrich!"

„Heil! Heil!"

„Prosit Dolf!"

„Vivat! Hoch!"

De Zegune bleasen en Tusch.

Der Schuller Dolf kåm wedder zea sich selwest.

No er Well genj e e kitzken eoßen. E verdräch den Tabakruch net. Derwell wor die jo durch de Dirren uch Fenstern alles zem Dëvel.

Der Kassier geng glech af de Viurstånd lues.

„Huest te em ze verstoh gegiën, weffel mer noch breochen?"

„Soa nor bereacht. E wieß alles. E äs gegongen, sich de Sach iwerliëjen."

No er geader Viertelsteangt genj der Viurstånd, no em sähn.

No wedder er geader Viertelsteangt kåm e zräck und soht, e wäßt net, wo der Schuller Dolf wer.

Uch åndre sågen no em und fånden en uch net.

Enner mint, et wedd em licht worde sen.

Schleßlich genj de Geseallschuft eosenander.

Um nechste Morjen erkaijndicht em sich nom Schuller Dolf. Der gånz Eosschaß genj zea em, äm ze sähn, of et em biëßer wer.

Und em jede soht de Med: „Der Herr Schuller let sich empfiëlen. E äs hejt morjen än aller Fräh wedder ken Amerika."

Gedichte

Von Heinrich Zintz

Angelus

Unwirklich ist die Landschaft.
Angelusglocken wehn.
Und in dem fahlen Scheine
Wachholderstauden stehn.

Es schleichen weiße Kühe
Gespenstisch in das Tal.
Das Aug des jungen Hirten
Hängt am Erlösermal.

Die Herbstzeitlosen schwelen —
Kalt ist die Luft und weh.
Auf falben Bergeslehnen
Liegt funkelnd ewiger Schnee.

Im Hafen

Die Öllaterne blakt dunkel
Im zugigen Gäßchen am Hafen.
Matrosen durchirren die Straßen.
Die Sommernacht läßt sie nicht schlafen.

Und Mädchen stehn auf warmem Stein
Und blicken spähend die Straße hinein.
Und in dem trüben Laternenlicht —
Manch süßes und manch verlornes Gesicht.
Und dumpf verhallt der Schritte Klang
In einem roten Matrosensang.

Die Madonna blütenbeflicht
Hat ein süßes, ergebnes, waches Gesicht.
Am bunten Lichtlein reißt der Wind.
Zu ihren Füßen schlief ein — ein Kind.

Und irgendwo Mandolinensang.
Von den Gärten am Meer ist berauscht ihr Klang.
Eine ölbraune Stimme schluchzt auf vor Schmerz.
Es lächelt noch Einer den Dolch im Herz!
Es taumelt und giert und huscht durch die Nacht.
Da ist die Madonna aufgewacht.

In der Kaschemme ist wüstes Geschrei.
Und irgendwo krächzt schon ein Hahn.
Und in den grünkalten Morgenschein
Hastet hungrig ein uraltes Mütterlein.
Ein Krüppel streckt bettelnd aus die Hand —
Er ist von den selgen Gestaden verbannt.
Und das Meer schläft nicht ein und ist nicht erwacht.
Und die Glocken singen die ganze Nacht.

Die kulturelle Lage der Siebenbürger Rumänen in der Gegenwart

Von Alexander Kereszlury (Eighid)

Schreibe ich diesen Titel nieder, so stiehlt sich unter meiner Feder die Frage hervor: ist es überhaupt möglich, unter den heutigen Verhältnissen von einer eigenen siebenbürgisch-rumänischen Kultur zu sprechen? Leider verschwindet dieser Begriff allmählich nicht nur aus dem Gebrauch, sondern auch aus dem Gedächtnis der Menschen. Die vor dem Krieg blühende und Anerkennung heischende siebenbürgisch-rumänische Kultur besteht nur aus Ruinen. Die Vereinigungspolitik, die mit Feuer und Schwert arbeitet, wird nach Kurzem auch diese vertilgen. Fortab bleibt dem Enkel, der sich an die Vorkriegszeit erinnert, wirklich nur die Erinnerung. Oberst Georg Bacaloglu, einer der verständigen Männer, die nach der Vereinigung aus dem Altreich nach Siebenbürgen kamen, umschrieb in seinem Vortrag am 1. Juni 1924 vor dem Publikum des Bukarester Ateneul Român die traurige Lage so: „Siebenbürgen war immer die kulturelle Quelle des Gesamtrumänentums Strömt die Quelle noch? Wir finden zwei Antworten auf die Frage, je nach dem Standpunkt, von dem aus wir sie betrachten. Die Quelle ist da und ist nicht da. Sie bewahrt auch heute noch ihre kristallne Klarheit und wird niemals verschmutzt werden. Wenn wir aber der Zukunft gedenken, müssen wir feststellen, daß dem ferneren Abströmen mächtige Steinbrocken im Wege liegen; zwischen diesen duckt sie sich hin, versiegt und wird bedeutungslos. Von der früheren Kraft noch schwellend, ermüdet Siebenbürgen, indem es an immer neueren Fragen und Ideen entbrennt. Früher, als es um seine Entwickelung viel größere Schwierigkeiten zu bekämpfen

hatte, gelangen ihm Wunder im Dienste seiner Kultur und so konnte man mit noch mehr Recht auch nach der Vereinigung dasselbe erwarten. Statt dessen sehen wir, daß es im fünften Jahr nach der Vereinigung — allerdings ist die Spanne kurz — noch immer ohnmächtig darniederliegt. Dieser Boden bringt auch heute außerordentliche Energien hervor, aber sie werden in politischen Kämpfen aufgesaugt. Die Mitglieder der verschiedenen Parteien träumen davon, wenigstens Abgeordnete zu werden. Der frühere Geist ehrlicher und ernster Arbeit verflüchtigte sich unten dem Himmelszelt, als die Wolken abzogen. Der siebenbürgisch-rumänische Mensch von heute strebt bloß darnach, sich zu bereichern. Politik und Geldsucht säen Haß zwischen die Stammesbrüder. So ist das Bild des heutigen Siebenbürgens".[1])

Der sachliche Beobachter der Verhältnisse kann kaum eine Berichtigung an diese entmutigende Aussage schließen, die aus dem Munde eines so bewußten Rumänen stammt, der seit sieben Jahren viel Mühe darauf wandte, die Lage zu ändern; und wenn er bedeutende Erfolge auch nicht zu ernten vermochte, so müssen wir die Schuld in erster Linie wieder der verseuchten Athmosphäre geben. Die siebenbürgisch-rumänische Kultur im engeren Sinne, verstanden nach den Äußerungen der örtlichen Überlieferung, ist auf der ganzen Linie in Verfall geraten. Jene Einrichtungen, Presseorgane, Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, die noch manchmal die Blütezeit der reichen kulturellen Strömung in unserer Erinnerung aufleben lassen, entstammen zum großen Teil der Vergangenheit. Seitdem sich Siebenbürgen von Ungarn gelöst hat und zu Rumänien geschlagen wurde, gibt es auf diesem Gebiete kaum einen neuen Beginn.

Der markigste Ausdruck der siebenbürgisch-rumänischen Kultur war früher ohne Zweifel die Hermannstädter Rumänische Kultur- und Literaturvereinigung (Asociaţiune pentru literatura româna şi cultura poporului român, kurz Astra). Die Vereinigung wurde von der siebenbürgisch-rumänischen Jugend, die im 48er Freiheitskrieg auf Seite der Kaiserlichen gekämpft hatte, unter Führung des Barons Andreas Şaguna, des späteren Hermannstädter Erzmetropoliten, im Jahre 1861 gegründet. Ihre Grundstatuten beließ der ungarische Innerminister Desiderius Perczel am 13. August 1897 zu Recht. Unter der alten madjarischen Herrschaft war sie der maß-

[1]) Siehe Oberst Georg Bacaloglu: „Ardealul ca isvor cultural". (Siebenbürgen als Kulturquelle.) Verlag „Cele trei Crisuri", Großwardein 1925.

gebende Mittelpunkt der rumänischen Kulturbestrebungen Ungarns. Es ist bezeichnend, daß wir bei der Gründung unter den gewählten Ehrenmitgliedern auch die folgenden finden: Graf Georg Cséky (seiner Schulunterstützungen wegen), den Budapester Redakteur Aurel Kecskeméti (weil er sich um die rumänische Sprache bemühte) und Dr. E. J. Tkalac, den Schriftleiter des Wiener „Ost- und West", alle waren offensichtlich keine Rumänen.

Die Vereinigung erwarb sich unvergeßliche Verdienste um die Festigung des siebenbürgisch-rumänischen Geisteslebens und vermißte dabei auch die Unterstützung der beiden anderen siebenbürgischen Nationen nicht. Ihr großes Werk, das mit dem Namen Enciclopedia Română geschaffen wurde, um die rumänische Literaturgeschichte zu Buch zu bringen, erschien im Verlage der Hermannstädter Buchhandlung W. Krafft und kostete damals 1892, 818 Kronen und 90 Heller. Dieses außerordentliche wissenschaftliche Sammelwerk umfaßt mehr als 37.620 Aufsätze. Es wurde in jeder Hinsicht nach Mayers Konversationslexikon angefertigt.

Nach der Rechtsbestätigung ihrer Grundstatuten errichtete die Vereinigung unter dem Namen Casa Națională ein Kulturhaus in Hermannstadt, worin ein National-Museum zum Schutze der erreichbaren rumänischen Geschichtsdenkmäler und Kunstschätze aus Siebenbürgen Platz fand. Die Entwürfe zum Wettbewerb, der für den Bauplan ausgeschrieben worden war, schickte die Generalversammlung, die am 27. und 28. August 1897 tagte, dem Vereine Wiener Baumeister zur Überprüfung. Nach dessen Gutachten wurde der 1. Preis dem Agramer Aladar Baranyai, der zweite dem Pester Martin Ákos, und der dritte gleichfalls den Pestern Zoltan Reiß und Franz Faludi zugesprochen, mit dem Bau des Hauses aber wurde Gustav Metz, ein Hermannstädter Baumeister, betraut. Die Malereien des Museums vollendete Hans Hoffrichter aus Reichenau, die Malerei des Vorhangs und der Verzierungen im Theatersaal der Wiener Künstler Hans Kautz. Der gegenwärtige Vorstand der Vereinigung Kultusminister Ladislaus Goldis aber zeigt seit 1919 kaum die geringste kulturelle Tätigkeit. Die Aufmerksamkeit und Kraft der früheren begeisterten Mitkämpfer unterbindet vollkommen die Tagespolitik. Der Verein wird jetzt umorganisiert.

Nach dem Herrschaftswechsel wurde in Großwardein 1919 die Vereinigung der drei Kreischflüsse (Reuniunea „Cele trei Crişuri") gegründet. Die drei Abteilungen tragen die Namen der drei Kreisch-

flüsse. Die Aufgabe der ersten Abteilung, die nach der weißen Kreisch benannt ist (Secția „Crișul alb"), liegt in der Erhaltung eines ständigen Kunstsalons und der Pflege der Kulturbeziehungen, die mit den Minderheiten des Landes aufgenommen werden sollen, die zweite Fachabteilung, die ihren Namen von der schwarzen Kreisch herhat (Secția „Crișul negru") betreibt in den Städten, die dritte Fachabteilung, schnelle Kreisch (Secția „Crișul repede") in den Dörfern rumänische Kulturpropaganda. Der Ehrenvorstand ist Prinz Carl, der frühere Thronfolger, den geschäftsführenden Vorsitz nimmt der Gründer Georg Bacaloglu ein.

Diese Kulturvereinigung ist schon viel rühriger. In der kurzen Zeit von vier Jahren errichtete sie in den Dörfern des Kreischgebietes mehr als 21 Volksbüchereien mit 3583 Bänden. Sie veranstaltet Abende und Konzerte mit Beteiligung von Künstlern der verschiedenen Nationen. Vor zwei Jahren gab sie in ungarisch-rumänischer Sprache eine Wochenschrift Aurora heraus, die den Zweck hatte, die wichtigsten Schöpfungen der ungarischen und rumänischen Literatur unentgeltlich zu übersetzen und bekanntzumachen. Eine rumänische Monatsschrift erscheint durch sie mit dem Namen Cele trei Crișuri, die eine ständige Rubrik zur Bekanntgabe der geistigen Bestrebungen der völkischen Minderheiten führt. Die Zeitschrift Cele trei Crișuri pentru popor wird für die Bauern herausgegeben. In der Reihe der Führer finden unter vielen hervorragenden Persönlichkeiten Siebenbürgens auch einen Platz Dr. Aurel Lazar, Bogdan Ionescu und Eugen Speranția, weiter Professor Jorga's außergewöhnlich begabter Schüler: Georg Sofronie Professor am hiesigen Gojdu-Lizeum.

Die übrigen zwei ererbten Kulturvereinigungen Siebenbürgens geben in der letzten Zeit kein Lebenszeichen mehr von sich. Es sind der Arader Rumänische Volksbildungsverein (Asociațiunea Națională din Arad pentru conversarea poporului român) und der Marmaroscher rumänische Volksbildungsverein (Asociația pentru cultura poporului din Maramureș).

Der allgemeine Verfall riß auch die siebenbürgisch-rumänische Presse mit sich. Während des Weltkriegs verbarg sie sich je nach dem Gebot des wechselnden Kampfglücks in Rußland und der Moldau und fristete dort das Leben. In wechselvollen Kämpfen mit den russischen Truppen, den „Befreiern", und der strengen Soldatenzensur des deutschen Besatzungsheers stritt sie sozusagen allein für die Aufrechthaltung des nationalen Bewußtseins und für das später vergrößerte

Rumänien. So übersiedelt 1915 der Priester Ion Mota mit der Zeitung Libertatea aus Brods nach Bukarest. Der Haufen der siebenbürgischen Flüchtlinge: Oktavian Goga, der jetzige Innerminister und sein Staatssekretär für Minderheiten Coriolan Bucşan, C. Octavian Tăsläuanu, Minister in der ersten Averescu-Regierung, Ion Mota, C. Osvadă, der Klausenburger Universitätsprofessor Onisifor Ghibu, der Journalist Josef Schiopul, Georg Pop, Julius Enescu, Sebastian Bornemisa und Alexander Imbroana, dazu noch manche der später bekannten Erscheinungen des öffentlichen Lebens führten in die Seiten der Bukarester Epoca eine ständige Rubrik zur Erörterung siebenbürgischer Probleme ein unter dem Titel Ardealul vorbeşte (Siebenbürgen spricht). Die rumänischen Flüchtlinge und Kriegsgefangenen in Rußland gründeten unter Führung von Onisifor Ghibu am 1. Oktober 1917 in Kischineff eine neue Tageszeitung Ardealul, die am 24. Januar 1918 den Namen România nouă annimmt und offen für die Gründung Großrumäniens eintritt. Im Redaktionsausschuß des Blattes vertritt Ion Mateiu, der Hauptschriftleiter, Siebenbürgen, Ladislaus Harea das Altreich, Constantin Noe Mazedonien, Dr. Alexander Popovici Serbien. Kleinere Blätter waren die unter Leitung von G. Boeriu in Soroca erscheinende Deşteptarea (Erwachen), der von R. Cassian Muntean redegierte Nistrul, das Blatt Sever Bocu's România Mare, die unter Führung von Alexander Peşcariu in Moskau erscheinende bolschewistische Foaia Ţăranului (Bauernblatt) und das Amtsblatt der siebenbürgischen und Bukowinaer Freiwilligenlegion Neamul Românesc, das von Nikolaus Niţescu in Irkutzk geleitet wurde.

Diese Blätter gingen nach dem Herrschaftswechsel allmählich ein. Schon im vorigen Jahr beklagte der hervorragende siebenbürgisch-rumänische Erzähler Ion Agârbiceanu die siebenbürgisch-rumänische Presse mit den Worten: „Vor der Vereinigung bestand die rumänische gebildete Klasse in Siebenbürgen aus Idealisten. Der Nationale Kampf versammelte alle Kräfte des Volkes in einem Lager. Die Vorausbezahlung der rumänischen Blätter und deren geistige Volksbestrebungen hielt Jedermann für eine völkische Pflicht. Nun hat sich die Lage geändert. Das erreichte große Ziel warf mit einem Schlag das moralische Gleichgewicht der Seelen um: an Stelle der nationalen, sittlichen und kulturellen Bestrebungen traten materielle Ansprüche. Die Parteikämpfe,

deren Schwere wir so sehr spüren, wurden nicht von der siebenbürgischen Presse hervorgerufen, sondern von dem Geist der Allgemeinheit geboren, der sich äußerlichen Bestrebungen hingeworfen hat, zur großen Freude der politischen Parteien. Für diese heillosen Verhältnisse sind in erster Linie diejenigen verantwortlich, die sich beeilt haben, hinter Parteikämpfen die siebenbürgische Einheit zu verdecken. Die Zersplitterung aber entspricht den allgemeinen Volksinteressen nicht. Die Einheit der siebenbürgisch-rumänischen Gesellschaft zerschlug man, noch ehe die alte Presse ihr Wort erheben konnte. Man gründete neue Blätter im Dienste der Parteien zur möglichst raschen Vertiefung der Spaltung".[1])

Das Ergebnis ist nun, daß Siebenbürgen heute kaum einige rumänische Zeitschriften und Zeitungen besitzt. Die wissenschaftliche Presse ist vertreten durch die Transilvania, die von der Astra herausgegeben wird, und durch die vom Universitätsprofessor Sextil Puşcariu in Klausenburg alljährlich herausgegebene sprachfachliche Dacoromânia. Schöngeistige Zeitschriften sind die folgenden: Cele trei Crişuri in Großwardein und Cosînzeana (Fee) in Klausenburg, deren Leiter der angeblich rumanisierte Magyare Sebastean Bornemisa ist. Professor Alexander Stamasiad errichtete in Arad den Salonul Literar. Jon Clopoţel's Societatea de Mâine (Gesellschaft von morgen) erscheint in Klausenburg als Amtsblatt der wirtschaftlichen Fachabteilung der Astra. Sie befaßt sich in erster Linie mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Problemen. Octavian Gogas Zeitschrift Ţara Noastră aber politisiert nur als ausgesprochen politische Revue. Neuere Gründungen sind die von dem aus Mazedonien stammenden G. Michael Samarineanu seit sechs Monaten in Großwardein herausgegebene und geleitete Familia, die im Namen ähnlich eine Zeitschrift zu neuem Leben erweckt hat, die im vorigen Jahrhundert Eminescu entdeckte, weiter die Hermannstädter Zeitschrift des Pressechefs im Innerministerium Constantin Riulet: Ţara Voivozilor (Heimat der Woiwoden). Ihr Name rührt daher, daß sich nach rumänischer Überlieferung einstmals in der Gegend von Hermannstadt das Reich des Woiwoden Litovoi erstreckte, das erste rumänische Fürstentum.

[1]) Siehe Almanahul presei româna pe 1926. Tipografia „Viaţa", Klausenburg.

Nach dem Herrschaftswechsel erschienen sehr wenig rumänische Bücher in Siebenbürgen. Versuche zur Herausgabe wurden gewagt, aber ohne Erfolg. Ein einziges Unternehmen erwies sich als lebensfähig, der Verlag der kirchlichen Druckerei in Arad: die Bibliothek Sămătorul, die ihren Lesern billige Büchern gibt, ähnlich denen der Universalbibliothek. In der Sammlung erscheinen originale Werke und Übersetzungen.

Die siebenbürgisch-rumänischen Tageblätter sind: Die Volksparteiliche Patria in Klausenburg, das Amtsblatt der Goldisgruppe Cuvântul Ardealului in Arad und die Biruința der Volkspartei in Klausenburg. Halbwöchentliche und Wochenblätter sind: Târnava, Gazeta Transilvaniei (die im vorigen Jahrhundert in Kronstadt gegründet wurde, dann einging und nun wieder erscheint), Drum Nou (Der neue Weg), die liberale Schrift in Klausenburg Infrățirea poporului (Völkische Brüderlichkeit), Alba Iulia in Karlsburg, Gazeta Țăranului, Banatul Românesc und Voința Banatului in Temesvar, Plugarul Luminat (Der aufgeklärte Bauer) in Broos, Sionul Românesc in Lugosch, Beiușul in Belény, Lumea und Țara in Klausenburg, Cele trei Crișuri pentru popor in Großwardein, Satu-Mare in Sathmar und Gazeta Maramureș in Marmaroschßiget. Die Bedeutung dieser Titelaufzählung kann nur erfaßt werden, wenn man weiß, daß nach verläßlichen Angaben 1906 im Besitze des siebenbürgischen Rumänentums 5 Vereine für Volksbildung, 1 für Hochschüler, 73 für Sang und Musik und 30 Lesezirkel waren, außerdem 15 politische, 6 gesellschaftliche, 8 kirchliche und pädagogische, 6 wirtschaftliche und geldpolitische, 2 literarische, 1 humoristisches und 2 Fachblätter.

Auch die literarischen Arbeiter entfernten sich zum größeren Teil vom siebenbürgischen Geist. Diejenigen, die dem Wechsel zum Trotz Siebenbürgen treu blieben, sind meist Zöglinge der Vergangenheit. Der größte lebende rumänische Erzähler in Siebenbürgen ist Jon Agârbiceanu, dessen Romane und Geschichten — auch ohne eine stützende Tendenz — die siebenbürgische Seele und die gesellschaftlichen Verhältnisse sehr genau widerspiegeln. Die Romane von Liviu Rebreanu sind ausgesprochene Tendenzromane. Ihren literarischen Wert kann man nicht ableugnen, sie entstammen aber dem Haß gegen das Ungartum. Nach Urteilen ungarischer Kritiker stehen sie unter Koloman Mikßáths Einfluß. Septimiu Popa, Jon

Gorun und Alexander Ciura sind kleiner, aber wesenhaft siebenbürgische Erzähler. Den schönsten Ausdruck aber finden die Schmerzen Siebenbürgens, die Kämpfe, das Ererbte und seine eigenartigen seelischen Züge in den Dichtungen Oktavian Goga's. Diese Dichtung ist unübertroffen. Seit den ungarischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts (Andreas Fáy, Kemény, Josika) gibt es kaum einen Dichter auf diesem Gebiet, den Siebenbürgen so sehr als eigen besitzt wie ihn. Schade, in seiner politischen Haltung vermochte er die allgemeinen Interessen des Rumänentums mit dem siebenbürgischen Gedanken nicht so harmonisch zu verbinden. In ihrer Denkungsart stark als siebenbürgische Dichter sind noch Zahane Bârsan, Aron Cotruş, Theodor Mureşan, Katharine Pitiş. Unter modernen Einflüssen (symbolistischen und expressionistischen) steht Lucian Blaga, der Kunstrat Emil Isac und Ladislaus George. Ein ausgezeichneter Übersetzer ins Rumänische ist Goga in Übertragungen Petőfis und der „Tragödie des Menschen" von Madách. Wertvolle Arbeit leisteten J. U. Soricu mit der Übersetzung Petőfis, Justin Iliescu mit der Übertragung Adys und der modernen ungarischen Dichter in seine Muttersprache. Gute Journalisten sind Alexander Hodoş, der frühere Agrarreferent im Hermannstädter Regierungsrat Johann Jacob, Jon Montani, Ladislaus Osvadă, Georg Tulbure, der gegenwärtige Bürgermeister von Großwardein, Georg Bota, Cehan-Racoviţă, Leonhard Pankerow, P. Nemoianu, Aurel Voinea, Georg Stoica, Nikolaus Ghiulea, Hans Clopoţel, Dr. Hans Matei und Michael Em. Procopiu. Von ausschlaggebender Wichtigkeit für das ganze Land als Kritiker und Geschichtsforscher ist der Universitätsprofessor Bogdan Duica in Klausenburg. Bedeutende Historiker sind auch die Klausenburger Universitätsprofessoren Jon Lăpădatu und Jon Lupaş, beide heute Minister. Wichtig als Kirchenforscher ist Onisifor Ghibu und als Sprachforscher Sextil Puşcariu, Giuglea und Borgea.

Ein hervorragender Musiker verstarb im Vorjahr: A. Dima. Maximilian Costin, der Direktor des Maroschvasarhelyer Konservatoriums ist ein anerkannter Musikästhet. Ich stelle hier noch fest, daß der beste Kenner der rumänischen Volksmusik ein Ungar ist: Béla Bartók, Professor an der Budapester Musikakademie, dessen reiche Sammlungen auf diesem Gebiet das Münchner Folkloristische Nationalmuseum beherbergt. Auf den Spuren volkstümlicher Musik wandelt der ausgezeichnete rumänische Komponist Tiberius Brădiceanu.

Von internationalem Ausmaß in seiner Malerei ist der Sathmarer Aurel Papp. Leidenschaftlich, zurückgezogen und ebendarum wenig bekannt, ein wahres Wunder. Seine Bilder überwältigend, voll biblischen Geistes. Nach meiner festen Überzeugung haben bisher noch wenige mit einer Kraft, die der seinen nahe kommt, die Greuel des Kriegs künstlerisch wiedergegeben. Seine revolutionär-sozialistische Weltauffassung paart sich im Schaffensdrang der christlichen Liebe von Millionen und macht ihn gleichzeitig zum verdammenden Pazifisten. Schade, sein Stolz verbietet es ihm, an Ausstellungen teilzunehmen. Er ist ein starker Ausdruck siebenbürgischer Kraft, dies kann ohne Übertreibung festgestellt werden. Sehr eigenartig sind die expressionistischen Zeichnungen Demians, der vor etlichen Jahren aus Paris zurückkehrte, und sich erst in Klausenburg niederließ, dann nach Bukarest übersiedelte.

Siebenbürgische Erde bringt also auch heute eigene Kräfte hervor, doch diese gehen unter im Wirbel des neuen Volksgeistes. Aber wir dürfen nicht verzagen. Siebenbürgen wird sich aus seiner heutigen Ohnmacht aufraffen und seine Eigenbedeutung erlangen. Es kann nicht anders sein, Siebenbürgen ist unversieglich, seine alten Quellen vermag die rumänische Kultur nicht lange zu missen, und die Zeit ist unsern, wo das reizvolle, leidende Land sich selbst wieder findet. Ihm wird es zur Auferstehung sein, zur Auferstehung einer neuen Zeit auch in der Geschichte der hiesigen drei Völker. Denn es ist vorauszusehen, das für diese Erneuerung, deren größten Nutzen das Rumänentum ziehen wird, die Voraussetzungen in der Aussöhnung der siebenbürgischen Rumänen, Ungarn und Sachsen liegen. Der Neuaufstieg Siebenbürgens wird nur der gemeinsamen Arbeit all dieser entblühen.

(Deutsch von H. Zillich)

Was die Siebenbürger Sachsen von den Rumänen halten

Von Heinrich Zillich

Wenn der Siebenbürger Rumäne den Ungarn oder Sachsen öffentlich beurteilt, setzt er sich in diesem demokratischen Staat keiner Gefahr aus, denn seitdem die Muttersprache des Staatsbürgers eine Verschiedenheit des Rechtsbesitzes begründet, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich, ist es so, daß die wahre Anschauung des Zahlenschwächeren an der Eitelkeit der Mehrheit zum Verbrechen werden kann, nicht aber selbst die beab-

sichtigte Verdächtigung des Schwachen durch den Starken diesen zur Verurteilung führt.[1]) Deshalb ist es unmöglich einfach auszusprechen, was der Sachse von den Rumänen hält, ohne das Urteil wenigstens teilweise zu begründen.

Da ist nun vor allem eine grundsätzliche Scheidung zu treffen zwischen Rumänen aus Siebenbürgen und solchen, die über die Berge zu uns kommen. Der eingeborene Rumäne gehört zu uns wie das Land, auf dem wir fußen. Er ist nirgend verhaßt; er wuchs mit uns auf; wir sahen ihn werden, indem wir selbst wurden. Es gibt kein sächsisches Dasein, das ihn nicht kennt. Irgendwo im Jugendleben eines jeden von uns steht unverrückbar ein Gheorghe oder Vasile; und der rumänische Schafhirte ist uns eine lebendige Märchengestalt, die auf einen langen Stock gestützt über das ganze Siebenbürgen blickt, ohne daß es ein Sachse für je schädlich hielte. Auch der Bauer, dessen Landesverbundenheit uns keine Sekunde auf seine Entbehrlichkeit schließen läßt, fügt sich unserem Heimatsbild ein und erst dort, wo er wirtschaftlich im Vordringen ist, die alte Ordnung zu sprengen begehrt, wird er als Gegner betrachtet. Mag dies im Einzelfall zu bösen Auseinandersetzungen führen, so ist es ein so kleiner Teilzustand, daß er auf das Gesamturteil Einfluß zu nehmen nicht vermag. Dieses Urteil nun, ein wahrhaft gewordenes, geht dahin, daß unser Rumäne geschickt, gewitzt, intelligent, gelehrig, etwas verschlagen und gierig, als Bauer ehrlich, in der Stadt als Emporkömmling unangenehm und mitunter unehrlich ist.

Diese nebelhafte Charakteristik kann durch hundert Einzelheiten geklärt werden. So hörte ich zum Beispiel immer rühmen, mit welcher Hingabe sich rumänische Bauernjungen durch Gymnasium und Universität kämpfen bei unzureichender Kost in schlechten Quartieren. Ich selbst sah sie diesen Weg gehen. Die liebenswerte Gutmütigkeit des Volkes, die leichte Begeisterungsfähigkeit, die ins Einzelleben eindringende Musikalität ihres Gefühls, der Frohsinn sind allzu bekannt, um uns einen Gedanken darüber zu entlocken. Nichts beweist das Eingewöhnte und Natürliche unserer Beziehungen zum siebenbürgischen Rumänen besser als dies: er ist uns eigentlich kein Problem. Nur in der Stadt wird er in mancher Hinsicht unerfreulich, weil er, indem er sich mit Bildung versah, Kultur verlor, was durch zweierlei erklärbar ist: durch den Mangel an eigenen Überlieferungen in den klein-

[1]) Zum Beispiel: Das rumänische Hetz- und Saublatt gegen die Sachsen „Carpaţii" in Kronstadt, das natürlich ein Regatler leitet.

bürgerlichen Schichten und durch die bei allen Emporkömmlingen bemerkbare Überschätzung äußerlicher Werte. An städtischen Typen sind uns scharf bewußt der Pope, der Rechtsanwalt, der Professor, der Kaufmann. Achtet man nun auf das sächsische Urteil, wird man bemerken, daß es alle diese Typen unterteilt. Es gibt die „feinen" Rumänen und ihr Gegenteil. Die „feinen", das heißt diejenigen, denen man ihre Stellung glaubt, sind die zu Städtern gewordenen, deren Art einfach siebenbürgische Stadtart ist, natürlich in rumänischer Ausprägung und die ist, wie oben erwähnt, kein Problem. Die anderen aber sind Leute, die stets den Eindruck hinterlassen, etwas zu wollen und dabei auch seltsame Mittel zu kennen, ihr Wollen zum Ziele zu bringen. Man empfindet sie als unangenehm, als unfertig und ungepflegt.

Als Gegensatz zu diesen dem Bauernstand entwachsenen Schichten bleiben als ebenfalls unbäuerlicher Stand Knechte, Arbeiter und kleine Händler. Sie haben Traditionen in manchen Orten und erscheinen uns im allgemeinen vom Bauer dadurch verschieden, daß sie gewisse Proletarier- und Vorstadteigentümlichkeiten angenommen und über dies vom Erbteil ihrer Rasse mehr Geschicklichkeit und Gier als Gutmütigkeit empfangen haben.

Unsere Ansichten über die Rumänen, so auf die siebenbürgische Bevölkerung bezogen, ist durch Zeit und Vergangenheit objektiviert und erlaubt beiden Teilen ein gutes Zusammensein. Seitdem wir aber die Altrumänen kennen, verschärft sich sowohl unser Urteil über die hiesigen als über die Rumänen überhaupt, wobei sich doch unsere gefühlsmäßige Parteinahme sehr klar für die hiesigen entscheidet.

Mit einem Wort: Der Regatler ist unbeliebt. Ich will nicht behaupten, daß sich dieser Ablehnung ein gerechtes Urteil verbindet, aber man frage welchen Sachsen immer (oder Ungarn oder auch Siebenbürger Rumänen), was er von den Regatlern hält. Die Antwort wird diesen Sinn, aber in weitaus derberer Fassung enthalten. Man kann die Begründung dafür natürlich finden: die westlerische Erziehung Siebenbürgens und die balkanische des Regats, aber das sind Erklärungen, die lange nicht so viel aussagen wie die harten Tatsachen, die jeder Siebenbürger am Schnürchen herzählt; er sagt einfach (unter tausend Feststellungen): „Wir hatten früher örtliche Selbstverwaltungen, wir hatten gute Straßen, Eisenbahnen, Richter, Beamte usw., denen wir vertrauten." Wer ist Anlaß zur Wandlung in diesen Dingen gewesen? „Der Regatler" — und ist er es nicht, so ist es sein Geist, der in jeden Staatszweig eindringt.

Diesen Geist meint man, wenn man den Regatler verurteilt. Man meint nicht das altrumänische Volk, man kennt es ja nicht, weiß höchstens etwas selbstgefällig, daß es unkultivierter ist als das siebenbürgische. Aber der Geist, dieser peinliche auf Eroberung ausgesandte Geist, ist uns der Pfahl im Fleisch. In tausend Fällen äußert er sich quälend. Und bringt man die Fälle auf einen Nenner, so heißt er: „Der Regatler hat kein Rechtsempfinden". [1]) Und das heißt nun wieder: „Er urteilt ohne die Dinge zu kennen. Er verlangt immer den Schein. Er erlaubt sich alles ihm Angenehme und möchte jeden, den er nicht verstehen kann, unterjochen". So wird der Regatler empfunden und es bleibt ohne Einfluß, daß er höflich ist (seine Höflichkeit ist eben Regatler-Höflichkeit).

Es ist an solcher Abneigung gemessen völlig nebensächlich, was man sonst noch vom Regatler hält. Man traut ihm im allgemeinen nichts Gutes zu, was am besten der oft gehörte Satz beweist: „Er ist von drüben, aber ein anständiger Mensch". Zweck dieses Aufsatzes ist es auch nicht, ihn und sein Wesen zu erklären. Nur eines muß noch festgestellt werden, was das Massenurteil über ihn nicht enthält: seine Ungenialität in öffentlichen Angelegenheiten. Seinen siebenbürgischen Bruder zeichnet als wahrhaft siebenbürgisches Erbteil ein lebendiges Verständnis für fremde Art aus. Ihm geht es völlig ab. Und so ist in seiner innerpolitischen Tätigkeit kein einziger großer Gesichtspunkt maßgebend; immer blitzartige Erkenntnisse, die zu hurtigen Tuereien verleiten, aber keine Idee, selbst nicht in den lebenswichtigsten Angelegenheiten wie der Minderheitenfrage, der Beamtennot, der Wirtschaft, der Selbstverwaltung, der Schulfrage. Das Schema für seine Tätigkeit ist: leidenschaftliche, aber vage Absicht — eine temperamentbeherrschte, oft furchtsame Erkenntnis der Sachlage — eine mittelmäßige Folgerung, die immer das Ziel durch Äußerlichkeiten (Augenauswischereien) vorwegnehmen will — eine unsachliche, häufig egoistische Tat. Hätte er eine rumänische Eigenschaft, die Gutmütigkeit nicht, die ihn zur Inkonsequenz und raschen Erschlaffung führt, das Leben unter der Herrschaft seines Geistes wäre mörderisch. So aber ist seine Gutmütigkeit indem sie zur Schwäche wird ein gottgewolltes Mittel gegen ihn selbst.

Und kehren wir, nachdem wir das allsiebenbürgische Urteil über den Regatler aufgezeichnet haben, zu dem sächsischen über die Rumänen

[1]) Für diese Feststellung lassen sich die besten Beweise aus der Geschichte der Zwangseinmietungen holen, diesen noch heute Siebenbürgen aufgepreßten Dragonaden.

zurück, so ist festzustellen, das wir Sachsen, durch die Wirkung der Regatler auf uns beeinflußt, nicht unseren rumänischen Bauer, aber die rumänische Stadtschicht pessimistischer beurteilen als früher. Wir empfinden auch sie als gierig nach dem, was unsere Arbeit erwarb, und neidisch unserer Kultur. Wir empfinden, daß sie oft zu sehr kleinlichen und auch böswilligen Urteilen über uns neigen, während sie von den Regatlern wie Schulbuben jede Unterweisung einstecken, deren Zeuge zu sein nicht schwer ist. Man hört es in Zügen und Gasthäusern, wie irgend ein Tartüff aus Dorohoi einem vor Respekt ersterbenden Siebenbürger Rumänen Vorträge über Rumänischsein hält. Unser Rumäne, wehrlos vor solcher Selbstüberzeugtheit und von nationalen Phrasen momentan begeistert verschließt ganz, daß sich innerlich alles in ihm gegen den östlichen Ton sträubt. So dringt in unsere Ansicht von ihm immer mehr die Erkenntnis ein, daß er zu wenig Mut zu sich selbst habe. Seine Unsicherheit ist ein Zeugnis für die seelische Befangenheit, die durchaus auf innere noch ungestaltete Werte deutet. Die regatler Selbstaufplusterei dagegen scheint uns ein Zeichen ungehemmter Einbildung. Und so ist unser Urteil in den Wunsch überzuleiten, daß der Siebenbürger Rumäne mehr Selbstbewußtsein habe, der Regatler mehr Würde und Tiefe — und dies kann sogar auf rumänisch-nationalem Gebiete verlangt werden. Die Feste und Paraden und all die Jubeltage, die jedermann in Rumänien beweisen, daß wir ein prächtiges Leben führen, erscheinen in einem wenig imponierenden Licht, wenn ein Mann, der viel für die rumänische Vereinigung tat, Pan Halippa, der in jedem anderen Land eine Art Nationalheros wäre, von einem Offizier geohrfeigt werden kann, ohne daß das Volk aufsteht; oder wenn, was ich neulich in Kronstadt bei einem Studentenfeste sah, spät nachts auf einem mitten in der Gasse aufgestellten Rouletteti sch die Staatsfahne geflaggt ist, ohne daß jemand dagegen einschreitet. Ists ein Wunder, daß der Nationalismus auf dem Rouletteti sch einem die Spieler in unschönen Farben malt? Aber was ist da anderes zu sagen, als daß es eben hierzulande zu viele Spieler gibt.

Wesen und Formen unserer Religiosität

Von Alfred Pomarius

Den Gegenstand des vorliegenden Aufsatzes bildet ganz allgemein das Verhältnis des sächsischen Volkes zur Religion. Endgültig könnte nur eine eingehende Geistesgeschichte unseres Volkes diese Frage lösen. Andererseits, glaube ich, ist dieses Verhältnis nicht so verwickelt, als daß nicht schon einige geistesgeschichtliche Streiflichter über das Wesentliche desselben unterrichten könnten. Diese Streiflichter versuche ich im folgenden zu geben.

Die beiden äußersten Kategorien, unter die das Verhältnis eines Volkes zur Religion gebracht werden kann, sind die des religiösen und des unreligiösen Volkes. Eine derartig unbedingte Stellungnahme ist immer zu erstreben, wenn sie sich auch in den seltensten Fällen strenge durchführen läßt. Es ist hierbei folgendes zu beachten. Um religiös zu heißen, genügt es nicht, daß ein Volk ein organisiertes Verhältnis zur Religion habe und in ununterbrochener Folge religiöse Lebensäußerungen aufweisen könne. Dies gehört vielmehr schon zum Begriff der völkischen Gemeinschaft, erfüllt aber noch nicht den des religiösen Volkes. Das völkische Leben bringt es mehr noch als das des Einzelmenschen mit sich, daß alle Geistesgebiete in ihm irgend einen Platz finden, und daß alle Lebensformen sich in ihm vereinen. Der Charakter des Volkes aber wird dadurch bestimmt, welche geistige Einstellung bei ihm überwiegt. Es gibt demnach kein Volk ohne religiöse Lebensseite; religiös ist das Volk erst, wenn jene Lebensseite sichtbar als der geistige Mittelpunkt erscheint, von dem auch seine übrigen Lebensäußerungen getragen werden. Steht aber eine andere Lebensseite im Mittelpunkt der Volkspersönlichkeit, von der aus die religiösen Lebensäußerungen ihrerseits getragen werden, dann muß das Volk als religiös zweiten Grades besser als im Grunde unreligiös bezeichnet werden. Die Verhältnisse liegen also bei der Volkspersönlichkeit ähnlich wie beim Individuum, dessen religiösen Typus Eduard Spranger[1]) so charakterisiert, daß bei ihm ein höchstes subjektives Welterlebnis, das gleichzeitig inhaltlich höchsten metaphysischen Gehalt hat, als dauernder lebendiger Mittelpunkt der Persönlichkeit auftritt, an dem sich jede einzelne Lebensäußerung richtet.

Die meisten Rückschlüsse auf die Religiosität eines Volkes erlaubt

[1]) „Lebensformen", in den Abschnitten „Der religiöse Mensch" und die „Rangordnung der Werte".

wohl immer sein religiöses Gemeinschaftsleben, also die Kirche in ihren inneren und äußeren Lebensformen. Aber sie ist kein absoluter Ausdruck des Grades der Religiosität eines Volkes. Ihr haftet immer etwas Politisches auf die irdischen Machtverhältnisse Gerichtetes an, das sie vom metaphysisch eingestellten Wesen der reinen Religiosität entfernt. Daher fallen auch bekanntlich Religiösität und Kirchlichkeit nur sehr bedingt miteinander zusammen. Man wird also, um das Wesen der Religiosität eines Volkes zu bestimmen, seine kirchlichen Verhältnisse wohl in erster Linie heranziehen, aber man wird sie an vielen Punkten noch umdeuten müssen, um die religiösen Triebfedern des Volkscharakters in ihrer wahren Gestalt ans Licht zu ziehen. — So sind auch die hier geäußerten Ansichten unter Besinnung auf diesen Gesichtspunkt aus der Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse unseres Volkes erwachsen, wie Bischof Fr. Teutsch sie erschöpfend in seinem zweibändigen Werk „Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen" dargestellt hat.

1. Die mittelalterlichen Sachsen

Es ist erstaunlich, wie unverändert sich der Charakter unseres Volkes im Laufe der Jahrhunderte erhalten hat. Selbst die Reformation schneidet nicht so tief in die Entwicklung unserer Geistesgeschichte ein, wie dies im allgemeinen für die deutschen Völker der Fall war. Und das nicht deshalb, weil die Sachsen nach der Reformation mit der geistigen Bewegung des deutschen Kulturkreises nicht Schritt gehalten hätten, sondern weil die mittelalterlichen Sachsen einen ihrer Zeit gegenüber modernen Zug an sich tragen. — Er wird bestimmt durch ein Überwiegen weltlicher Gesichtspunkte über die geistlichen beim Ausbau des völkischen Lebensraumes in der neuen Heimat.

Die hierauf bezüglichen Erscheinungen seien hier angeführt.

Die Sachsen hatten aus ihrer Heimat das Recht mitgebracht, ihre Geistlichen selbst zu wählen und ihre eigenen der politischen Gemeinde gehörigen Kirchen zu bauen. Entgegen der Entwickelungsrichtung der katholischen Kirchenorganisation haben sie an diesem Rechte festgehalten, haben ihre Gemeinden in sonst nicht üblicher Weise zu selbständigen Kapiteln zusamengeschlossen „und so entstand eine neue „Eigenkirche" seltener Art, eine Fortbildung der alten, wie sie sonst kaum vorkam" (Teutsch I, p. 159). Die normale mit den tragenden geistigen Ideenmächten eng verknüpfte Entwickelung war die, daß die Gotteshäuser Klöstern, Abteien, Bistümern usw. gehörten und

die Bestellung der Geistlichen ein Recht der kirchlichen Großwürdenträger wurde, indem die Kirchengemeinden sich ihnen unterstellten. Auch bei uns hat es Ansätze zu dieser kirchenpolitischen Entwickelung in der Hermannstädter Probstei und der Kerzer Abtei gegeben, aber sie wurden unterdrückt. „Es war ein Beweis für die Stärke der Volksgemeinden, daß sich die Entwickelung gerade umgekehrt als sonst vollzog. Sonst fanden zahlreiche Inkorporationen von Kirchen (Gemeinden) an Klöster und Stifte statt, die dadurch mächtig und reich wurden. Hier ging das Kloster und die Probstei in der Gemeinde auf, die mächtiger war als sie." (Teutsch I, p. 54). Ein Streiflicht auf das Übergewicht des weltlichen Laientums im inneren Leben der kirchlichen Gemeinden wirft folgendes: „Der Einfluß der Weltlichen der Gemeinde auf die kirchlichen Verhältnisse war in allen sächsischen Gemeinden groß. Im Burzenland war der Pfarrer von der Verwaltung über das Kirchengut geradezu ausgeschlossen. Der Kirchenvater und die Weltlichen verfügten ohne sein Wissen und Zutun, die Laien, das sind wohl die maßgebenden Männer in der Gemeinde gewesen, über alles, gleichwiel ob es Legate, Erbschaften, oder sonstiges Gut und Geld der Kirche war" (Teutsch I, p. 79). Noch entscheidender aber für das Übergewicht des „Weltlichen" spricht es, daß die Sachsen offenbar wenig für eine der charakteristischesten Ausgestaltungen des mittelalterlichen Geistes übrig hatten, für das geistliche Ordenswesen und das Mönchtum. „In das Leben des sächsischen Volkes haben die Orden nicht so tief eingegriffen, wie es in anderen Ländern geschehen..." „Die Sachsen haben sich nicht sehr zu den Klöstern gedrängt" (Teutsch I, p. 144, 145).

Daß schon diese wenigen Erscheinungen genügen, um den geistigen Charakter der mittelalterlichen Sachsen zu kennzeichnen, liegt daran, daß sie eine ganz eigenartige durch die Jahrhunderte unveränderte geistige Reaktionsweise auf die von außen anprallende mächtige Zeitproblematik bedeuten. Der mittelalterliche Mensch war in einem ungeheuer höheren Grade religiös gebunden, als der moderne; sein ganzes Leben, das des Einzelnen, wie das des Gemeinschaft spielte sich im Schatten mächtiger, das Denken und Sein des Individuums unerreichbar überragender religiöser und metaphysischer Ideen ab. Daher der durchaus unindividualistische genossenschaftliche Charakter des mittelalterlichen Menschentums, der sich fast durchweg auf religiösen Motiven aufbaute. Dilthey nennt deshalb das Mittelalter auch geradezu das metaphysische Stadium der neueren europäischen Völker. Der sichtbare

Körper dieses Menschen und Völker umspannenden emheitlichen religiösen Geister war die katholische Kirche, und alles was außerhalb dieses Körpers im mittelalterlichen Menschen sich regte, war „Weltlichkeit, die vernichtet oder unterworfen werden mußte" (Dilthey).

Vergleicht man mit dieser Charakteristik das Verhalten der Sachsen, so fällt sofort in die Augen, daß es unkirchlich ist, die Frage, die sich daraus ergibt, ist, ob es auch in demselben Maße unreligiös ist. Man wird diese Frage im allgemeinen bejahen müssen, wenn man bedenkt, daß die kirchenpolitische Organisation der katholischen Kirche bei der uns heute fast unfaßbaren überindividuellen Wirksamkeit der religiösen Ideen als adäquater Ausdruck des religiösen Gestaltungswillens der Zeit gelten muß. Die natürliche Entwickelungsrichtung der mittelalterlichen Gesellschaft war demnach die Unterwerfung des weltlichen Laien unter den Kleriker. Daß die Sachsen harlnäckig dieser Entwickelungstendenz widerstrebt haben, ist ein Zeichen, das ihre Volksseele auf den religiösen Gestaltungswillen der Zeit nicht ansprach. Sie sind deshalb nicht ohne Religiosität gewesen, aber ihre Religiosität verharrte in der ungeschiedenen man könnte sagen, amorphen Dumpfheit, mit der im primitiven Menschen Religion, Kunst und Wissenschaft in eins fließen. Also, könnte man folgern, ist das Verhalten der mitteralterlichen Sachsen nicht ein unreligiöser Zug gewesen, sondern die Folge davon, daß sie geistig primitive Menschen waren. Das aber waren sie eben nicht! Auf anderen Gebieten, als dem religiösen sind sie kulturschöpferisch tätig gewesen zum Zeichen dessen, daß sie wirklich als Volk im kulturgeschichtlichen Sinne gelten können. Dies sind die Gebiete des Rechtes, der Verwaltung und der Wirtschaft. Was die Sachsen im andreanischen Freibrief für sich erwirkten und in dem innerpolitischen Ausbau des Königsbodens ausgestalteten, bewies ein lebhaftes, politisches, juristisches und verwaltungstechnisches Eigenleben, wo das Volk sein Geschick mit sicherem Blick in die eigenen Hände nahm; daß dasselbe auf dem Gebiete der Wirtschaft der Fall war, beweist das blühende Zunftwesen und der Aufschwung der Handels und Gewerbes in den bald entstehenden sächsischen Städten. In all diesem hat der Begriff des Volkes, der Nation im heutigen Sinne, früher als es im allgemeinen sonst der Fall war, begonnen, lebendig zu werden. Dies ist es, worin die Sachsen moderner waren, als ihre Zeit; sie dachten individualistischer und stellten den erst aufkeimenden mehr gefühlten als gedachten Begriff der Volksindividualität über den Gedanken der internationalen katholischen

Kirche. Sie haben den kirchenpolitischen Mächten genau so viel Raum gegeben, daß sie die Entwickelung der politischen Volkseinheit nicht gefährden konnten. Es spricht sich darin ein dauernder Charakterzug unseres Volkes aus, nämlich eine Verbindung von Volkstum und Kirche in dem Sinne, daß sich alle kirchliche Organisation in die Notwendigkeiten des völkischen Erhaltungswillen fügt und diesem dient. Das auffallende Auftreten dieses Zuges schon in den vorreformatorischen Jahrhunderten ist das sichere Zeichen dafür, daß politisch-ökonomische Kräfte den Mittelpunkt des geistigen Lebenskreises bilden, während die Religiosität nur ein sekundäres Leben in der Volksseele lebt, indem sie sich an jenen Kräften richtet; man kann die so entstehende Abart des religiösen Lebens geradezu politisch-ökonomische Religiosität nennen. Zufällig bietet gerade unsere Geschichte zum Vergleiche auch den umgekehrten Fall dar. Die Herrschaft des deutschen Ritterordens im Burzenlande war ökonomisch-politisches Leben auf Grundlage religiöser Ideen (Kampf gegen die Ungläubigen, Errichtung eines unter dem Papst stehenden Ordenslandes). Die Sachsen besaßen religiöses Leben, errichtet auf dem Grunde einer politisch-ökonomischen Idee (freie Produktionsgemeinschaft von Bauern und Bürgern, zusammengehalten durch die Privilegien Geisas und des andreanischen Freibriefes). Wenn nun auch dieses Schema nicht in allen Fällen zutrifft, so ordnet sich ihm, demnach was wir wissen, doch der sächsische Typus einwandfrei unter. Von Goblinus, dem einzigen Sachsen, der Bischof von Siebenbürgen wurde, wird gerühmt seine Teilnahme an den Volksangelegenheiten, auch war er ein Mann des praktischen Lebens, der auch den eigenen Vorteil nicht aus den Augen ließ. Fr. Teutsch bezeichnet ihn als Typus des Sachsen.

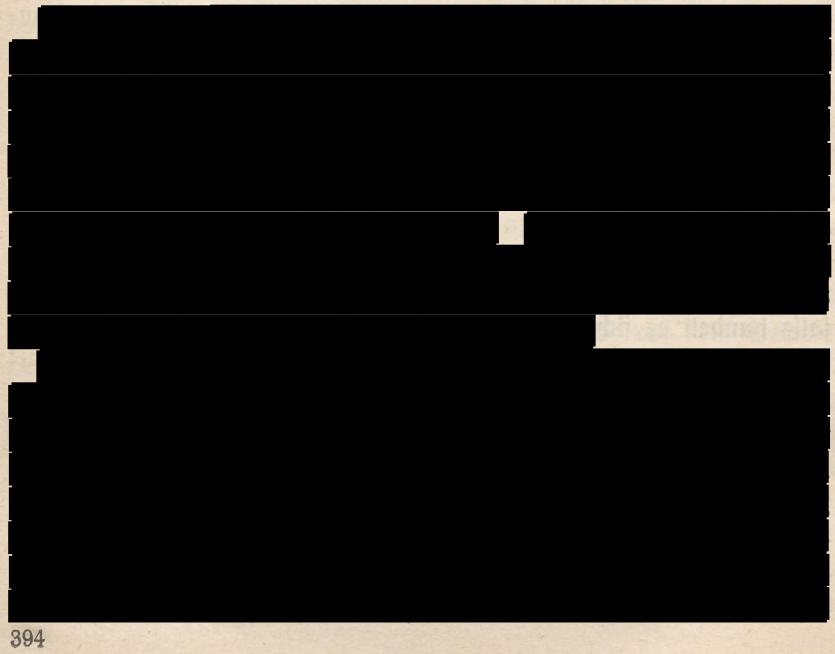
Ich kann hier nicht im Einzelnen der Herkunft und Entstehungsursache der Elemente des sächsischen Volkscharakters nachgehen, jedenfalls handelt es sich um ursprüngliche Züge des deutschen Wesens, die von den Kolonisten mitgebracht, teils schon durch eine Eigenart des Kolonistenmaterials bedingt waren, teils durch die landschaftlichen und historischen Sonderbedingungen in ihre besondere Bahn hineingeprägt worden sind. Es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, daß die mittelalterlichen Sachsen hierin den Schweizern ähnlich in ihrer geistigen Haltung einen Teil der Umwälzung zum Individulismus (in weitesten Sinne), wie sie Renaissance und Reformation brachten, voraus nahmen. Dies gibt sich als Zug zur politischen, wirtschaftlichen

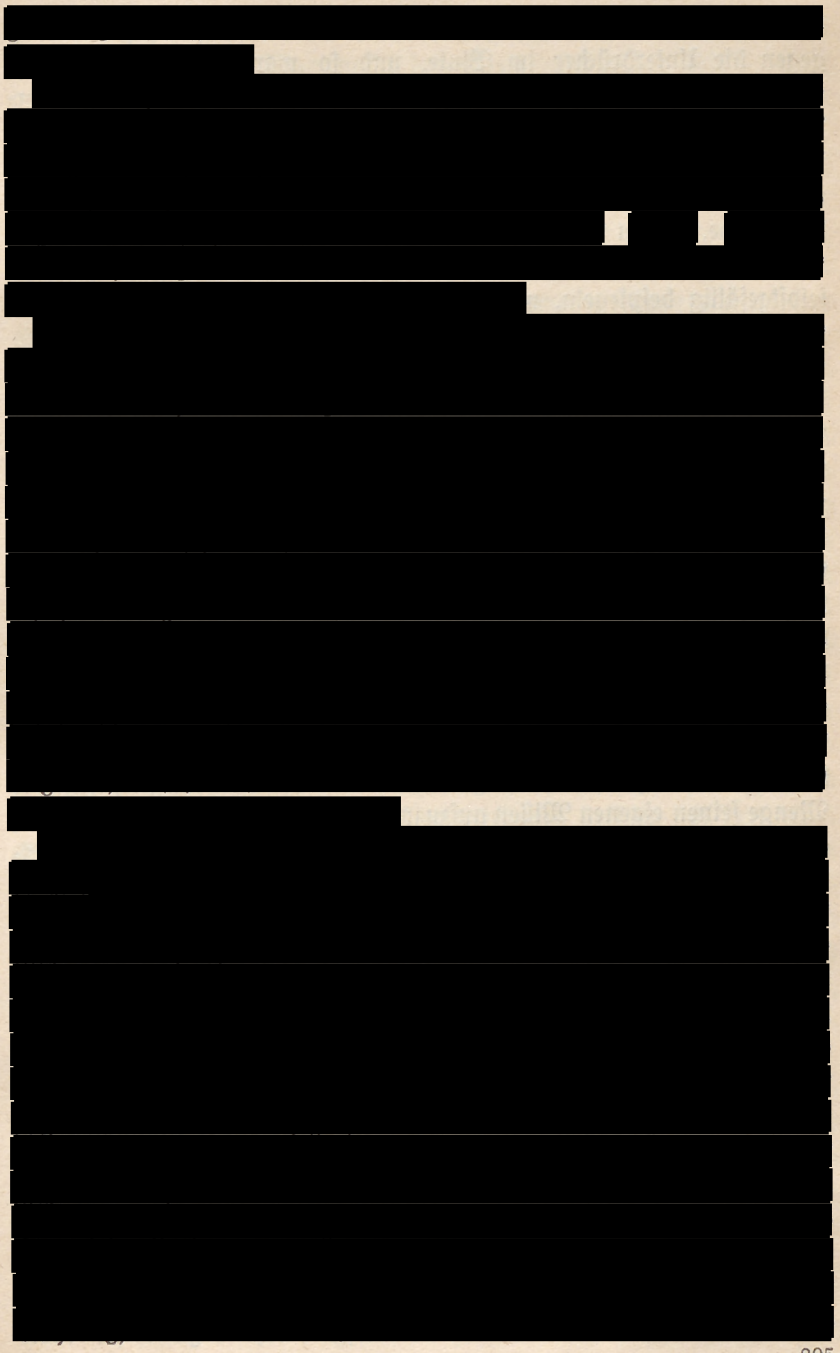
und individuellen Freiheit zu erkennen. Implizite ist darin der Zug zur individuellen Gedanken- und Geistesfreiheit mitgegeben und gerade er eröffnet neue, dem Mittelalter unzugängliche religiöse Möglichkeiten. Sie bestehen allgemein darin, die äußere religiöse Form aus ihrer metaphysischen Gebundenheit zu lösen und die religiöse Eigenformung von Volks- und Einzelindividuen anzuerkennen (Durchbrechung des Prinzips der alleinseligmachenden Kirche). Für die weitere Entwickelung der Religiosität im sächsischen Volkscharakter ist damit der Weg vorgezeichnet: religiöse Vertiefung des Volksgedankens, Schaffung einer siebenbürgisch-sächsischen Volkskirche als Ausdruck einer besonderen Religiosität. Die weitere Untersuchung erst kann zeigen, wie weit die Sachsen diesen Weg verfolgt haben und ob die Rolle der Religion im Volkserleben eine wesentliche Veränderung erfährt. Jedenfalls aber kam die neue Zeit den Sachsen in allgemein-menschlicher, geistiger und religiöser Beziehung entgegen.

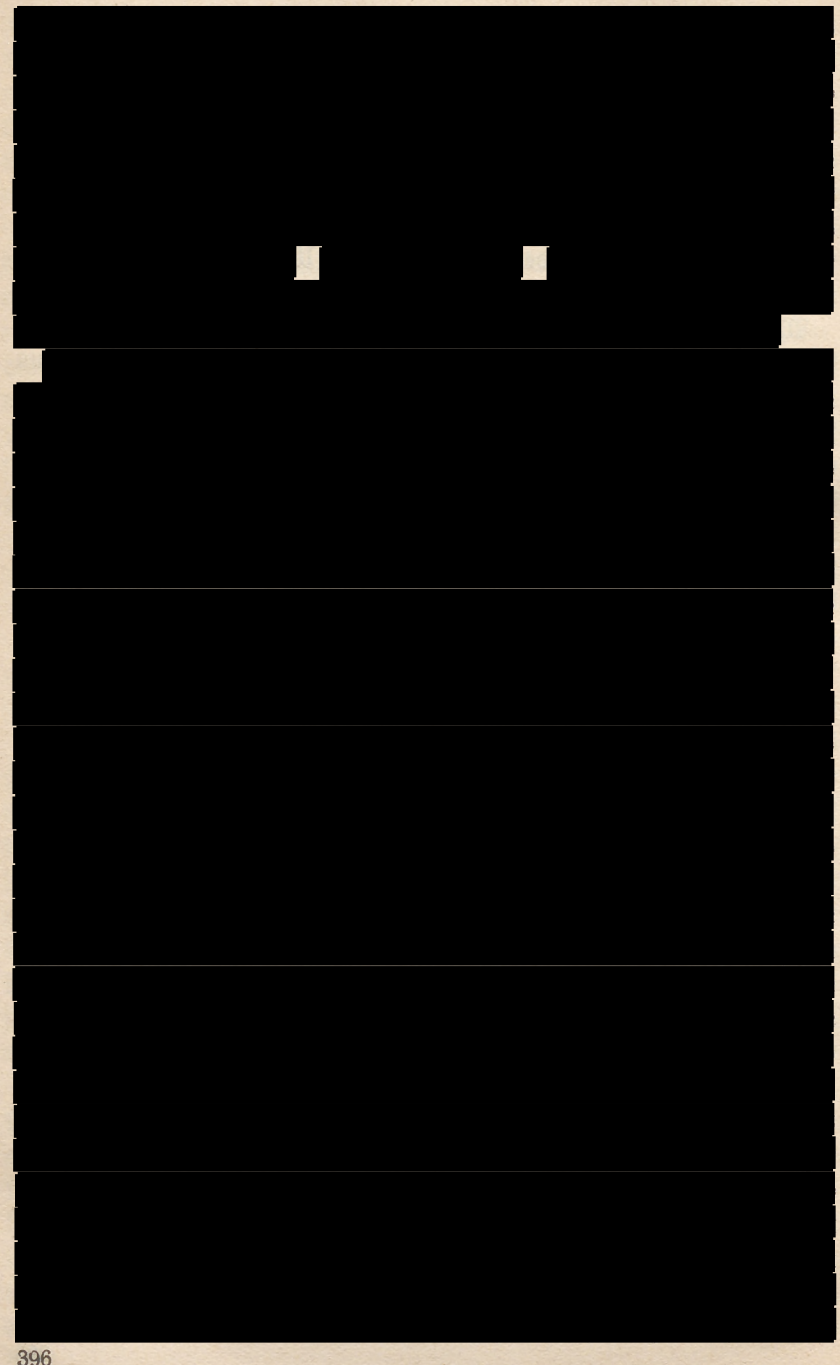
(Fortsetzung folgt.)

Kirche und Staat als legitime Mächte

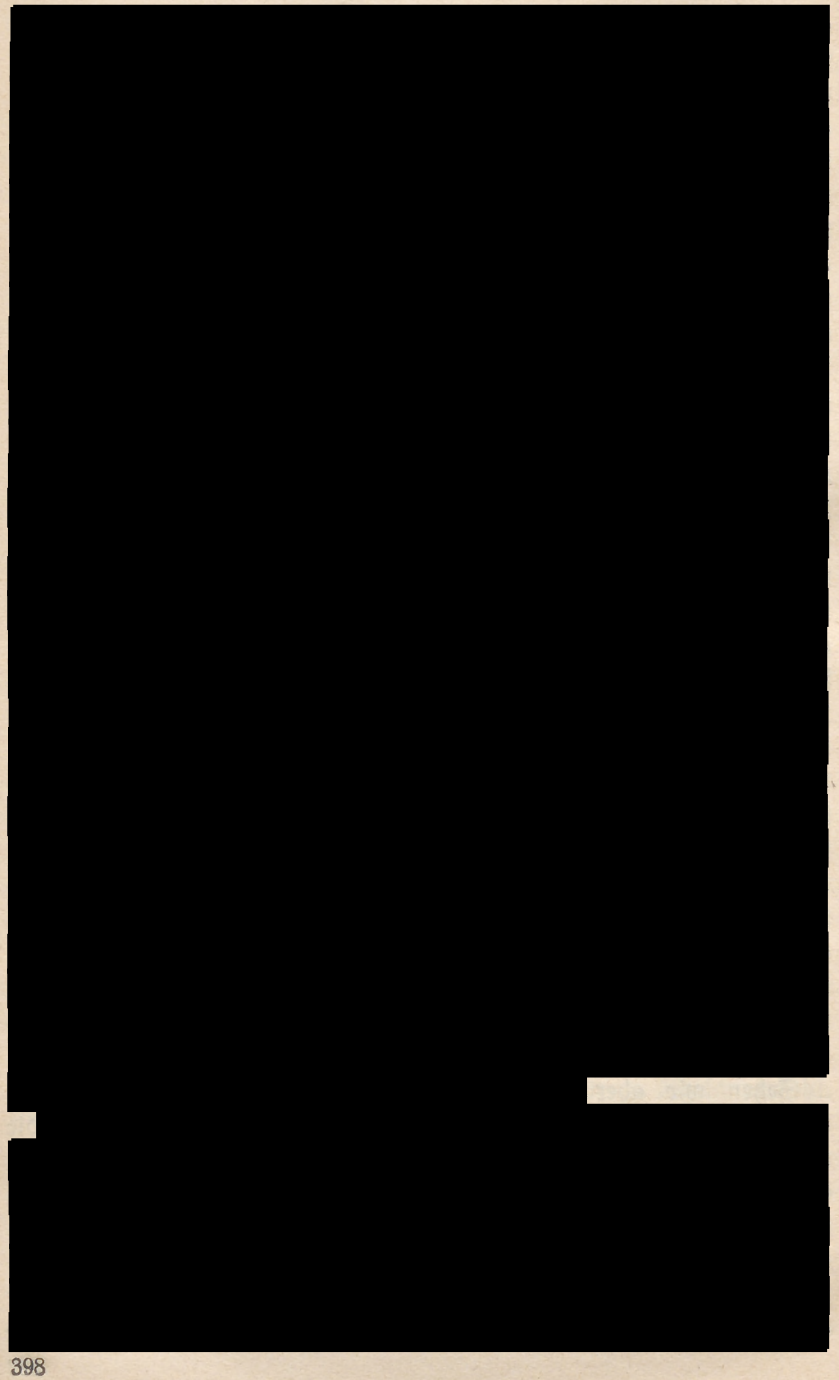
Von Erwin Reisner mit einem Nachwort von Paul Walser

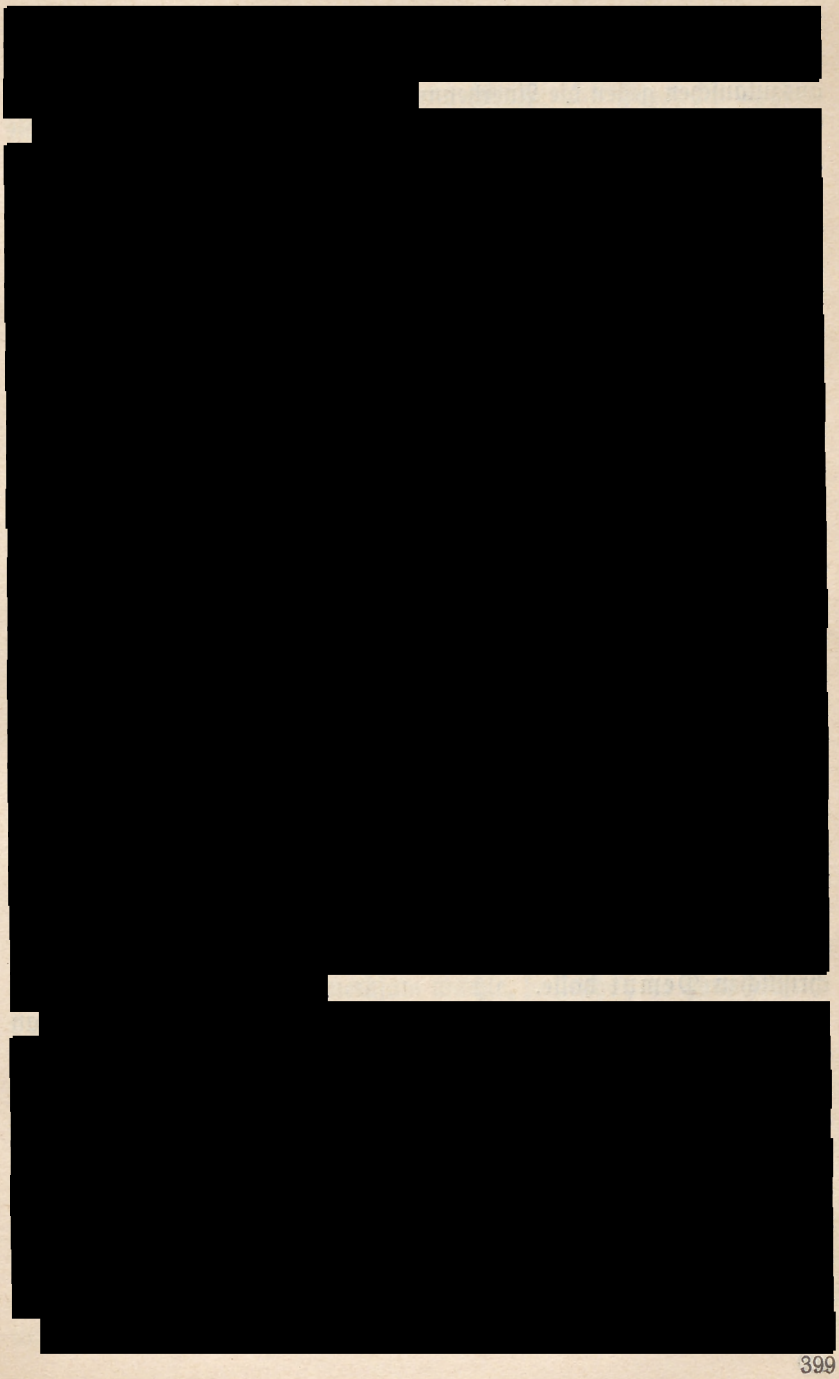


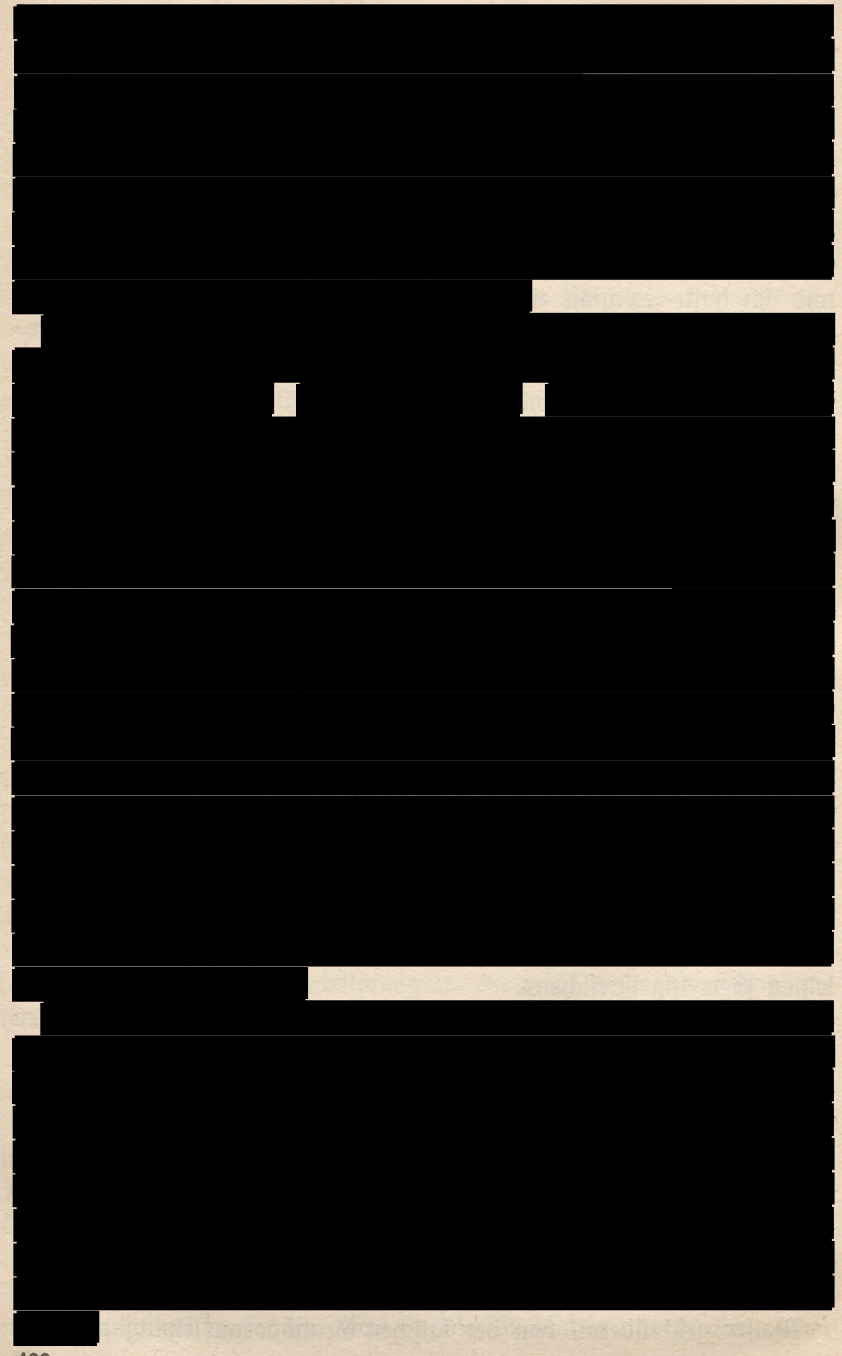












Nachwort

Ich bin Erwin Reisner sehr dankbar, daß er sich, angeregt durch mein Referat, zu dem wichtigen Thema (Kirche und Staat als legitime Mächte) ausführlich geäußert hat. Beim Lesen seiner Ausführungen, die mir im Manuskript vorlagen, hatte ich allerdings hie und da den Eindruck, als ob er gewisse Gedankengänge meines Aufsatzes auf Kosten anderer, mir wichtigerer, zu stark unterstrichen hätte und dadurch leicht Mißverständnisse entstehen könnten. Es sei mir darum gestattet, im folgenden zu seinem Aufsatz Stellung zu nehmen.

Zuerst möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Reisner gleich zu Anfang als weiter keiner besonderen Erörterung bedürftig den Satz aufstellt, daß einzig und allein eine anerkannte objektive Macht, gerade indem sie das einzelne Individium ihren in Erz gemeißelten Gesetzen unterwirft, eben diesem Individium auch die nötigen Lebens- und Entfaltungsgrundlagen schafft. Das ist ja die Grundthese meines Referates.

Sodann kann ich auch sonst weite Strecken mit Reisner gehen, gerade hinsichtlich dessen, was er über die Zusammenhänge zwischen Demokratie und Diktatur sagt. Auch seinen Ausführungen über Sozialismus und Nationalismus, überhaupt die modernen Ismen pflichte ich durchaus bei. Ich stoße da fortwährend auf so viele treffliche Formulierungen — es sei nur auf jene schöne Stelle verwiesen, wo Reisner von der staatlichen Autorität als dem lebendigen Volksinstinkt spricht — daß ich es mir gar nicht erlauben darf, sie alle aufzuzählen, da ich sonst weite Partien seines Aufsatzes einfach wiederholen müßte.

Insbesonders möchte ich auch dem zustimmen, was Reisner über den Faschismus bemerkt. Es ist durchaus nicht so, daß ich in ihm etwa das Heil der Welt erblicke. Wenn ich in meinem Referat dennoch auf seine besten Seiten aufmerksam machte, so geschah es hauptsächlich darum, weil ich zu einer durchwegs liberalen Zuhörerschaft sprach und es mir vor allem um eine eingehende Kritik des Liberalismus zu tun war. Wenn ich vor einer faschistisch eingestellten Zuhörerschaft gestanden wäre, so hätte ich zweifellos manches ganz anders formuliert.

Darin allerdings trennen wir uns, daß ich in der „legitimen Diktatur", — man nehme mir diese Contradictio in adiecto nicht übel — d. h. in der Diktatur, die nicht revolutionär die bisherigen legitimen Autoritäten beseitigt, sondern es vielmehr auf deren Wiederherstellung abgesehen hat, immerhin Ansätze oder richtiger: in aller Verzerrung und in allem Widerspruchsvollem dennoch Hinweise auf die wahre,

ursprüngliche staatliche Ordnung erblicke, die uns durch die demokratische Ideologie leider gänzlich aus dem Bewußtsein entschwunden ist. Und auch dieses muß ich Reisner gegenüber festhalten, daß ich es für eine Lebensfrage gerade unserer Zeit halte, ob sie die Fähigkeit aufbringt, den Ruf zur legitimen Ordnung wieder zu vernehmen und ihm Folge zu leisten. Was gäbe ich doch darum, dieser Ruf würde von anderer, berufener Seite her klarer und reiner erhoben werden, als von faschistischer und einer so eiteln Erscheinung wie derjenigen Mussolinis!

Hier aber gehen unsere Wege nun auseinander, denn für Reisner steht es fest, daß man der Geschichte nicht ins Rad fallen kann und daß sich die künftige Entwicklung nicht bestimmen läßt. Die offenkundige Tendenz nach unten, der Verfall, die Degeneration ist nicht mehr aufzuhalten. Wir sind nun einmal schon ein lebens- und glaubensschwaches Geschlecht geworden, zu keiner großen Tat mehr fähig. Nichts verkehrter darum, als jeglicher Appell zur Änderung dieses Zustandes. Instinktiv wittert er darin entweder nationalistischen Aktivismus, der da meint, ohne weiteres aus der Erkenntnis zur Tat schreiten zu dürfen, oder naive Gutmütigkeit, die denn auch mit Recht ausgenützt und betrogen wird.

Was sagen wir dazu? Nun, auch da können wir Reisner zunächst nur in weitestem Sinne beistimmen, insofern er die vielen modernen Bestrebungen und Bewegungen im Auge hat, die alle an der Welt herumdoktern, von der Abstinenzbewegung angefangen bis hin zum pazifistischen Sozialismus. Tatsächlich, wir sind da ganz und gar mit Reisner einverstanden. Wir sind die letzten, die von derlei Unternehmungen etwas Entscheidendes erwarten.

Auch das werden wir ihm gegenüber niemals bestreiten, daß es so etwas wie einen Seelenwandel gibt, der eine metaphysische Angelegenheit ist und daß es darum nicht angeht, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Wenn aus meinem Referat etwa der Eindruck entstehen konnte, Aufklärung, Liberalismus und Demokratie hätten ebensogut unerschienen bleiben können, so sei das hier berichtigt, womit ich natürlich nicht gesagt haben möchte, daß jene geschichtlichen Phänomene zu bejahen wären.

Trotz dieser Übereinstimmungen bleibt es aber doch dabei — es sei das auch meinerseits unterstrichen — daß unsere Anschauungen letzten Endes doch ganz und gar auseinandergehen und sich nicht mehr finden. Es liegt dies daran, daß wir von zwei ganz verschiedenen Ausgangspunkten an die Geschichte herantreten. Reisners Standort

ist der des rein kontemplativen Philosophen und nihilistischen Mystikers, der zwischen dem Absoluten und der Erscheinungswelt immer nur den klaffenden Riß wahrnimmt und von da her gegenüber allen menschlichen Versuchen, die diesen Riß ausbessern und zuheilen wollen, radikalen Protest einlegen muß.

Meine geistige Heimat — wenn ich so sagen darf — ist hingegen die Welt des christlichen Glaubens, der wohl auch um diese Kluft zwischen dem Absoluten und Relativen, zwischen dem Ewigen und Zeitlichen weiß, darüber hinaus aber auch um das Geheimnis der Menschwerdung Gottes, der sich in Christus Jesus ein für alle Male entscheidend der von ihm abgefallenen Menschheit angenommen und sich zu ihr bekannt hat, also daß das letzte Wort über uns fortan nicht mehr Tod und Untergang, sondern Auferstehung und Ewiges Leben heißen soll.

Von dieser Voraussetzung ausgehend, die ihre klare, eindeutige und unwiderrufliche Prägung in den Symbolen und Dogmen der christlichen Kirche gefunden, dürfte es ohne weiteres verständlich sein, daß jene erhabene Geste der „Weltverlorenheit des Ehrlichen" keine letztlich ernstzunehmende Haltung mehr für uns sein kann. Denn wie möchten wir uns auch von dieser Welt, deren absolute Fragwürdigkeit nach wie vor feststeht, abwenden und sie ihrem Schicksal überlassen, wo sich Gott doch unser erbarmt und in seiner Liebe sich an uns verschwendet hat! Wir meinen damit allerdings keineswegs, daß wir uns nun in soziale Betriebsamkeiten und allerlei Liebesbetätigungen hinausstürzen müßten. Aber eine neue Verbundenheit mit aller Kreatur ist zweifellos damit doch gegeben. Da kommen wir dann auch ganz von selbst dazu, für die vorläufigen weltlichen Ordnungen dankbar zu sein und sie würdigen zu lernen als schwachen Abglanz der göttlichen Majestät und Gerechtigkeit. — Brauche ich noch besonders zu betonen, daß ich von hier aus einzig meinen Ruf zur legitimen staatlichen Ordnung verstanden wissen möchte?

Und nun ein-zwei Worte zu Reisner's Betrachtungen über die Kirche und deren Zukunft. Nach dem bereits schon Gesagten ist es klar, daß ich auch in dieser Beziehung mit Reisner nicht einig gehen kann. Schon die Ausdrücke „lebendige" und „echte" Kirche mit den konditionellen Kopula „sobald" und „solange", und erst recht die Wendung „sie ist unmöglich" wollen mir gar nicht gefallen. Denn die Kirche Christi ist und bleibt dieselbe in unverständlicher Reinheit und Gnadenfülle, ob die Menschen sich zu ihr bekennen oder nicht, ob

ihre irdischen Glieder sie verunstalten oder aber sich täglich durch sie erneuern lassen. Darum hat es meines Erachtens keinen Sinn, zu sagen, daß von dem Moment an, wo der Mensch sich selbst nur noch als Einzelner zu erkennen vermag, die Kirche unmöglich geworden sei, und weiter: die Religion würde damit zu einer Angelegenheit des Subjekts, zu einer Jenseitsreligion, die nicht mehr die Fähigkeit habe, sich im Diesseits als Kirche zu verkörpern. — Von Reisners geistigen Voraussetzungen aus mögen diese Gedankengänge selbstverständlich ihre Bedeutung haben, von meinem Standpunkte aus, der wesentlich gerade mit der Existenz und der Absolutheit der Kirche zusammenfällt, sind es peripherische Zuschauerweisheiten. So erübrigt es sich denn auch ganz von selbst, sich noch weiter mit Reisner in eine Diskussion über die Bedeutung der Kirche einzulassen. Es gibt da nur zwei Möglichkeiten: entweder, man steht mit der Kirche Christi durch eine der historischen Kirchenformationen in lebendigem Kontakt und weiß, daß von ihr bis ans Ende der Tage erneuernde und erlösende Kräfte in unsere Welt einströmen — oder aber, man hat sich von ihr losgelöst, und dann darf sie keine Zukunft mehr haben.

Damit sei allerdings nicht der Eindruck erweckt, als ob nicht manches in Reisners Ausführungen, z. B. gerade das, was er über die Wiedervereinigung der Kirchen sagt, beachtenswert wäre. Bekanntlich hat der Gegner immer schärfste Augen für unsere Blößen und Schwächen. So hat sich denn auch von je die Kirche bittere Wahrheiten von den Draußenstehenden sagen lassen müssen, allerdings stets inmitten eines Wusts von Halbwahrheiten und Unmöglichkeiten.

Mit dieser Feststellung möchte ich die Auseinandersetzung mit Reisner, zu der mich seine Ausführungen veranlaßt haben und die mir insofern wenig angenehm war, als ich Reisner's Denken trotz aller Gegensätzlichkeit doch sympathisch gegenüberstehe, abbrechen. Bei der Verschiedenheit unser Standpunkte hat es keinen Sinn, länger die Waffen zu kreuzen.

Rundschau

VII. Deutscher Ferienhochschulkurs in Hermannstadt vom 1.—12. Sept. 1926. Ich will über die allgemeine Bedeutung dieser vom Kulturamt veranstalteten Kurse hier nicht sprechen, sie ist anerkannt und auch bei Gelegenheit der heurigen Veranstaltung oft gewürdigt worden. Ihr Gelingen hängt wesentlich von der glücklichen Wahl der Dozenten ab. Ein gewisser Typus deutscher Hochschullehrer und zwar der Gelehrte in Reinzucht, eignet sich wenig für solche Kurse. Nur wo das empirische

Fachwissen die Weite des geistigen Gesamthorizontes nicht überwuchert, so daß ein dem Leben zugewandtes allgemeines Menschentum als Zentrum der Persönlichkeit erhalten bleibt, ist das Organ gegeben, das die Brücke zu der Seele einer so manigfaltigen Zuhörerschaft zu schlagen weiß, wie sie auf einem populären Hochschulkurse zusammenströmt. Persönlichkeiten dieser Art waren die beiden tragenden Gestalten des diestägigen der Volkskunde gewidmeten Kurses: Prof. Dr. H. Naumann Frankfurt a. M. und Prof. Dr. O. Lauffer-Hamburg. Die Hauptvorlesung Naumanns befaßte sich mit der modernen Auffassung der Volkskunde, diejenige Lauffers mit der deutschen Volkskunst im allgemeinen. Es war ein für den Zuhörer genußreiches gegenseitiges Sich-Ergänzen, kein spannungsloses Ineinanderfallen der Standpunkte, noch ein vollkommenes Sich-Ausschließen, das für die Zuhörer die Linien des volkskundlichen Gesamtbildes, zerrissen hätte, sondern ein in lebendiger Spannung bleibender gegenseitiger Synthese zustrebendes In-Beziehung-Stehen. Naumanns Methode der volkskundlichen Betrachtung bestand darin in den Lebensformen und dem Werkschaffen des Volkes die Wirksamkeit zweier Komponenten, einer aus den oberen Gesellschaftsschichten nach unten wirkenden und einer aus dem primitiven Gemeinschaftsleben nach oben wirkenden. Die von der ersteren gewirkten Lebens- und Werkformen sind demnach als „gesunkenes Kulturgut", die von letzteren gewirkten als „primitives Gemeinschaftsgut" zu werten. Demgegenüber lag nun das Hauptgewicht der Vorlesung Lauffers auf der Betonung des synthetischen neuschöpferischen Momentes, das im Zusammentreffen dieser beiden Komponenten lebendig wird und in den meisten Fällen, insbesondere aber in der ausgesprochen künstlerischen Betätigung des Volkes, aus ihrer Verschmelzung ein Neues schafft. Die Formen der Volkskunst gehen dabei meistens durch die schöpferische Individualität eines Volkskünstlers hindurch, bevor sie Kulturgut der Masse werden. Sowohl Naumann als Lauffer lasen noch je ein Sonderkolleg, Naumann über den Parallelismus zwischen Dichtung und bildender Kunst im germanischen Altertum und im deutschen Mittelalter, Lauffer über Expressionismus und Bewegungssymbolik in der Kunst des deutschen Mittelalters. Diese beiden Kollegs bedeuteten unstreitig die geistigen Höhepunkte im Verlaufe der Gesamtvorlesungen. Leider gestattet der knapp mir zur Verfügung stehende Raum kein weiteres Eingehen auf die vielen von den Genannten sowohl, als von den übrigen Dozenten vorgetragenen wertvollen Gesichtspunkten und Anregungen. Es sprachen von fremden Dozenten noch Dr. H. Phleps-Danzig über das nordische Haus und die nordische Kirche, Prof. Dr. R. Huß-Debrezin über die flandrische Kolonisation, Frau Prof. Dr. Naumann-Frankfurt a. M. über die altgermanische Frau und Dr. R. Palgen-Luxemburg über Luxemburgische Kultur im 20. Jahrhundert, eine Vortragsreihe, die begreiflicherweise großem Interesse in breiten Bevölkerungsschichten begegnete. Von siebenbürgisch-sächsischer Seite las Dr. D. Adolf Schullerus ein dreistündiges Kolleg über religiöse Volkskunde, in dem er dem interessanten Problem des Wesens der Volksreligiosität nachging, Pfarrer Klaster sprach über unsere Volkstracht. In einer Vorlesung über sächsische Volkskunst brachte Dr. V. Roth eine Fülle von Gesichtspunkten, die aber offenbar, weil der Vortragende unvorbereitet in entstandene Lücken springen mußte, den Eindruck des Ungeordneten und nicht immer genügend Begründeten machten. Außerhalb des volkskundlichen Hauptrahmens der Vorlesungen stand das 6stündige Kolleg von Prof. Dr. Fr. Lipsius-Leipzig über die philosophischen Grundlagen der

Relativitätstheorie. Er entwarf ein eingehendes Bild der Umformung, der Einstein die Grundbegriffe der bisherigen Physik auf Grund mathemathischer Forschungen unterwirft, um sie aus der Forderung nach einem euklidischen Raume und einer homogenen Zeit als den unsere Anschauung allein richtig wiedergebenden Begriffen, zu verwerfen, unter Ausnahmen der auf die Trägheit und Schwere sowie auf die Beziehungen zwischen Masse und Energie sich beziehenden Spekulationen Einsteins. Über Christentum und Wirtschaftsethik sprach Prof. Dr. v. Soden-Berlin. Er suchte vom protestantischen Standpunkt aus zu zeigen, daß sich Christentum und wie weit sich Christentum mit Eigentum, Wirtschaft und Kapitalismus als verträglich erweist. Abschließend kann über das wissenschaftliche Ergebnis des Kurses gesagt werden, daß es reichhaltig und befriedigend war. Alfred Pomarius

Ausstellung Josef Strobach in [redacted]

O. G. Netoliczka

Die Rundfrage über das Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt im letzten Heft hat viele Wünsche und wenig Wege gezeigt, wie diese Zeitung ihre Bestimmung besser erfüllen könnte. Am stärksten bemängelt wurde, wie erinnerlich, der literarische (d. i. der außerhalb von Politik und Wirtschaft liegende) Teil; die Sonntagsbeilage wurde eine wahre Schande genannt. Eine ähnliche Rundfrage über eine unserer sächsischen Zeitungen vor sechzig und mehr Jahren wäre vermutlich anders ausgefallen. Damals wurden die literarischen Beilagen mit besonderer Sorgfalt zusammengestellt. Da man sie in octavo umbrach, konnten die einzelnen Hefte gesammelt und zu Bänden vereinigt werden. Daß sie nach alter Überlieferung meist den Titel Transsilvania führten, ist von keinem Belang, aber erwähnenswert, weil wir späten Nachfahren die verschiedenen „Neuen Folgen" leider leicht verwechseln. Von dieser Gleichförmigkeit der Bezeichnung abgesehen, waren die verschiedenen Transsilvania inhaltlich ebenso mannigfaltig wie gediegen. Abhandlungen zur Geschichte, Archäologie, Sprachwissenschaft, Technik, Astronomie, Naturkunde, Buchbesprechungen, künstlerische, ästhetische Betrachtungen und schöngeistige Beiträge siebenbürgischen und außersiebenbürgischen Bezuges wechselten in bunter Fülle. Ich selbst besitze mehrere Bände einer Transsilvania und freue mich an ihnen, sooft ich sie in die Hand nehme. Auf jeder Seite spürt man die Bodenständigkeit und Liebe des Bearbeiters, der nicht für den vergänglichen Augenblick, sondern für die Zukunft schuf. Gäbe es nicht eine Möglichkeit, daß das Tageblatt den heute in der „Sonntagsbeilage" für lächerliche Nichtigkeiten verschwendeten Satz nach Art der früheren Transsilvanien dem ständigen literarischen Schriftleiter, den es sich früher oder später doch zulegen wird, in octavo oder quarto zur Verfügung stellte und wöchentlich (oder zweiwöchentlich) ein druckbogenstarkes Heft herausbrächte, das sich der Leser am Jahresschluß nach Wunsch binden lassen und in seine Büchersammlung einstellen könnte? Ich glaube, schon der Gedanke, nicht für den Tag zu arbeiten, sondern sich möglicherweise Dank und Undank späterer Geschlechter zu verdienen, würde den „Verantwortlichen" vor der

inneren Hohlheit und Kitschigkeit der heutigen Sonntagsbeilage bewahren. Die geldliche Mehrbelastung durch Änderung der Satzgröße und des Umfanges der Beilage wäre gewiß nicht untragbar, die erwachsende Besserung möglicherweise bedeutend. Denn es ist wahrscheinlich, daß dies äußere, technische Mittel sich auch nach innen: im Geistigen auswirkte. Und Versuchen ist keine Schande.

Karl Kurt Klein

Bemerkungen zum neuen Volksschullehrplan. Noch nie hat eine pädagogische Lektüre so sehr meine Gefühle in Aufregung gebracht, wie der neue staatliche, auch für uns verpflichtende Volksschullehrplan.

Wenn ich sonst ein pädagogisches Werk las, das eine fachliche Unkenntnis und Oberflächlichkeit, oder eine verschrobene Pedanterie und Fülle von Widersprüchen aufwies, so konnte ich mich darüber ärgern und — lachen. Aber das Lachen bleibt einem im Halse stecken, wenn man diese Dinge liest mit dem Bewußtsein: So hast du's in Zukunft selber zu machen.

Daß dieser Lehrplan von uns Unmögliches verlangt, ist schon oft gesagt worden. Aber es will mir scheinen, als ob sich Nichtfachleute darüber noch nicht ganz im Klaren sind, worin diese Unmöglichkeit besteht. Würde es sich um eine Aufgabe handeln, die zu groß, zu hoch und darum zu schwer für uns wäre, so hätten wir darin einen Ansporn, der uns vorwärtstriebe. Aber diese Aufgabe ist darum für uns undurchführbar, weil sie uns täglich, stündlich in Konflikt mit unserem besten Wissen und Gewissen bringt. Was verlangt dieser Lehrplan von uns? Unser fachliches Wissen und Können, das wir uns in jahrelanger Arbeit errungen haben, mit Füßen zu treten — das tun, was wir als pädagogisch veraltet und falsch erkannt haben — die uns anvertrauten Kinder in ihrer geistigen Entwickelung bewußt schädigen.

Es wäre vielleicht möglich, den gesamten Unterrichtsstoff der sieben Volksschulklassen in sieben Jahren den Kindern „beizubringen", wenn die Anordnung nicht in den meisten Fächern derartig wäre, daß dieser Stoff eigentlich bloß in den vier untersten Klassen eingetrichtert wird, während in den oberen die Kenntnisse bloß an praktischen Beispielen aus dem Leben geübt — oder wo diese Form nicht paßt, „wiederholt und vertieft" (lies: für die Abgangsprüfung gedrillt) werden. Das heißt aber mit anderen Worten: In den 4 Unterklassen sind die Kinder derart überlastet, und es werden derartige gedächtnismäßige und verstandesmäßige Anstrengungen (Gemeine Brüche und Zinsrechnung im 4. Schuljahr) von ihnen gefordert, daß sie nicht nur direkten Schaden davontragen können, sondern daß auch indirekt die Entwickelung wichtiger Geisteskräfte wie Beobachten, Urteilen, schöpferisches Arbeiten u. a., gehemmt wird, weil einfach keine Zeit zu ihrer Betätigung bleibt. In den oberen Klassen dagegen kann ein „geschickter" Lehrer die Zeit glänzend totschlagen.

An dieser Tatsache, die sich notwendig aus der Stoffaufteilung ergibt, wird natürlich nichts geändert, wenn als Einleitung für die einzelnen Unterrichtsfächer eine Reihe schöner Phrasen steht, die andeuten, welche seelischen Einflüsse der Lehrer durch Verabreichung dieses Stoffes zu erzielen hat. Ich kann nicht umhin, hier folgendes wörtlich zu zitieren: „Der Erdkundeunterricht in der Volksschule muß außer der Entwickelung der seelischen Kräfte der Schüler sich zum Ziel setzen, daß sie in erster Reihe möglichst klare und vollständige Kenntnisse über die Gegend,

in der sie wohnen und über ihr Land erhalten, in zweiter Reihe über die benachbarten Länder und die ganze Welt..... Um die dem erdkundlichen Unterricht gestellten Ziele zu erreichen, darf er nicht bestehen in einer Belastung des Geistes der Schüler durch ungezählte unfruchtbare Definitionen und eine endlose Namenreihe.... noch in ihrer Peinigung durch Anfertigenlassen zahlloser Skizzen und Karten in verschiedenen Farben. All dieses... bleibt toter Buchstabe, langweilt durch Mangel an Leben und Anschauung. Die Kinder sehnen sich nach lebhaften Lichtern, konkreten Bildern, auf die sich das Spiel ihrer Einbildungskraft projizieren kann." (Liest du aber zwei Seiten weiter, so findest du z. B. für das dritte Schuljahr etwa 250 Namen vorgeschrieben.) Wer diese schönen Dinge liest, könnte beinahe den Eindruck gewinnen, als handle es sich hier um eine moderne pädagogische Arbeit. Diese Phrasen, die offenbar Brocken aus Fachwerken oder Zeitschriften verschiedenen Wertes und verschiedener Länder sind, bilden einen komischen Gegensatz zu den eingestreuten methodischen Winken von oft geradezu drolliger Naivität, wie es z. B. über die Behandlung rumänischer Gedichte heißt: „Der Lehrer und die Schüler sollen die Gedichte schön lesen, indem sie die Stimme nach der Art der Gefühle modulieren, die die Verse im Herzen erregen."

Die einleitenden Phrasen, die unkindlichen Stoffe, die methodischen Winke, welche elementarste Selbstverständlichkeiten vermitteln wollen — das alles gibt ein unharmonisches, widerspruchsvolles Bild, aus dem hervorgeht, daß dieser Lehrplan nicht aus praktischer Lehrerarbeit erwachsen, sondern ein papierenes Wesen ist, geboren aus Verhandlungen am grünen Tisch.

Von allen Unterrichtsfächern kommt das Zeichnen am schlechtesten weg. Dieser Gegenstand, der geradezu das Hätschelkind der modernen Volksschule, ist, der soviel Anregung zum Beobachten, Denken und Schaffen, soviel Freude bringen kann! Ich vermisse hier die einleitenden Phrasen (und hier hätte die pädagogische Fachliteratur doch reiche Auswahl geboten), ich vermisse die netten methodischen Winke. Hier ist nichts als dürre Stoffaufzählung, die im 4. Schuljahr überhaupt ganz austrocknet. Von da weiter gibts in ländlichen Schulen kein Zeichnen und in städtischen bloß geometrisches. Und was für Stoffe das sind! Ich wäre neugierig, ob ein Kerschensteiner mit ihnen etwas anfangen könnte, was die Kinder nicht tötlich langweilt!

Doch ich will mich nicht in Einzelheiten verlieren. Ich glaube, ich habe meiner Stimmung und damit der Stimmung manches Berufsgenossen genügend Ausdruck gegeben.

So muß es einem Arzte zumute sein, von dem verlangt wird, daß er seinen Patienten veralterte und als schädlich erkannte Arzneien verabreiche.

Helene Schiel

August Schuster, der praeceptor artium.

„Wenn wir aber in das Meer des Kosmopolitismus hinaussteuern und uns rekeln und gebärden wie Allerweltspoeten, wenn wir die Affen der sogenannten Mode oder Moderne abgeben, dann kommt irgendein Wechselbalg heraus, der gerade so gut oder so schlecht in Berlin oder Wien oder London das Licht der Welt erblickt haben könnte, der aber nichts Originales bedeutet, das uns und andern etwas zu sagen hat... Unser Künstlertum aber, das sich rasselnd und polternd auf den Olymp begibt, mit stolzer Gebärde und großen Verheißungen, kann die göttliche Höhe nicht erreichen, wenn sich die Musenjünger mit Amor und Eros

balgen und der großen Gedanken und Kräfte vergessen, die auch ein kleines Volk stark gemacht haben in langen Jahrhunderten.

Es ist ein erbärmlicher Anblick, der sich uns hier darbietet, wo das Talent sich liebäugelnd rekelt und mit starken Ausdrücken und Wendungen nichts anderes zuwege bringt als Geschichten von Liebeleien, von Ent- und Verführungen, aus dem molligen, muffigen Schlamm, in dem sich ein quackfröhliches Froschgeschlecht von jeher wohlbefunden hat."

(August Maurer in den Kirchlichen Blättern)

Es ist bezeichnend für die Diktatur falscher Gedanken unter uns, daß das Unverständnis, sofern es nur an anerkannter Stelle geäußert wird, durch das Recht, das es sich selbst zubilligt, im Allgemeinen auch das Recht von der Öffentlichkeit empfängt. So kommt es, daß es manche ältere Herren nicht für nötig halten, der Sache, die sie behandeln, eine Untersuchung zu widmen, sondern einen schiefen Eindruck sofort als Sachlichkeit ausgeben. Diese Männer, gewissermaßen die bestätigten Seher des Volkes, verdammen und erhöhen nicht bloß nach der Krähwinkelei ihres Horizonts, sondern ziehen aus solcher Standpunktlosigkeit auch so etwas wie eine Pflicht, Dinge zu beurteilen, die sie gar nicht kennen.

Ein August Schuster stellt in einem Aufsatz in den „Kichlichen Blättern" (No. 32, 34 „Ist die Natur sparsam oder verschwenderisch") die alte Wahrheit fest, daß begabte Menschen die Gunst der Verhältnisse zum Erfolg brauchen. Er erläutert dies an einer Anzahl von Beispielen und wirft sich aus seinen Erzählungen mit Elan auf die sächsische Kunst, deren „Erbärmlichkeit" er festnagelt, nicht aber so, wie man es aus dem Vorhergehenden erwartet, als alleiniges Produkt der üblen Verhältnisse, sondern als Ausfluß einer kosmopolitischen Einstellung der Künstler.[1]) Worin sich diese äußert sagt er nicht, stellt aber gewissermaßen zur Rettung wieder eine alte Wahrheit hin: die Kunst müsse bodenständig sein.

Untersuchen wir, bis zu welchem Maße böswillig sein Urteil ist. Nur einige Beispiele: Adolf Meschendörfer hat zwei Bücher veröffentlicht, beide mit siebenbürgischem Stoff. Johann Plattners Erzählungen spielen alle in Siebenbürgen, ebenso die Arbeiten von Schuster Dutz, Anna Schullerus, Hans Lienert. Die übrigen: Egon Hajek, Bernhard Capesius, Hermann Klöß haben fast alle ihre Werke mit einem siebenbürgischen Stoff gefüllt. Unter meinen 5 Büchern sind 3 ausgesprochen siebenbürgisch, das andere, ein Gedichtband, mag ein schärferes Ohr, als das Schusters, nach seiner siebenbürgischen Bedingtheit abhorchen. — Wir sehen also, daß mindestens der Stoff der sächsischen Gegenwartsliteratur heimisch ist, und der Vorwurf, die eigene Heimat zu übersehen, auf Schuster selbst zutrifft, der einen Zustand unterstellt, um seinen Unmut darüber auszulassen. Dieser Unmut stammt aus nichts anderem, als aus Unfähigkeit, künstlerische Arbeit zu erfassen und zu genießen. Denn wenn er es für „erbärmlich" ansieht, daß Künstler sich „mit Amor und Eros herumbalgen", wird ihm bloß die Frage entgegen zu halten sein, ob dort, wo das Leben am stärksten pulst, nicht auch einer der ewigen Anker zur Erfassung des Lebens ausgeworfen ist. Aber man muß den Mut haben, sich im Leben durch Erleben fangen zu lassen. Um Kinder in die Welt zu setzen, braucht man keine Pastoren, sondern Frauen.

Stimmt es, daß unsere Kunst nur Geschichten von Liebeleien zustande bringt? (Was ja auch noch nicht so schlecht wäre. Es kommt auf das Wie an.) Reine Liebesgeschichten sind in unserer Gegenwartsliteratur drei, oder vier, kaum mehr. Von Meschendörfer und mir zwei, die viel Staub aufgewirbelt haben. Schuster gegenüber

[1]) Er spricht sogar von Kosmopolitischer Dichtkunst. Was ist das?

halte ich es nicht für unbescheiden auszusagen, daß sowohl Milieu als Darstellung in beiden Werken nach siebenbürgisch-sächsischer Erde riechen.

Und nun sehen wir, ob die größte Aufgabe, die einem sächsischen Künstler übergeben ist, neue Ideen, die nicht wie Schuster spießbürgerlich glaubt, nur Mode sein müssen, sondern aus dem Walten eines lebensbestimmenden und uns beherrschenden Geistes ausfließen, gleicherweise auf ganz Europa — ob nun diese Ideen von den Künstlern bei uns heimisch verwurzelt werden. Wenn Schuster nicht nach allem, was er sagt, böser Wille und Unkenntnis unserer Kunst vorgeworfen werden muß, genügte es hier auf unsere Maler zu weisen, die zum Teil Großes erreicht haben, genügte es, ihn nur auf einige wenige Gedichte aufmerksam zu machen, die dem Fühlenden Antwort und uns nicht bloß Hoffnung, sondern auch Stolz auf solche Leistungen zu geben vermögen. Und ist außerdem in unserem Schrifttum (und wieder ist es nicht unbescheiden, ihm gegenüber auf diese Zeitschrift zu weisen) nicht zum mindesten ein ehrlicher Wille zu spüren, dieser Aufgabe auch gedanklich zu entsprechen?

Ich bin überzeugt, Schuster lacht vor einem Bilde Hans Eders, schmunzelt über Zeichnungen Kimms, ärgert sich über die Dramen seines Amtsbruders Klöß, hält Capesius für „einen Affen der Mode oder Moderne", die Erfolge Honigbergers und Walter Teutschs in Deutschland für Lügenberichte, mich natürlich für eine Art degenerierten Boccaccio's, der doch immerhin soviel gesunde und deshalb besonders verderbliche Unverschämtheit aufbringt, dieselben Witze zu reißen wie Schusters Bauern. Und alle zusammen hält er für so dumm, daß ausgerechnet er ihnen Aufklärung über die selbstverständlichsten Grundlagen ihres Berufs geben muß. Man muß wahrlich das ganze Pathos und die Selbstüberhebung mancher Pfarrer haben, um diese Künstler nur als Nachäffer der „Kosmopolitischen" Kunst anzusehen, die sich „rekelnd" „mit stolzer Geberde" ihrer eigenen Leere niemals bewußt werden. Man stelle sich das vor: unsere Künstler einfach Dummköpfe und was man immerhin an künstlerischer Arbeit und Problemstellung bei ihnen bisher zu erkennen vermochte, Clownstücke, zu deren Entlarvung uns nun der August gekommen ist.

Daß es aber in Wahrheit um unsere Kunst nicht zu glänzend bestellt ist, macht nur dies Eine: die vielen Schusters, die weder unsere Bücher lesen, noch unsere Aufsätze, von unseren Gedichten zu schweigen, noch unsere Bilder ansehen oder sie gar kaufen, aber dafür unbeladen von der Verantwortung einer solchen entsprechen wollen, indem sie, was nicht so räuspert und spuckt wie sie, verdammen, ohrscharf für hundert Hebammengeschwätze, die von Heltau bis Bistritz aus demselben Froschteich quacken.

Heinrich Zillich

Die Sonntagsbeilage des Sieb.-D. Tageblattes [redacted]



Generation etwas angehen. Aber eben diese Stellungnahme vermissen wir.

Erwin Reisner

Neue Bücher und Schriften

Deutsche Volkheit. Eine neue Bücherreihe. Eugen Diderichs Verlag in Jena.

Eugen Diderichs in Jena ist einer von den wenigen deutschen Verlegern, welche, unbeeinträchtigt von Modeströmungen, mit Strenge dem einmal eingeschlagenen Weg treu geblieben sind: Volksgut aufzuspüren; das Unvergängliche, die Urgüter der Sprache und des Kultes in der Buchform neu zu beleben. Daß dieses Wirken von Erfolg gekrönt war, dafür zeugen die weltverbreiteten Exemplare der „Märchen der Weltliteratur", des „Deutschen Sagenschatzes", der Sammlungen „Thule" und „Atlantis".

Zweck dieser Zeilen ist es, auf die im Diederichs Verlag erscheinenden Reihenbücher „Deutsche Volkheit" hinzudeuten. Hier ist ein Werk geschaffen — vorerst allerdings noch in seinen Anfängen — das einmal von großer volksbildnerischer Bedeutung sein wird. Die Vergangenheit des Volkes spiegelt sich in diesen Bänden wieder, in Märchen und Legende, in Sage und Lehre, in Reim und Bild. Ein ausgewählter Kreis namhafter Herausgeber steht dem Verlag zur Verwirklichung dieses monumentalen Planes zur Seite. Der Mythos und die Geschichte — das sind die Säulen dieses Baues.

Alle Bände der Reihe „Deutsche Volkheit" überraschen durch die Fülle des Gebotenen; das Bildmaterial ist mit Sorgfalt gewählt, der Druck wird auch dem Verwöhntesten zusagen. Gleich, ob es die „Marienlegenden" oder die „Plattdeutschen Märchen" sind, die „Rübezahlsagen" oder die beiden Bände über Friedrich den Großen, gleich, ob man das Barbarossabuch zur Hand nimmt oder sich über „die

Pflanzen im deutschen Volksleben belehren läßt — überall spürt man, daß der Sammeltitel „Deutsche Volkheit" kein leerer Begriff geblieben ist, sondern die Erfüllung eines edlen Postulates.

Die Reihe bietet bei niedrigem Preise Unvergleichliches an Gehalt und Ausstattung. Das Bildmaterial steht in harmonischem Zusammenhange mit den Texten. Nun wird es an den Lesern liegen, zu beweisen, daß wir diese Reihe brauchten und daß wir ihr Bestehen und ihr Wachsen von ganzen Herzen wünschen.

Manfred Sturmann

„Deutsches Musikjahrbuch". Herausgegeben von Rolf Kunz, II. und III. Band, Verlag von Th. Reismann-Grone, G. m. b. H. in Essen. Das Buch verteidigt seine eigene Berechtigung durch eine polemische Einleitung und eine Reihe bejahender Zuschriften von Führern des heutigen deutschen Musiklebens. Die folgenden Aufsätze, teils polemischer, teils kontemplativer Natur, sind nicht gleichwertig, unterstehen aber alle der gleichen Tendenz, indem sie den nationalen Gedanken in der deutschen Musik betonen. Am wertvollsten für uns ist die im letzten (kritischen) Teil gegebene Übersicht des deutschen Musiklebens, die auch aus den kleineren Städten hocherfreuliche und interessante eingehende Berichte bringt. Eine Frage sei gestattet: warum ist das deutsche Musikleben in Siebenbürgen unberücksichtigt geblieben? Andere Städte jenseits der Grenzen sind genannt (Danzig, Graz, Prag usw.). Ich glaube, unserer Praxis zumindest in Kronstadt und Hermannstadt braucht den Vergleich nicht zu scheuen und es wäre wertvoll, daß auch davon mehr als bisher bekannt würde. Berichterstatter gibt es genug.

V. Bickerich

Mitteilungen der Schriftleitung

In diesem Hefte bringen wir einen Aufsatz von Alexander Kereßtury über die geistige Lage des Sieb. Rumänentums. Um Irrtümer zu vermeiden, bemerken wir, daß Herr Kereßtury Rumäne ist.

In den Gedichten tritt ein neuer sächsischer Dichter an die Öffentlichkeit, der in diesen Tagen auch eigene Gemälde in Kronstadt ausstellt, über die wir noch berichten.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Am 9. Oktober beginnen in Kronstadt die Vorstellungen der Wiener Operngesellschaft (siehe voriges Heft). Die Hermannstädter Spielzeit wurde auf den 1.—12. November festgesetzt.

7. Oktober: Lichtbildervortrag des Budapester Architekten Paul Ligeti über Kunstgeschichte und Weltgeschichte (in deutscher Sprache) in Kronstadt. Eintritt frei.

Vorträge des Grazer Kunsthistorikers Dr. Robert Krottmayer in mehreren siebenbürgischen Städten.

Ende Oktober: Ein Liederabend des Kammersängers Franz Steiner in Kronstadt. Am Klavier: Franz Mittler.

In Vorbereitung für November:

Rosé-Quartett, Cellovirtuosin Judith Bokor, Vortrag Dutz Schuster.

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3. JAHR NOVEMBER 1926 HEFT 11

* Joseph der Träumer

Von Hermann Klöß

I. Akt.

(Stube bei Josephs Mutter)

Joseph: Sie richten mich.
Die Mutter: Freispruch wird's sein.
Joseph: Von Strang
und Rad ja; 's Brot verlier' ich.
Die Mutter: Daß wir hungern?
Joseph: Ihr hungern! Kränkt sie's? Als ihr herkamt, zeltlos
wie Abgebrannte, Flüchtige, Hausrattrümmer
um euch gehäuft, euer Elend über'n Bahnsteig
sich breitete, ihn sperrend — Vater streckt' sich,
den Mund auf, schlaggerührt, im Gaslicht tot mehr
als lebend durch's Gerümpel; wir, noch Kinder,
zerrten sein bleischwer Restlein Leben ängstlich
vom Gleis weg, — wer half? Achselzuckend stahl
sich Jeder fort, bis zwei zerlumpte Träger
ihn mitleidig aufhoben....
Die Mutter: Zu dir trugen,
dir die zweizimmerige Wohnung vollpfropften
mit Überbleibseln jählerfallener Wirtschaft,
halbwüchsigen Brüdern, erwerbslahmen Eltern;
du solltest sie füttern....
Joseph: Ich Kind noch:
Die Mutter: Held schon.
Joseph: 's war sinnlos.
Die Mutter: Hätt' ich uns ertränkt im Fluß,
statt dir die Jugend durch Not zu vergiften!

* Wir entnehmen diese Szene dem noch ungedruckten Trauerspiel „Joseph der Träumer" von Hermann Klöß. Die Schriftleitung.



Hermann Klöss

Joseph: Nicht so! Geh bitten für mich!
Die Mutter: Ich nichtsnützliche
schäbige Greisin, zahnlos, uralt, Last nur?
Joseph: Wir putzen dich.
Die Mutter: (nimmt ihr Seidenkleid aus dem Schrank)
Wie neu, kann mich drin zeigen.
Joseph: Es blitzt noch, rauscht vornehm.
Die Mutter: Bei jedem Schritt erst,
als wär' die Schleppe silbern, so klingt's, Walzer
versteckt drin, aus Ballzeiten.
(Sie raschelt mit der Seide)
Joseph: Hab's im Ohr
von Kindheit; später hört' ich Seidekniſtern
nicht mehr, nicht festlichen Aufbruch zum Ballsaal;
doch Wutschrein, schrilles Tellerklirren, wenn Vater
sein Eßzeug hinwarf, daß Geschirrsplitter
wie Späne über'n Tisch gesät lagen, —
ins Wirtshaus rannte.
Die Mutter: Blindlings! Gab ich Anlaß?
Joseph: Lächerlich kleinen; war die Bratenpause
zu lang, schwoll ihm die Schläfe blaurot, trübt'
sein Blick sich, bös' Gelichter schien im Blut
ihm aufzuklimmen, wo's sich nachts, beim Schwärmen,
ihm eingeniſtet; Nachtgeister, sie schlagen
das Taglicht tot im Hirn, dulden Regel,
Ordnung nicht, Tagbaun, Hausſinn. So lief Vater
mittags zum Stammtisch.
Die Mutter: Bis zum Frühgrauen:
Joseph: Mutter,
ich faßt' als Zehnjähriger den Jammer, zuckte
in mich, fühlt' Ehbruch, gräßlichste Sünde
mir dunkel nah!
Die Mutter: Was sag' ich ihnen? Lehr mich.
Joseph: Stolz zeig dich!
Die Mutter: Prob's mit mir!
Joseph: Zollhoch gereckt
die Nase über sie!
Die Mutter: Ich Schleen, ich arme!
Joseph: Sie schlagen dirs ab!

Die Mutter: Knien will ich vor ihnen. . . .
Joseph: Erniedrigen dich!
Die Mutter: Nicht mich rühren, zu Stein
erstarrt meine gerungenen Hände, flehn!
Joseph: Taub sind sie, stumpfsinnig gegen mein Schicksal.
Die Mutter: Ich schildere's ihnen.
Joseph: Tu's!
Die Mutter: Wir sind schuld!
Joseph: Ihr?
Die Mutter: Weil wir wie Kletten in Rockfutter, Ärmel,
Kopfhaar, Halskragen dir uns klebten, Ballast
genug für dich.
Joseph: Zum Sinken!
Die Mutter: Ich erzähl's dort.
Joseph: Daß sie die Achseln hochziehn!
Die Mutter: Fang vom Ei an,
wie du uns Hascherl aufnahmst, Elendszug
sich dir ins Tor drängte, verlungert, ratlos.
Vater, die Worte lallend, trieb, du möchtest
die zwei Jüngsten ins Handwerk stecken, nicht
dich mit Geschwistern schleppen, neunzehnjährig,
als trüg' die Schnecke der Schildkröte Haus
statt ihres eignen. Doch du. . . .
Joseph: Ich gehorchte
ihm nicht mehr, sah zerfallen Antlitz, Geist ihm,
hielt's blos für Blödelei.
Die Mutter: Sperrtest dich ab
vor Freund und Welt, warst Mönch, dein Feuer im Blut
tief drin, Hüter der Klause.
Oft schickt' ich dich ausreißen, tollen, Jugend
austoben; du gingst nicht, bliebst bei uns, Sorgen
wie Sommerwolken um dich, ihr Gewicht
bald spürend, bald mit Knabenlust zerblasend.
Verdienst opfertest du, Gold bester Jahre.
Jünglingsrausch uns!
Joseph: Sie glauben's nur halb, Mutter!
Die Mutter: Ich überred' sie!
Joseph: Wär neugierig, wie!
Die Mutter: Rat mir!

Joseph: Weil ich jetzt lüderlich, nicht Mönch
mehr bin, trink', kartle, Schürzen jag', meint Jeder
ich sei von Natur lasterhaft. Du nicht?
Die Mutter: Sie lügen Alle!
Joseph: Lasterhaft vom Vater.
Nicht Finger, Nase, Ohren nur, erbt sich,
lehrt Onkel, fort; auch Blut, und Schlamm drin, Sünde:
wie sich ein Strom von Fabriksausflüssen
schwer reinigt.
Die Mutter: Du bist's nicht!
Joseph: Steck bis ans Ohr
im Leichtsinn, schwänz' Amtsstunden, durchsumpf Nächte;
sie kreiden's an.
Die Mutter: Wie Kellner!
Joseph: Im Schuldbuch?
Die Mutter: Wer führt über dich Schuldbuch?
Joseph: Jeder! Unten
fängt's an, bei Diener, Kanzlist; oben endet's.
Die Mutter: Wie ungerecht!
Joseph: Schlag acht sitzt man am Pult;
er mustert; mein Platz leer. Halbstundenweis
meldet man ihm: „Leer noch! Er schwänzt, schlägt tot
den Tag!" Seine Chefsgalle kocht ihm, er schwört,
mich wegzujagen.
Die Mutter: Darf er's?
Joseph: Tuscheln sie nicht
in Amtspausen drüber, von Wurstbrot voll
ihr Maul, die Kinnbacken doppelt mit Essen
geschäftig und Schwatzen, daß kaum durchzischt
durch halbzerbreite Bissen ihr Haßwort
gegen mich: „Joseph fliegt", dazwischen kau'n sie,
„der Träumer!" 's soll Spott sein!
Die Mutter: So heißt du „Träumer"?
Joseph: Tagschläfer — als hätten die Brüder Joseph
nicht so genannt, weil er hochmütig, geistiger
als sie war, nicht schafsalbern, traumdeutete;
sein Aug, statt dumpfen Herdenglotzens, spiegelt'
Gestirnlicht, Hellsehen. Man litt ihn ungern, gleich mir.
Die Mutter: Neid frißt sie!

Joseph: Scheelsucht, daß ich nicht Ketten trag', mich frei beweg', geierwild, unscheu!
Die Mutter: Gehst du noch aus?
Joseph: Wie spät ist's? Hut, Rock — marschbereit!
Die Mutter: Mußt du?
Joseph: Zulange blas' ich heute Trübsalsflöte!
Die Mutter: Kannst du nicht einhalten?
Joseph: Mit Nachtschwärmen?
Die Mutter: Oft denk' ich, du verwirrst dich samt uns.
Joseph: Euch?
Die Mutter: Schlaflos lieg' ich, wart' auf dich, bis mein Fenster vom Taggraun anläuft, das eindringt durch Tür und Wand auch, als trät' Gast nach Gast in's Stübchen; du nicht!
Joseph: Schlaf lieber!
Die Mutter: Du vertust mir's!
Joseph: Schad'!

(Er will gehen)

Die Mutter: (Faßt ihn)
Darfst nicht fort!
Joseph: Gerade!
Die Mutter: Opfer' mir den Abend!
Joseph: Kann's nicht! Schuldturm ist hier, wenn sie anklopfen, Jud', Christ, als wär die Tür frei für sie. Wie sollt' ich sie abwehren? Wächst nicht, bläht sich riesig nicht unsere Schuld, zwanzig, vierzig Buchblätter mit Ziffernreihn berghoch für Kleider, Schuhwerk, Eßwaren bald seit Jahrsfrist?
Die Mutter: Ich Verschwenderin!
Joseph: Du allein darbst, gehst abgefetzt, unsatt; wir fressen; Bastian spreizt sich, spielt den Herrnsohn wie einst, vernörgelt jede Suppe, peitscht uns mit dummen Reden von Hausehre, Pflicht nach Außen zu glänzen, als wär' versklavt, alles durch seinen Blödsinn, kein Begreifen mehr unseres Bettlertums. Blos du zerlumpst dich, verhärmst dich, Mutter....
Die Mutter: Prügeln solltet ihr mich, weil ich nicht spar'.

Joseph: Du sparst, gibst dich selbst hin,
Stück für Stück zehrt unser gefräßiger Haushalt
dich auf; bald bis zu End!
Die Mutter: Dann hast du's leichter!
Joseph: Du kostest mich nichts, aschenbrödelst
hier nur, aschgrau Kleid, Schuhwerk vor Uralter,
klaubst beste Bissen aus gestirpten Schüsseln
für uns, schiebst dir Abfälle ein, Brotkrusten;
spottbillige, liebreichste Arbeiterin du!
Herzmutter!
(Er küßt sie)
Die Mutter: Wie ich für dich bitten will!
Joseph: Wir sind's nicht wert!
Die Mutter: Weil ihr vaterlos seid,
niemand eure Tugenden austrägt, trommelt
für euch? Wer mißt sich mit dir, nimmt Berge
auf sich, Brüderschicksal?
Joseph: 's war zu gewagt!
Die Mutter: Wo wären wir? Im Siechenhaus ich; Bastian
im Kerker, spinnwebgrau, knietief mit Staub,
wo Diebe mißbildet, bösäugig sich
auf Pritschen wälzen; die Jüngsten erstrecht
im Gossenelend.....
Joseph: Ich hätt' sie gerettet,
eh's zu spät wurde?
Die Mutter: Wie verlottert war's schon;
Vater saß stumpf, kassierte Geld von Trödlern,
die Hausrat wegschafften, gehäufte Karren
mit schiefgezognen Schultern durch's Tor stießen,
die Stuben leerten bei Taglicht gleich Räubern,
gehässigen Zwergen....
Joseph: Meister im Verschleudern!
Die Mutter: Um ihn die zwei Jüngsten, ihn zupfend, stichelnd
nach Geld, daß er mit plumper Hand verdeckte,
während sein Stock kraftlos ins Leere fuchtelt',
statt sie zu bläuen; bis sie ein Päckchen Silber
ihm wegfischten, damit wild flohn, gefolgt
von Flüchen, die er ihnen nachgröhlte.

Auch Silber warf er ihnen nach, fehlzielend, schwunglos
wie Kinder Steine, daß sie's auffingen,
toll weiterjagten, irgendwo verklopften —
wie Gaunerbrut.....

Joseph: Sie waren dran, Verbrecher
zu werden! drum riß ich sie an mich, schenkte
mich aus, läuterte sie.

Die Mutter: Dann kam das Ausziehn
aus dem Ödloch gewordenen Heim, auf Drängen
des Hauskäufers; 's drückt mich noch jetzt zugrunde!

Joseph: Willst du's ein zweitesmal mitmachen?

Die Mutter: Nie mehr!

Joseph: Ich fühl's, ich scheitre!

Die Mutter: Du? Mit Fackeln, Ständchen
huldigen sie dir!

Joseph: Ich, übernächtig grad,
vom Zechen kommend, dank' mit einer Bierrede.

Die Mutter: Auch so!

Joseph: Red' mir den Rausch weg!

Die Mutter: Ins Gesicht ihnen!

Joseph: Bis das Taglicht die Fackeln auslöscht. Eine
bloß brennt weiter.

Die Mutter: Wer trägt sie?

Joseph: Du!

Die Mutter: Ich Nothäuschen!

Joseph: Das Dümmste: ich seh's Feuer der Tagschmiede,
Frührot, für Fackelbrand an, ruf Duselszeug
ihm zu, Dankworte....

Die Mutter: Was schadet's, wenn sonst niemand
sich neigt vor Dir!

Joseph: Zwing sie!

Die Mutter: Ich schütt' mein Leid aus
vor ihnen wie Kornsäcke.

Joseph: Klagst über mich.

Die Mutter: Preis' dich.

Joseph: Geflunker wird's nur.

Die Mutter: Wart', ich zeig' dir's!

(Sie eilt mit ihrem Seidenkleid ins Nebenzimmer)

Joseph: (ihr nachsehend):
Mutter, Liebe schwellt dein Blut,
hoher Stromgang,
wirft Altersbürde ab, Notbürde ab
von dir; strahlst jung, tauprächtig
im Kranz deiner Söhne....
Wer neidet dir nicht deiner überschwänglichen
Liebesfahrt brausende Segel?
Die Söhne im Boot, raffst sie dir nah hin —
Welt weit für dich, tot für dich;
Selige!

(Die Mutter, in Seide gekleidet, tritt wieder ein.)

Das Brukenthalmuseum, was es ist und was es sein könnte

Von Hans Schwarz

Es kommt selten genug vor, — aber ist doch einmal außerhalb Hermannstadts die Rede vom Brukenthalmuseum, so geschieht dies immer in einer Art, die diese Schöpfung des genialen Gouverneurs als ein Charakteristikum von Hermannstadt darstellt. In gewissem Sinne ist dies auch richtig, dieweil es beweist, daß in dieser geistig unleugbar sehr beweglichen Stadt eine große Idee von einem Nichthermannstädter in die Tat umgesetzt, dann aber von den Hermannstädter Nachfahren verwaltet und zu dem gemacht wurde, was sie heute ist: zu einer ganz gewöhnlichen Sehenswürdigkeit, die der durchreisende Fremde von Distinktion besucht haben muß. Darüber hinaus ist es aber selbst den wenigen Kennern des Institutes nicht unbedingt klar, daß das Brukenthalische Museum keine Hermannstädter Spezialangelegenheit ist; daß alle Fragen, die mit der Verwaltung, mit der Ausgestaltung der Sammlungen zusammenhängen, nicht vom lokalen Standpunkt des Hermannstädter presbyterialen Museumskuratoriums entschieden werden dürfen — kurz daß es sich hier um eine kulturelle Anstalt handelt, die die Interessen des gesamten Deutschtums Rumäniens berührt, daß es hier einen geistigen Besitz zu verwalten und zu erweitern gilt, der in einem höheren Sinne Gemeingut des ganzen deutschen Volkes ist.

Die Sammlungen, von der Bildergalerie an über das Münzkabinett und die Bibliothek zur Urkundensammlung waren Schöpfung der Neigungen und des Geschmackes ihres großen Begründers. Darüber hinaus waren sie ein lebendiger Ausdruck der geistigen Sprache von der theresianischen bis zur francisceischen Zeit. In diesem Sinne waren sie damals erfüllt von den Strömungen des geistigen Lebens und dienten der lebendigen Wissenschaft und dem Geschmack ihrer Zeit. Heute haben sich die Dinge in ihr Gegenteil verkehrt. Die Bildergalerie ist Museum, d. h. es hängen eine Menge Bilder an den Wänden, die des verständigen oder unverständigen Beschauers harren, die wundervolle Sammlung sächsischer Goldschmiedearbeiten wird sehr bezeichnend Schatzkammer genannt, die Bibliothek ist für mehr als einen Zweig der Wissenschaften eine mehr zufällige als systematische Anhäufung von Büchern, das Palais selbst verträge manche Reparatur und außer dem Hermannstädter Kuratorium kümmert sich niemand darum, ob das Brukenthalische Museum im Geiste seines großen Begründers und im Sinne seines großherzigen Stifters nicht nur weiter geleitet, sondern auch neuen Aufgaben zugeführt wird oder ob es stagniert und eben nur Museum ist und bleibt.

Das Wort des Rembrandtdeutschen besteht leider hier zu Recht: Die Museen, welche auf den Namen der Musen gegründet sind, erweisen sich ihrem Dienste vielfach hinderlich. Denn die Musen sind, wohl zu merken, die Vertreterinnen der schöpferischen, nicht der registrierenden Geistesrichtung; lucus a non lucendo.

Nun aber sind wir Sachsen durch die jahrzehntelange einseitige Überschätzung der Historik, durch den Fluch, eine cum grano salis groß zu nennende Vergangenheit zu besitzen, einer Erziehungsweise verfallen, die über der registrierenden Betrachtung der geschichtlichen Vorgänge das lebendige Leben vergißt. Wir starren fasziniert auf die berühmten und so oft zitierten 800 Jahre glorreicher Vergangenheit, haben es aber eben deswegen verlernt, die heute noch vorhandenen Auswertungsmöglichkeiten des historisch Gegebenen zu erfassen und uns darnach zu richten. Es ist uns durch unsere Erziehung unmöglich gemacht, ohne schwere innere Hemmungen Altüberkommenes für unsere heutigen Bedürfnisse aus- und umzugestalten. Wie schwer sich dies im praktischen Wirtschaftsleben gerächt hat, wäre reizvoll an den vielen Beispielen nachzuweisen, die es hiefür gibt. Zu welchen Ergebnissen es aber im Zusammenhang mit der Uninteressiertheit unserer Intellektuellen auf kulturellem Gebiet führte, zeigt das Brukenthalische Museum zu Hermannstadt.

Dies Erbe, das uns eine stolze Vergangenheit hinterließ, wurde — was von vorherein festgestellt sein möge — mit rühmenswerter Treue, mit Hingabe und redlichem Fleiß verwaltet, geordnet, katalogisiert und ist so heute eine schöne historische Erinnerung an vergangene glanzvolle Tage, an einen Mann, dessen Interessen auf geistigem Gebiet außerordentlich vielseitig, dessen Geschmack in künstlerischen Dingen weit über den Durchschnitt auch der Großen seiner Zeit hinausragte. Es erinnert an die treue Fortführung der Sammlungen durch den großmütigen Stifter der Schenkung an das Hermannstädter Gymnasium, es sind alle Erinnerungen daran vorhanden es ist mit Sorgsamkeit darüber gewacht worden, daß nichts verschwindet, daß die historische Einteilung des Gesamtwerkes in den großen Zügen erhalten blieb. Es ist mit einem Wort liebe- und pietätvoll verfahren worden, so daß wir uns heute stolz rühmen können, ein reichhaltiges schönes Kulturinstitut der Vergangenheit als interessante Mumie in unsere Tage herübergerettet zu haben.

Es hat auch früher nicht an Stimmen gefehlt, die damit nicht einverstanden waren. Aber es wurde die eine oder die andere Abteilung vor die kritische Lupe genommen, es wurde hier gebessert und da geflickt, versteht sich mit sehr wenig Geld und ohne den ganzen Apparat, das ganze aus der Vergangenheit überkommene Erbteil unter eine einheitliche Idee zu seiner Fortführung und Lebendigerhaltung zu stellen. Es ist bis heute bei der rein registrierend-historischen Auffassung der Aufgabe geblieben. Der Kronstädter van Eycksche Bildersturm aus der Karpathenzeit soll hier nicht wieder aufgewärmt werden. Sein Kerngedanke, sein Ziel war wohl richtig, die Mittel zu seiner Erreichung aber falsch. Es ist schade, daß von vorneherein jede ernste Aussprache abgelehnt wurde und es daher zu keiner Verständigung kommen konnte. Es ist schade, daß da eine Gelegenheit zu einer Klärung der Museumsfrage versäumt und die notwendige Umwandlung der Sammlungen verschoben wurde, so daß sie nun zu einem viel ungünstigeren Zeitpunkt vorgenommen werden muß. Die Gemäldesammlung ist heute wohl dank der verdienstvollen Arbeit Wührs vom gröbsten Wertlosigkeitswust gesäubert und neugeordnet worden. Trotzdem wäre hier für seine Arbeitskraft noch ein reiches Feld der Betätigung offen, und es ist jammerschade, daß die Hermannstädter es nicht verstanden haben, diesen Mann zu halten.*)

*) Dessen Monatsgehalt 1000 Lei betrug, anno 1925!

Das Münzkabinett, die Schatzkammer sind seit Generationen unausgewertet, ihre Erweiterung bleibt mangels ausreichender Mittel dem Zufall, d. h. Schenkungen überlassen, die ihnen mehr Spreu als Weizen zuführen und eine planmäßige Vergrößerung des Bestandes und seine wissenschaftliche Werterhöhung unmöglich machen.

Der wichtigste Teil der Sammlungen aber ist die Bibliothek. Sie wenigstens müßte lebendigster Ausdruck der Zeit sein, in ihr müßte die große Linie, die ihr Brukenthal bei der Begründung gab, weitergeführt und den wissenschaftlichen und vor allen Dingen den praktischen Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt sein. Auch hier aber finden wir wieder wie in den übrigen Sammlungen bedenkliche Zeichen beginnender Verkalkung. Wohl ist ein und das andere grundlegende Werk moderner Wissenschaft vorhanden, aber sicher nie das, was von den spärlichen Benützern, deren wissenschaftliche Interessen nicht auf theologischem oder lokalhistorischem Gebiet liegen, am dringensten gesucht wird. Von den neuen Erkenntnissen der wirtschaftswissenschaftlichen Zweige, von technischen Werken allgemeinster Bedeutung, insoweit sie für unsere heimatlichen Verhältnisse von Interesse wären, keine Spur. Wohl aber finden wir eine nahezu vollständige Sammlung der Kriegsmemoirenliteratur, die Theologie ist reichlich vertreten und alles, was Siebenbürgen von der historischen oder rechtlichen Seite behandelt, soweit sächsische Vergangenheit davon mitberührt wurde. Die Gebiete der Germanistik und Volkskunde wurden in der letzten Zeit mehr gepflegt, aber sehr wenig, faßt gar kein volkskundliches Vergleichsmaterial angeschafft, soweit es sich um die übrigen deutschen Siedlungsgebiete Südosteuropas, um die siebenbürgisch-magyarische und rumänische Volkskunde handelt.

Warum muß dies so sein? Warum ist von uns Erben der Geist Brukenthals nur als bestaunte historische Erinnerung in seinen Sammlungen erhalten geblieben? Warum wuchern wir nicht mit dem uns anvertrauten Kapital und gestalten die Sammlungen so aus, daß sie unserem kulturellen und praktischen Dasein frische Impulse, neues Leben zuführen?

Die Antwort war bisher stets: weil unsere Geldmittel nicht ausreichen, weil wir nicht einmal imstande sind, primärste Kulturforderungen so zu erfüllen, wie wir müßten, d. h. Kirche und Schule auszugestalten.

Diese Auffassung ist falsch. Es gibt heute in Mitteleuropa mehr als ein Museum, mehr als eine große Bibliothek, die sich in keiner

viel besseren Lage befindet als das Brukenthalische und trotzdem reges Leben entfaltet. Einzig und allein deswegen, weil die Anpassung an die veränderten Verhältnisse rechtzeitig vollzogen und eine Umänderung eine gewisse Kommerzialisierung des ganzen Betriebsystems durchgeführt wurde. Diese Museen, diese Bibliotheken — sie dienen im Sinne des Rembrandtdeutschen den Musen. Unser Brukenthalmuseum in seiner Gesamtheit und ganz besonders seine Bibliothek ist nur Vertreter, und dabei nicht einmal ein gründlicher und genauer Vertreter der registrierenden Geistesrichtung geworden.

Der lebendigste Teil der Sammlungen in dem Sinne aufgefaßt, als seine Vergrößerung bzw. Ausgestaltung unser Leben am tiefsten und nachhaltigsten befruchten kann, gleichzeitig der Kernpunkt des Forschungsinstitutes, um den sich alle übrigen Abteilungen zu gruppieren hätten, ist die Bibliothek. Sie muß erweitert und für die Zwecke, die mit ihr zu verfolgen wären, geteilt werden. Es ist nicht zu verlangen, daß alle wissenschaftlichen Gebiete von ihr mit gleicher Sorgfalt und mit der gleichen Reichhaltigkeit der Bücherbestände gepflegt werden. Dazu gehören Kapitalien, die wir angesichts der notorischen Gebefreudigkeit unserer Banken und Geldleute nie haben werden. Es ist aber zu verlangen und muß zu erreichen sein, daß alle unsere lokalen Bibliotheken und Sammlungen mit der Brukenthalischen zusammenarbeiten, diese als Spitzenorganisation betrachten und ihr nicht nur die Benützung ihrer Bestände in jeder Beziehung erleichtern, sondern sich in der Erweiterung einem vom Brukenthalmuseum aufzustellenden gemeinsamen Ausbauprogramm einordnen. So würde die Spezialisierung z. B. der Bücherei des Hermannstädter naturwissenschaftlichen Museums eine ebenso wünschenswerte Ergänzung der Bibliothek des Forschungsinstitutes sein, wie die Bibliothek des Honterusgymnasiums*) in Kronstadt. Wir müssen auf allen Gebieten unsere Kräfte zusammenfassen, wir dürfen und können uns den Luxus der Kräftezersplitterung nicht leisten. Wenn wir auf wirtschaftlichem Gebiet den so überaus notwendigen Zusammenschluß unserer Geldinstitute nicht erreichen konnten, so wollen wir wenigstens ein ähnliches Fiasko auf geistigem Gebiet nicht wieder erleben!

Die Bibliothek müßte also, um der tätigen Gegenwart zu dienen, einmal der Idee des Forschungsinstitutes für Südosteuropa in ihrem Ausbauplan systematisch Rechnung tragen, dann aber ihre

*) Über deren Organisation und Betrieb viel Nachteiliges zu sagen wäre.

424

Aufgabe darin sehn, wissenschaftliche Erkenntnis der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

Daraus ergibt sich ihre Zweiteilung. In erster Linie sind die Gebiete, die durch den früher skizzierten Rahmen des Forschungsinstitutes gegeben sind, auszubaun, dann aber müssen grundlegende wissenschaftliche Werke aller Zweige der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Natürlich kann es sich nicht darum handeln, eine Vollständigkeit von Spezialwerken z. B. über Sanskritforschung zu erstreben. Denn es sei nochmals betont, wir müssen bei den beschränkten Mitteln, mit denen wir leider immer werden rechnen müssen, in erster Linie die Zweige des Forschungsinstitutes ausbaun, deren Ergebnisse praktisch auswertbaren Gewinn namentlich auf wirtschaftlichem und kulturpolitischem Gebiet für uns bedeuten werden. Dann aber wird es Aufgabe der Bibliothek sein, das breite Publikum zum Benützen der Sammlungen und namentlich der Bücherei zu erziehn und daraus Kapital zu schlagen.

Aller Dinge Anfang ist leider die Finanzierung. Der Museumsstiftung stehen nur sehr beschränkte Mittel zur Verfügung. Aus diesen geringen Einkünften muß heute das Bibliothekspersonal schlecht genug bezahlt werden, müssen Mittel zur Erhaltung des Baus und zur notdürftigen Weiterführung der Bibliothek ausgeschieden werden. Zum Ausbau in ein Forschungsinstitut reicht es natürlich nicht im Entferntesten. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß vor allen Dingen eine Stelle geschaffen wird, die die Finanzierungsfrage durchberät und in die Wege leitet. Es muß doch trotz der heutigen miserabeln Wirtschaftslage möglich sein, eine „Gesellschaft der Förderer des Brukenthalmuseums" zustande zu bringen, die den finanziellen Grundstock, sagen wir 1—2 Millionen, aufbringt. Mit diesem Grundkapital könnte das Gröbste aus dem Wege geräumt und ein gewisser Reservefond geschaffen werden. Dann aber müssen Mittel und Wege gefunden werden — und sie werden zu finden sein — daß das Museum die Personalkosten und die Mittel für die Erweiterung der Bibliothek innerhalb der wissenschaftlichen Begrenzung der Zwecke des Forschungsinstitutes für Südosteuropa aus eigenen Einkünften sich beschafft.

Hier wäre der Platz, wo das Museumskuratorium die Initiative ergreifen müßte, um diese Enquete zustande zu bringen. Hier wäre die Gelegenheit, bei der unsere Banken sich wieder auf ihre alten Statuten besinnen könnten, gemeinnützige Anstalten zu sein und dies nicht in der bisherigen überaus bescheidenen Weise in niedrigst gehaltenen Ziffern ihrer Jahresspendenausweise zum Ausdruck zu bringen.

Nur ist die Frage, ob diese Institutionen Platz und Gelegenheit überhaupt wahrnehmen wollen?

Eine Umwandlung der Sammlungen tut not. Dazu ist vor allen Dingen erforderlich, daß ihr Umbau und Ausbau unter einer leitenden Idee erfolgt, so daß das Bruckenthalische Museum zu dem wird, was es sein sollte und müßte: ein Forschungsinstitut, das nicht nur wissenschaftlichen Arbeiten dient, die ausschließlich den siebenbürgischen Fachhistoriker oder bestenfalls noch dem volkskundlich Interessierten Ergebnisse und Arbeitsgelegenheit vermittelt. Was wir hier im Südosten Europas brauchen, ist eine wissenschaftliche Arbeitsstätte, die nicht nur den Bedingungen des deutschen Eigenlebens der Gegenwart in diesem Gebiet in allen seinen Auswirkungen registrierend nachgeht, sondern neue Erkenntnisse und Schlüsse vermittelt, auf denen wir weiterbauen können: Erkenntnisse, die unser wirtschaftliches und kulturelles Leben nutzbringend beeinflussen, dabei aber sich nicht nur auf die Bearbeitung des deutschen Siedlungsgebietes in Rumänien beschränken. Das Brukenthalische Museum muß, wenn wir es in unser Gegenwartsleben fruchtbar verankern wollen, zu einem Forschungsinstitut ausgebaut werden, dessen Arbeitsgebiet ganz Südosteuropa umfaßt. Hier muß die Gelegenheit gegeben sein, unsere Kenntnis nicht nur der historischen und rechtsgeschichtlichen Grundlagen zu erweitern und zu vertiefen; wir müssen Klarheit gewinnen über die geographischen, naturkundlichen, wirtschaftlichen, volkskundlichen, volkspsychologischen und sozialen Probleme in diesem Gebiet, in dem wir leben und in dem wir mit Erfolg arbeiten und uns behaupten wollen.

Stellen wir den ganzen Umbau des Museums unter diese Leitidee, so ergeben sich als Folgerungen: Die Gemäldesammlung bleibt in dem heutigen Ausmaß bestehn. Für würdige Erhaltung des Vorhandenen, für Restaurierung der Bilder müssen die Mittel bereitgestellt werden; eine Erweiterung der Sammlungen aus den für das Forschungsinstitut zu schaffenden Fonden könnte, vorläufig wenigstens, nicht vorgenommen werden. Dagegen ließe sich vielleicht durch Publikationen des Museums, Vorträge, Veranstaltung von Sonderausstellungen, Tausch usw. unter fachmännischer Leitung auch diesem Teil der Sammlungen eine Fortführung ermöglichen, um ein Bild des künstlerischen Schaffens in diesem Gebiet zu geben. Das Gleiche gilt von der Schatzkammer, der Kirchenkunstsammlung, der numismatischen, der archäologischen Abteilung, nur hätte auch hier eine sach- und fachgemäße Neuordnung durchgeführt zu werden.

Wesen und Formen unserer Religiosität

Von Alfred Pomarius

((Fortsetzung)

2. Die Sachsen der Neuzeit.

Tatsache und Vorgang unserer Reformation sind in ihrem Wesen wohl nie ganz zu verstehen, wenn man sich nicht vor Augen hält, daß ökonomisch-politisches Menschentum*) den Kern der sächsischen Volksseele bilden.

Man nehme z. B. folgende Erscheinung: „Während somit der Humanismus als Vorbereitung der Reformation gilt, so war er hier, wenn auch einzelne Regungen früher schon da waren, eine Begleiterscheinung und eine Folge davon" (Teutsch I. p. 349). Worauf beruht das? Darauf, daß bei uns jene Art der Befreiung der Geister wie sie der Humanismus für Deutschland durchführte, nicht nötig war. Als vorwiegend ökonomisch-politische Menschen waren wir in der Lage auch ohne diese Befreiung religiöse Neuerungen durchzuführen, weil sie niemals die Volksseele bis in ihre tiefsten Tiefen aufwühlten und daher niemals ein Höchstmaß an geistigem Energieaufwand erforderten. Und dann besaß ja der größte Teil der Sachsen die Freiheit, die dem ökonomisch-politischen Typus vor allem am Herzen liegt: die wirtschaftliche, rechtliche und allgemein menschliche Freiheit des Individuums. Die Denkfreiheit nahmen sie als etwas sozusagen Selbstverständliches dazu, merkten vielleicht gar nicht, daß sie sie selbst schon ausgeübt hatten.

So kam die Reformation als ein der Kultureigenart des Volkes natürlich sich einfügendes Ereignis, das sich langsam, aber mit der Notwendigkeit eines Naturgeschehens vollzog. Die religionsgeschichtliche Forschung empfindet dies als abnorm, sie sucht nach der vermeintlichen Lücke in der historischen Überlieferung und erklärt daß der Schlüssel zur reformationsgeschichtlichen Einstellung der Siebenbürger Reformation verloren gegangen sei. (Walther Köhler.) Sie sucht nach dem sichtbaren geistigen Wendepunkt und findet nur fließende Übergänge. Nun, wir haben keinen Luther, keinen Huß, keinen Zwingli oder Calvin gehabt, sondern nur einen Honterus. In diesem „nur" liegen alle Schwächen und alle Vorzüge, liegt das ganze Wesen des sächsischen Volks-

*) Vergl. zu den hier benützten typenpsychologischen Kategorien Eduard Sprangers „Lebensformen" und seine Unterscheidung des theoretischen, ökonomischen, politischen, ästhetischen, sozialen und religiösen Menschen.

charakters beschlossen. Wenn man auf der Suche nach dem religiösen Menschen ist, dann bleibt es allerdings ein „nur", behaftet mit dem negativen Ton, der auf diesem Wörtchen liegt. Denn auch Johann Honter war keine rein religiöse Natur. Er war vor allem Gelehrter, Humanist, bei dem aber die Lebensfremdheit und Weltferne des theoretischen Typus durch den ökonomisch-praktischen Kern des sächsischen Nationalwesens in lebenswarme Erdnähe zurückgebogen ist. Er ist dadurch nicht nur das Urbild des vollkommenen Sachsen geworden, sondern als umfassende geistige Persönlichkeit eine jener geistigen Führernaturen, denen es zwar nicht vergönnt ist große geistige Bewegungen selbst zu entfachen, wohl aber schon im Flusse befindliche Formungen zu organisieren und in die ihnen angemessene Gestalt überzuführen. Gerade dieses war Honterus Rolle bei uns. Er hat keine oder wenig eigentlich religiös schöpferische Arbeit geleistet, sondern die überall durchgesickerte und durchsickernde religiöse Neueinstellung im Sinne des einheitlichen volkskirchlichen Gedankens organisiert und den auf das Praktische und Lebensnahe des Volkes gerichteten Bedürfnissen angepaßt. Vor dem Historiker erhebt sich Honterus gegenüber gerade wie unserer gesamten Reformationsgeschichte gegenüber wieder die Frage nach dem faßbaren dramatischen Moment in der Umwandlung vom Katholiken zum Protestanten. Aber bis heute ist er nicht zu finden gewesen, wie aus dem Aufsatze O. Netoliczkas „Honterus — Probleme und Tatsachen",*) hervorgeht. Das eine aber wird auch für Netoliczka sicher, daß der Frühzeit des Reformators — und hier müßte sich ja jener Moment finden — das „dämonische Ringen nach der Gewißheit des Heils" gefehlt hat. Er hat eben jene Gewißheit ohne schwere innere Geisteskämpfe zu erringen vermocht, was sich nur durch seinen gewissermaßen nur sekundär religiöser Typus erklärt, in dem offenbar theoretische Züge eine Hauptrolle spielen. Denn für den rein religiösen Typus des abendländischen, faustischen Menschen ist in Zeiten großer religiöser Krisen eine solche Entscheidung ohne schwere Gewissenskämpfe wohl nicht denkbar.

Es ist nunmehr Zeit an die Beantwortung der allgemeinen Frage zu gehen, ob die Reformation das Grundverhältnis des mittelalterischen Sachsentums zur Religion verändert habe, und ob abgesehen hievon die neue Zeit neue Züge in seine Religiosität eingefügt oder zum mindesten stärker herausentwickelt habe. Es ist schon darauf hinge-

*) In „Beiträge zur Geschichte der ev. Kirche A. B. in Siebenbürgen". Hermannstadt 1922.

wiesen worden, daß die Reformation der menschlichen Grundeinstellung des Sachsentums geistig und religiös entgegenkam. Es ergeben sich nun für die sächsische Volksseele unter Berücksichtigung der schon vorhandene Entwicklungskeime folgende zwei äußerste Möglichkeiten der religiösen Entwickelung. Einmal höchste religiöse Ausnutzung der für das religiöse Eigenleben günstigen Geisteslage, umschlagen in den rein religiösen Typus, was im sächsischen Falle die Vertiefung zum Ewigkeitswerte des Volks- und Nationbegriffes bedeutet: das Volkstum als göttliche Sendung. Der andere Fall ist das Verharren in dem ursprünglichen nichtreligiösen Grundtypus, Verzerrung des religiösen Weckrufes der Zeit so, daß der Nationsbegriff als religiöses Surrogat auftritt: an Stelle des Gottesbegriffes der Nationsbegriff als höchstes Werterlebnis. Man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Religiosität der Siebenbürger Sachsen seit der Reformation zwischen diesen beiden Extremen hin und her pendelt, überwiegend aber in der Richtung des zweiten Extrems gefärbt ist. Daß in einzelnen Fällen das religiöse Erleben von diesem Schema abweicht, ist selbstverständlich, aber die Kenner unserer Volksseele sind sich darüber einig, daß es „nüchtern" und „frei von Schwärmerei" sei. „Es ist dem sächsischen Volke niemals eigen gewesen, die religiösen Fragen im Überschwang der Gefühle lösen zu wollen, es ist weder in der Reformationszeit, noch bei anderen Wendepunkten der Sturmwind gewesen, der das Volk durchfuhr, sondern ein milder Lufthauch, in dem auch schon dem Propheten der Herr erschien." (Teutsch II. p. 204). Solche und ähnliche Urteile aus ihrer vagen Allgemeinheit auf greifbare geistespsychologische Elemente zurückzuführen, das ist der Zweck einer Analyse, wie der vorliegenden. Sie ist übrigens mit der Bestimmung zweier äußersten Richtpunkte unserer Religiosität noch durchaus nicht abgeschlossen, vielmehr lassen sich die Ursachen näher angeben, die den religiösen Schwerpunkt unseres Volkes gerade an die bezeichnete Stelle verlegen. Es ist ein jedenfalls schon früher vorhandener, aber erst in der Reformationszeit greifbarer hervortretender Zug zum Theoretischen, der sich dem ökonomisch-politischen Menschentum der Sachsen beimischt. Daraus ergibt sich zunächst ein bis heute ziemlich gleichbleibendes Bild des allgemeinen sächsischen Volkscharakters. In seinem Mittelpunkt das ökonomische Menschentum*) dessen geistige Allgemeinhaltung im reinen Typus dadurch gekennzeichnet wird, daß die beherrschende Kategorie der Lebens- und Geisteseinstellung, die der Nützlichkeit

*) Vergl. zum Folgenden wieder Spranger.

ist. Der rein ökonomische Mensch ist nicht derjenige allein, der ausgesprochene wirtschaftliche Begabung besitzt, sondern derjenige dessen allgemeine Geistesart durch einen opportunistischen Zug bezeichnet wird, wie er sich eben im Wirtschaftsleben am reinsten ausprägt; er hält z. B. für gut oder wahr das was zum Leben nützlich ist, er ist also biologistisch eingestellt, er verwechselt das Angenehme mit dem Künstlerischen usw. Rein ökonomisch kann aber ein Volk nie sein; als Organismus einer Gemeinschaft haften ihm immer Züge des politischen Menschen, also des Machtmenschentums an. Der Machtmensch ist dem ökonomischen Menschen nahe verwandt, aber seine letzte ratio ist nicht der höchste wirtschaftliche Nutzeffekt, sondern — um ein modernes aber treffendes Wort zu benützen — das Prestige. Noch unentbehrlicher wie politische Eigenschaften sind aber für ein Volk Züge des sozialen Menschentums. Kein Volk kann bestehen ohne daß in irgend einer Form hingebende Treue und Liebe ein einigendes Band um die Glieder der Volksgemeinschaft schlingen. Hier ist der Punkt, wo jede menschliche Gesellschaft unmittelbar an die Pforte des Religiösen geführt wird, denn der soziale Mensch ist dem religiösen am nächsten verwandt. Das bloße Teilhaben am sozialen und politischen Menschentum ist für jedes Volk unerläßlich, es fließen also etwa für unser Volk daraus allein keine besonderen Charaktermerkmale. Die Ergänzung zu seinem Charakter liefert vielmehr die Neigung zum Theoretischen. Der rein theoretische Mensch mit seinem Wahlspruch: pereat vita, fiat veritas (Die Wahrheit über das Leben) ist der gerade Gegenpol des rein ökonomischen und auch in unserem Volkscharakter haben wir das Auftreten des theoretischen Zuges als eine Hemmung gegen die Reinkultur des ökonomischen Typus anzusehen, die dessen materialistisch-egoistische Grundrichtung mit einem ideell-ethischen Einschlag versieht. Aus der ökonomischen Wesensseite fließt die Klugheit, die Fähigkeit zur Organisation auf jedem Gebiet, die wirtschaftliche Tüchtigkeit und in der Politik die geschickte Wahrung der Volksinteressen durch viele Jahrhunderte. Aus der theoretischen Wesensseite fließt die Gründlichkeit, Überlegung, der individualistische Freiheitssinn, der Bildungsdrang und die innere Wahrhaftigkeit. Die Mischung beider Typen ergibt dann die Schwerblütigkeit im Erwägen und Handeln, die zwischen Traditionalismus und Fortschrittlichkeit in zähem Lebenswillen fortschreitende Kulturbewegung, die der Wissenschaft, aber nicht weltferner Abstraktion zuneigende Intellektualität, in der Politik das „providus ac circum-

spectus" (vorsichtig und umsichtig) das schon vor Jahrhunderten unsere Mitnationen von uns aussagten, und mit dem wir Sachsen selbst oft die Quintessenz unseres Charakters bezeichnen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Zug zum Theoretischen den edleren Teil im allgemein Menschlichen unserer Volksseele ausmacht. Von ihm fällt auf unser ethisches Innenleben ein Strahl strenger Kantischer Pflichtethik und Willenszucht, der den äußeren politischen Schicksalen gegenüber, den inneren volkscharakterologischen Faktor liefert, der das Wesen unseres Nationalismus bestimmte. Er hat auch unserem sozialen und religiösen Leben seinen charakteristischen Stempel aufgedrückt und hat zur Folge gehabt, daß wo die reine Religiosität mangelt — und das ist beim sächsischen Volksganzen der Fall — das religiöse Empfinden durch die ethischen Erlebnisse ausgemacht wird, wie sie aus jedem historisch und kulturell begründeten nicht überspannten Nationalismus erwachsen. Je mehr sich aber Sachsen auf religiöses Eigengebiet begeben, desto mehr wird ihr Zug zum Theoretischen sich als ein Hang zum Rationalismus bemerkbar machen, zur Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Daß die Reformation schon im Zeichen dieses Zuges stand, geht aus folgendem hervor: „Alles in allem: um die Gründung der evangelischen Kirche hier schwebte der Geist, den einst Neppold als den melanchthonischen Geist der sächsischen Landeskirche bezeichnete, und der von Köhler, der zuerst diese unsere Kirchenordnung wissenschaftlich untersuchte, in den Satz gefaßt worden ist: „Dogmatisch angesehen ist Honters Reformationswerk ein Werk des spätreformatorischen Geistes, den man als den Melanchthonischen, dem Luther aber nicht opponiert hat, zu charakterisieren pflegt" d. h. „die Verschiebung des Lutherischen Glaubensbegriffes nach der doktrinären Seite hin, ist von Anfang an in der siebenbürgischen Kirche heimisch gewesen". Vielleicht ist richtiger zu sagen statt doktrinären „intellektuell", womit ein Zug unseres nüchternen Wesens bezeichnet würde, das verstandesmäßig gerichtet, tieferen Spekulationen nicht geneigt ist . . ." (Teutsch I. p. 228). Es geht auch aus der vorliegenden Charakteristik hervor und ergibt sich zwanglos beim Nachdenken über unseren Volkscharakter, daß diesem die noch nüchterne Dogmatik der Schweizer Reformatoren näher liegt als das Luthertum. Netoliczka weist im obengenannten Aufsatz auf ein mögliches näheres Verhältnis Honterus zu Zwingli hin und wirft die Frage auf, ob nicht vielleicht erst ein Verzicht in späteren Mannesjahren, und zwar ein Verzicht aus Rücksicht auf

Volksinteressen, den lutherischen Geist in seiner Reformationstätigkeit habe siegen lassen. Und frägt man, aus welchen Gründen die Sachsen am Luthertume festhielten, so erhält man die für uns so charakteristische Antwort: aus nationalen. Das Evangelisch-lutherisch-bleiben bedeutete für die Sachsen das Sächsisch-bleiben, weil das reformierte Bekenntnis das des siebenbürgischen Magyarentums war. Ich will damit nicht gesagt haben, daß in jedem einzelnen Sachsen eine Überlegung vorstehenden Inhaltes vor sich gegangen wäre, aber das instinktive Voranstellen des nationalen Gedankens bewahrte unser Volk vor einer nationalen Entgleisung aus religiösen Motiven.

Das allgemeine Bild, das das religiöse Gemeinschaftsleben der Sachsen in den ersten 150 Jahren nach der Reformation bietet, ist dies, daß sie kirchlicher sind als die mittelalterlichen Sachsen. Es dürfte aus dem Vorangegangenen hervorgehen, daß sich das wesentliche Verhältnis des Volkes zur Religion damit nicht geändert hatte; es war kirchlicher, weil seine Neigung zu individualisierter den nationalen Volksbedürfnissen angepaßter Kirchenorganisation in der neuen religiösen Erlebniswelt nicht mit einem negativen Vorzeichen versehen war. Fester und fester gestaltet sich der Zusammenhang zwischen Volkstum und Kirche, so fest, daß schließlich beide stellvertretend füreinander eintreten. Der Akzent liegt aber, wenn man auf den eigensten Ton der Volksseele lauscht, auf dem Volkstum, auch wenn etwa das Verhältnis im Stil zeitgenössischer Kundgebungen umgekehrt erscheint. Jedenfalls fühlt sich die Nationsuniversität ebenso als Hüterin des Glaubens wie die Synode, und es ist eine Ausnahme in unserer Geschichte, daß sich die Universität im Jahre 1615 an den Fürsten gegen die Synode wendete. Dies geschah übrigens in einem Augenblick, wo die doktrinäre und dogmatische Welle in der Geistlichkeit, begünstigt durch den theoretischen Zug der Volksseele selbst, hoch emporschlug und das Gespenst des Buchstabenfanatismus am kirchlichen Horizont erschien. Diesem Fanatismus widerspricht aber die Mischung des sächsischen Volkscharakters ebenso, wie der religiösen Schwärmerei.

Dieses letztere ist besonders festzuhalten um die Wirkung des sentimentalen und pietistischen Zeitalters auf das sächsische religiöse Leben zu verstehen. Bei dem Großteil des Volkes und der Gebildeten wird das religiöse Bedürfnis durch sozial- und nationalethisches Erleben befriedigt, daher auch schon das Reformationsbüchlein des Honterus eine „Lebensordnung" nicht eine „religiöse Neuschöpfung" genannt wird. Andererseits bewirkt der theoretische Zug im Volkscharakter,

daß das akademische Studium den Sachsen sehr leicht und in überwiegender Mehrzahl dem wissenschaftlichen Geist in die Arme treibt. Orthodoxe und doktrinäre Anwandlungen in der Geistlichkeit, wie sie im Gefolge der Strömungen in Deutschland auch bei uns im 17. Jahrhundert auftreten, sind von hier aus zu beurteilen. Sie stammen nicht aus religiösem Fanatismus, sondern sind Auswüchse der Theologie als Wissenschaft. Wie in ganz Europa hat auch bei uns der Anfang des 18. Jahrhunderts, als sentimentales Zeitalter, eine Reaktion hiergegen gebracht. Sie ging wie bei Fr. Teutsch zu lesen ist, vom städtischen Bürgerstande aus und sie kann zusammenfassend als Reaktion des praktisch-ethischen Grundzuges unserer Religiosität gegen die orthodoxe Vertheologisierung des Kirchenlebens gewertet werden. Außer Bischof Teutsch's Kirchengeschichte gibt Hermann Jekelis Arbeit „Bischof Lukas Graffius im Kampf mit dem Pietismus"*) einen interessanten Ausschnitt aus der Geistesgeschichte jener Zeit. Das für den hier vertretenen Standpunkt Bezeichnende in den damaligen Geisteskämpfen ist dies, daß weder der Vertreter der orthodoxen Theologie (Bischof L. Graffius) noch seine Gegner, die religiös schwärmerischen Pietisten, wie Andreas Teutsch (Komes der Sachsen), oder Dietrich (Pfarrer von Bulkesch), als typische sächsische Gestalten erscheinen, weil sie alle nach zwei Richtungen über die Norm des Volkscharakters hinübergreifen. Dagegen erwirbt sich mit Recht bei Fr. Teutsch das Lob einer echt sächsischen Geistespersönlichkeit Markus Fronius, Stadtpfarrer in Kronstadt. Als hätte er gefühlt, daß die Ortodoxie dem Charakter des religiösen Volksgeistes nicht entsprach, handelte er so, als ob sie gar nicht unsere Kirche erobert habe, hielt am alten Luthertum fest, dabei in voller Geistesfreiheit alles gemäßigt Gute der pietistischen Richtung benützend. Er stellte sich also innerlich über die streitenden Parteien und traf damit mit dem Wesen des religiösen sächsischen Volksgeistes unmittelbar zusammen. „Er selbst hätte es abgelehnt Pietist zu sein und seine Tusculanae Heltestenses stehen ganz auf dem Standpunkt der Wittenberger Orthodoxie. Aber gerade in dieser Art wurde er der Träger und Typus der sächsischen Entwickelung; sie lehnte die neue Richtung ab und hielt fest an der lutherischen Kirche, aber fast unbewußt, zunächst im Kampfe gegen den neuen Geist nahm sie das gesunde Neue, das er brauchte, an. Daß sie die Auswüchse von vorneherein abwehrte, kam der Kirche zugute". (Teutsch II. p. 75—76).

*) In „Beiträge zur Geschichte der ev. Kirche A. B. in Siebenbürgen.

(Schluß folgt).

Der Brudermensch

Von Alfred Herrmann

Für das größte Erlebnis, das dem Einzelnen begegnen kann, halte ich die Entdeckung des „Menschen". Ich meine damit die überwältigende Erfahrung der wesenhaften Verbundenheit meines Ich mit dem Du des Andern. Der erlebte Gedanke der Bruderschaft als Sinn menschlicher Gemeinschaft ordnet uns in ein Lebensverhältnis ganz besonderer Bestimmtheit ein. Aus dem Naturwesen des Zweibeiners „homo sapiens" leuchtet das Gotteskind hervor und wartet und wächst seiner Offenbarwerdung in Fülle entgegen. Es ist gewiß ein Glaube dessen und an das, das man „nicht siehet", das aber so starken Wert in sich trägt, daß es zur Gestaltung uns drängt. Als Sinn des Lebens stellt sich dar: die Schaffung einer Lebensgemeinschaft gegründet auf gegenseitige Ergänzung aus irrationalem, selbstlosem Lebensgefühl. In der Ehe und Familie, wo sie als Lebens- und Schicksalsverbundenheit echt und lebendig ist, finden wir den Keim dieser Lebenshaltung vorgestaltet und erlebbar.

Überall dort, wo Menschen über Ehe und Familie hinaus Lebensergänzung durch Lebensgemeinschaft und Schicksalsverbundenheit aus dem Drange des Bruderschaftsgefühles heraus suchen und finden, erschließt sich ein neuer, vertiefter Lebenssinn, der zu organischem Wachstum befähigt und der Zweckhaftigkeit unseres Handelns Weihe und Rechtfertigung verleiht. Dann wird alles zweckhafte Handeln Mittel zu dem Ziele der Befriedigung des hungernden Gefühls, sich in selbstloser Hingabe der Liebe und Treue bis zum Tode an das Höhere hinzugeben. Einer Zergliederung in nüchternen Worten, einer logischen Rechtfertigung ist dies Ziel so überlegen, wie ein wirkliches Kunstwerk oder das Leben selbst größer ist, als alles was darüber gedacht oder geschrieben werden kann. Die Lebensfähigkeit einer Staats- oder Volksgemeinschaft, wie wir sagen wollen, ist nichts anders, als der naturhaft starke Wille, mit dem die Verwirklichung der Erkenntnis von der Einheit des Lebens gesucht wird.

Wie sehr sich die Moderne gegen dies Erlebnis des „Menschen" vergangen hat, ist ihre Not und tragische Schuld im Besondern.

Die furchtbare Zerrissenheit der heutigen Menschheit durch Nationshaß und Klassenkampf, wie können wir sie anders begreifen, denn als die bittere Erfahrung betrogener Treue und geschändeter Liebe dort, wo unausweichliche Lebensgemeinschaft in der Ordnung der Dinge und

Verhältnisse selbst liegt. Ein Loskommen von einander ist unmöglich, weil aber ein Leben in Treue und Liebe nicht mehr möglich ist — so bleibt nur Selbstsucht und Haß. Der Haß, der den größten Problemen der Gegenwart hoffnungslose Farbe gibt und insbesondere der sozialen Frage, die nicht nur mit der Industrialisierung auch in unserem Lande zusammenhängt. (Zaranistenproblem.)

Es liegt in der Eigenart der Entwicklung, daß auch das patriarchalische Lebensgefühl der Agrarverhältnisse von der Mechanisierung des Industrialismus durchsetzt wurde und den Landarbeiter seelisch mit dem Fabriksarbeiter verknüpfte. So stehen wir auf breitester Front einem Niederbruch der schöpferischen, gemeinschaftbildenden Kräfte in der Seele gegenüber und erleben die Aufspaltung gewohnter und für den Bürger geschätzter Zustände, auf der einen Seite als Revolution und auf der andern Seite als heiligste Pflicht empfunden und gewertet.

Mit dem großartigen technischen Ausbau des Lebens in Wirtschaft, Wissenschaft und Zivilisation ging eine allgemeine Mechanisierung der Lebensempfindung Hand in Hand. Die respektvolle Hallung vor dem Lebensrätsel und der absoluten Verbindlichkeit überverstandsmäßiger Verbundenheit des Einzelnen mit dem religiös erfaßten Lebenshintergrund wandelte sich seit der Aufklärung zu dem Materialismus des XIX. Jahrhunderts. Staat und Ehe wurden zum freien Vertrag, der jederzeit vom selbstherrlichen Individum aufgesagt werden konnte. Die Arbeit wird zum Erwerb und Geschäft und der Berufsstand zur Interessenorganisation. Durch vereinbarte Arbeitsleistung und Lohnausfolgung sind bei dieser Lebenseinstellung die Beziehungen von Mensch zu Mensch scheinbar erschöpft. Mit der Geste des Ungeduldigen wird die Stimme des Mehrfordernden angehört und als unbegreifliche Ueberheblichkeit bei Seite geschoben. Es ist eben aus der Empfindungswelt die Seele oder besser der „Mensch“ auf der Seite des wirtschaftlichen Denkens gestrichen als ein Faktor, der nicht „in Kalkulation zu stellen sei“. Was dadurch in den breitesten Schichten an menschlichen Werten zerstört worden ist, läßt sich nur an der Größe des Mißtrauens, des ausgesprochenen Hasses ermessen, mit dem sich etwa die Arbeiterklasse dem Bürgertum gegenüber verschließt. Die Empfindung des Enterbten, des Deklassierten hat ihre Wurzel nicht in materieller Einschätzung allein, ich meine vielmehr in dem Gefühl geistiger, gesellschaftlicher Herabsetzung. Darin erblicke ich den Zugang zu dem Verständnis der Arbeiterseele, daß uns der Kampf um bessere Lebenshaltung, der ausgesprochene Wissensdurst deutlich wird als das Streben auf die Stufe menschlicher

Gleichberechtigung und Anerkennung empor zu steigen. Dieser Aberglaube des Rationalismus, daß der Weg zum Menschen über das Wissen in erster Reihe führe, ist dem heutigen Bürgertum und dem Arbeiter gemeinsam. Er kann aber das nicht ersetzen, was an ursprünglichen Kräften der volkhaften Verbundenheit am Boden liegt. Eine Stimmung verzweifelten Radikalismus beherrscht die Gemüter in erhöhtem Maß, so daß selbst die Arbeit keine seelische Befriedigung gewährt. Und ich meine, daß auch nicht bessere Arbeitsmethoden, die an sich aus menschlichen Gründen zu begrüßen sind, hier Wandel zu schaffen vermögen. Das zerstörte Familienleben, die Entwurzelung aus Volk und Heimat, der Zusammenbruch eines Himmelreichs deuten uns schlagwortartig nur an, in welcher Öde wir hier wandern.

Gerade alle sozialdenkenden Nichtsozialisten sollten einsehen, daß wir es hier mit einer der furchtbarsten Reaktionen des verletzten Willens zur organischen Lebensgemeinschaft zu tun haben. Kein Zurechtzimmern neuer besserer Arbeitsgemeinschaften oder gesetzliche Neuordnung der Wirtschaftsverhältnisse wird diese Reaktion auffangen können. Einzig der neue Geist aus dem Erlebnis des „Menschen" wird im Stande sein, in selbstloser Hingabe die Kräfte neu zu beleben, die schöpferisch und ungesucht das Zusammenwachsen der atomisierten Menschheit zu neuer Lebensgemeinschaft nach Inhalt und Form wirken. Die kirchlich gerichteten Kreise und Pfarrer müssen einsehen, daß vergeblich die Heilskraft des Christentums verkündigt wird, so lange wir nicht Menschen haben, denen im Herzen der Geist der Bruderliebe wohnt, die so stark ist, daß sie nicht an den Kirchentüren und Klassengrenzen haltmachen kann, sondern sich mitten im Kampf ums Dasein erweisen muß, unmittelbar von Mensch zu Mensch. Die Zeit wartet des großen, warmen Menschenherzens, das stark genug ist, einen neuen, belebenden Blutstrom durch alle Glieder pulsieren zu lassen. Die Durchdenkung des Wortes von der „Liebe zum Nächsten" in seiner ganzen Größe und Wucht ist uns bisher noch verschlossen geblieben, aber „die Zeit des Hohenpriesters und Leviten ist vorüber, die Zeit des barmherzigen Samariters, im tiefsten Sinne genommen, ist da!"

Haus im Herbst

Von Julius Draser

Der Himmel wölbt sich über Hof und Haus,
Umblaut des Mittags hellgestimmten Frieden.
Hier stockt die Hast, es löscht der Haß sich aus, —
Auf engstem Raum ist höchstes Glück beschieden.

Die alte Mauer lodert herbstrot auf,
Von Efeuranken wild und wirr versponnen,
Kein Wind, nur Sonne zittert, flimmert drauf.
Da sank ein Blatt, ein Leben ist verronnen.

Zwei Knaben spielen in dem Haufen Sand,
Sie wissen nicht, wie lange sie gesessen.
Die Zeit zerrinnt in ihrer kleinen Hand,
Und ringsum alles still, verträumt, vergessen.

Zu Erwin Reisners Ablehnung der neuen Körperkultur

Von Ewald Sindel

„Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten."
Faust I.

In einem sieben Seiten langen Aufsatz dieser Zeitschrift hat Erwin Reisner unter dem Titel „Bemerkungen zur neuen Körperkultur" eine Reihe von mannigfachen Gedanken zur Sprache gebracht und hat — kurz gesagt — vom philosophischen Standpunkt alle Bemühungen um das körperliche Sein des Menschen als einen Widerspruch zum eigentlichen Lebensthema, zu der aufgegebenen fortschreitenden Vergeistigung hingestellt und daher abgelehnt. Er hat mit größter Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, daß man heute nur dem einen o d e r dem anderen dienen könne, daß also nicht eins dem anderen helfen könnte.

Bei der Sammlung von Argumenten hat Reisner ungeheuer weit ausgeholt und Gebiete mit herein gezogen, bei denen man von vorne herein nicht leicht hätte vermuten können, daß auch sie leicht verwendbare Bausteine zu einer Lehre gegen die Körperkultur liefern.

Bei einer ernsten wissenschaftlichen Auseinandersetzung wäre es wohl notwendig, aus dem Reisnerschen Aufsatz die einzelnen Angriffspunkte einer kritischen Stellungnahme nochmals klar hervorzuheben, doch muß aus Raumrücksichten dieses unterbleiben. Deshalb möge jeder Leser, der die Absicht hat, näher auf die hier zur Sprache gebrachten Fragen einzugehen, den Reisnerschen Aufsatz nochmals zur Hand nehmen und sich das Wichtigste klar vor Augen halten. Es wird sicher in manchen Dingen auch auf die mehr oder weniger scharfe Formulierung gewisser Gedanken ankommen.

Reisner hat das Recht in Anspruch genommen über kleine Abweichungen von der Wirklichkeit hinwegzusehen, um aus methodischen Gründen die „absolute Form", also die schrankenlose Betonung der Hauptsache bei einer Erscheinung zum Ausdruck zu bringen, ohne Rücksicht darauf, daß in der Tatsachenwelt derartige Klarheit und Entschiedenheit nicht herrscht. Im Prinzip muß man dieses Vorgehen bejahen, im Ausmaß können sich Verschiedenheiten ergeben.

Und nun in medias res!

Zustimmen müssen wir R., wenn er Grauen davor empfindet, in welcher Weise Sport dem Sensationsbedürfnis dient und die Organisation des Sportlebens mit seinen besonders einseitigen Typen unter den Ausübenden und noch viel mehr unter den Gaffenden in das Gesamtbild unseres kulturellen Lebens hineinspielt.

Bekennen müssen wir uns auch zu dem Hauptgedanken, der von Anfang bis zum Ende den Aufsatz beherrscht, daß nämlich unsere Lebensbestimmung letzten Endes geistiger Art ist, daß man unserem Leben das Beste nimmt, wenn man es ganz auf das Diesseits, auf die körperliche Sphäre richtet, wenn man also gewisse Ziele, die ihrer Natur nach höchstens Zwischenziele sein können, verabsolutiert und dabei stehen bleibt, wenn man aus Geboten hypothetischer (bedingter) Art letzte und höchste kategorische Imperative macht.

Bei Anwendung dieser angedeuteten Gedanken aber bleiben noch erhebliche Meinungsverschiedenheiten übrig, denn zu den Reisnerschen philosophischen Begründungen des Neinsagens kann ich mich nicht bekennen, halte aber eine Erwiderung für berechtigt, weil Reisner nicht bloß ein subjektives Bekenntnis abgelegt hat. Über das könnte man hinweggehen, denn der Anspruch auf Allgemeingültigkeit ist durch ein Bekenntnis noch nicht gegeben. Aber R. will Systeme aufstellen. Er will das tun, was man eben in der Wissenschaft begründen nennt, er will seine Resultate logisch aus gewissen anerkannten Grundpositionen folgern. Er will die absolute innere Unmöglichkeit einer Körperkultur in unseren Tagen, oder die Unvereinbarkeit mit dem eigentlich Gesollten möglichst objektiv dartun. Wären die gewählten Grundpositionen einwandfrei (natürlich nicht empirisch sondern logisch einwandfrei) dann wäre eine Verdammung der Körperkultur schwer anzufechten.

Untersuchen wir einmal, wie weit die Grundpositionen die Endthese Reisners zu stützen geeignet sind!

Einmal soll Körperkultur gerechtfertigt gewesen sein, damals als

Griechen und alte Germanen lebten, geistig-körperliche Einheitswesen, die nicht reflektierten und nicht abstrahierten, — — ein einziges Leben lebten, weil damals das Faustrecht natürlich gewesen sein soll, weil der Wert des Stärkeren unbestritten (!) gegolten haben soll.

Bei dieser Behauptung über die alten Völker ist Reisner zweifellos über das Maß der methodisch gerechtfertigten Übertreibung hinausgegangen (ein Vorwurf der noch wiederkehrt!) So hat doch bei den alten Germanen neben dem Wert der Körperstärke auch der der Klugheit und Weisheit immer hochgegolten und die Ethik, die keine reine Körperethik war, hat Lüge und Mord u. a. verpönt. Sein Recht und Eigentum verlor man höchstens im Kriege oder beim Gottesurteil durch Unterliegen im Kampfe, sonst aber verwirkte man es durch gewisse Handlungen.

Die Dinge so darstellen, wie es R. tat, heißt der geschichtlichen Vergangenheit Gewalt antun. Es ist auch zu verwerfen, wenn jemand das kriegerische Wesen und die Hochschätzung der persönlichen Tapferkeit, des Mannesmutes, der Wahrheit und Charakterfestigkeit gleichsetzen will mit einer Körperkultur, die um des Körpers willen betrieben wird. Der Edlere war nicht bloß der Stärkere, sondern andere Bestimmungsgründe mußten hinzukommen, aber es fiel früher wohl niemandem ein, zu sagen, daß Körperpflege dem edlen Wesen (ein überwiegend geistiger Wert auch damals) Abbruch tun müsse.

In den Lebensregeln der Edda (Ausgabe Simrock) findet sich mancher Vers, auf den man sich gegen Reisner berufen kann.

„Wer reist, der sorge berichtet zu sein,
Daheim ist leicht zu leben,
Doch kommt man unkundig zu Klugen ins Haus,
So dient man nur denen zum Spotte."

War nicht Wotan, der oberste Gott der Germanen, immer auch der Weiseste, waren nicht Donar und die Helden seine Gehilfen, konnte die Welt nicht bloß darum bestehen, weil die rohen Kräfte, die undurchgeistigten Riesen niedergehalten wurden? War die Erhebung der Riesen nicht zugleich Weltuntergang?

Wie sehr das Reflektieren, also die Trennung vom Subjekt unseren Vorfahren geläufig war, soll ein Vers beweisen, der das Bestreben zeigt, die Hemmungen weg zu wünschen, die aus dem reflektierenden Verstand kommen: (ebendort: Edda)

„Mäßige Weisheit bewahre der Mann,
Er werde nicht all zu weise.
Das kluge Herz ist niemals froh.
Er weiß dafür zu vieles.

Ein anderer Vers:

„Mangelt dem Mann Gemüt und Verstand,
Bespaßt und bespöttelt er alles,
Wissen soll' er und weiß es nicht,
Daß er selber nicht frei von Fehlern."

Gerade die Aufforderung zur Selbstbeobachtung lesen wir ganz deutlich aus dem Spruch: (Edda)

„Ein Tor auch, wer so wenig weiß, nicht zu wissen, wann er zuviel spricht".

Auch der Begriff des Gewissens, der von den alten Germanen ausgeprägt worden ist, verlangt doch Fähigkeit zur Reflexion. Gewissen bewähren, heißt zunächst reflektieren und dann Befolgen einer überindividuellen Norm, die meist auch abstrakte Form annehmen kann. Das Ich betrachtet sich, es wird sich selber Objekt der Betrachtung, aber in seiner Eigenschaft als handelndes Subjekt.

(Es sei im Zusammenhang damit kurz bemerkt, daß mir der Aufbau eines ganzen philosophischen Systems auf die unwiderrufliche Trennung zwischen Subjekt und Objekt wenig aussichtsreich erscheint, wenn auch die Philosophie sich notwendigerweise mit der Subjekt- und Objekt-Korrelation befassen muß.) Es ist nicht recht einzusehen, warum dadurch, daß das Ich sich zeitweise selber zum Objekt wird, das nun für alle Zeiten unmöglich sein soll, was sich etwa in der Ekstase des Schauens oder des Handelns vollzieht, dieses völlige Transzendieren, dieses Vergessen des eignen Ichs, diese Rückverbundenheit — — die wörtliche Übersetzung von religio — — die sich dann als stärkstes lebensgestaltendes Prinzip erweist.

Wir gebrauchen das Wort Konzentration, wenn wir die unmittelbare Hinrichtung des menschlichen Geistes (man sagt oft: der Seele) auf einen bestimmten Gegenstand geistiger Art und das Absehen von allem nicht dazu Gehörigen zum Ausdruck bringen wollen.

Wir sind nun leider und waren niemals imstande dauernd im Zustand der Konzentration zu verharren, aber man kann seine Kräfte auch darin üben. Wer unsere heutige Zeit in wesentlichen Gegensatz bringt zur alten Zeit, der muß ihr auch die Fähigkeit zur Ekstase und zur Konzentration absprechen. Mündlich hat Reisner das getan, aber ich glaube, das kann man nicht tun.

Nun über die alten Griechen! Wie kommt es, daß uns aus der Antike von den Athleten verhältnismäßig wenig, von den Philosophen aber soviel berichtet wird? Im Sinne Reisners ist der Athlet der konsequenteste Vertreter der Körperkultur, nicht der Krieger, denn wie schon ausgeführt, mischen sich beim Krieger bei dem Streben, Geltung

zu erlangen, noch andere Momente hinein. Dort wo das Körperopfer unter gewissen Voraussetzungen gefordert wird, dort muß es um etwas bewußt Geistiges gehen, denn sonst hätte das Opfer keinen Sinn. (Leonidas Grab: Wir starben — — wie das Gesetz es befahl). Wo der Ruf ertönt: Nur keine Gewalt, da ist der höchste Wert des leiblichen Daseins betont. Die Reflexionskraft der Griechen war gewaltig entwickelt. Neben den zahlreichen Anfängen systematischer Philosophie und ihren verschiedenen Stadien, Erkenntnistheorie naiverer Art, solche, die an der Sinnenwelt zweifelt; übersteigerter Subjektivismus und sokratische Ethik und Erkenntnislehre, die auf das absolut Gute und Wahre drängt, das notwendig abstrakt gedacht werden muß. Die Krönung ist die Ideenlehre von Platon, die gerade im Gastmahl von der erfaßbaren abstrakten Idee der Schönheit spricht. Ein Volk, das früh eine politische Theorie entwickelt hat, kein geistig-körperliches Einheitsleben, — das halte ich für das Entscheidenste. Die Forderung nach dem Καλὸν-Κ'ἀγατον verlangt wohl die Schönheit des Leibes, aber ebenso die Schönheit der Prinzipien des Handelns.

Man tut der griechischen und germanischen Antike Unrecht, wenn man das Faustrecht als Um und Auf der sozialen Ordnung ansieht. Innerhalb der sozialen Gebilde waren andere Rechtsanschauungen gültig, als nach außen hin. Mit den Worten Reisners: „Wir halten das Faustrecht heute für unsittlich" wird auf einen Wandel hingedeutet, der niemals eingetreten ist. Wonach richtet sich heute das Verhältnis von Staat zu Staat, wenn entgegengesetzte Bestrebungen klar werden? Bloß die Formen sind verhüllter.

Politik ist immer getrieben worden, sie erschöpfte sich nie im Ausbilden einer Armee. Anderes gehört dazu. In alter Zeit spielte vielleicht die physische Rüstung zum Kampf durch Stählung des Körpers dabei eine größere Rolle, als heute im technischen Zeitalter, aber es ist im einen wie im andern Fall notwendig, Energien zu sammeln, die es ermöglichen, im Lebenskampf zu bestehen, d. h. die Gefahren abwehren zu können. Rüstung für Leben und Kampf ist immer auch geistiger Art, denn dadurch können erst körperliche Kräfte gelöst und Möglichkeiten aktiviert werden.

Erklärt Reisner die Körperkultur für einmal berechtigt, jetzt für einen furchtbaren Stilfehler, dann hätte er die vollen Gegensätze besser aufzeigen müssen als er es getan hat. Es ist ein nicht mehr zu rechtfertigendes Maß im Übersehen des Unpassenden, wenn man einer-

seits die Durchgeistigung jeder körperlichen Tat des antikischen Menschen behauptet, andererseits sagt, daß wir den Geist aus dem Körperlichen radikal ausgetrieben haben und innerlich an unseren physischen Verrichtungen nicht mehr beteiligt sind, (siehe Bergsport, Wandern, Handarbeiten und „Steckenpferde" aller Art!) und daß sich alle Werte in das reine unmaterielle Reich des abstrakten Geistes zurückgezogen haben.

Das letzte behaupten heißt soviel, daß man durch Schaffen und Gestalten im diesseitigen Leben überhaupt nicht mehr Werte verwirklichen, gleichsam festbenennen kann, ja es hieße auch, daß das Buch allein geistige Werte vermitteln könne, weil nur im geschriebenen (eventuell gesprochenen Wort) abstraktes Gut übermittelt werden kann.

Es gibt also keine „Verkörperung geistiger Werte mehr."

Reisner hat mit dem Begriff Wert wohl den absoluten in sich gegründeten sogenannten Eigenwert, das Sinngebilde, das sich unmittelbar unserem Geist offenbart, gemeint, den zweiten von der Philosophie heute anerkannten Wert, den Wirkungswert (Wert des Mittels für den Zweck oder notwendige Vorstufe) in keiner Weise beachtet, denn sonst hätte er die Scheidung: Körper oder Geist in dem Aufsatz schwerlich so schroff gestellt. Er sieht die bewußte und systematische Körperpflege überhaupt nicht als Ausbildung eines Werkzeuges zur Lebensführung an, wahrscheinlich weil wirklich von manchen das reine körperliche Ziel verabsolutiert wird.

Dieses ist einer der Hauptangriffspunkte des Widerspruches gegen Reisner. Verneint er den Wert des irdischen Lebens überhaupt, ist Einigung ausgeschlossen, dann aber wäre die Entleibung jedes einzelnen der kürzeste Weg „zur Ordnung des Lebens", wenn man einmal Beziehung zu abstrakten Werten erlangt hat. Das rät Reisner in diesem Aufsatz nicht. Bei Bejahung des irdischen Lebens — wenn auch als Vorstufe mit Bestimmungen geistiger Art — wird man auch erkennen, daß das Leben ein Kampf ist und daß erst nach Behauptung im Kampfe, der immer auf verschiedene Weise und gleichsam auf wechselndem Feld geführt werden muß, weitere Energien frei werden. Das Logischeste ist immer die schicksalhafte Gegebenheit oder räumliche und zeitliche Bedingtheit des Kampfes, dann paßt sich die Rüstung an, aber die Rüstung ist kein Selbstzweck.

Auch unsere Staaten können sich in Heerlager verwandeln, wo die militärische Hierarchie jeden andern Wertmaßstab zeitweise verdrängt (räumlich und zeitlich bedingte Aufgabe, vielleicht mit einem Inhalt

der Ewigkeitswert hat.) Im Wirtschaftskampf gelten dann wieder andere Gesichtspunkte der Führerauslese. Immer ist aus der Aufgabe das Werkzeug und seine Berechtigung abzuleiten.

Ich gebe zu, daß eine Rückwirkung der Mittel und Werkzeuge auf die Zielstellung in gewissem Maße vorhanden ist, aber das ist immer das Sekundäre. Nicht darum müssen geschichtliche Ereignisse eintreten, damit Körperpflege einen Sinn habe, sondern unter gewissen Voraussetzungen muß man den Weg der Körperpflege beschreiten.

Für unser Zeitalter bejahe ich die Notwendigkeit der Körperpflege entschieden, aber ich bestreite die Notwendigkeit der Verabsolutierung des körperlichen Ideales, wenn ich auch wohl weiß, daß viele bei dem körperlichen Ideal stehenbleiben werden und den Sinn für höhere Werte kaum ausbilden — das aber liegt nicht im Wesen der Sache, sondern an der Unzulänglichkeit der beteiligten Personen. Nochmals: es ist nicht notwendig jede bewußte Körperpflege ein „Blödheitskult", wie es Reisner parodierend ausdrückt.

Man bleibt auf allzu empirischer Ebene, wenn man das krankhafte Streben nach einseitigen Maximalleistungen (in Wirklichkeit nach Ruhm) und andererseits das Sportnarrentum unter den Zuschauern, oder schließlich die rein körperlichen Heilslehren als unausbleibliche Erscheinungsformen der Sorge für das körperliche Sein ansieht und darauf die Ablehnung stützt.

Man verzichtet nicht auf einen Weizenacker, weil er auch üppiges Unkraut emporschießen läßt. Andererseits will man auch den Weizen nicht als Endzweck, sondern als Lebensmittel. Stufen gibt es überall. Rein prakisch darf man aber zugeben, daß bei Organisation der Leibesübungen irgendwelche Maßstäbe für Richtigkeit und irgendwelche Antriebe für weitere Bemühungen vorhanden sein müssen. Das ist auch in der Wissenschaft so, sonst müßte man täglich Einrichtungen wie den Nobelpreis oder Auszeichnungen einzelner Arbeiten verfluchen.

Reisner hat dem Körperlichen durch seine radikale Anfechtung der Pflege der Körperlichkeit nur ein knappes Existenzminimum gewährt, wie es einem „relativ bedeutungslosen Anhängsel des menschlichern Gesamtichs" zukommt.

Wer die Wertverwirklichung im Diesseits überhaupt ablehnt, der wird auch für die Stufen des Organwerdens nicht viel Verständnis aufbringen. Gemeinsames Werk der menschlichen Gemeinschaften („ein Geist für tausend Hände") gibt allerdings vielen die Aufgabe, auch

mit dem Körper zu wirken. Daß es geboten ist, aus dem von der Natur gegebenen Körperwerkzeug möglichst viel hervorzuholen und für die Leistungsfähigkeit des Körpers zu sorgen, hat der körperschwache und geistesstarke Kant uns gezeigt: Der eben wieder bekannt werdende Philosoph der Romantik Franz v. Baader (Ausg. Santer, 1925, Fischer, Jena) hat (Seite 287) einen überaus inhaltsschweren Satz ausgesprochen, der gegen Reisner spricht: „Der Geist wird darum nicht, wie Hegel sagte, durch die absolute Okkultation oder Aufhebung der Natur offenbar und frei, sondern (in dem normalen Verhalten beider) hebt der Geist diese Natur erst eigentlich empor und macht sie wahrhaft durch und mit sich selbst manifest, indem er nur die Sucht ihrer selbstischen Manifestation aufhebt."

Man kann bei seiner Lebensführung kleine Hindernisse überspringen, schwache Bedürfnisse zum Schweigen bringen, größere aber schaltet man als Hemmung aus, indem man ihre Forderung erfüllt. Meist sind es begrenzte Forderungen. Wenn nun dem menschlichen Körper nicht nur die Eigenschaft zukommt, etwa wie Reisner sagt, Ballast zu sein, sondern er auch das Lebensgefäß des sich im Menschen verkörpernden Geistigen ist, so ist mit Bejahung des Lebens auch die Forderung implicite mitgegeben, dem Körper zu geben, was des Körpers ist, und zwar so weit es geht, bewußt das Richtige, das immer mit Gefühl und Verstand gesucht werden muß. Geistig werden immer die Mehrzahl der Menschen nachhinken, auf bloße Gefolgschaft angewiesen sein. Die unmittelbare Organeigenschaft in Bezug auf ewige Lebensaufgaben werden die meisten einzelnen nicht haben. Die Gesellschaft als Ganzes hat die ewigen Aufgaben und sie braucht dafür die Zeitlichkeit ihre Organe.

Die Unvollkommenheiten der Körperlichkeit oder körperlichen Leistungsfähigkeit verringern, heißt auch Möglichkeiten schaffen, Organ werden zu können, wenn auch nicht immer in den höchsten Regionen. Worauf diese Kräfte dann gerichtet werden, das ist immer für die Beurteilung ihres Wertes entscheidend, aber das liegt nicht nur bei dem Einzelnen.

Aus Raumrücksichten können wir auf die Verbindung der Reisnerschen Thesen mit seiner politischen Theorie, ferner auf die Gedanken über Nacktkultur-Kleidung jetzt nicht eingehen. Die Auseinandersetzung würde auch von der Hauptfrage abführen. Doch ist dieses Übergehen keine Bejahung. Der wesentliche Gegensatz, der zur Ausführung kam, ist durch die Alternative Körper oder Geist angezeigt gewesen.

Das Sieb.-Deutsche Tageblatt und wir

Von Heinrich Zillich

Der Hauptschriftleiter des Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts Hermann Plattner hat in einem längeren Aufsatz*) auf unsere Urteile über seine Zeitung nicht geantwortet, sondern sich auf jene Plattform zurückgezogen, die seine Leser allzeit verstehen. Nach außen muß eine Zeitung tun, als sei sie zu ihrem eigenen Staunen so gut, daß es ihr beinahe peinlich ist, woraus dann das für Schriftleiter und Leser angenehme Gefühl entspringt, der gemeinsamen Güte gewiß jeden Einwurf böswillig nennen zu können und die umstrittene Sache selbst übersehen zu dürfen. Dort aber, wo die eigene Unzulänglichkeit gar zu offen liegt, erklärt man sie mit einem Scheingrund, am besten mit Geldmangel. Und dies wieder versteht jeder, wenngleich er kaum einsehen wird, daß ein Tischler, dessen Erzeugnisse schlecht sind, sich damit ausreden darf, er würde bessere Stühle liefern, wenn die Werkstatt größer wäre.

Bei keiner Aufgabe, die dem Klingsor gestellt ist, haben wir in so strengem Maße durch Wort und Ton nur der Sache zu dienen gesucht wie hier, wo es einem der ärgsten Schäden gilt. Es wäre leicht gewesen, an den Entgleisungen des Tageblatts seine Redaktion lächerlich zu machen. Damit aber ist ihr nicht zu helfen! Wichtig ist uns der Weg, den sie betreten soll, nicht jener, der hinter ihr liegt. So hüteten wir uns, eine Person anzugreifen, der das Tageblatt unterworfen ist. Wer aber von uns konnte voraussehen, daß schon das Ziel einer offenen Kritik, so fern jeder Verdächtigung, von denen nicht erfaßt werden konnte, auf die es gerichtet ist. Plattner fragt immer wieder, was wir eigentlich bezweckten. Und die Antwort gibt er sich selbst, wenn er, der uns sachlich zu erwidern behauptet, nicht bloß Überheblichkeit, Dünkel, Gehässigkeit als unsere Beweggründe feststellen will, sondern auch bedauert, manche Äußerung auf die Rundfrage nicht in „besserer Gesellschaft" sehen zu dürfen, und uns die ehrliche Arbeit anwünscht, die sein Blatt leistet. Uns fiel es nicht ein, an der ehrlichen Arbeit seiner Zeitung zu zweifeln, wenngleich sie uns stümperhaft erscheint, auch wären wir zu jener anderen Erklärung Plattners nicht fähig, die dem Altweibergeschwätz zuliebe die Stellungnahmen Reisners und die von Dr. Jekelius damit zu erfassen sucht, daß diese Herren, „die Ecke der Gekränkten", bloß deshalb mit dem Tageblatt nicht einverstanden sind, weil sie seiner Redaktion nicht mehr angehören. Was des weiteren gegen mich

*) „Eine Rundfrage und ihr Ergebnis," Sieb.-Deutsches Tageblatt vom 10. Okt.

persönlich vorgebracht wird, liegt auf derselben Ebene, über die hinwegzublicken meine angenehme Pflicht ist.

Nicht aber kann, nachdem mit diesen Zitaten der Geist des Aufsatzes vorgestellt ist, darüber hinweggesehen werden, was er wirklich zu sagen vergessen hat. Denn hier geht es um die Sache.

Im Wesen jeder Rundfrage liegt es, daß auch widerstreitende Antworten einlaufen. Sicher und klar aber lösten sich mehrere Urteile und Forderungen aus unseren Äußerungen:

1. Wir stellten fest, daß der Nachrichtenteil schlecht ist.
2. Wir stellten fest, daß der Kunstteil schlecht ist. — Plattner sagt dazu, wir möchten doch keine offenen Türen einrennen, denn das Tageblatt wolle schon seit geraumer Zeit einen Nachrichten- und Feuilletonredakteur anstellen; es fehle ihm bloß an Geld. — Dies ist keine Rechtfertigung! Es erklärt nicht, warum Schauernachrichten gedruckt werden. Wer sie heute sammelt, ist dafür verantwortlich. Es erklärt nicht, weshalb das Feuilleton schlecht ist. Wer es heute zusammenstellt, soll lieber nichts tun als solche Arbeit.
3. Wir sagten, es seien eine Reihe sächsischer Neuerscheinungen und Bestrebungen nicht besprochen worden. — Plattner schweigt dazu.
4. Wir sagten, die Kunstkritik genüge nicht und sei rein lokal eingestellt. — Plattner schweigt dazu.
5. Wir sagten, die wissenschaftliche Berichterstattung genügt nicht. — Plattner schweigt.
6. Wir sagten, daß wir oft Berichte über rumänische Inlandsereignisse, Zustände und Bestrebungen geistiger Art, über die Lebensverhältnisse der Ungarn und Rumänen des Landes vermissen. — Plattner schweigt.
7. Wir sagten, es fehle die Aufklärung über soziale Fragen. — Plattner schweigt.
8. Wir sagten — und dies berührt die politische Redaktion — die Einstellung zu innerpolitischen Fragen kranke an provinzieller Enge, verkenne unsere Lage in der Mitte des Staats, sei zu sehr anlaßgetrieben und habe keinen großen Gesichtspunkt. — Zu alldem schweigt Plattner.
9. Wir sagten, die Idee der Erziehung des Volkes zur besseren Wahrnahme seiner geistigen Aufgaben, die von den äußerlichen nicht zu trennen sind, müsse die Politik durchdringen. — Plattner antwortet, das Tageblatt sei ein politisches Blatt, man müsse sich

damit abfinden. Er erkennt also nicht, welche Erziehung wir meinen.

10. Wir machten mehrere Vorschläge zur äußeren Redaktion und zur besseren Einwirkung auf den Leser. — Plattner antwortet: „Es gibt sicherlich kaum eine deutschsprachige Zeitung, die so lückenlos von allen Ständen eines Volkes gelesen wird ..... und es gibt kaum eine, die so von jedem Leser von Anfang bis zu Ende gelesen wird".

Alle zehn Punkte behandeln redaktionelle Fragen, auf keine gibt Plattner eine bemerkenswerte Antwort außer jener zum Schmunzeln anregenden: daß der Schnittpunkt dieser Urteile just auf der „richtigen mittleren Linie" liege, die unter den gegebenen Möglichkeiten das Tageblatt einhalte. Die Möglichkeiten seines Blattes, dessen Begrenzung durch die Verhältnisse niemand leugnet und das durch Anstellung von mehreren Redakteuren sicherlich erweitert werden kann, sind ihm nicht die Fähigkeiten seiner Redaktion, sondern der Geldmangel.*) Diese Flucht vor den Tatsachen in eine scheinbar plausible Erklärung zeigt, daß Plattner wirklich nicht weiß, was wir wollen. Wir sagen klipp und klar, die Leitung des Tageblattes genügt in vielem nicht, und stellen fest, was sie tun muß, um zu genügen. Daß manche Schäden wie das Feuilleton gründlich nur dann beseitigt werden können, wenn ein dafür geeigneter Schriftleiter angestellt wird, ist eine Binsenweisheit, hat aber nichts damit zu tun, daß Feuilleton, Kritik und Nachrichten in solchem Maße ungenügend und willkürlich geleitet sind. Wer ist dafür verantwortlich? — Hermann Plattner.

Mit der Schwere der Aufgabe darf sich nicht entschuldigen, wer sie übernommen hat.

Die Aufgabe liegt auf geistigem Gebiete. Wird ihre Lösung von der finanziellen Kraft des Blattes abhängig gemacht und nicht von den Begabungen, die ihm dienen, so bleibt, selbst wenn Geld in Fülle vorhanden wäre (und es ist genug vorhanden), das „Fortwursteln" die Devise der Zeitung. Es kommt durchaus nicht darauf an, etwas zu tun, sondern es ist das Wie und das Was dieses Blattes, dem nicht zugestimmt werden kann. Nicht weil sie manche Gebiete unberücksichtigt läßt, genügt die Leitung nicht, sondern weil sie so ist, wie sie

*) Der durchaus nicht so arg ist und nicht verhindert hat, daß das Tageblatt gleich nach Veröffentlichung unserer Rundfrage einen Nachrichtenredakteur angestellt hat und einen Kunstredakteur sucht.

heute eben ist. Was da Zahlen und Pläne entschuldigen sollen, wird keinem halbwegs logisch Denkenden einleuchten.

Daß sie aber gut werde, wollen wir. Deshalb machten wir die große Öffentlichkeit auf unsere Rundfrage durch Zettel und Plakate aufmerksam und zwangen dadurch das Tageblatt, das monatelang eine so scharfe Kritik wie die von Otto Folberth schweigend zu ertragen vermochte, sich endlich zu bekennen. Dies war Absicht, mußte so geschehen und ist gar nicht geschmacklos, wie Plattner, ein Redakteur l'art pour l'art, meint. Wir wußten es: nicht unsere Einwände, nur das Aufsehen, das sie verursachen, bringt das Tageblatt zur Äußerung. Nun haben wir sie und wieder so, wie wir es erwarteten, nicht als redaktionellen Rechenschaftsbericht, sondern als nichtbelegte Wirtschaftsbilanz.

Und dies wieder ist gut. Der reine Tisch ist gemacht, auf dem unwiderlegt seit Monaten schon unsere Einwände liegen.

Es wäre leichtfertig, wollte man nicht nach den Gründen eines solchen Verhaltens suchen. Plattner zum Ärger — als letzte Gegensatzquelle offenbart sich der Unterschied zwischen der führenden und der nachfolgenden Generation auch hier, womit allerdings nicht etwa der Ton seines Aufsatzes jener zur Last gelegt sei. Ihm, wie den meisten Alten, geht das Gefühl dafür ab, daß es mit Taktik um unser Volk nicht getan ist; die politische Volksverteidigung, die unsere Presse betreibt, ist eine Verteidigung, der Not folgsam, ohne Idee und bloß auf die Erhaltung der schon ererbten Güter gerichtet. So auf das Zunächstliegende allein eingestellt, hält sich das Tageblatt für ein scharfes Schwert; wir aber zählen die Scharten, durch die der Tag der Neuzeit wie durch Sägezähne glänzt.

Wenn wir mehr als nur bestehen wollen, brauchen wir eine Idee, gegeben durch die Aufgabe, die uns hierlands überantwortet ist als denen, die den geistigen Inhalt Siebenbürgens am tiefsten mitgeschaffen haben. Wir sind Kolonisten und nicht pensionierte Nutznießer unserer Vorfahren. Dies ist die Idee in ihrer deutschen Bedingtheit, siebenbürgischen Färbung und staatlichen Bedeutung. Und wenn gegen eine solche Idee, deren Verfehltheit mir einer nachweisen möge, noch jemand einwirft, das Volk brauche sie nicht, sondern eine politische Redaktion, brauche die Erziehung dazu nicht und nur eine taktische Verteidigung, so gebe er für seinen Teil der Politik, wie er sie versteht, den Vorrang. Aber er wisse auch, daß er, sofern in unserem Volk noch Leben ist, bald zum alten Eisen gehören wird, noch ehe er erkannt hat, daß

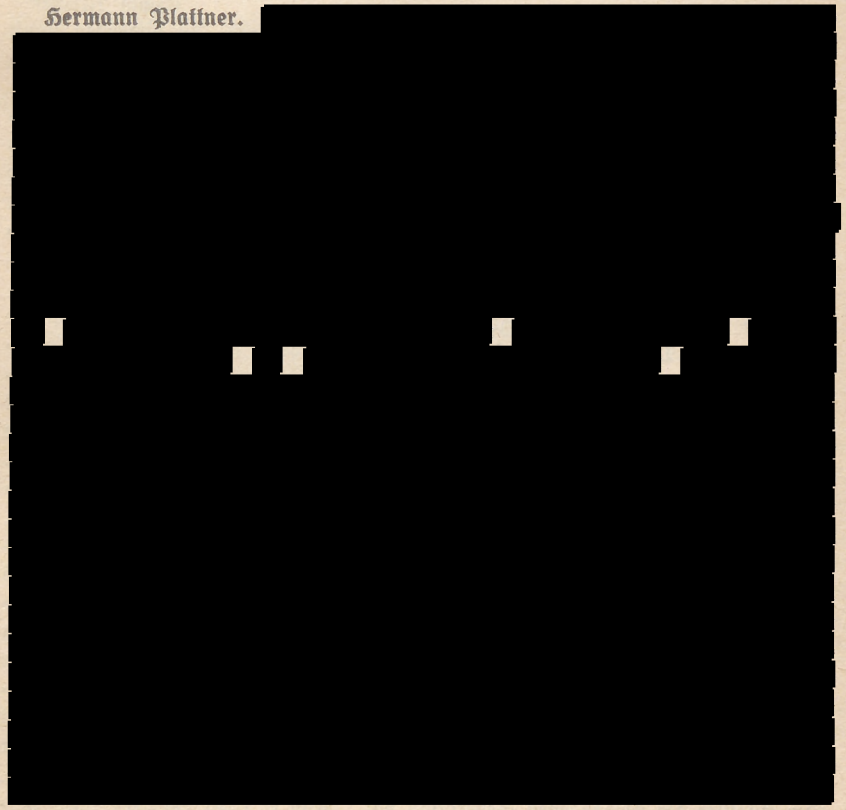
Politik und Erziehung eins sein muß. Eine Idee durchdringt, wenn sie es ist, alle Gebiete und zerteilt sich nicht in Einzelressorts für laufende Arbeit.

Worum wir kämpfen? Um die Einheit von Idee und Tat. Das heißt für die Zeitung: um einen Schriftleiter.

„Idee und Erfahrung werden nie in der Mitte zusammentreffen, zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat" und „jede Tugend übt Gewalt aus, wie jede Idee, die in die Welt tritt. anfangs tyrannisch wirkt". In diesen Worten Goethes liegt auch begründet, weshalb unsere Forderung so hart und schonungslos erscheint. Nicht was das Publikum verlangt, sondern wohin es geführt werden muß, ist die Aufgabe!

Rundschau

Hermann Plattner.





Erwin Reisner

Kunstbrief. Es ist nun sehr still geworden im Heerlager der bildenden Kunst Europas: der Kampf in dem sich die Gegner oft nicht nur mit Schlagworten bekämpfen, ist zuende und die Trommeln klingen — wenn sie nicht schweigen — zaghaft und gedämpft. Der Kunstfreund ist dem wohl selten reinen Vergnügen enthoben, sich mit einem neuen -ismus auseinander setzen zu müssen und jedem ist es erlaubt, seinen besonderen Sammlerneigungen sich hinzugeben, ohne wegen seiner Aversion gegen diese oder jene Richtung, wie noch vor kurzem, angegriffen zu werden oder gar als Banausen sich hingestellt zu sehen. Den Verlegern und großen Kunsthäusern, die sich mit allen Mitteln moderner Reklame, welche mit Geschmack gewöhnlich wenig zu tun haben, hinter jegliche Art von Programmkunst gestellt haben, sind zum Teil die Gelder ausgegangen oder sie haben eingesehen, daß nur ehrliche Arbeit auf die Dauer ihren Käufer findet. So wird heute selbst die größte Unverfrorenheit eines Maldilettanten, mag er sich auch mit allem Pathos auf seine „Erleuchtung" berufen, kaum jemanden dupieren und sogar die neuen Reichen, soweit sie nicht schon wieder zu den alten Armen gehören, kaufen lieber solide mittelmäßige alte Kunst, statt daß sie wie in den Revolutionsjahren mit dem Allerneuesten prunken. Daß aber unsere Zeit ihr eigenes Gesicht hat und daß für den Künstler der Gegenwart der geistige Raum ein anderer ist als für den vergangener Generationen, wird der Konservativste einsehen und zugeben müssen, daß die Jugend auch heute das Recht hat, ihren eigenen Ausdruck zu suchen und — zu finden. Im Winter 1925/26 haben zwei Ausstellungen in Wien und in Frankfurt a. M, beide betitelt „Das Gesicht der Zeit", versucht, einem allgemeineren Publikum durch Gegenüberstellung der besten graphischen Blätter sichtbar zu machen, wie sich Form und Inhalt in den letzten dreißig Jahren gewandelt haben: damals die breite, erzählende Darstellungsweise und Abschrift der Natur — mit Ausnahme der Impressionisten — oft mit starkem literarischen Einschlag wie zum Beispiel Klinger; heute die Abbreviatur der Landschaft und der Seele, das Ringen nach der Idee im platonischen Sinne. Der Künstler der vergangenen Generation hat, wenn er etwa Schmerz oder Ver-

langen des Augenblicks im Bilde verewigen wollte, die Allegorie oder Geschichte von Schmerz oder Verlangen mit Hilfe von Gestalten dargestellt, die als typische Träger solcher Gefühle gelten, wie Niobe oder Hero, Romeo oder Hamlet. Heute will der Künstler das Urbild des Schmerzes oder des Verlangens seiner schöpferischen Schicksalsstunde wiedergeben in einem Antlitz, einer Gebärde oder auch nur in dem Zusammenklingen von Linien, von Licht und Schatten.

Damit sind auch die handwerkmäßigen Ausdrucksmittel andere geworden. Der Flüchtigkeit dieses Augenblicks entsprechend und oft auch der faustischen Unmöglichkeit das bannende „verweile doch" zu rufen, ist die Sprache der modernen Bilder eine skizzenhafte, stammelnde oder eine aphoristisch zugespitzte, kantige, die Kontur umreißende und wenn die Kraft fehlt, dem beseelten Moment Gestalt zu leihen, durch die Heftigkeit des Ausbruchs eine chaotisch vibrierende, oft auch einem schreckhaften Aufschrei ähnliche geworden. Schön aber und ein Kunstwerk wird ein solches Bild — wie jedes andere — eben nur dann sein, wenn in ihm, nach einem Worte Hegels „das Unendliche durch ein Endliches zum Ausdruck kommt".

Es ist müßig, heute noch von Sammelbegriffen wie Expressionismus oder Kubismus zu reden: die Künstler selbst suchten sich von jeder Etikette zu befreien und jeder möchte seinen Weg gehen. Gemeinsam ist allen — von Paris bis Wien, von Berlin bis Rom — ein Streben nach strengster Stilisierung, so daß man nicht mit Unrecht von einem neuen Klassizismus spricht, der vor allem in der gegenwärtigen Architektur sichtbar wird. Neben der Wiederentdeckung rein klassizistischer Künstler — besonders Ingres', über den in Wien ein prachtvoll ausgestatteter Band bei Schroll von der Wiener Kunsthistorikerin L. Fröhlich-Bum im vergangenen Winter erschienen ist — pflegen die deutschen bildenden Künstler auch eine Vorliebe für die romantische Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In Wien wurde dieser eklektischen Neigung durch zwei Kollektiv-Ausstellungen Rechnung getragen: der Jahrhundertschau französischer und daraufhin der der deutschen Malerei. Es seien hier nur zwei führende Künstler der Romantik genannt, die von tieferer Wirkung sind: Delacroix und Runge. Aber auch hier wissen die Modernen vor allem das „Klassische" herauszufühlen. Die französischen Maler der Gegenwart folgen am strengsten dem klassizistischen Geschmack, sie bevorzugen sogar die antiken Farbentöne: das pompejanische Rot, dann Blau und Gelb, die sie ungebrochen nebeneinander stellen. Porträt und große Komposition sind fast ausgeschaltet, man malt beinahe nur Stilleben und Landschaften, womit der experimentelle Charakter der Neuesten, so gesetzt auch schon ihr Benehmen ist, sich dokumentiert. Die Wurzel dieses Übels hier bloßzulegen, würde zu weit führen, es sei nur darauf hingewiesen, daß die großen Zeiten der bildenden Kunst stets mit solchen einer in enger geistiger Gemeinschaft verbundenen Gesellschaft zusammenfielen, daß im Anfang jeder Schöpfung das Wort steht. Wir wissen am Eingang der Renaissance Dante, der griechischen Kunst Homer. Auch heute kann nur der Dichter den Kosmos schaffen, in dem der bildende Künstler seinen Raum findet, der ihm alle Möglichkeit gibt: ihn zu erfüllen wie Raffael oder ihn zu sprengen wie Michelangelo.

Dr. Robert Krottmayer

Die Hermannstädter Tagung des Bundes deutscher Akademiker in Rumänien.

Studentische Tagungen der letzten Jahre haben nicht den „Stil" wie ehemals, es liegt der Schwerpunkt nicht mehr so sehr in äußeren Formen und nicht mehr so sehr in den Kommersen.

Wenn diese Tagung mit einem großen Kommers begann, der mit anschließendem Tanzkränzchen als gut gelungen bezeichnet werden kann, so vergesse man nicht, daß dieser Abend zugleich Abschiedsabend des heurigen Hochschulkurses war und sehr wesentlich auch von der dort gewachsenen Stimmung getragen wurde. Der Abend gehörte dem ganzen Volk, nicht nur den Akademikern.

Die Vorträge der zwei nächsten Tage hatten drei Kernpunkte, Themen, die in letzter Zeit wiederkehren: Junge Generation, Auslanddeutschtum und Minderheit verbunden mit politischen und organisatorischen Fragen und die siebenbürgische Seele.

Das Bedenken gegen „soviel Vorträge, daß man gar nicht recht zur Arbeit kommt", schwand ziemlich rasch, als sich einige als sehr inhaltsvoll erwiesen. Schließlich setzte man sich zu den Sitzungen und beriet, wie man dieses und jenes besser machen solle, wie allerlei Zusammenarbeit angefaßt werden müsse. Man kann nicht nur loben, — Kronstadt glänzte durch Abwesenheit — aber doch behaupten, daß sich ernster Arbeitswille schon geltend gemacht hat, daß schon manches geleistet worden ist, und daß die Pläne für die Zukunft gar nicht nach jugendlichen Schaumgebilden aussehen, sondern dorthin zielen, wo unserem deutschen Volk in Rumänien durch das Schicksal der Weg gewiesen ist, zu engerem Zusammenschluß ohne Opferung der Eigenart und zum Heranbilden eigener Kräfte. E. Sindel

Die Stipendien und die Theologiestudierenden. Fast eine Million Lei sind als Stipendien für Theologiestudierende vorgesehen. Dazu kommen im Reich noch Stipendien vom Gustav-Adolf-Verein und von den einzelnen theol. Fakultäten Der Zweck, der erstrebt wurde, ist erreicht: die Zahl der Theologiestudierenden hat sich vermehrt — ob sich auch die zukünftigen „Seelsorger" vermehrt haben, ist beinahe zweifelhaft.

Hat bei der Mehrzahl die innere Berufung zum Seelsorger den Ausschlag gegeben oder das bequeme Studium? Man ist beinahe verleitet, einen alten Spruch umzustellen: Sobald das Geld in der Tasche klingt, die Seele in die Kutte springt.

Spreche ich gegen die Seelsorger? Ich spreche gegen die Wirtschaftssorger, die die Konjunktur ausnützen. Misch Orend

Die Vertreterversammlung des Jugendbundes in Kaisd am 16. und 17. Oktober krankte an inneren Gegensätzen. Während ein Teil der Anwesenden, besonders auch die Jugendbundleitung neue Organisationsformen (z. B. die Schaffung eines Ringes der deutschen Jugendbünde in Rumänien und die Vergrößerung des Jugendbundblattes) vertrat und nach mancher Debatte auch durchsetzte, fragten sich die übrigen Teilnehmer immer wieder (wobei Dr. Theil*) am lebhaftesten diesen Standpunkt einnahm) was eigentlich der Zweck des Jugendbundes sei. Diese Frage nach dem Inhalt erfährt eine besondere Berechtigung dadurch, daß der Jugendbund in seiner heutigen Gestalt aus nicht viel anderem besteht als aus seiner Leitung und bloß der Oberbau einer erst zu schaffenden Vereinigung der Jugend ist. Wenn nationale Zusammenfassung der alleinige Zweck des Bundes sein soll, so bleibt der Einwand gegen die nur organisatorische Behandlung immer noch übrig, denn auch dieser Zweck kann wirksam erst verfolgt werden, wenn die Jugend selbst dafür gewonnen ist. Soll aber der Jugendbund Hüter der Ideen sein, die in Heltau spontan geäußert wurden, so ist eine solche nur äußerliche Arbeit nebensächlich. Als Ergebnis der Tagung bleibt

*) Der unter dem Titel „Zur Problematik der Jugendführung" einen ausgezeichneten Aufsatz nach Kaisd im S.-D. Tageblatt veröffentlichte.

das unerfreuliche Gefühl: daß die Erwartung der Klärung notwendiger Jugendfragen in nichts erfüllt wurde. Die geringen organisatorischen Beschlüsse mögen an sich wertvoll sein. Wirksam werden sie, wenn der Hülle, die hier bloß eine Mütze, nicht einmal ein Anzug ist, der Inhalt eingefügt wird. Bis dahin ist nichts dagegen einzuwenden, die Mütze zu schmücken, indem man das Jugendbundblatt auf ein höheres Niveau zu heben sucht. Heinrich Zillich

Glänzende Armut. Bei Übernahme des rumänischen Imperiums schien es, als ob wir Deutschen in Siebenbürgen verstärkt und vereint mit den Deutschen aus den übrigen Gebieten, einer Besserung unserer Lebensverhältnisse in materieller Beziehung entgegen gingen, und als ob die Zeit kommen würde, wo wir eine wichtige Stelle im Staate würden einnehmen können.

Die abgelaufenen Jahre haben uns diese Hoffnungen genommen. Wohl haben sich einzelne Industriezweige umgestellt und gekräftigt, auch Konjunkturgewinne wurden gemacht — als Volk sind wir wirtschaftlich zurückgegangen. Werden wir doch nicht nur kulturell, politisch systematisch zurückgehalten und bedrängt, sondern auch wirtschaftlich Tag für Tag geschwächt und verkürzt, ganz abgesehen von den großen planmäßigen Schädigungen.

Wo bleibt das zielbewußte, organisierte Bekämpfen dieser Tatsache?

Nimmt man unsere Zeitungen zur Hand, findet man überwiegend spaltenlange Berichte über Musikfeste, philosophische Betrachtungen, rassenhygienische und andere Spekulationen, ästhetische Kritiken und dergleichen. Ein Hauch der Weltfremdheit, der Ergebenheit, des resignierten Verzichtes scheint einem entgegenzuwehen. Bei uns scheint bildende Kunst nnd Musik nicht die natürliche Blüte von Wohlstand und Kulturhöhe zu sein — mehr Rettung, Zuflucht, Trost. Denn unsere inneren und äußeren Kulturgüter und unser ererbter und erworbener Besitz werden uns täglich aus den Händen gewunden; bei ungehinderter Weiterentwickelung in dieser Richtung werden wir bald die Armen im Lande sein, oder — was schlimmer wäre — rumanisiert. — Aber auch außerhalb der Zeitungen: nirgends eine uns Alle erfassende Bewegung, Erkenntnis, daß neben dem völkischen Zusammenhalten wirtschaftliche Kraft und wirtschaftliche Einigkeit auf allen gangbaren Gebieten allein unsere Zukunft ist. Weit davon entfernt, Kunstpflege nicht als weitaus höchste, edelste Kulturerscheinung zu bewerten, weit entfernt, alle uns als Volk zusammenfassenden Bindungen (Volksorganisation, Kirche) nicht als die für uns und in diesem Lande wichtigsten anzuerkennen, bin ich doch der Überzeugung, daß uns in unserem heutigen Kurs vor allem das zielsichere Lossteuern auf die selbstverständliche materielle Grundlage, die Vorbedingung fehlt. Nirgend ist eine deutsche Wirtschaftsgemeinschaft kräftig am Werke, das so reiche Wasser der wirtschaftlichen Möglichkeiten und Strömungen mit Kraft auf unsere Mühle zu leiten. Angeborene Passivität, Besonnenheit spielt hier mit — aber doch scheint es auch an der Erkenntnis bei unseren führenden Stellen zu fehlen, daß wir nur dann bewahrt werden können, ein petrefaktisches Kabinettstück unter den Völkern dieses Landes zu werden, wenn es uns gelingt, uns einzuordnen in den Macht und Volkskraft, Wohlstand und Reichtum, vor allem aber pulsierendes Leben schaffenden Wirtschaftsorganismus unseres Landes.

Wir sind uns nicht dessen bewußt, wie arm wir in den letzten acht Jahren geworden sind, wie wir ins Hintertreffen geraten sind, und wie selbst unsere führenden,

wirtschaftlich Starken von anderen überflügelt wurden. Wir befinden uns zwar auf höherer Stufe der Zivilisation, aber auf absteigender Wirtschaftskurve, die Mitbewohner dieses Landes aber auf der ansteigenden Kurve materieller Entwicklung. Was muß das Resultat solcher Fortbewegung sein?

Verschiedene Mittel gäbe es heute noch für uns, die wir bisnoch zu den Intelligentesten und Europäischesten des Landes gehören, an der Hebung des Reichtums dieses überaus gesegneten Landes teilzunehmen, wenn wir — als Volk — nur wollten, wenn wir nur von dieser Erkenntnis durchdrungen, wenn wir hierin geschäftlich klug, tüchtig und einig wären!

Der ganze Zuschnitt unseres öffentlichen Lebens müßte mehr aufs Wirtschaftliche eingestellt sein. Darauf müßte ein Großteil unserer Schulerziehung abzielen, dafür Wirtschaftsorganisationen wenn nötig geschaffen werden, an denen das ganze Volk ebenso interessiert ist und für sie eintritt, wie heute für das Wort unserer politischen Spitzenorganisation. Ein weitausblickendes Wirtschaftsprogramm, straffe zielstrebige Führung, eine schlagkräftige und festgefügte Einheit — — das täte uns not. Hierfür müßte der Sinn unserer jetzt meist theologischen Führer geweckt, die öffentliche Meinung unserer Generation interessiert, mit Beharrlichkeit wachgehalten und unser völkisches Leben in ernster Arbeit, durch Taten frisch zugeschnitten und ausgebaut werden. Vor allem unsere Presse müßte sich in immer wiederkehrender Belehrung bemühen, diese Erkenntnis als Gemeingut unseres Volkes zur Ausreife zu bringen, statt wie bisher ihre Spalten kurzsichtigerweise überwiegend verträumten und nutzlosen Dingen zu öffnen.

Es führt hier zu weit, Vorschläge im Einzelnen zu machen. Das System soll hier propagiert werden. Dem Gebiet soll hier gedient sein. Die einzuschlagenden Wege wären mannigfach. Würden sich ganz von selbst finden, wenn sich unsere Volksführer mit unseren Volkswirten beraten wollten.

Nur ein Weg sei hier angeführt, der mir als erster der kürzeste und einer der natürlichsten zu sein scheint: Der gegebenen Berufung zu folgen, die wir Deutsche in Rumänen haben, Bindeglied zu sein zwischen dem Deutschen Reich und dem Osten. Es ist die Strömung der Zeit, daß das Auslandsdeutschtum vom Mutterlande nicht bloß kulturell anerkannt und völkisch gleichgestellt wird, sondern daß auch versucht wird, die Fäden in wirtschaftlicher Beziehung enger zu knüpfen. Durch solche Gemeinschaft mit dem Mutterlande, durch solches Anschalten festgefügter siebenbürgisch-sächsischer Organisationen an den großen deutschen Außenhandelsorganismus könnten uns ungeahnte Vorzüge erwachsen. Dr. Fred Sigerus

Neue Bücher und Schriften

Das süddeutsche Theater. (Korrespondenzblatt der Gesellschaft für das süddeutsche Theater und seine Auswirkungen. München.) Das erste Heft der Zeitschrift ermöglicht es, über die Aufgaben der Gesellschaft zu sprechen, die unter Führung von Professor Litzmann, Kutscher, Borcherdt und anderen in diesem Jahre feierlich gegründet wurde, wobei der Leiter unseres Kulturamtes Dr. Csaki eine viel beachtete Rede gehalten hat. Die Rede gab gleichsam eine Illustration der Gesellschaftszwecke. Dr. Csaki zeigte nämlich an Beispielen aus Sathmar und dem Banat, daß Lied und Theater nicht nur Schöpfung, sondern auch Neuschöpfer der Volksgemeinschaft sind. Und auf dieses kommt es der Gesellschaft an. Sie will

durch Pflege der alten Theaterkultur Süddeutschlands dort und in den davon beeinflußten Gebieten, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien, die Kluft überbrücken, die heute zwischen Volk und Theater klafft; sie will gleichzeitig von unten und von oben her, von unten durch Pflege, Sammlung von Lied, Tanz und Spiel, von oben in der Beeinflussung der Theater zur Unterstützung der wesenhaft deutschen Bühnenkunst und Dramatik die schöpferischen und darstellerischen Fähigkeiten der süddeutschen Stämme wieder befruchten. Durch zahlreiche Ortsgruppen sollen dieser großen Arbeit Anregungen und Angriffsstellen gegeben werden.

Für uns Deutsche in Rumänien ist die Gründung von Bedeutung. Sie strafft die alte, durch die Umwälzung äußerlich stark verletzte Verbindung mit der deutschen Theaterkultur, die wir ausschließlich in süddeutscher Bestimmtheit genossen und miterlebt haben. Allerdings werden wir kaum etwas zur Genesung der deutschen Berufsbühnen selbst beitragen können, aber aus der Fülle unseres volkstümlichen Eigenlebens vermag viel als Gegengeschenk auch nach Westen erstattet werden, vieles, was in unseren volkskundlichen Werken vielleicht schon gesammelt vorliegt. Bedeutsamer wird es, soweit wir in Frage stehen, sein, daß die Tätigkeit der Gesellschaft uns unmittelbar in Spiel und Bühne beeinflusse, daß ihre Tätigkeit auch bei uns sichtbare Früchte trage. Dazu wird es nötig sein, daß wir selbst der Vereinigung beitreten und an ihr mitzuarbeiten beginnen. Der Mitgliedsbeitrag beläuft sich jährlich auf 10 Mark. Heinrich Zillich

Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft.

1. Werner Mahrholz: Wirtschaft und Christentum, (90 S.) G. Braun-Verlag, Karlsruhe 1926.
2. M. J. Bonn: Das Schicksal des deutschen Kapitalismus (S. Fischer-Verlag, Berlin, 1926, 26 S.).
3. Hans Honegger: Volkswirtschaftliche Systeme der Gegenwart (G. Braun-Verlag, Karlsruhe 1926, 136 S.).

1. Ein tiefes, reiches, lebendiges Buch! Ausgehend von den Forschungen eines Tröltsch und eines Max Weber, und erfüllt von dem Erlebnis harter Wirklichkeit (die der Verfasser als Leiter der Sozialabteilung eines großen Industrieunternehmens kennen zu lernen genügsam Gelegenheit hatte), wirft Marholz die Frage auf: „ist christliche Wirtschaft, überhaupt, möglich?“ Und er kommt zu dem Ergebnis, daß wohl im Sinne des Kirchenchristentums (nicht aber im Sinne des mystischen oder des Gemeinschaftschristentums) eine solche, bedingt, möglich sei. Im Einklang mit dieser Erkenntnis, also, gelte das Postulat der Humanisierung des Wirtschaftslebens, die erreicht werden könne durch eine „Revolutionierung“ nur des Einzelnen in seiner Gesinnung. Auf den Inhalt des Buches kann in der Kürze dieses Referats nicht eingegangen werden; auf die einzig und wahrhaft „geistig-wissenschaftliche“ Methode — die antithetische Herausforderung idealer Typen — sei nur kurz hingewiesen. Es genüge die Bemerkung, daß das Buch, das übrigens gerade auch auf katholischer Seite Beachtung fand, aktuell ist, im höchsten und besten, im Goethe'schen Sinne.

2. M. J. Bonn's Schrift ist eine Gelegenheitsarbeit, es ist die Arbeit nicht eines fachmännisch umgrenzten Gelehrten, sondern eines weltmännisch orientierten Mannes, der auch, aber nicht nur, „Wissenschaftler“ ist. Gerade darum ist die Schrift so interessant! Bonn gibt alles andere als eine Apologie des demokratischen

Kapitalismus. „Die kapitalistische Produktion beruht nicht nur auf Kapitalerzeugung, sondern ebensosehr auf Kapitalzerstörung. . . . . Dieser Kapitalschwund ist nicht nur die Strafe für die Fehlgänge des Kapitalismus . . . . er erzwingt den organisatorischen Fortschritt; und er ermöglicht ihn, denn, da geschwundene Kapitalien nicht mehr verzinst werden, so gestattet er Preissenkung und erhöhte Rentabilität. Wenn der Kapitalismus grundsätzlich vor dieser Umstellung zurückschreitet . . . . untergräbt er sein eigenes Dasein. Denn wenn es sich als möglich erweisen sollte, durch zusammenhanglose, einander völlig wiedersprechende Maßnahmen in der Verwaltung des Kapitalmarktes eine Wirtschaftskrise wie die gegenwärtige zu überwinden. . . . . dann wäre bewiesen, daß man die theoretischen Grundsätze der kapitalistischen Wirtschaftsordnung weder zu erkennen noch zu befolgen braucht, um das Wirtschaftsleben Deutschlands nach Wunsch zu gestalten. Wenn ein derartiger Sozialismus von Fall zu Fall in den Händen von Leuten, die gar nicht wissen, daß sie Sozialismus treiben, Erfolg hat, dann wird man die echten Sozialisten kaum verhindern können, die Plätze ihrer Wegbereiter einzunehmen. Wahrlich, das Schicksal des deutschen Kapitalismus liegt in schwachen Händen." Dies das Endergebnis der lesenswerten, kleinen Schrift.

3. Und zum Schluß noch einige Bemerkungen über das Buch von Honegger, das, so wertvoll es sein mag, an dieser Stelle nicht zu nennen wäre, wenn es nicht durch die Einstellung des Verfassers interessant wäre. Honegger ist der Meinung, Europa könne sich, jetzt und in Zukunft, den Aufwand wissenschaftlicher „Schäferspiele" nicht mehr leisten. Seltsam kontrastiert zu dieser Auffassung die Begründung seiner methodischen Einstellung, der der Verfasser übrigens auch in seiner Polemik gegen Salin — einen bedeutenden jüngeren Geisteswissenschaftler der Heidelberger Universität — Ausdruck gibt: „irgend ein System ist stets besser als gar kein System; selbst eine schlechte Anordnung ist vielfach dienlicher als gar keine Ordnung." — Wir, unserseits, glauben: die Zeit der „Systeme", in den Geisteswissenschaften ist in Bälde vorbei. (Wer glaubt heute noch an „Systeme der Medizin", wie sie, vor hundert Jahren noch, in Schwunge waren? Wer an systematische rationale Philosophie? !) Immer mehr wird auch in den „Geisteswissenschaften", bildungs-wissenschaftlichen Gepräges, das lebendige Sein zu seinem Rechte kommen. Dies sei, zu Honeggers an sich trefflichen Buche, in Kürze gesagt. Kurt Zarek

Mitteilungen der Schriftleitung

Druckfehlerberichtigung: Im Oktoberheft Seite 409 soll es unter dem Zitat natürlich „August Schuster" heißen (nicht „Maurer").

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

20. Nov. Vortrag Schuster Dutz: Neue lustige Geschichten und Gedichte (Aula).
25. Nov. Architekt Paul Ligeti: Über Musik und Literatur und ihre Rolle in der Kulturentwicklung (Aula).
27. Nov. Vortrag Heinrich Zillich: Aus unveröffentlichten Arbeiten (Aula).
1. Dez. Kammermusikabend des Rosè-Quartetts (Apollosaal).
11. Dez. Vortrag Erwin Reisner: Die Kulturaufgabe der Philosophie in der Gegenwart (Aula).

Verantw. Schriftleiter: Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov) Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

Klingsor
SIEBENBÜRGISCHE ZEITSCHRIFT
3 JAHR DEZEMBER 1926 HEFT 12

Der Gang der Zeit

Novelle von Bernhard Capesius

Felix kehrte im Alter von etwa vierzig Jahren in seine kleine Heimatstadt zurück. Er hatte lange Zeit im Ausland gelebt und sich als Schriftsteller einen Namen gemacht. Nun drängte es ihn, die heimische Landschaft und ihre Menschen in seinen Werken zu gestalten. Dieser Zug von Heimweh überraschte ihn anfänglich selbst, bei einigem Nachdenken jedoch erschien er ihm nur natürlich. Denn der jugendliche Wahn und Ehrgeiz, „die ganze Welt in sein Werk zu schließen", war geschwunden; wollte er die Blüten seiner Jugendzeit zu Früchten des Mannesalters reifen lassen, so mußte er einen engern Bezirk wählen, in dem er feste Wurzeln schlagen könne. Und es war umso natürlicher, daß dieser Bezirk die Heimat sein solle, als ihre Motive noch ziemlich unausgeschöpft und jungfräulich schienen.

In den ersten Tagen nach seiner Heimkehr arbeitete Felix noch nicht. Er durchwanderte die Straßen des Städtchens, um die Eindrücke und Erlebnisse seiner Kindheit neu lebendig werden zu lassen und sie auf Grund dieses neuen Erlebens zu formen. Je länger er dies tat, umsomehr jedoch drängte sich zwischen Erleben und Gestalten ein Gefühl, daß er bisher nicht gekannt hatte. Und zwar war es die Furcht, daß hier bei der Wahl des Stoffes und bei seinem eigenen Urteil über den künstlerischen Wert von dessen Gestaltung das subjektive Moment eine stark irreleitende Rolle spielen könne. Freilich war er sich dessen bewußt, daß andererseits gerade dies subjektive Moment, wenn es gelang, ihm einen reinen und starken Ausdruck zu geben, die hier entstandenen Werke zu seinen besten machen würde. So galt es gewissermassen eine Probe auf seine Künstlerschaft zu bestehen, aber je mehr ihm dies klar wurde, umso mehr zauderte er mit dem Beginn der Arbeit und umso ängstlicher wurde er in der Wahl des Stoffes.

In dieser ungewissen Stimmung ging er eines Abends durch eine Vorstadtgasse, wo sich die Leute zur Erholung nach dem heißen Tag vor ihre Haustüren gesetzt hatten. Am westlichen Himmel stand noch



Bernhard Capesius

hell der Abendschein, aber die Straßenlaternen waren bereits angezündet und auch in Stuben und Läden brannten schon einzelne Lampen. Dies Zwielicht und der Gegensatz zwischen der unirdischen Schönheit des hereinragenden Sommerabends und dem Brodem des menschlichen Alltags, der über der Straße lagerte, ließen Felix dies Bild unwirklich erscheinen. Es waren zum Teil Gestalten, die er von Jugend auf kannte: derselbe Gastwirt wie vor zwanzig Jahren stand in der Tür des „Gartenrestaurants" und schwatzte mit dem Friseur von nebenan; am Fenster ihres winzigen Stübchens saß noch immer die alte verschrumpelte „Tante Jetti" und häkelte mit ihren verkrümmten Fingern dieselben Spitzen wie vor dreißig Jahren. Ist die Zeit hier stehen geblieben? dachte Felix. Bei diesen Leuten hat sich nichts verändert, während ich „durchs Leben stürmte". Dieser Ausdruck drängte sich ihm auf, obwohl er selbst darüber lächeln mußte.

Am Ende der Stadt, da wo die Promenade beginnt, begegnete er einem stattlichen Ehepaar mit drei halbwüchsigen Kindern. Er wollte unerkannt vorübergehen, doch der Mann hielt ihn mit geräuschvoller Begrüßung auf. Es war ein ehemaliger Schulkollege von Felix, der ihm nun breit die Geschichte seiner Berufslaufbahn erzählte. Er befand sich noch im Dienste derselben Bank, in die er vor achtzehn Jahren eingetreten war, und rechnete augenblicklich auf das Avancement zu einem Direktorposten. Seine Frau stand verlegen dabei und Felix erinnerte sich, daß sie einst seine Liebe gewesen war, ehe sie den Schulkameraden mit dem festen Einkommen heiratete. Der älteste Sohn war sechzehn Jahre alt und schien seinen Vater in allem wiederholen zu wollen. Als er sich endlich verabschieden konnte, dachte Felix: Hier ist die Zeit nicht stehen geblieben; es hat Entwickelung und Fortschritt gegeben, mehr als bei mir. Und doch ist dieser Gang der Zeit ganz verschieden von dem meinigen. Es ist wie das träge Tacken einer großen Wanduhr verglichen mit dem rastlosen Ticken meiner Taschenuhr. Und doch haben die Zeiger die gleiche Anzahl von Kreisen zurückgelegt. Was aber ist das Eigentliche — das Ticken oder der Weg der Zeiger?

Der Park, in den er jetzt eintrat, erweckte durch den Duft des frischgemähten Heues und den leisen Geruch der Gaslampen Erinnerung an unnennbare Jugendstimmungen. An Bäumen und Sträuchern, an den Brücken über den kleinen Bach, an jeder unerwarteten und anmutigen Wegbiegung schien etwas von dem zu hängen, was er hier einmal empfunden und gedacht hatte. Aber das hatte nun

alles seine Ordnung in der Zeit verloren, war sinnlos verschlungen wie in einem verworrenen und süßen Traum. Dies festhalten zu können, ah, dies gestalten zu können! Aber es war nichts da, was er fassen konnte, und das äußere Bild blieb das einer nicht ungewöhnlichen Parklandschaft.

Auf einer abgelegenen Bank traf Felix eine Dame, bei deren Anblick er erst stutzte, dann weitergehen wollte, um doch schließlich fast willenlos die Schritte zu ihr hin zu lenken. Sie begrüßte ihn als alten Bekannten und es zeigte sich, daß sie die Witwe eines Studiengenossen aus seiner Hochschulzeit war, den er sehr gut gekannt, aber seit Jahren aus den Augen verloren hatte. Sie erzählte ihm nun, wie ihr hochbegabter und hochstrebender Gatte sich nach Beendigung seiner Studien in der Heimat niedergelassen habe und ein tüchtiger und gesuchter Anwalt geworden sei. Der enge Gesichtskreis, den ihm sein Beruf hier geboten, habe ihm freilich nicht genügt und er habe gestrebt, sich dafür auf anderen Gebieten schadlos zu halten. Nun sei er aber an der geistigen Stumpfheit im gesellschaftlichen, an der Kleinlichkeit, dem Eigennutz und der Cliquenwirtschaft im öffentlichen Leben überall gescheitert und darauf dem Kartenspiel zum Opfer gefallen. Von diesem habe sie ihn allerdings nach der Heirat wieder abgebracht und in den ersten Jahren ihrer Ehe ihm wohl auch alles das gegeben, was er außerhalb des Berufes suchte. Aber als die Kinder kamen, sei eine Trennung der Interessen eingetreten, und nun habe sich ihr Mann dem Börsenspiel ergeben. Im Anfang wohl nicht ohne Erfolg, nach einigen fehlgeschlagenen Spekulationen aber habe er sich erschossen. Aus einem hinterlassenen Schreiben sei hervorgegangen, daß der Beweggrund seiner Manipulationen ein durchaus edler war: Er wollte ein Vermögen erwerben, das einerseits den Bildungsanstalten seiner Heimatstadt zugute kommen, andererseits seinen Kindern ermöglichen sollte, außerhalb der Heimat zu leben, wenn sie es darin gleich ihm nicht würden aushalten können.

Als Felix die unglückliche, von Neuem aufgewühlte Frau mit einigen armen Worten zu trösten versucht und dann nach Hause begleitet hatte, irrte er noch stundenlang unter dem dunkelglühenden Sternenhimmel ziellos durch die Straßen. Das gehörte Schicksal versetzte ihn in fast unerträgliche Erregung. Wie ein Moloch erschien ihm nun die Stadt, aus hundert erloschenen Fensteraugen starrend, mit dunkeln Torrachen zum Verschlingen bereit. Denn je länger Felix darüber nachgrübelte, umso klarer wurde es ihm, daß allein die Ver-

hältnisse der Kleinstadt und die Erbärmlichkeit der hier wohnenden Menschen an dem Untergang eines so ungewöhnlich begabten Menschen die Schuld trugen. Und schon formte sich ihm der Stoff zum Werk, zu einer erschütternden Tragödie des Einzelnen, zur beißenden Satire über die von jenem mit vergeblichen Opfern so sehr geliebten Gesellschaft. Das war der gesuchte Stoff, das die Aufgabe, die ihn hier erwartete!

Aber als er weiter durch die nächtlichen Straßen wanderte und sein Werk im einzelnen zu bedenken anfing, da überfiel ihn plötzlich ein anderer Gedanke mit beängstigender Gewalt. Hier, wo alles sonst friedlich war und jahrzehntelangen Schlummer schlief, hatte sich das Schicksal eines Mannes abgespielt, eines ihm Gleichaltrigen, der zu Blüte, Reife und Fall gekommen war, während er selbst kaum der Frucht entgegen zu reifen begonnen hatte. Den man unter dem gleichmäßig hastenden Tempo der Großstadt nicht merkte, weil man von den Menschen um sich her nichts wußte, der verschiedene Gang der Zeit wurde hier zu einem unheimlichen Rätsel. Und nun sollte er dies Leben aus dem von ihm so ganz anders erlebten Milieu heraus beschreiben! Was wußte er, wie der andere diese Straße gesehen, jenen Berg gekannt, die verschiedenen Menschen erlebt und beurteilt hatte? Und konnte er seine Empfindungen hineintragen, ohne die Wahrheit zu verfälschen, wo es doch auf Wahrheit allein ankommen sollte? Was empfanden schließlich dritte, wenn er den Namen einer Straße nannte, so wie er tatsächlich lautete und der allein schon für ihn eine Fülle von lebendigsten Erinnerungen enthielt? Nichts — und er war gezwungen, seine Keuschheit aufs tiefste zu verletzen, indem er alles preisgab, was sie ihm war — oder sie umzubenennen und dadurch alle Wahrheit zu töten. Das war nur die Straße — dann erst die Menschen und ihre Beziehungen und Verhältnisse untereinander! Und doch brannte sein Heimweh auf diesen Stoff.

Mit dem Gefühl, daß nunmehr die Stunde der Entscheidung für ihn gekommen sei, betrat er spät nachts das Zimmer in seinem Elternhaus, das ihn seit dem Tode seines Vaters unberührt erwartete. Hier hatte sich in den zwanzig Jahren gar nichts verändert, kein Ding hatte seinen Standort, oder gar das Aussehen gewechselt. Und doch schien Felix nirgends so sehr wie hier die Vergänglichkeit unabweislich klar. Je mehr sich die Seele des ehemaligen Besitzers von diesem Orte entfernte, umso mehr schien alles das, was um ihn gewesen war, Sinn und Wert verloren zu haben und noch zu verlieren.

Rascher als sonst irgendwo, deutlicher wahrnehmbar in dieser vollkommenen Ruhe und Stille war der Gang der Zeit und lastete schwer auf dem Gemüt.

Felix trat ans Fenster und lehnte sich hinaus in den kleinen, von Mauern umgebenen Garten, wo sein Vater mit besonderer Liebe und Sorgfalt seltene Gewächse gepflanzt und gezogen hatte. Mit einem Male schien ihm der Fall seines Studiengenossen in seiner Vereinzelung und Absonderlichkeit unwichtig und belanglos neben der Aufagbe, dies einfache und doch von Sorge und Leid, von Hoffnung und Freude tief erfüllte Leben, das sein Vater geführt hatte, in seiner ganzen Alltäglichkeit darzustellen, ohne äußere Größe und Glanz, aber vom Pulsschlag des Lebens selbst durchpocht. Zugleich aber erkannte er, daß es vermessene Überhebung war, ohne die größte Künstlerschaft, die er nicht besaß, an das Heiligtum des Lebens selbst zu tasten. Damit freilich war der Verzicht auf alles, was ihm die Heimat als Stoff bot, gegeben.

Er trat vom Fenster zurück und beim Zwielicht des erwachenden Morgens schrieb er folgende Verse nieder:

Der Wolken Zug streift meine Stirn,
Der Nebel treibt
Herab zu Tal vom nie erstiegnen Firn,
Zeit geht vorbei und keine Hoffnung bleibt.

Hoch steht der Baum, den jung gepflanzt
Des Vaters Hand.
Auf seinem Grab im Licht die Mücke tanzt,
Zeit geht vorbei, ist groß und unbekannt.

Was jemals war, wird blasser Schein.
Herz wappne Dich!
Denn nicht einmal das eigne Leid ist Dein.
Zeit geht vorbei und reißt das All mit sich.

Nach kurzem und unerquicklichem Schlummer reiste Felix am nächsten Tage ab. Sein Name als Schriftsteller gründete sich weiterhin auf feingezeichnete Schilderungen aus glänzenden Epochen der menschlichen Geschichte.

Wäjelid

Von Viktor Kästner

Dā se zā de Nuckelcher
Gūldich härzet Schatzken!
Net verpramp deng Wuckelcher
Mät dem klene Gatschken.

Bäst te bīs und knaufst te mer,
Meß ich mät der bēren;
Bäst te fromm, erziel'n ich der
Än de Wängter Mēren:

Vun dem Mânchen Dommelânk,
Dât, mēr wōr et klinzich,
Hadd e Bärtchen ielelânk,
Uge wä är zwinzich.

Wä ed angd'r e Birrebliet
Ist sich hatt verstōchen,
Und dem Jessn än det Jr
Änne wōr gekrōchen.

Uch de Mēr vum starken Honz,
Dier de Bīm kangd brjen,
Doch e hadd uch siwe Jōr
Mottermälch gesrjen.

Un em Dâch âß hie ellīn
Siwe Vīrel Krumpen,
Doräm kangt' e Millestīn
Än der Händ zergrumpen.

Wonn te härz uch īnich bäst,
Näckend mich wirst quielen,
Kēnd ich nōch en gänzen Dräst
Mēren der erzielen.

Wonn te irst nōch gresser wiest,
Wäll ich der Geschichten
Vun de Sachsen īresiest
Ous ălder Zekt berichten.

Wä se sich äm Tirkestrekt
Ritterlich gebrangen,
Bäs de Zäkel sänkt der Zekt
Mäd es ugefangen.

Wä äm gänze Länd dersänkt
Jwerăl Gepränkel,
Und gor munch ī Mängsch nō'm Wängd
Klangle let de Mänkel.

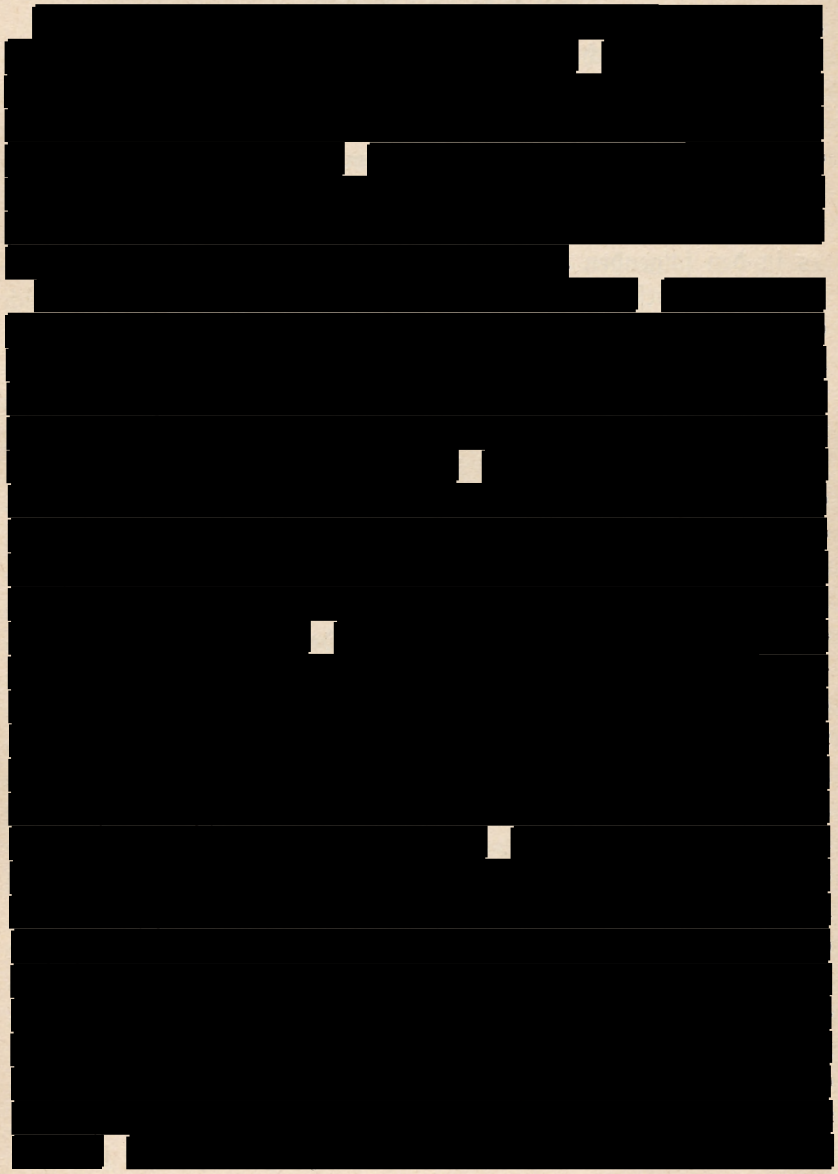
Doch tā kâst det net verstōn,
Gūldich härzet Schatzken,
Huest deng Ugen zāgedōn,
Schlefst schī wä e Ratzken.

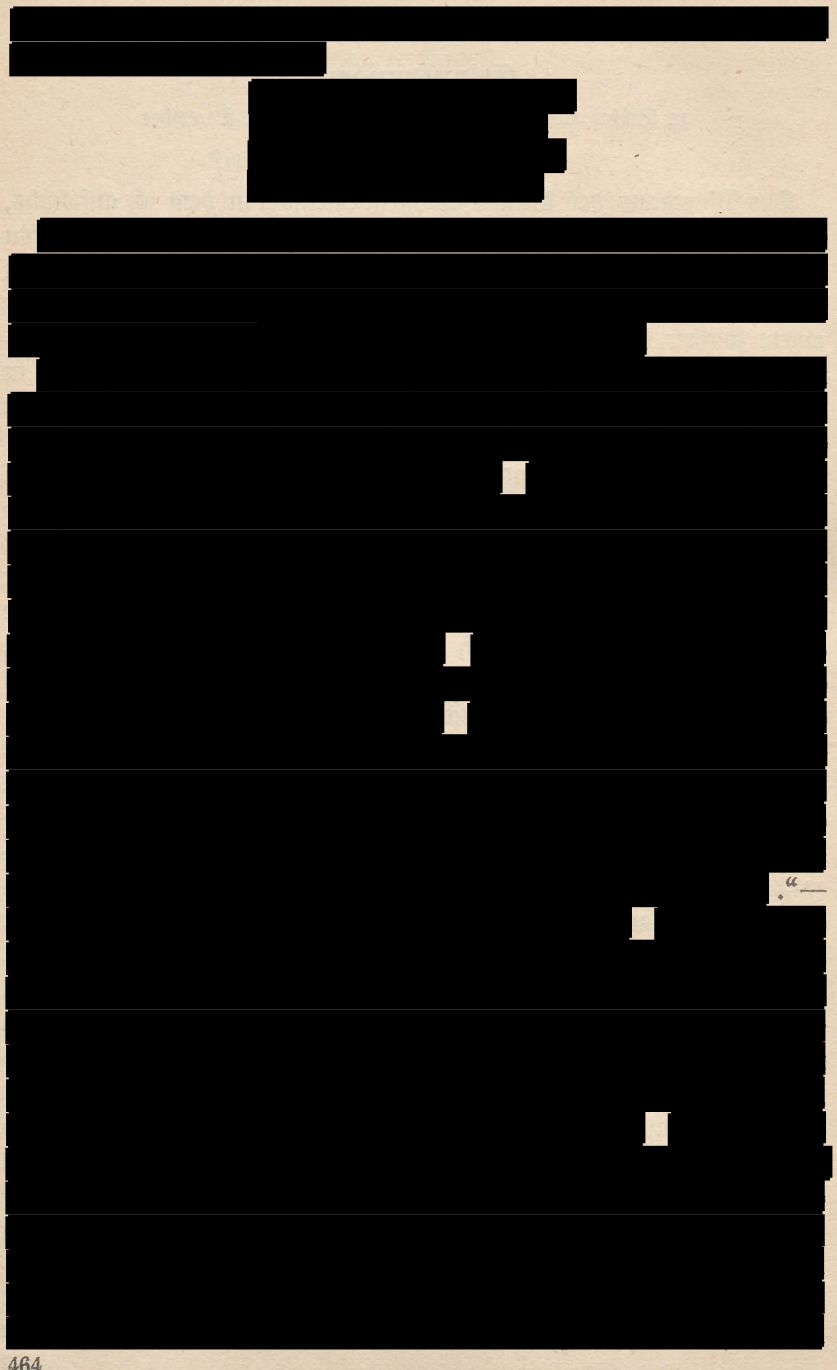
Dä es drât, de Wädderwūlk
Widd uch dech berären,
Wirst uch īst fīr First uch Vūlk
Schwierd uch Fädder fären.

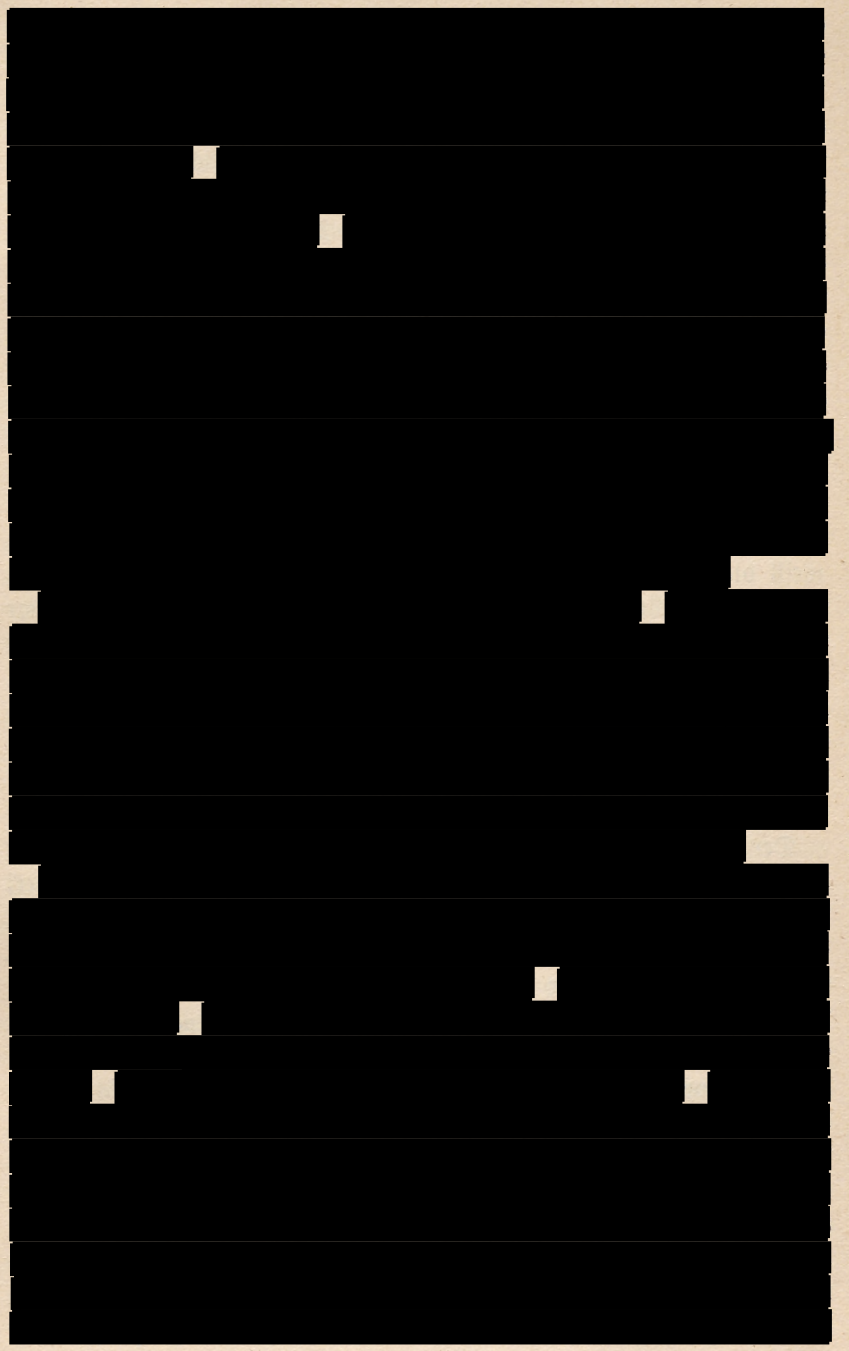
Erinnerungen

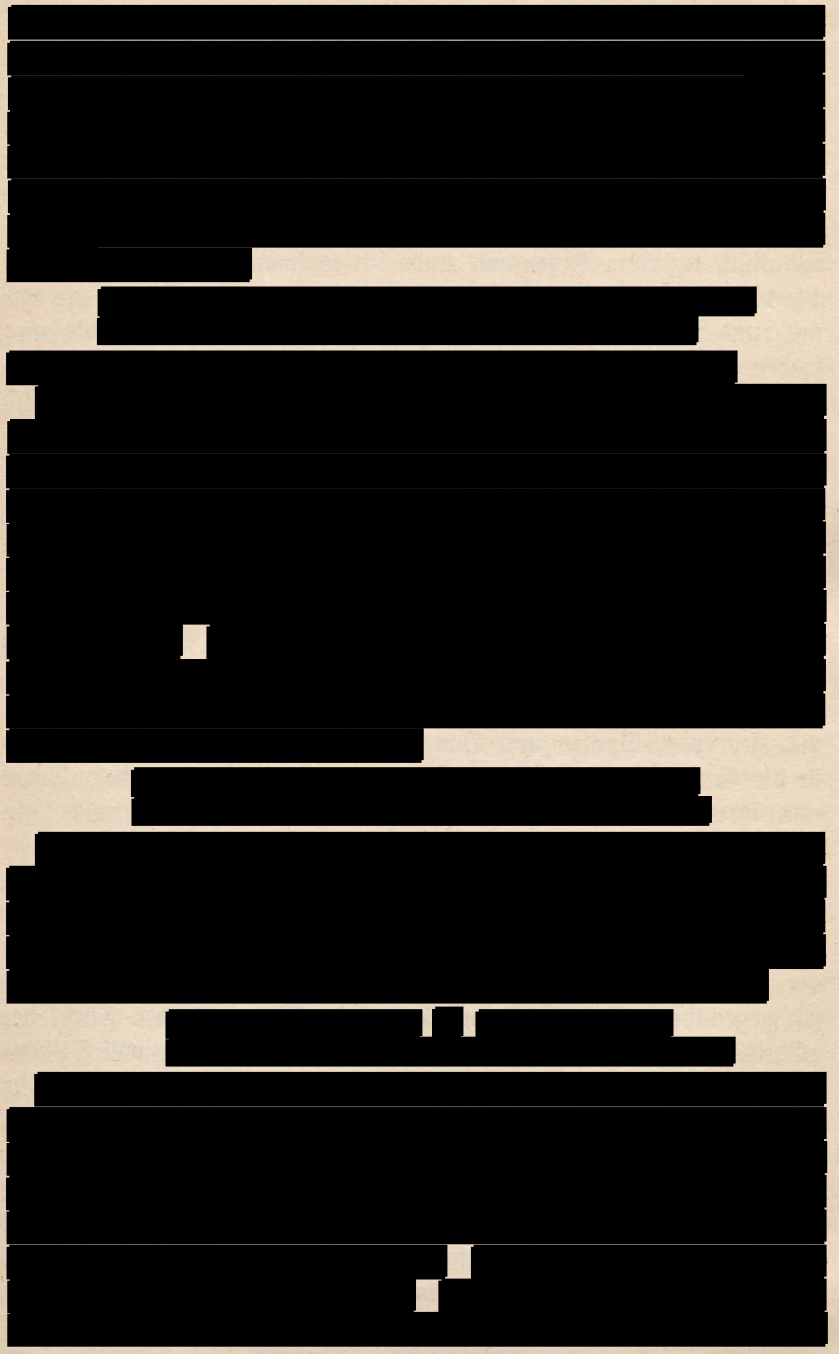
zu Viktor Kästners 100. Geburtstag am 30. Dezember

Von Erwin Wittstock

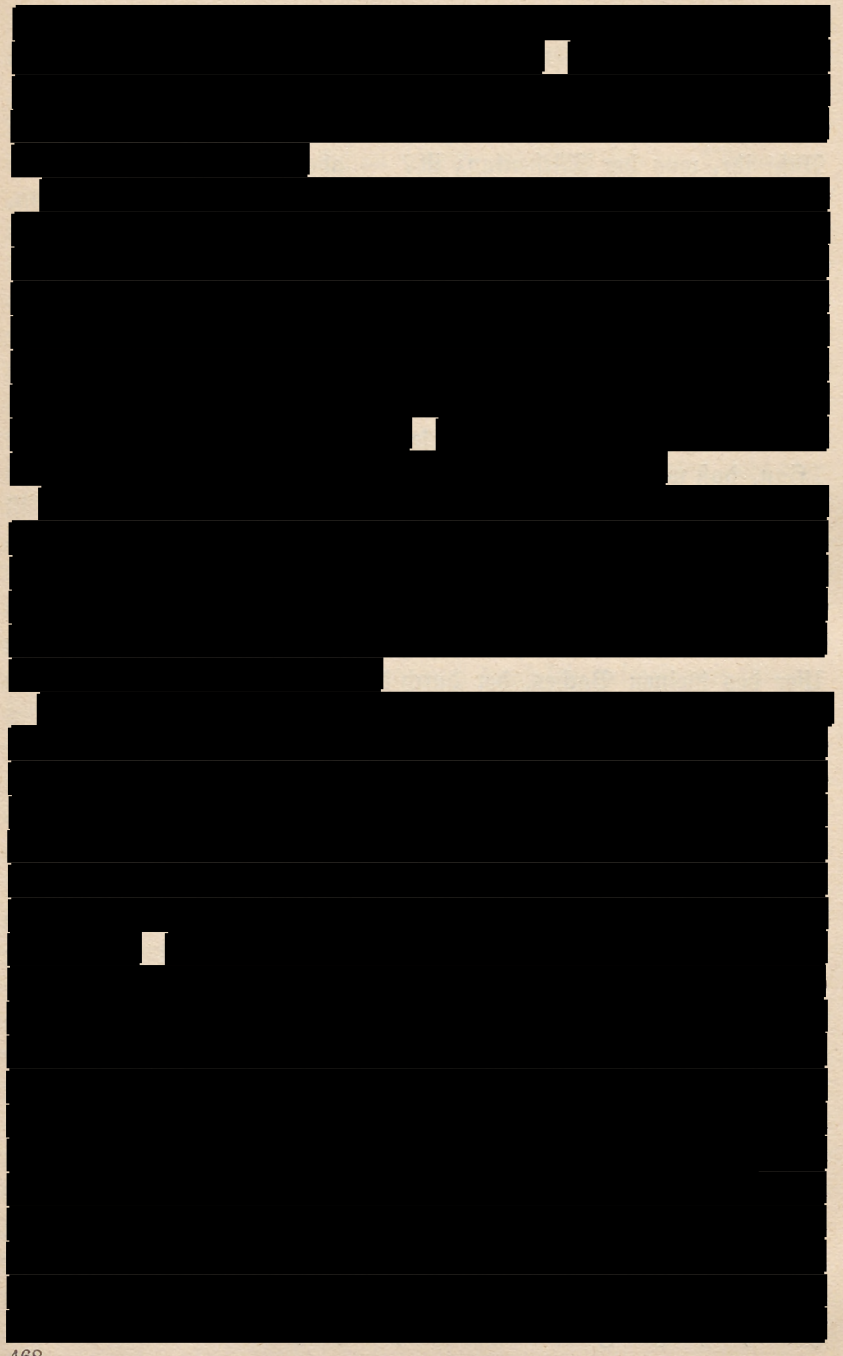




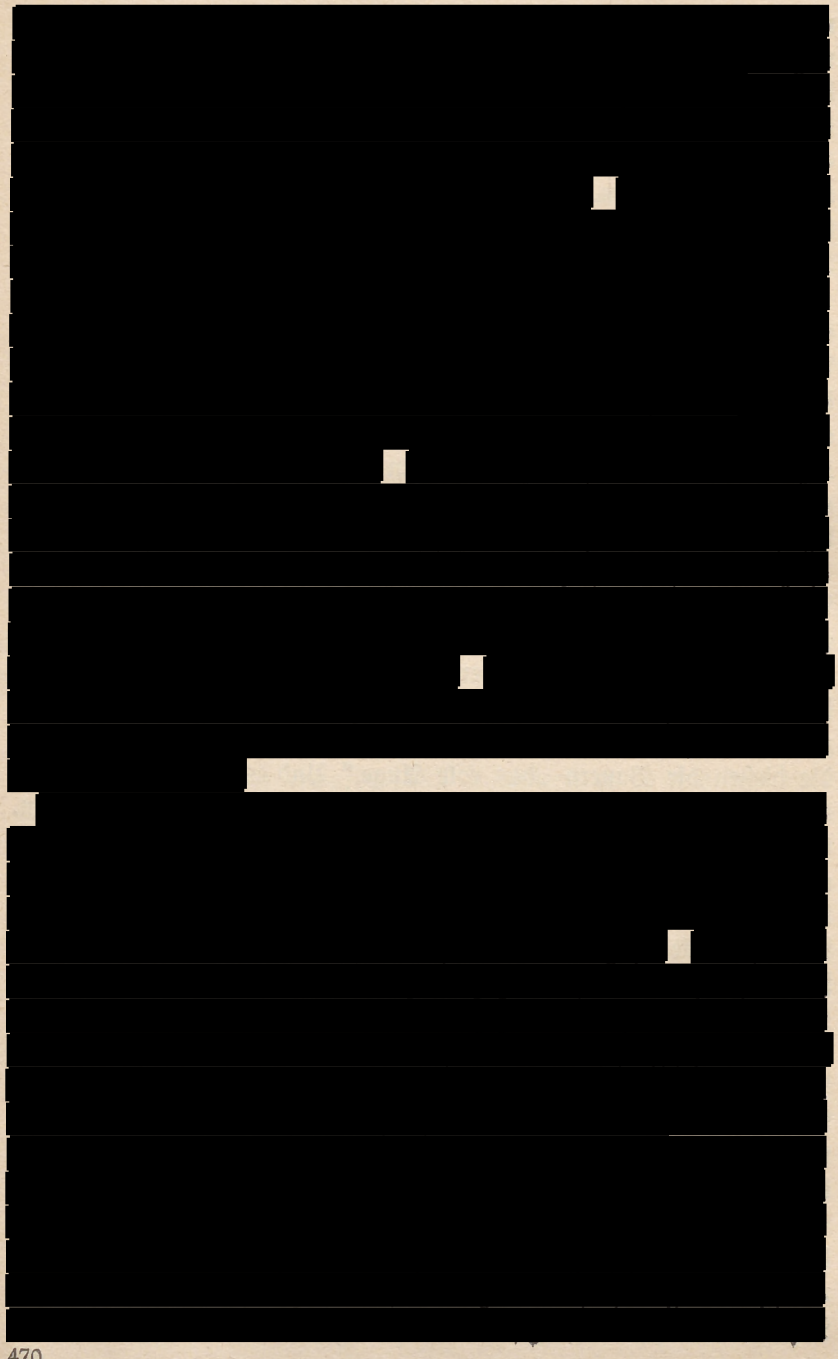


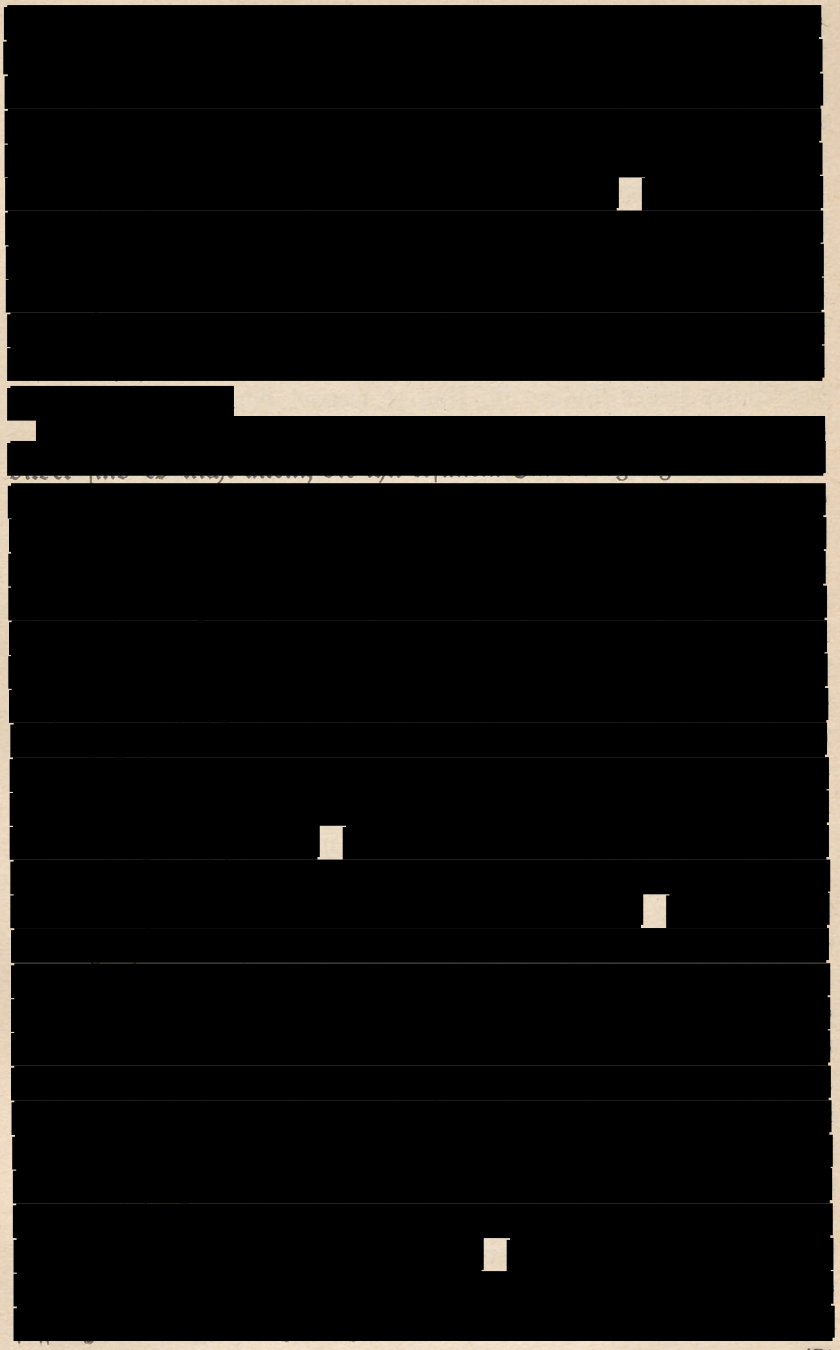


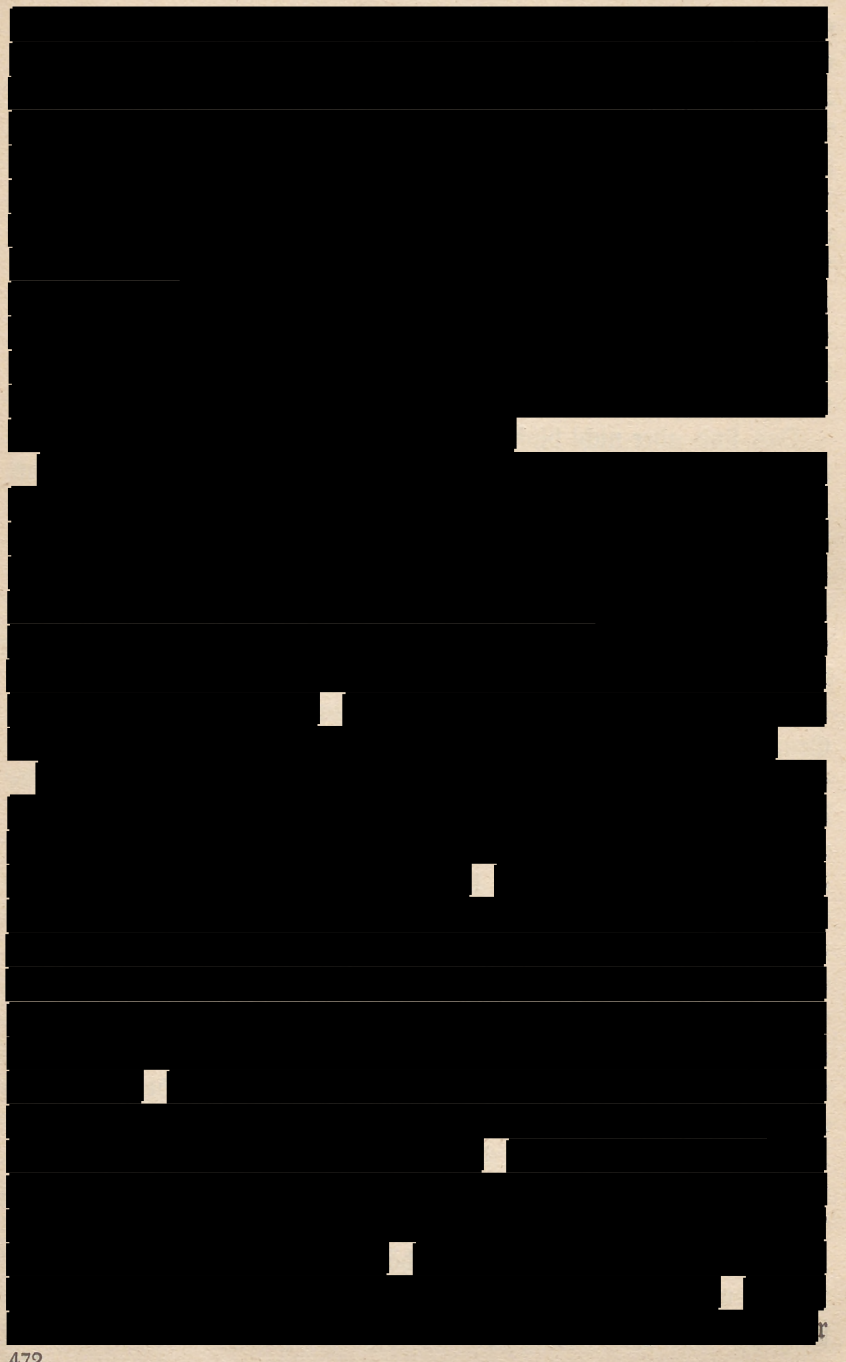


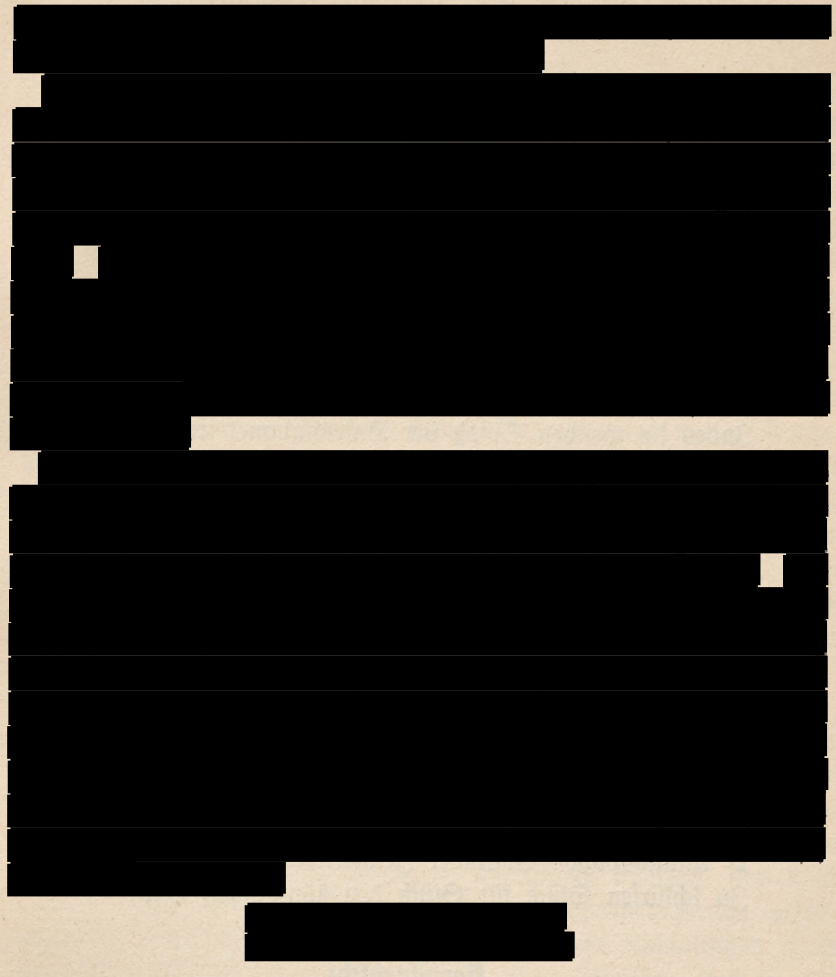












Gedichte

Von Adolf Meschendörfer

Fruchtschale

Laß diesen roten Apfel, der so bäurisch lacht
Und, wenn du in sein pralles Fleisch beißt, schamlos kracht.
Der Kerl stammt aus dem Wald und nur die grelle Tracht
Hat diesen Parvenü so weltbekannt gemacht.

Laß auch die dumme Birne, die verlegen glotzt,
Mit ihrer gelb und grün lackierten Jacke protzt,
In fader Süße ihrer weißen Schenkel strotzt,
Indes im weichen Schoß der Hasenstummel trotzt.

Die geile Traube ist ein Fräulein Liederlich.
Mit hundert Beeren schwillt sie und verführt sie dich,
Und ohne säuerlichen Altenjungfernstich
Berauscht sie jede Gans und jeden Gänserich.

Wie edel glüht der Pfirsich in der Sammethaut,
Keusch und verschlossen, eine braune, reife Braut,
Die sich gelassen hingibt, ohne Schmerzenslaut,
Wenn der Plebejer sie in seinem Maul verstaut.

Doch goldgetränkt und düfteschwer der kühle Leib
Entzückt, entrückt dich üppig schwül dies Tropenweib:
O Ananaspopo! Göttlicher Zeitvertreib,
Zu schlürfen Stück für Stück den königlichen Leib!

Herbstgedicht

Hinter jenen Bergen rollen die stolzen Ströme,
Rauschen die großen Städte wie uralte Bäume
Und der Schlote müde Trauerfahnen
Wehen über das zerwühlte Land.

Dies Tal liegt wie ein Vogelnest in warmen Armen.
Die Zeit steht still. In kühlen Kammern reift das Obst.
Die violette Persephone hebt zum Abschied
Schlummertrunken noch einmal das bleiche Haupt.
Und golden winken die lauschenden Wälder.

Gebäudekritik

Von Paul Ligeti, Architekt

Wir schreiben über sie, weil es keine gibt. Theaterkritiken sind obligat, Konzertkritiken, Kunstausstellungskritiken ebenfalls. Ueber Neubauten schweigt die Presse.

Eigentlich: Wunders genug. Die Presse ist ja die Stimme der Öffentlichkeit, vertritt und wahrt ihr Interesse. Was aber mag vom Standpunkt der Öffentlichkeit wichtiger sein: die Registrierung der Fortschritte, die dieser oder jener Virtuose in Anschlag, Stimmenführung usw. gemacht hat, oder die Würdigung der Anstrengungen eines Baukünstlers um die richtige Lösung eines Städtebildes, um Ausgestaltung eines zeitgemäßen Stils? Betrachten wir nur die Konsequenzen hier und dort. Das Konzert rauscht vorüber, die Ausstellung wird geschlossen, die Öffentlichkeit hat weiter keinen Schaden, keinen Nutzen davon. Das Gebäude aber steht da. Stört oder erquickt unser Auge, verunziert oder bereichert das Bild unserer Stadt für viele Jahrzehnte. Es kann den Ankömmling, den Fremden in eindrucksvollster Weise fühlen lassen, was wir sind, was wir können, wo wir halten.

Und dennoch: über Neubauten schweigt die Presse.

Es ist nicht ganz leicht, die Ursache zu finden, warum dies geschieht.

Da ist vor allem die Art und Weise, wie architektonische Produkte vor die Öffentlichkeit treten. Langsam entstehen sie, langsam schälen sie sich aus den Gerüsten hervor. Kaum merkt man, wann sie dem Gebrauch übergeben sind. Premiere, Vernissage, Konzert: sind nicht nur Ereignisse des Kunstlebens, sind auch Tagesneuigkeiten, gesellschaftliche Ereignisse, sind an ein Datum geknüpfte Aktualitäten. Auch als solche gehören sie in die Zeitung. Kein Wunder, daß sie aus solchem Anlaß auch kritisch gewürdigt werden.

Aber es gibt auch Gebäude, die derart, mit einem Tage, oft festlich eingeweiht werden. Und dennnch werden sie keiner ernst gemeinten Kritik unterzogen. Wir müssen andere Gründe suchen.

Ein solcher dürfte der Umstand sein, daß Bilder, Theaterstücke sozusagen als Kaufobjekte vor der Öffentlichkeit erscheinen, die mit Recht erwartet, vom geübteren Geschmack der Fachleute Fingerzeige zu erhalten, ob man das Stück ansehen, die Ausstellung besuchen, das Konzert anhören soll. Wenn Gebäude erscheinen, sind sie nicht käuflich, im Gegenteil: sie stellen einen neuen Besitz dar. Und Kritik üben,

hieße da jemandem (dem Bauherrn) die Freude an teuer Erstandenem verderben, einem anderen (dem Architekten) in seine Privatgeschäfte dreinreden. Aber kein Kritiker scheut sich, dem oft darbenden Maler, dem um seine Existenz ringenden Musiker eben dieselben Privatgeschäfte zu verderben; und tut recht daran, wenn er nur objektiv geblieben ist. „Die Öffentlichkeit hat ihre Rechte, wer vor sie tritt, hat mit ihnen zu rechnen." Sehr wohl. Und gerade nur Bauten sollen glimpflicher behandelt werden? Die nicht nur vor die Öffentlichkeit treten, sondern vor ihr auch stehen bleiben?

Oder sehen wir es nicht oft vorkommen, daß Kunstberichte aus fremden Städten über Konzerte reden, die vorüber sind, über Ausstellungen, die schon geschlossen wurden, über Dinge also, wo das Kaufinteresse ebenso ausgeschaltet ist wie bei Gebäuden? Und doch wird es jeder natürlich finden, daß derartige Rezensionen erscheinen.

Man fühlt eben in diesen Fällen, daß es sich um etwas Wichtiges handelt. Um Kunst! Um künstlerische Ereignisse! Und diese verdienen allgemeine Aufmerksamkeit, auch wenn jene andere Art aktuellen Interesses ausgeschaltet ist.

Mit Verlaub: ist Architektur keine Kunst?

Wir glauben beim Kernpunkt der Frage angelangt zu sein. Architektur wird nicht im selben Maße als „Kunst" empfunden, wie Musik, Malerei, Literatur. Bei diesen erwartet man tief innerliche, ergreifende, erhebende, erschütternde Eindrücke. Fliegende Pulse, hochrote Wangen, angehaltenen Atem. Wer denkt an derlei bei Architektur? Mit welchen Erwartungen tritt man vor ein Gebäude? Wenn es nicht häßlich ist, so zumindest indifferent. Und im besten Falle: „recht schön". Kaum dämmert vorläufig die Ahnung dessen, daß auch ein Bauwerk bedeutsam sein kann. Daß die scharfen, kräftigen, vom Licht des Alltags umspielten Formen der Architektur eine Erlösung sein können aus der zerfließenden, träumerischen Welt des malerischen Scheins. Daß ein Bauwerk durch die markige Dauerhaftigkeit seines Eindrucks vielfach dafür entschädigen kann, was es an ekstatischer Intensität schuldig geblieben ist. Daß ein Gebäude für eine Stadt eine ebensolche definitive und schwerwiegende Bereicherung bedeutet, wie ein schönes Möbelstück für eine Wohnung. Noch hat man wenig Gefühl für alldies. Noch fehlt das wirkliche Interesse. Und da sich hiezu der Mangel an aktuellen Gelegenheiten und die Ausschaltung des merkantilen Standpunktes gesellen: so schweigt die Presse über neue Gebäude.

Sie sollte es nicht tun. Für das Publikum sowohl wie für die Künstler wäre es außerordentlich fördernd, wenn die Presse damit beginnen würde, die bauliche Produktion ebenso kritisch zu beleuchten, wie die der anderen Künste.

Nicht als glaubten wir daran, daß von heute auf morgen fertige Architekturästhetiker auf dem Plan erscheinen werden, deren Ansichten für das Publikum maßgebend, für die Künstler richtungweisend sein würden.

Aber daran glauben wir, daß Geschmack am besten durch Übung gebildet wird. Geschmack an Bauwerken durch Übung in deren Betrachtung. Und das Publikum wird nur dann anfangen, sich Bauten genauer anzusehen, wenn man begonnen haben wird, über sie zu schreiben.

Nicht nur Finger bedürfen der Etüden. Auch Ohr und Auge. Wie viel besser ist heutzutage das musikalische Ohr geschult! Wie viele gibt es, die beim Anhören eines Klavierkünstlers, Sinn für Feinheiten des Anschlages, der Phrasierung, der Tempi haben. Wie deutlich können sie eine kühle, eine gesuchte, eine verinnerlichte Auffassung unterscheiden. Auch das Auge ist nicht unkultiviert. Auch für Farben, Zeichnung, Komposition, Linienführung, für Luft, Licht bei unseren Malern hat man einen Blick. Aber weiß man auch, daß der eine Architekt mit den Massen gut arbeitet, der andere Sinn für feine Profile hat? Daß der eine logisch kühl, der andere verworren, feurig arbeitet? Daß es dem einen gelungen ist, die konstruktiv-zweckmäßigen Forderungen mit einem künstlerischen Gedanken zu durchdringen, während beim anderen die Heterogenität beider Standpunkte klafft? Daß der eine kühl-virtuose Mache, der andere phantastischen Kitsch, der dritte zaghaft-ehrliches Suchen, der vierte kräftig einfache Zielsicherheit repräsentiert? Weiß man überhaupt, daß derartiges existiert? Versucht man, sich darüber ehrlich Rechenschaft zu geben? Gebäudekritiken könnten an dieser Lage vieles bessern. Sie werden manchmal ungerecht sein: tut nichts, wenn sie nur ehrlich gemeint sind. Wenn nur Meinungen laut werden, Gegenmeinungen hervortreten. Das Interesse wird geweckt werden, das Publikum sich dazu angeregt fühlen, eine eigene Meinung zu bilden. Es wird schauen, sich die Augen üben, etwas wie die Basis einer öffentlichen Meinung wird beginnen, sich herauszukristallisieren.

Und dies letztere ist hauptsächlich der Grund, weshalb auch wir, Architekten, danach verlangen, daß unsere Bauten in der Presse er-

örtert werden. Wenn es auch das Publikum nicht weiß, — wir wissen es, daß unsere Sache eine öffentliche ist. Den Maler mag das verständnisvolle Urteil einiger Kenner befriedigen. Seine Kunst ist intim. Die unsere ist forensisch. Uns verlangt es, die Stimme jener unbekannten Menge zu hören, vor der Goethes Dichter zurückschrickt. Sie ist uns Befriedigung und Richtung. Auch Richtung. Nicht als wollten wir uns knechtisch fügen. Aus dem Wust lautgewordener Meinungen wissen wir sehr wohl herauszuhören, was der ehrliche Naturlaut eines Beachtenswerten und was das Gekläff einer minderen Gesinnung ist. Die Meinungen unserer Bauherren? Sehr wichtig, aber zu wenig. Zu einseitig vom Zweck beeinflußt. Die Meinungen unserer Kollegen? Auch sehr wichtig, aber auch zu wenig. Zu sehr von ihrem individuellen Gesichtspunkt beeinflußt. Jene allgemeine Meinung jedoch, die wir aus der Summe von Zeitungskritiken heraushören, die ist befruchtend, anregend, auch wenn sie ganz chaotisch ist. Wie Erdgeruch jener Erde, aus der Antäus seine Kräfte sog.

Es ist außerordentlich wünschenswert, daß man Gebäudekritiken schreibe.

Du und ich

Vier Sonette von Otto Folberth

1.

Du hast die unauslotbar tiefen Augen,
ich hab' die schwielig-schweren Männerhände.
O, daß ich deiner Seele Siegel fände!
Und du denkst: könnt auch ich zum Tragen taugen!

So lass' mich denn an deinen Brüsten saugen
und du ruf mutig deiner Sehnsucht: wende!
Verkettet' Sein führ' uns zu reifstem Ende,
lass' kühn uns in der Liebe Wirrnis tauchen!

Wenn wir in Sonnenflügen wagen höher
als Säumige zu wählen unsre Wege,
dann bist mein Auge du, ich deine Flügel

und brausend schlage ich, ein blinder Seher,
der Wolken Widerstand zurück und hege
dich stolz stets in des hohen Sattels Bügel.

2.

Du bist der See und ich bin dein Gestade.
Bald spielst du sanft mit mir, bald wirfst du Wogen
und brandest schäumend in dem weiten Bogen
des Ufers, dem du rückzollst reiche Gnade.

Denn könntest folgen du je besserm Rate,
als, von dem unheilvollen Sturm betrogen,
das harte Ufer, das dir blieb gewogen,
aus Dank zu streicheln, wo es auch dich lade?

O, walle, woge zu! Ich bleib dein Ufer
und glätte alle deine Wellen wieder
und harre stets am Saume deiner Fluten.

Ich bin, wo du. Bin deiner Seele Rufer.
Sinkst du? Ich sink' ins Wehe mit dir nieder.
Und steigst du? Steig' ich mit dir auf zum Guten.

3.

Du bist die Saite, ich der Fiedelbogen.
Wir liegen stumm, so keiner wagt zu streichen
die schlaffen Fäden. Das geringste Zeichen
erweckt uns aber, straffer angezogen. . .

Da komm' ich leicht zu dir herangeflogen
und streichle mild wie Frühlingswind die weichen
und klingend erst erblühenden, noch bleichen
Geäder deines Blutes schleierumzogen.

Doch sieh! Schon bäumt mein Bogen ausgelassen
und winkt und springt und geigt die tollsten Spiele.
Kannst aber tragen du solch' Willen immer?

Und wirst du niemals seine Stärke hassen?
Wohl — weine oder jauchze seinem Ziele,
du Zarte, zu! Nur, Saite, reiße nimmer!

4.

Ich bin der Halm, du bist der Tau der Nächte,
nach dessen Reinheit ich mich durstig sehne
an schwülen Tagen, da ich müde lehne
und lechze, daß mir Liebe Labung brächte.

Da nahst du endlich mir auf leise, rechte,
geheime Liebesweise. Rieseln schon ich wähne
längs meines Leibs zu spüren. Und ich dehne
und strecke tränend mich, als ob ich zechte.

Auf einmal fließt zusammen du zum Spiegel,
in dessen Mitte schwimmt ein Körnchen Goldes.
Im Spiegel neigt und blickt mein schlanker Leib sich.

Doch zieht das Gold uns nieder zu dem Hügel
und trotz des Amorn reich gewährten Soldes
verliert dein Tropfenspiegel tropfenweis' sich.

Wesen und Formen unserer Religiosität

Von Alfred Pomarius (Schluß)

Unter allen religiösen Epochen und Wandlungen des deutschen Geistes ist dem sächsischen Volkscharakter am angemessensten gewesen die auf den Pietismus um die Mitte des 18. Jahrhunderts folgende Zeit des Rationalismus. Er ist nicht zu verwechseln mit der Orthodoxie, die 100 Jahre vorher herrschte, denn diese letztere war supranaturalistischer Art, d. h. sie unterwarf nicht die religiösen Lehrwahrheiten der Kritik des gesunden Menschenverstandes, sondern umgekehrt. Das hindert auch die Verwandtschaft beider Richtungen im Geiste der Wissenschaft nicht; nur war das Prinzip des wissenschaftlichen Geistes der Orthodoxie die Autorität, das der Rationalismus die Kritik. Und das setzt nun wieder andererseits einen epochemachenden Unterschied zwischen die so entstehenden Geisteshaltungen: denn die Orthodoxie bedeutet nichts anders als das fortwirkende Mittelalter, Aufklärung und Rationalismus aber den endgültigen Bruch mit ihm. Schon das im ersten Abschnitt Gesagte läßt erkennen, daß hier sächsischer Volksgeist und objektiver Zeitgeist sich gegenseitig stark annähern mußten. Und so hat es einen tiefen Sinn, wenn Fr. Teutsch vom Rationalismus sagt, daß er auch hier viele Jahrzehnte hindurch die Herrschaft inne hatte „nicht nur in der Kirche, sondern im ganzen Leben" (II. p. 114). Ich glaube, daß das sächsische Volk keiner vom Mutterlande herüberschlagenden Geisteswelle vollständiger gefolgt ist als dem Rationalismus. Die moralisierende Tendenz seiner Religiosität vor allem fand in ihm den entsprechenden

Nährboden. 1779 erhalten die Dechanten den Auftrag bei den Predigten der Pfarrer darauf zu sehen ob sie den reinen Glauben boten, da sie anfingen mehr moralische Themen zu behandeln; im Burzenland gab es Prediger die Christi Höllenfahrt untersuchten und den Zustand nach dem Tode als Traum darstellten. (Teutsch II. p. 146). „Hin und wieder trat an Stelle Gottes die Gottheit, auch in Ansprachen an die Synode verdrängte bisweilen Numen den persönlichen Gott" (Teutsch II. p. 202). 1789 richtete M. V. Bruckenthal an die Synode eine Eingabe in der die Ausmerzung der „mystischen und orientalischen Ausdrücke" aus der Liturgie verlangt wird, der „morgenländisch-hyperbolische" Gang der Bußgebete gerügt wird, die Kirchenlieder als geschmacklos bezeichnet werden; hervorragende weltliche Glieder der sächsischen Gesellschaft standen hinter dieser Eingabe.

In diesen und ähnlichen Zügen spiegelt sich die Wirkungsweise und das in die breitesten Schichten gehende Eindringen des Rationalismus wieder. 1793 erschien in Hermannstadt, 1805 in Kronstadt je ein neues Gesangbuch, die ein Jahrhundert im Gebrauch blieben. In beiden fehlt Luthers „Ein feste Burg", offenbar als zu schwärmerisch! „Die verstandesmäßige Reflexion herrschte vor, die meisten Lieder enthalten allgemeine Betrachtungen über Gott, die Pflichten des Menschen, über die Tugendmittel" (Teutsch II. p. 251). „Der Pfarrer war ausgesprochener Rationalist, die Tugend das Ziel des Lebens, moralisch sollte der Mensch sein, seine Pflicht erfüllen, dem Nebenmenschen helfen und dann Gott vertrauen. Das Religiöse trat im Gemütsleben zu Tage, das gerade auf dem Pfarrhof in reicher Fülle quoll." (Teutsch II. p. 314).

Alle diese Züge passen genau in das allgemeine Bild der Religiosität unseres Volkes hinein, das wir bisher entworfen haben. Der Rationalismus der Aufklärung ist eine ganz bestimmte Form der Herrschaft des wissenschaftlichen Geistes; man hat über alles seine „vernünftigen Gedanken" man unterwirft alles einer Kritik des „gesunden Menschenverstandes". Dieser damals oft und mit Stolz gebrauchte Wahlspruch verrät ziemlich durchsichtig, daß dieser wissenschaftliche Geist stark mit zweckhaften ökonomischen Zügen durchtränkt war; das prägt sich darin aus, das die Grundsätze der an die Dinge herangetragenen Kritik selbst in naiver Kritiklosigkeit „dogmatisch" von dem versteckt ökonomischen Prinzip ihrer „Verwendbarkeit" zu gewissen intellektuellen Zielen diktiert waren. Es wird daraus verständlich, daß aus der Religiosität damit das tiefe metaphysische

Ethos verschwand und sich in ein oberflächlicheres, von Glückseligkeitsneigungen getragenes Moralisieren verflüchtigte. Wenn Teutsch erwähnt, daß das sächsische Volk sich auch von den Auswüchsen des Rationalismus ferngehalten habe, so ist dies wohl nur auf die wissenschaftlichen Auswüchse streng gemeint, von den spezifisch religiösen Auswüchsen aber, nämlich an Stelle der Religion ein seichtes Moralisieren treten zu lassen, dürften wir wohl nicht freizusprechen sein. Die Herrschaft des Rationalismus über unsere Volksseele war so stark, daß das Zeitalter des deutschen Idealismus und der Romantik vorübergingen, ohne von ihr bemerkt zu werden. Ich halte das für sehr bedeutsam gerade für die Beurteilung unserer Religiosität. Denn auch im deutschen Idealismus herrschte der theoretische Geist, aber in seiner metaphysischen, also spezifisch religiösen Ausgestaltung. Aus unserem Teilhaben am theoretischen Geist folgt also schon a priori daß Metaphysik eine für unsere Volksseele mögliche, ja naheliegende Form der Religiosität darstellt. Trotzdem haben wir nie einen Metaphysiker gehabt. Das bedeutet, daß Religiosität auch in dem durch den Volkscharakter mitangelegten theoretischen Typus bisher noch nie zum aktiven Lebensmittelpunkt geworden ist.

Infolge dieses charakteristischen Überspringens der Strömung des Idealismus und der Romantik ging unser Geisteslebens aus dem Rationalismus des 18. Jahrhunderts sofort in die so verwandte Geisteshaltung des exaktwissenschaftlichen utilitaristischen 19. Jahrhunderts über, die in ihm auch heute noch vorherrscht.

Daß diese Geisteshaltung die Religiosität allerorten negativ beeinflußt hat ist eine längst bekannte Tatsache. Bei uns, wo die religiösen Wellen nie hoch gegangen sind, ist der Unterschied gegen andere Zeitalter nicht so groß, wie sonstwo, und die Beharrlichkeit des Volkscharakters strenger gewahrt. Es ist charakteristisch, daß breite Kreise der Bevölkerung in dem Augenblicke, wo sie mit einer Schichte wissenschaftlicher Bildung in Berührung kommen, dem religiösen Indifferentismus verfallen, auch wenn sie unmittelbar im Bauerntum wurzeln. Trotzdem wir ein Bauernvolk sind hat das Bauerntum bei uns nicht die Kraft besessen den Stempel einer traditionellen stärkeren religiösen Gebundenheit dem Gesamtvolk aufzuprägen. Das zeigt besonders der siebenbürgisch-sächsische Geistliche des 19. Jahrhunderts. Seine Hauptleistungen sind nicht auf religiösem sondern ausgesprochen auf wissenschaftlichem Gebiete zu suchen. Das hängt nun zweifellos damit nicht wenig zusammen, daß alle unsere Geistlichen durch das

Lehramt hindurchgehen mußten, aber dies allein würde zur Erklärung doch nicht ausreichen. Denn gesetzt wir wären ein stark religiöses Volk so hätte unser Schulbetrieb und unsere Lehrerschaft religiös-geistliches Gepräge; es ist aber umgekehrt, Schulbetrieb und Lehrerschaft sind weltlich-wissenschaftlich und dieser Charakter pflanzt sich auf die Geistlichkeit fort. Indem ich dieses schreibe fällt mir das „Siebenbürgen"-Heft der „Ostdeutschen Monatshefte" in die Hand, wo in einem Aufsatze über den sächsischen Volkscharakter von Reimesch der Satz steht: „Es ließe sich eine interessante Abhandlung über das Thema schreiben ob die Sachsen eine kirchliche Schule oder eine Schulkirche haben." Es besteht nach dem hier Festgestellten wohl kaum ein Zweifel, daß das letztere der Fall ist. Das 19. Jahrhundert wurde eine Zeit reich aufblühenden einzelwissenschaftlichen Lebens bei uns, auf dem Gebiet der Geschichte, Volkskunde, Sprachforschung und der beschreibenden Naturgeschichte, dessen Träger vor allem, die sächsischen Lehrer und Geistlichen waren. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in dieser freudigen Gefolgschaft, die unser Volk damit dem Geiste der Zeit leistete, sich eben ein tiefer Kern seines Charakters aussprach, nämlich seine Neigung zur empirisch sachlichen Form des theoretischen Geistes. Man braucht nur zu fragen, weshalb in der über 50 Jahre dauernden Epoche Kants und des deutschen Idealismus bei uns kein philosophisches Leben aufblühte, um die Richtigkeit dieses Urteils bestätigt zu finden.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß das religiöse Leben bei uns im 19. Jahrhundert ausgestorben sei. Als traditionelle Sitte von nicht so starker Wurzelhaftigkeit wie bei vielen anderen Bauernvölkern geht der Rythmus des religiös-kirchlichen Lebens in unseren Dörfern weiter; und wo sich bei uns geschlossene Geistespersönlichkeiten entwickeln ist dies bei uns auch, so wie sonstwo, ohne das Mitklingen eines religiösen Akkordes nicht möglich. Die Form der Religiosität die dann bei uns auftritt könnte man einen klassischen Rationalismus nennen.

Als seine charakteristischen Vertreter, nicht allein für ihre Zeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunders, sondern bis auf den heutigen Tag, nenne ich hier Stefan Ludwig Roth, Georg Paul Binder und Georg Daniel Teutsch.

Den gemeinsamen Grundzug, der durch die religiöse Art dieser Männer geht, mögen folgende drei Zitate belegen:

„Ich glaube nicht zu fehlen, wenn ich annehme, es könne jemand

den Grund der Religion oder des Glaubens an das Ewige und Überirdische recht gut im Gemüte aufnehmen, ohne deshalb auf seine ebenso göttliche Vernunft Verzicht leisten zu müssen" (St. L. Roth, zitiert nach Oberth: St. L. Roth, I. p. 15).

„Ich wurde entschiedener Rationalist, ohne jedoch bei dieser rein natürlichen Grundlage meines Christentums weder an Hochachtung und Ehrfurcht gegen den von Gott gesandten, jedoch menschlichen Stifter derselben, noch an Innigkeit und Gemütserhebung meiner Religion überhaupt auch nur das mindeste zu vermissen und verloren zu haben. In dieser rationalistischen Ansicht beruhige ich mich bis zu dieser Stunde." (G. P. Binder, zitiert aus Teutsch II. p. 346).

„Es gibt einen Rationalismus, das Prinzip, welches der Vernunft als dem dem Menschen von Gott geschenkten Strahl seines Geistes, das Recht der Prüfung einräumt in allen Verhältnissen, die demnach auch alle historisch in dem Menschengeschlecht entwickelten Formen der Religion, also auch die christliche nach der Forderung des Apostels selbst, der Prüfung unterwirft. Dieser Rationalismus, das Prinzip der Geistesfreiheit gegen die Fesseln jeder äußeren Autorität, ist die Mutter des Protestantismus." (G. D. Teutsch, zitiert aus Teutsch II. p. 418).

Diese drei Gestalten verkörpern am reinsten die religiösen Möglichkeiten, die uns Sachsen bis ins 20. Jahrhundert hinein offen stehen. Auch bei ihnen finden wir den alten sächsischen Grundzug, daß das höchste ethische Werterlebnis das Volkstum ist; das Volkstum ist recht eigentlich ihre Religion. Das reine religiöse Erlebnis von den letzten Dingen ist dagegen bei ihnen nicht der mit dem Blute des Herzens gedüngte Acker der täglichen Lebensarbeit, sondern ein in Mußestunden der Seele schlicht bepflanzter Sonntagsgarten. In ihrem geistigen Lebenskreise spielt die Wissenschaft eine große Rolle, bei Binder in Form einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung bei Teutsch als Erlebnis der Geschichte. Bei St. L. Roth aber tritt nun in den Mittelpunkt der Persönlichkeit jene besondere Verbindung sozialen und theoretischen Geistes, wie sie das Wesen des Erziehers ausmacht. Jeder Volksführer ist in gewissem Maße auch Volkserzieher, aber für St. L. Roth bedeutete Erziehen das befruchtende Zentralerlebnis seiner geistigen Welt und er mußte das größte Opfer seines Lebens bringen, als er gezwungen wurde aus dem Lehrerstand in den des Geistlichen überzutreten. Trotz diesem Widerstreben Geistlicher zu werden, ist Roth doch wohl eine stärkere religiöse Persönlichkeit ge-

wesen als die beiden mit ihm hier zusammen genannten großen Sachsenbischöfe. Und das deshalb, weil in dem reinen pädagogischen Erlebnis ohne Zweifel ein bedeutendes religiöses Moment steckt, das von den starken Wurzeln herrührt, mit denen jenes Erlebnis im sozialen Weltgebiet verankert ist; positiv kann man dies religiöse Moment vielleicht als das Werterlebnis der reinen Humanität bezeichnen, als das Erleben der Ehrfurcht vor der geistigen Eigenart des Mitmenschen und der Liebe zu ihr.

Es ist kein Zweifel, das wir in dieser bei Roth in Reinheit gegebenen Fähigkeit zum pädagogischen Erlebnis an einen bisher nicht genannten Zug unseres gesamten Volksgeistes rühren. Wir sind pädagogisch oder besser — was von der starken Anleihe am wissenschaftlichen Geist herrührt — überwiegend lehrhaft veranlagt. Dafür ist der beste Beweis das im Verhältnis zu unseren materiellen Mitteln zu allen Zeiten gut und stark ausgebaute Schulwesen. In der Schule treffen sich unser Drang zu volksorganisatorisch- und volkserzieherischer Tätigkeit mit dem Drang zur Wissenschaft; und daß diese Schule kirchliche Schule ist, ist natürlich, wo doch die Empfindung der Kirche als nationalen Instrumentes im Volkscharakter stark angelegt ist. Zieht man nun noch die Humanitätskomponente, die aus dem pädagogischen Erlebnis in unsere Religiosität einfließt, in Betracht, so sind wohl alle ihre beachtenswerten Färbungen aufgewiesen und es möge mit ihrer Erwähnung die vorliegende Studie geschlossen werden.

Nur ein kurzes Schlußwort über die Entstehung der hier gegebenen Ausführungen sei noch hinzugefügt. Ich habe im Aprilheft der Zeitschrift „Ostland" in einem Aufsatze über das geistige Wesen der jungen deutschen Generation Siebenbürgens gesagt, daß unser Volk im Grunde areligiös sei. Der vorliegende Aufsatz nun wurde vor allem geschrieben um dem dort gefallenen Wort diejenige Bedeutung zu geben, in der es aufgefaßt werden will und um den Anschein abzuwehren, als solle über ein ernstes geistesgeschichtliches Problem mit einem Nebensatze hinweggegangen werden. Die Untersuchung hat gezeigt, was der Wahrheitskern jener summarischen Feststellung ist, daß er nämlich darin besteht, daß unser Volk die elementare Gewalt religiöser Triebkräfte nie gespürt hat, daß es keine eigentlichen religiösen Zeiten und religiösen Persönlichkeiten aufzuweisen hat. Daß es und inwieweit es trotzdem — weil in ihm starke Kulturkräfte wirksam waren — nicht ohne religiöses Leben war und ist, bildet nun die notwendige ergänzende positive Seite zu den im Hauptpunkt negativen Ergebnissen.

Epigramme

Von Konrad Sile

Wenn die Pastoren von der Kanzel
es uns auf protestantisch sagen:
Der selige Luther würde gar hurtig
lernen, wieder das Kreuz zu schlagen.

Sie nennen sich „Gläubige"

Wo das Denken aufhört, fängt erst der Glaube an.....
Wie konnten sie zum Glauben wohl gelangen?
Sie haben erst zu denken doch gar nicht angefangen!

Wenn Kinder beten

Wie süß ist es, wenn Kinderchen beten.
Der himmlische Vater fühlt sich geehrt.
Wenn sie es einstens nicht besser erlernen,
so hat man sie was Rechtes gelehrt!

Die Leute

Die Leute pflegen anzufangen
zu denken, wenn der Knopf ihnen aufgegangen.
Dann nehmen sie den Hut in die Hand
und haben Glück. Mehr als Verstand.

Jugendbegeisterung

Mich können nimmermehr täuschen
Die — weil jung — begeistert sich tummeln.
Ich weiß, wie die Jungen zwitschern,
So werden im Alter sie brummeln.

Heutzutage

Das Leben heut' ist schwer und teuer
Und schwer vom Wert zu scheiden ist das Schäbige.
Denn heute droht mit einem „heutzutage"
Das Heute gegen alles Ewige.

Zusammenklang

Von Alfred Herrmann

Nirgend wird uns die alles umspannende und tragende Kraft der Religion, wahrer Religion, bewußter und wirklicher als dort, wo sie in die gegebene Alltagsnot hineingestellt wird. Religion ist eben von der Art, daß sie ganz ernst, restlos ernst genommen werden muß, damit man von ihr überhaupt reden könne. Von Gott in evangelischem Sinne geredet, bedeutet nicht mehr und nicht weniger als mit dem, was wir in den Glaubenszeugnissen in Bezug auf den Menschen lesen, sofort Ernst machen. Das heißt, um ein Wort der Bibel zur Veranschaulichung zu nehmen: das Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Kraft. I. Kor. 4, 20. Es redet hier Paulus von der Kraft der göttlichen Herrschaft mit einer Gewißheit im Anspruch, die uns fast vermessen vorkommt. Und doch belehrt uns die kürzeste Überlegung, daß eine solche Stellung nur möglich ist auf dem Hintergrund, daß Paulus in seinem Leben die Botschaft, die er empfangen hatte, ganz ernst nahm.

Ich habe gefunden, daß die Menschen von heute vielfach in einem Gedanken sich bewegen. Es ist der Gedanke, daß wir an Tiefe des Lebens verloren haben. Und zahllos sind die Vorschläge und Wege, auf denen der moderne Mensch es versucht, nicht nur zu einer Lebens- oder Weltanschauung zu kommen, sondern zu einem echten, tiefen Lebensbewußtsein. Sehen wir noch näher zu. Wer hat in der modernen Arbeitsweise volle Befriedigung gefunden? Wer hat nicht seine Tage mit dem, was er als Bestes in sich empfindet, bezahlt? Wem unter uns wäre das Wort von der sozialen Frage fremd oder wer, um ein anderes Gebiet zu berühren, ist nicht der Überzeugung, daß wir bei den bestehenden politischen Verhältnissen einer Katastrophe zutreiben, ärger als die, aus der wir kaum entkommen sind? Wie ernst uns diese Fragen brennen, wird uns deutlich, wenn wir die Zahlen der Geldsummen lesen, die aufgewendet werden, um nach bestimmten Grundsätzen die soziale Not durch Waisenhäuser, Fürsorgestellen, Asyle aller Art, Wohnungsdarlehen usw. zu lindern oder durch verbilligte Fortbildungsmöglichkeiten die Leistungsfähigkeit des Einzelnen zu heben. Was lassen sich Völker und Staaten den Völkerbund kosten neben den Unsummen an Ausgaben für den Apparat, den wir zur Sicherung des Friedens notwendig erachten. Auf direktem und indirektem Weg wird nach verschiedenen Systemen oder Grundsätzen daran gearbeitet, daß Sicherung geschaffen werde gegen die

unheimlichen Mächte, die das Wohl der Menschheit bedrohen. Wer aber unter uns empfände nicht zugleich mit der Bereitstellung der Mittel für diese Zwecke auch die Unzulänglichkeit und Ohnmacht dessen, was wir da an Hilfsmitteln aufbieten! Und nun kommen wir Menschen, soweit wir religiös sind, und fügen zu dem ganzen organisierten Aufgebot der Wissenschaft, der Politik und Klugheit, des guten Herzens und der sittlichen Verantwortlichkeit auch noch die Anrufung Gottes im Gebet und — stehen erst recht unter dem Schwert.

Es gibt nun allerdings eine Auffassung, die sich mit der gekennzeichneten Sachlage abzufinden sucht. Das ist das Wort von der Naturgesetzlichkeit alles Geschehens. Aber gerade an diesem zerreibt sich unser Denken und unser ganzes Dasein ist ein Kampf gegen diese Auffassung. Jeder Arzt ist ein lebendiger Protest gegen die Anerkennung der absoluten Naturherrschaft. Und auf allen andern Gebieten des Lebens wiederholt sich das gleiche Schauspiel eines heroischen Menschenkampfes gegen die ehernen Gesetze des Chaos. So wächst aus uns selbst die größte Anfechtung der Unterwerfung des Menschen unter das Naturgeschehn. Wer in seinem Leben jemals im Kampf gestanden ist mit dem Anspruch der Natur: sie walten und allein geschehen zu lassen, der hat Augen dafür bekommen, was es um den Wert einer wirkenden Religion ist. Dem ist rein als Möglichkeit die Tragweite des oben angeführten Pauluswortes klar. Reich Gottes, nicht Worte .., sondern Kraft. Heute stehen wir in unsern menschlichen Erfahrungen dort, daß dies Zeugnis wieder einmal ganz ernst genommen werden wird. Es ist weithin der Aberglaube verbreitet, Christentum sei ein ausgezeichnetes Volkserziehungsmittel, nachdem es ja als Weltanschauung vor der siegreichen Naturwissenschaft und Philosophie eigentlich kapitulieren mußte. Christentum wird als eine anschauliche Form des Idealismus angesprochen, durch dessen die reale Welt vergoldenden Trost die Armen im Geist und Beutel sich zurechtfinden. Der Vollmensch aber weiß es besser. Warum versagt dann aber sein Besserwerden gerade den brennendsten Nöten gegenüber. Warum kam es zum Weltkrieg, als es gerade für alle, wie ja der Ausgang beweist, am klügsten gewesen wäre, sich zu vertragen. Warum bricht gerade im ungeeignetsten Augenblick ein Streik aus, trotzdem sich die Streikenden an den Fingern ausrechnen können, was der Erfolg sein wird. Die Feststellungen dieser Art lassen sich ja leicht vermehren und es läßt sich ja auch darauf antworten. Die Gegensätzlichkeit aber wird durch kein „darum" aus der Welt geschafft, die Gegensätzlichkeit, die

zwischen dem Anspruch des Menschen und der ganzen Wirtschaft auf Friede, Brot und Gemeinschaft besteht und den entgegenstehenden Kräften, die uns immer wieder von der scheinbar gesicherten Stellung zu Boden schleudern. Diese Sachlage bestand von jeher. Gewiß. Aber darin liegt auch keine Rechtfertigung, vielmehr empfindet jedes Geschlecht, wie jeder Einzelne seine Not und seinen Anspruch als eine Aufgabe, die er zu lösen hat.

In dieser besondern gegenwärtigen Not und Aufgabe aber finden wir den Ort, wo uns Gott begegnet. Diese religiöse Ausdrucksweise ist nun nicht eine zufällig individuell bedingte, sondern sie liegt im Wesen der Sache selbst. Das heißt aber, sie liegt im Menschen. Es gehört zum Menschsein Religion, wahre lebengestaltende Religion zu haben. Solche Religion ist keine Flucht, sondern eine Erkenntnis, die aus dem Urgrund des Menschentums in entscheidender Stunde quillt.

An dieser Stelle des Daseins begegnen sich der Mensch und die Kräfte, für die wir keinen anderen Namen haben als Gott. Vor nackte Wirklichkeit gestellt sieht der geschärfte Blick mit der Klarheit blitzartigen Aufleuchtens den Ort, wo er steht, und wird der Beziehungen inne, in denen er steht. Das Wort wird ihm anschaulich in der eigenen Sachlage, von dem die Bibel redet und das ein Heutiger so ausspricht: „Der Tag ohne Dich ist die Sünde."

Dies Wort erhellt unsere Not und unsere Hilfe. Da ist nicht die Rede im allgemeinen von Großstadtelend und Arbeitsnot, von Pazifismus und Abrüstung, sondern nur von zweierlei, von mir und meiner Not und dem Du. Daß aber dies Du uns dort entgegenkommt, wo wir mit allem von uns aus zu Ende sind, das ist Sicherheit und Lösung.

Ganz einfach gesagt heißt das: in den Städten, in den Fabrikshallen, in den Bankräumen muß die Sonne aufgehen. Genau dort, wo es am dunkelsten und schwersten ist. In der Seele des hastigen, genußsüchtigen, mechanisierten, raffenden und zugleich weichen, kindlichen — kurz, ganz kreatürlichen modernen Menschen — muß sich das Sonnentor auftun. Wo sollte es auch sonst sich finden, wenn nicht im Zentrum der Welt, in der Seele des Menschen. Was für einen Sinn hätte es, einen zweiten grandiosen Auszug aus Ägypten den Adamssöhnen der Gegenwart zu predigen, wo doch der ganze Erdball Ägyptenland mit Fron und Fleischtöpfen geworden ist oder durch den grotesken Exodus dazu würde.

Nein, mitten in der Steinwüste der Stadt, im Gewimmel der Maschinenhallen und in dem Knistern der Bankräume will und muß die Sonne aufgehen. Dort, wo der Mensch in seinem Eigensten ist, in

Kampf und Brand und Not tut sich das Sonnentor auf. Und diese Gottesgegenwart ist das Problem, um das wir ringen. Wir haben den Mut, zu der ganzen Gegenwart ein machtvolles Ja zu sagen aus dem Wissen heraus, daß sie nicht das ganze Leben ist und nicht das Ziel des Lebens. Über dem Hier und Heute geht die Sonne auf und das ist Ziel und Sinn des Lebens.

Dadurch, daß der Gott des Evangeliums zum Urgrund jeder Seele im Besonderen wird, weitet sich unser Sein zur ganzen Größe und es tritt die Wirkung der versöhnenden und erlösenden Kraft, nach der wir verlangen, an uns in Erscheinung und bringt in das Chaos unserer Beziehungen Harmonie, die wir als Bruderschaft und wahre Überwindung zum Frieden und zur Arbeit erleben.

Rundschau

Deutsches Operngastspiel in Rumänien. Man kann ohne Übertreibung feststellen, daß die Operngastspiele der Wiener Künstler für unsere Städte seit den Aufführungen der Matthäus-Passion in Kronstadt, den Brucknerfeiern und den Konzerttouren Edwin Fischers das bedeutendste musikalische Ereignis darstellen, das in seinem wesentlichen Gehalt nur mit ihnen verglichen werden kann. In unserer Bevölkerung ist im allgemeinen der Sinn für die Qualität nicht der Leistung, sondern des Unternehmens, seiner künstlerischen Ranghöhe und seines Schwergewichts nicht genügend entwickelt. So scheint es mir nötig, hier leidenschaftlich zu unterstreichen, daß nach Bach, Beethoven, Bruckner nun Mozart durch dieses Gastspiel für uns lebendig wurde, ja, daß die meisten unter uns ihn erst eigentlich kennen lernten. Das ist der Sinn dieses Ereignisses, alles andere sinkt daneben zur Bedeutungslosigkeit herab.

Hat man begriffen, was es bedeutet, daß die „Entführung", der „Figaro", der „Don Juan" nach Jahrzehnten zum ersten Mal wieder über unsere Bühnen gingen? Waren wir uns bewußt der göttlichen Schwelgerei, die sich uns bot? Wir durften atmen und leben in einer Welt der höchsten Schönheit, der Kraft, der Tiefe, des Adels. Der erlesenste Geist innerhalb der Götterwelt unserer musikalischen Genieen sprach zu uns in seinen größten, gewaltigsten, konzentriertesten Werken. Man kennt Mozart nicht ohne den Don Juan und den Figaro. Niewiederkehrende Glücksfülle, einmalige Gipfel nicht nur in der Musikgeschichte, sondern der Geschichte der Menschheit überhaupt stellen sie dar, die uns die Welt reicher, tiefer, köstlicher gemacht, eine neue Liebe zum Dasein, zum gesteigerten Dasein, in Tausenden entzündet haben. Was für das Privatleben des Einzelnen der Besitz einer wahren Geliebten, eines wahren Freundes ausmacht — eine unverdiente göttliche Gnade, eine Steigerung in ein intensiveres, reicheres Leben, — das sind diese Werke für die Menschheit Wir durften sie hören, daran teilhaben. Und wie die Natur uns in diesen Wochen einen unwahrscheinlich herrlichen Herbst bescherte, so goß die Musik ihr reichstes Füllhorn über uns aus.

Die Künstler zeigten sich ihrer wundervollen Aufgabe gewachsen. Die Grund- und Vorbedingung für alles weitere: ein inspirierter Dirigent und Direktor, Friedrich Gruber aus Bayreuth, war vorhanden. Er ist ein Mozart-Dirigent, feurig, beschwingt, zart und energisch zu gleicher Zeit. Er gab das Tempo, zauberte die Atmosphäre. Vorzügliche Künstler, zum Teil von bester Wiener Mozart-Kultur dienten mit all ihrem Sein und Können dem Kunstwerk. Ein vollkommenes Zusammenspiel ergab sich, das sich vor allem in den großen Ensemblesätzen auf das Schönste dokumentierte.

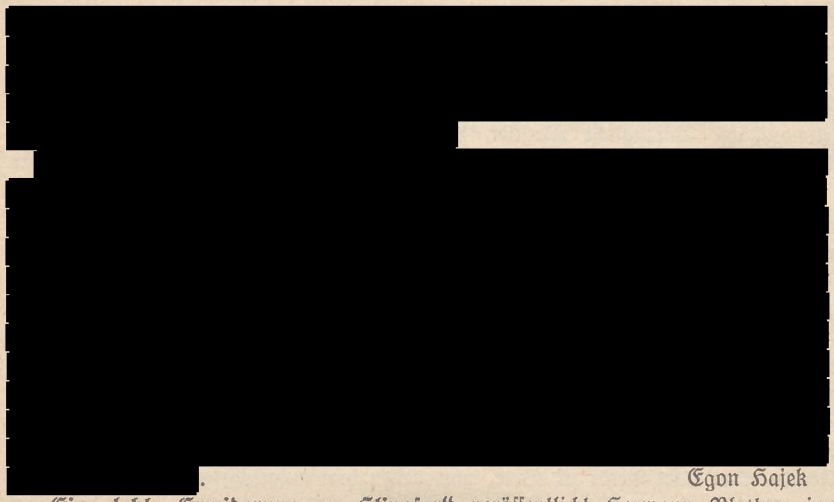
Von Einzelleistungen ragen hervor: Die Susanne und die Konstanze der Klara Musil, einer hochkultivierten, stilreinen Mozart-Sängerin, die ausdrucksvoll gestaltete Donna Elvira der jungen Floria Boiko, der außerordentliche Don Juan Taubers, der Figaro und Leporello Bandlers. Gesanglich erstklassig waren Anna Calab-Barthelmie und Artur Preuß, (der sich nachher in der „Fledermaus" auch als bedeutendes komisches Talent entpuppte). Zum Schlusse der Hermannstädter Spielzeit lernten wir in Dr. H. Krögler einen hinreißenden lyrischen Tenor kennen, von strahlend gesunden Stimmitteln, vorzüglicher Schule und bezaubernder Frische. Dies kam Verdi zu Gute, von dessen drei aufgeführten Opern vor allem der „Rigoletto" zum Sieg geführt wurde.

Den Wiener Gästen gebührt unser Dank, und ebenso den Veranstaltern der Tournèe, die, weil sie Mozart zum Mittelpunkt hatte, gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Konrad Nußbächer-Hermannstadt

So also waren die Opernaufführungen in Hermannstadt und vielen anderen Städten, daß sie in Kronstadt nicht denselben Eindruck auslösten, liegt hauptsächlich an den szenisch und akustisch schlechten Verhältnissen des Konzerthauses, die den sonst ziemlich kunstverständigen Kronstädtern zur Schande gereichen. Über dieses Thema wird noch zu sprechen sein. Anm. der Schriftleitung

Paul Richters 3. Symphonie in g-moll. Uraufführung durch die philharmonische Gesellschaft in Kronstadt. (22. November 1926)

[redacted]



Egon Hajek

„Eine letzte Erwiderung an Klingsor" veröffentlicht Hermann Plattner im Sieb. D. Tageblatt am 21. November, die als Schulbeispiel dafür gelten kann, daß eine Zeitung guten Eindruck machen muß. Bei unserem Kampfe gegen das Tageblatt hat es dessen Leitung stets vermieden, die gegen sie erhobenen Vorwürfe zu besprechen. Der Grund dafür ist klar. Läßt sie sich einmal herbei, über die Vorwürfe zu diskutieren, so merken ihre Abnehmer, die zum größeren Teil nur diese Zeitung lesen und dadurch im Urteil getrübt sind, daß beim Tageblatt nicht alles klappt, fangen mit einem Wort: zu denken an. Dies mußte vermieden werden. Andererseits konnte unsere Rundfrage nicht mehr ohne Erwiderung bleiben. Die journalistische Aufgabe war nicht leicht. Plattner löste sie in seiner ersten Entgegnung befriedigend, indem er uns „Gehässigkeit, Gekränktheit" usw. vorwarf und gleichzeitig auf die Geldknappheit des Blattes hinwies, die mehrere große Pläne bisher nicht habe verwirklichen lassen. Der Leser hatte nach diesem Aufsatz das Gefühl: das Tageblatt, die nationale Hochburg, ist von Volksschädlingen angegriffen worden, die böswillig genug sind nicht zu sehen, wie heldenhaft wir uns alle halten, obwohl uns das Geld fehlt.

Als ich nun im Novemberheft die Vorwürfe der Rundfrage in 10 Punkte faßte und aussprach, daß das Tageblatt Geld in genügender Menge habe, und es im übrigen auf Geld gar nicht ankomme, sondern auf die Leistung, war für Plattner die Aufgabe, seinen Lesern die Einzelheiten unserer Kritik nicht mitzuteilen, erschwert. Er löste sie auch nicht so gut, weil er rundweg erklärt, meine 10 Punkte nicht beantworten zu wollen. Eine so glatte Weigerung bedarf einer Begründung; sie wird gegeben, indem er unser Verlangen nach Antwort, das wir nie geäußert haben, als „Anmaßung" erklärt. „Wer ist denn der Klingsor?" fragt Plattner entrüstet. — „Daß er jeden Monat einmal zwei Bogen mit Druckerschwärze füllt[1])...",

[1]) Peinlich, daß mancher Mitarbeiter des Tageblatts dabei mithilft. — Wie leicht wäre hier zu fragen: „Wer ist denn Plattner, der täglich 8 Zeitungsseiten schwarz macht?", aber das Urteil darüber, ob seine oder meine schriftstellerische Tätigkeit durch geistige Berufung rechtfertigt wird, und darüber, ob in den drei bisher erschienenen Jahrgängen des Klingsor nicht fruchtbarere und unvergänglichere Arbeit geleistet wurde als in seinen Leitartikeln, kann heute schon jeder fällen, der ihn und mich liest; doch ich vermag auch die Prüfung durch die Zeit zu erwarten. Zum Bleibenden muß man sich den Weg bahnen; aber wieviele können es! Das Alltägliche ist das Notdürftige, das die Menge versteht; aber wie schnell vergißt man es! Warum also vom Notwendigen abgehen und sich über den Zeitungsbrustton aufhalten! Der Vorhang fällt darüber! Laßt ihm sein Blattgefühl!

was jeder „Hinz und Kunz, der das Geld dazu hat…" kann, gibt ihm „doch nicht das Recht, ein Blatt vom Range des Siebenbürgisch Deutschen Tageblatts zur öffentlichen Rechenschaftslegung aufzufordern." — Diese Rhetorik soll übertönen, weshalb Plattner zu meinen Feststellungen und besonders zu der von Reisner schweigen muß. So laut wie er hier hat uns noch keiner im Kampfe gegen das Tageblatt zugestimmt. Welcher Notausweg auch journalistischer Art! Man hätte ihn vermeiden können, indem man meine Punkte einzeln damit beantwortet hätte, daß der politisch schwere Stand des Volkes ihre Erfüllung verbiete. Das hätte dem Leser mehr gefallen. Bitte es in die Redaktionsinstruktion zu setzen! und ganz klein daneben, das ich zwar keinen Rechenschaftsbericht gefordert habe, aber der Meinung bin, daß ein von seiner Leistung so sehr überzeugtes Blatt die schweren Vorwürfe, die wir erhoben haben, zu sachlicher Auseinandersetzung bringen müßte, wenn es ihm nicht wie dem Tageblatt auf den Eindruck, den es zu machen weiß, sondern auf die Wahrheit ankäme.

Obgleich nach seiner Weigerung jedes folgende Wort an mich unnötig wäre, spricht Plattner auch über das Ziel unserer Rundfrage und meint, ich hätte mit „hahnebüchener Deutlichkeit" gesagt, es müsse „ein Wechsel in der Leitung des Blattes eintreten". Nun, das sagte ich nicht! Vor allem nicht, daß ich Plattner „stürzen" wolle. Was geht mich seine Person an, die unseren Kampf ewig nur auf sich zu beziehen vermag. Ich sagte: die Schriftleitung muß besser werden, für die Plattner verantwortlich ist. Warum sollte er nicht die Gabe haben, das Blatt besser zu machen? Er äußert doch, gleichsam den Thron besteigend: „Zillich mag wissen, daß ich mich stark genug im Vertrauen meines Volkes weiß", das er allerdings lieber nicht auf die Probe stellt. Manche Teile seines Volkes wie z. B. ich meinen ohnehin, es könnte nicht schaden, wenn dies und jenes besser wäre, aber sie sind in der Minderzahl und haben es immer gewußt, denn — wie gesagt — die meisten anderen lesen das Tageblatt. Auch will ich nicht nach Plattners Meinung mit „Rabarbergemurmel . . . hinter dem Vorhang des Klingsor" eine „Volksmenge vortäuschen", denn ich zeichne mit vollem Namen und habe meine eigenen Ansichten über Volksmengen. Doch bilde ich mir ein, daß Plattners Volk, wenn es noch Leben in sich hat, den Strömungen, denen der Klingsor dient, einmal in seinen maßgebenden Vertretern offen stehen wird, weil wir eben recht haben.

Plattner, der die Menge hat und braucht, wundert sich, daß „mit einemmal die Spatzen anfangen, auf Kanonen zu schießen". Nach dieser letzten Steigerung seines Pathos könnte ihn ein Witzbold ein für allemal als Kanone festlegen, mir aber ist es wichtiger, daß er die Verschiedenheit der Generationen, die ich als letzte Ursachenquelle unserer Gegensätze feststellte, ganz äußerlich faßt, als hätte ich je die Plattheit behauptet, nur die Kriegsgeneration sei arbeitsfähig und müsse sofort in den Konsistorien und anderen Oratorien Plätze erhalten. Ach was! Sie ist in ihren Köpfen der Überzeugung, daß nur eine tief empfundene Idee lebensgestaltendes Maß sein kann, und die taktisch-äußerliche Arbeit der Älteren unbefriedigend ist. Sie ist Vertreter einer neuen Lebensanschauung, nicht einer Wahlpartei. Sie will einen geistigen Sieg. Ein äußerer wäre heute ihr Schaden. Mit 45 Lebensjahren wird sie wie jede andere in die Kreisausschüsse eindringen. Also nur keine Platzangst: wir morden nicht, wir stürzen nicht, wir sind keine Kanonen! Aber auch keine Spatzen. — Dies dürfte Plattner der Blattkontinuität und Ruhe seiner Leser wegen ganz besonders von mir nicht behaupten, der in seiner Zeitung etliche Male sehr anerkennend beurteilt wurde.

Damit er unser Wollen etwas besser kennen lerne, weise ich ihn auf den Aufsatz von Nußbächer im Novemberheft des Ostland hin, außerdem auf viele Artikel über die Jugendfrage im zwei Bogen starken mit Druckerschwärze gefüllten Klingsor und vor allem auf den vorzüglichen Aufsatz im Tageblatt am 12. September „Zwischen Völkern, Ständen und Generationen" von seinem Redaktionsmitglied Dr. Theil. Wenn schon sein Blatt diese Dinge klar und bejahend betrachtet, ja warum mit Kanonen auf die Spatzen schießen, die zuerst davon gezwitschert haben!

Bum, bum, damit der Rückzug gedeckt sei, ist alte Strategie. Was verschlägt's! Das Tageblatt bemüht sich inzwischen wirklich besser zu werden. Dies festzustellen ist unsere Pflicht, denn wir beenden oder setzen den Kampf nicht „nach Belieben" fort, wie Plattner es uns anheimstellt, sondern nach dem Anlaß, den das Tageblatt, durchaus nicht Plattner, gibt.

Durch N. Iorga hat mein Aufsatz „Was die Siebenbürger Sachsen von den Rumänen halten" im „Neamul Rumânesc" am 25. Oktober eine Ablehnung erfahren.

N. Iorga betrachtet meine Ausführungen als persönliche Urteile über die Rumänen, wobei er annimmt, ich wolle eine moralische Minderwertigkeit aller Altrumänen feststellen. Da auch dem Aufsatz über das allgemeine Urteil der Rumänen über die Sachsen, den Lemeny im Klingsor veröffentlichte, in der Bistritzer Zeitung eine ähnliche Zurückweisung wurde, möchte ich betonen, was in meinem Aufsatz übrigens schon ausdrücklich ausgesprochen worden war, daß in beiden Artikeln eine landläufige Ansicht zur Äußerung gelangte, die keine objektive Richtigkeit beansprucht. Doch gründet sich natürlich auch eine solche Ansicht auf Erfahrungen. Unsere wenig günstige Meinung über den Rumänen des Altreichs ist beeinflußt durch die nach Siebenbürgen versetzten Beamten, während die Rumänen, die eine moralische Leichtfertigkeit unserer Jugend feststellen wollen, die größere Freiheit, in der bei uns Mädchen und Knaben aufwachsen, nach den Wirkungen zu beurteilen geneigt sind, die bei solcher Erziehung durch das lebhaftere Blut ihrer Jugend leicht eintreten würden, bei uns aber, einem schwerflüssigeren Geschlecht, kaum zu befürchten sind.

Warum aber die landläufigen Ansichten unserer Nationalitäten über einander mitgeteilt wurden, wird klar daraus, daß eine Lösung von Gegensätzen nur möglich ist bei ihrer Kenntnisnahme. Um so bedauerlicher ist es, daß das Urteil der Ungarn über die Rumänen nicht wiedergegeben werden kann, weil sich kein Verfasser für einen solchen Aufsatz finden ließ. Heinrich Zillich

Neue Bücher und Schriften

Jack London, Lockruf des Goldes. Roman. (Verlag Grethlein & Co., Leipzig). Der Abenteurer Jack London hat hier sein Meisterwerk geschaffen, die Gestalt des Spielers und Abenteurers, des prächtigen Burning Daylight, der als Goldsucher und Schlittenführer in Alaska, dann als mächtiger Finanzmann und Unternehmer in San Francisco ein großes Spiel spielt und durch eine Frau schließlich zur Ackerscholle findet. Was den Roman und selbst den beinahe lehrhaften Schluß weit und beglückend macht, ist die reine Luft, die daraus strömt: der Lebens- und Wagemut, die Phrasenlosigkeit, das männliche Prinzip der Kühnheit und der endgültigen Bescheidung auf sich selbst. So einfach und gradlinig ist wohl kaum eine Menschenwandlung gestaltet worden.

Hans Heyck, Die Halbgöttin und die Andere. Roman. (L. Staackmann Verlag, Leipzig, 1926). Der Verfasser des auch in unserer Zeitschrift rühmlich genannten Romans „Der Zeitgenosse" hat in diesem Werk, das abseits jeder Satire, die Irrsal deutscher Jugend in den letzten zwei Jahrzehnten schildert, kein eben großes Meisterstück geschaffen. Der Stoff des Romans — deutsche Jugendbewegung, aufgezeigt an vielen Gestalten in Frieden, Krieg und Gegenwart — ist sicherlich bedeutsam, die einzelnen Figuren zum Teil scharf gesehen, aber eben nur zum Teil. Der Hauptheld ist ein seltsames Produkt; er soll den reinen deutschen Jüngling verkörpern und ist bloß ein mit hundert Bedenklichkeiten belastetes unlebendiges Wesen, das ganze Leitartikel für Jünglingsblätter lebt und im Reden von sich gibt. Vor allem die Reden in diesem Buche, durch die der Verfasser aus seiner Anonymität hervor auf den Leser zutritt, sind durchaus verfehlt. Auch die wenig erbaulichen Urteile über politische Ereignisse möchte man missen. Die Sachlichkeit in Sprache und Gestaltung, die dem „Zeitgenossen" Wert gab, findet sich hier nur streckenweise. Heinrich Zillich

„Handbuch der Philosophie", herausgegeben von Alfred Baeumler und Manfred Schröter, Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.

Das Bedürfnis nach philosophischer Deutung der Welt- und Daseinsprobleme ist noch immer rapid im Wachsen begriffen. Die allgemeine geistige Lage der Epoche verlangt stürmisch nach Lösungen. Aber die ungeheure Menge der Literatur macht es nicht nur dem Neuling und Laien, sondern auch dem bereits tiefer eingedrungenen Studierenden nahezu unmöglich, ohne häufige und zeitraubende Mißgriffe die gerade für ihn wesentlichen Werke herauszufinden. Das Fehlen einer übersichtlichen Zusammenfassung des philosophischen Gesamtgutes wurde unter diesen Verhältnissen schon längst schmerzlich empfunden, und so darf ohne Übertreibung behauptet werden, daß das eben jetzt im Verlag Oldenbourg erscheinende, von A. Baeumler und M. Schröter herausgegebene „Handbuch der Philosophie" ein Standardwerk allerersten Ranges darzustellen berufen ist. Das in monatlichen Lieferungen erscheinende Werk wird alle philosophischen Disziplinen knapp gefaßt systematisch behandeln und in leicht zugänglicher Weise Übersichten über die einschlägige Literatur geben, so daß also der Fachmann wie der Studierende an ihm jederzeit einen verläßlichen Führer haben wird. Das Gesamtwerk gliedert sich in fünf Abteilungen (Bände), von welchen die vier ersten die abendländische, die fünfte die morgenländische Philosophie behandeln. Abteilung I bearbeitet die Grunddisziplinen, Abteilung II Naturphilosophie, Religionsphilosophie und Philosophie des Geistes, Abteilung III „Mensch und Charakter", Ästhetik, Ethik, Psychologie, Charakterologie usw. und Abteilung IV die Probleme der Soziologie nnd Kulturphilosophie. Jede einzelne Disziplin ist nach historischen Gesichtspunkten aufgebaut, so daß sämtliche Epochen ihre systematische Einreihung finden. An dem Werk arbeiten 25 der bedeutendsten lebenden Kapazitäten mit. Bisher sind 5 Lieferungen aus verschiedenen Abteilungen erschienen, und zwar: „Ethik des Altertums" von Ernst Howald, „Metaphysik der Natur" von Hans Driesch, „Religionsphilosophie katholischer Theologie" von Erich Przywara und „Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft (2 Hefte) von Hermann Weyl.

Die Herausgabe in Einzellieferungen zum Preise von à 2·60 Mark macht auch dem weniger Bemittelten den Bezug des Werkes möglich. Druck und Ausstattung

sind vorbildlich. — Über jede der vier Abteilungen soll nach ihrer Fertigstellung ausführlich berichtet werden. Es ist aber zu hoffen, daß auch diese vorläufige Anzeige bereits das allgemeinste Interesse für dieses in seiner Art bisher einzig dastehende Werk wecken wird. Erwin Reisner

Mitteilungen der Schriftleitung

Zum Geburtstag von Viktor Kästner, der sich am 30. Dezember zum hunderstenmal wiederholt, veröffentlichen wir einen Aufsatz von Erwin Wittstock, in dem die nachhaltige Wirkung dieses Dichters auf unser Volk in lebendigerer Weise Wiedergabe findet als in einer nüchternen Untersuchung. In den mundartlichen Zitaten des Aufsatzes wurde die Rechtschreibung Kästners beibehalten. Wissenschaftlich beachtenswerte Arbeiten über den Dichter sind die Monographien von Rudolf Höuler (Vereinsarchiv XXXIX. 1913.) und die von Adolf Schullerus (als Einleitung zur Kästnerausgabe 1895).

Die in diesem Heft mitgeteilten Sonette Otto Folberths sind einem Gedichtband des Verfassers entnommen, der unter dem Titel „Sterne im Tag" als bibliophiler Privatdruck in nur 50 numerierten Exemplaren soeben erschienen ist. Bestellungen vermittelt der Klingsorverlag.

Am 1. Januar 1927 beginnt der 4. Jahrgang zu unveränderten Preisen. Wer sein Abonnement nicht kündigt, gilt als Abnehmer auch dieses Jahrgangs.

Umschläge zum Binden des 3. Jahrgangs sind in unserer Geschäftsstelle zum Preise von 20 Lei erhältlich.

Veranstaltungen unserer Geschäftsstelle
unter Leitung von G. Ongyerth

Dezember:

Erwin Reisner: Vortrag über die Kulturaufgabe der Philosophie in der Gegenwart.

Móricz Zsigmond: Vorlesung aus eigenen Werken.

Helge Lindberg (Bariton): Lieder- und Arienabend.

Emanuel Feuermann (Cello): Konzert.

Januar:

Konzerte des Kronstädter Geigers Willy Teutsch in mehreren siebenb. Städten. Am Klavier Robert Aspöck (Wien).

Beethovenfeiern zur Erinnerung an den 100. Todestag des Meisters: Alle Beethovensonaten für Violine und Klavier. Ausführende: Florizel von Reuter und Piroska Hevesi.

*

Zu Weihnachten erscheinen in unserem Verlage: O. Fr. Krasser: „Hermannstadt", mit Bildern von Lassy. Egon Hajek: Musik der Siebenbürger Sachsen. Heinrich Zillich: „Kronstadt" mit Zeichnungen von Fritz Kimm. 2. Auflage.

Verantw. Schriftleiter: **Dr. Heinrich Zillich, Kronstadt (Braşov)** Flachszeile 31—33
Verlegt und herausgegeben vom Klingsor-Verlag, Kronstadt
Gedruckt in der Markusdruckerei, Schäßburg

UTT Universal Test Target

Image Engineering

Image Engineering Scan Reference Chart TE263

L 46.0 a 64.0 b 35.0 | L 53.0 a -45.0 b 38.0 | L 18.0 a 24.0 b -61.0 | L 48.0 a -34.0 b -31.0 | L 49.0 a 56.0 b -14.0 | L 82.0 a 3.0 b 90.0 | L 64.0 a 20.0 b 19.0 | L 32.0 a 20.0 b 23.0 | L 1.0 a 0.0 b 0.0 D 2.4 | L 10.0 a 0.0 b 0.0 D 1.95 | L 15.0 a 0.0 b 0.0 D 1.72 | L 20.0 a 0.0 b 0.0 D 1.52 | L 45 a 0.0 b 0.0 D 0.84

L 50.0 a 0.0 b 0.0 D 0.73 | L 55.0 a 0.0 b 0.0 D 0.64 | L 85 a 0.0 b 0.0 D 0.18 | L 90.0 a 0.0 b 0.0 D 0.12 | L 95.0 a 0.0 b 0.0 D 0.06 | L 86.0 a -19.0 b -1.0 | L 85.0 a 13.0 b 0.0 | L 85.0 a -2.0 b -9.0 | L 87.0 a 10.0 b 18.0 | L 85.00 a -11.0 b 26.0 | L 86.0 a 13.0 b 7.0 | L 85.0 a -14.0 b -9.0 | L 85.0 a 4.0 b -6.0

Serial No. , Type: standard, manufactured by Image Engineering (www.image-engineering.de)